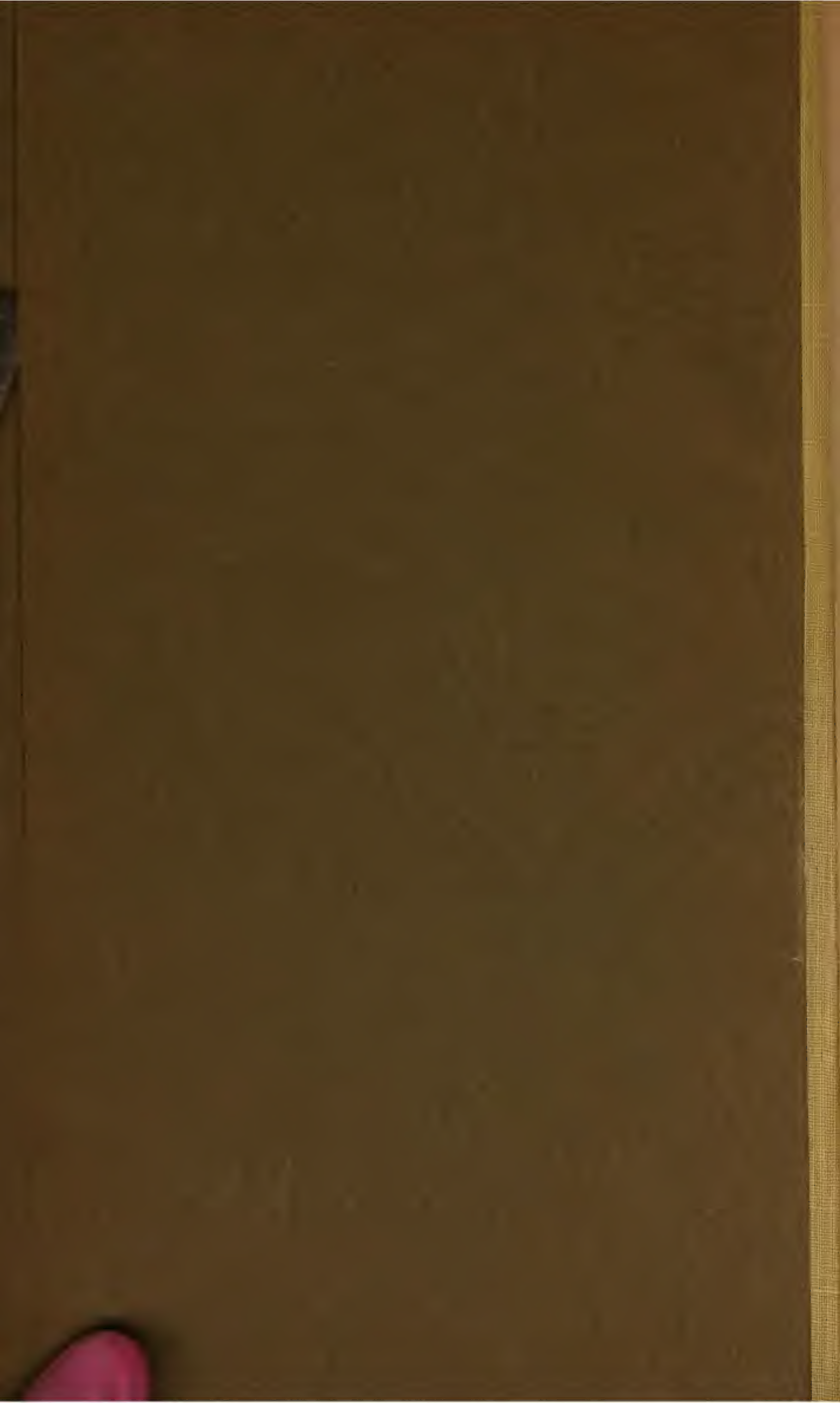




Hermes

oder

kritisches Jahrbuch der Literatur.

Drittes Stück

für

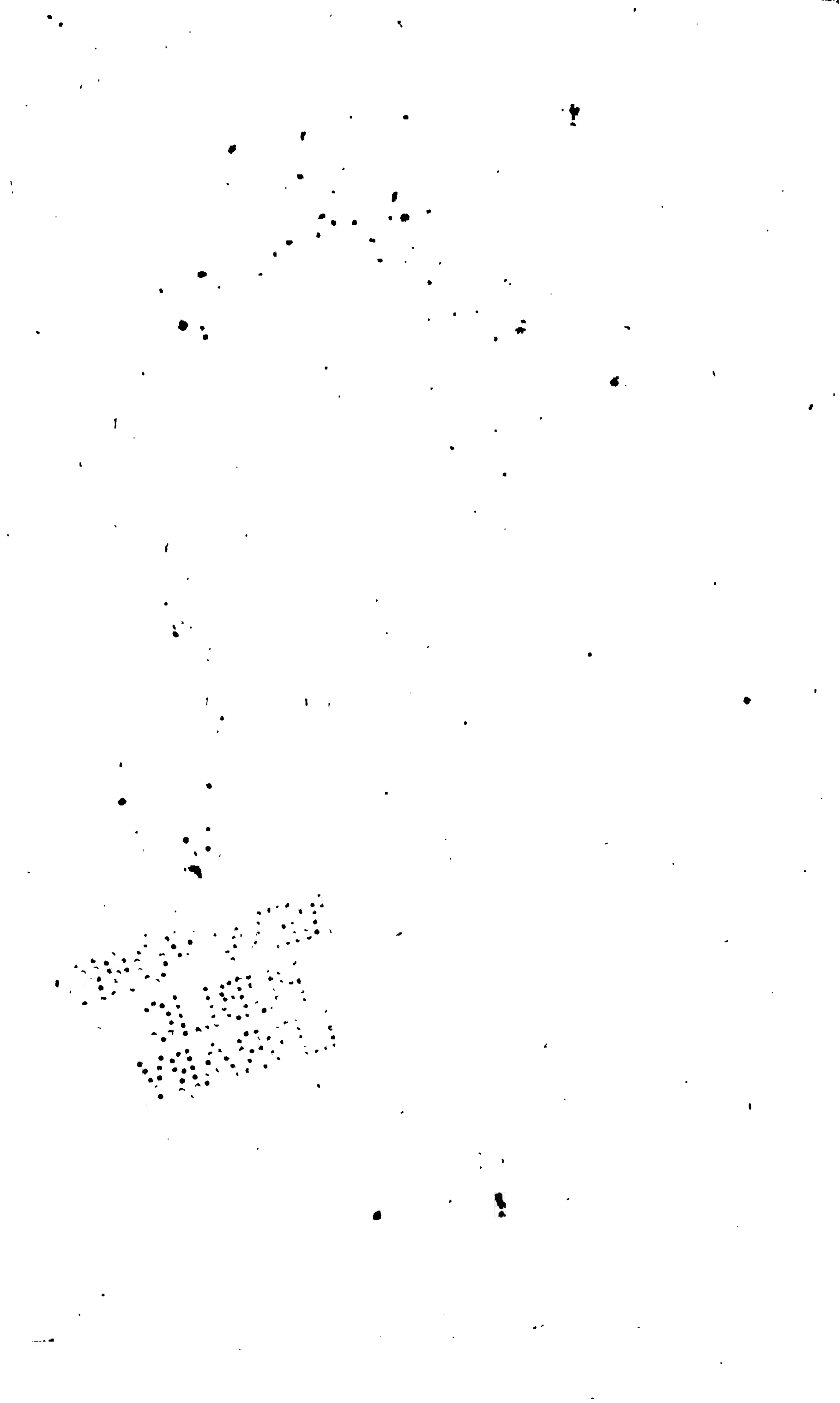
das Jahr 1823.

Nr. XIX der ganzen Folge.

Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 10 Thlr. und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.



Inhalt.

Vorwort.

Schon bei Lebzeiten des verewigten Stifters des Hermes war zwischen ihm und dem Unterzeichneten mehr als einmal davon die Rede, daß der letzte das Geschäft der Redaction übernehmen solle. Der Hermes, die Idee, von welcher die Anlage desselben ausgegangen war, hatte eine Verbindung zwischen uns veranlaßt, welche, ungeachtet die Entfernung nur eine flüchtige persönliche Bekanntschaft gestattet hatte, sich bis zur wahren Freundschaft erhoben zu haben schien, als der Tod sie allzufrüh wieder zerriß. Um so weniger konnte ich mich dem Vorschlage der Verlagshandlung entziehen, nunmehr ein Geschäft wirklich über mich zu nehmen, über dessen Grundansichten bereits so viel zwischen Herrn Brockhaus und mir verhandelt worden war. Je mehr wir über dieselben einig geworden waren, desto mehr schien es mir die Freundschaft zur Pflicht zu machen, den Versuch zu wagen, ob es mir gelingen werde, das Institut nicht allein in dem Charakter fortzuführen, in welchem es sein Stifter aufgefaßt hatte, sondern es auch diesem Charakter noch mehr, als bis-

her zuweilen geschehen war, in der Ausführung zu nähern.

Denn auch darüber waren wir vollkommen einverstanden, daß es dem Verewigten bei einer unermüdeten Thätigkeit und bei aller Liebe und scharfen Beurtheilung, womit er besonders auch diesem Zweige seines Geschäfts vorstand, doch nicht immer hatte gelingen wollen, seinem eigenen Plane durchaus getreu zu bleiben und solchen in seiner Vollständigkeit auszuführen. Wir waren beide von der Nothwendigkeit überzeugt, diesen Plan in seinen Grundzügen immer bestimmter zu entwickeln und mit sorgfältiger Genauigkeit zu befolgen.

Indem ich also das erste Stück des Hermes, welches unter meinem Namen erscheint, mit einer neuen Darlegung dieses Planes begleite, kündige ich keine Veränderung desselben an, sondern es ist nur eine wiederholte Auseinandersetzung dessen, was auch der verewigte Stifter durch den Hermes zu leisten wünschte, verbunden mit der Verpflichtung, so viel in meinen Kräften steht und den Umständen nach möglich ist, für die Ausführung zu sorgen. Wenn schon mein zu früh verstorbener Freund es vielleicht bald rathsam gefunden hätte, sich über den Charakter seines Instituts nochmals öffentlich auszusprechen, so mußte es mir doppelt nothwendig erscheinen, über die Grundsätze, welche mich künftig bei der Redaction leiten werden, gleich bei Uebernahme derselben eine öffentliche Rechenschaft abzulegen.

Als Vorbild seines ganzen Unternehmens schwebten Herrn Brockhaus bekanntlich die bessern auslän-

dischen Quartalschriften, und vorzüglich das Edinburgh Review und Quarterly Review vor Augen, welche, indem sie dem ohnehin unausführbaren Anspruche entsagen, alle neu erschienene Schriften anzuzeigen und zu würdigen, desto mehr Raum für das wirklich Wichtige gewinnen, oft aber auch von einer an sich selbst unbedeutenden Schrift Gelegenheit nehmen, ihre eigenen Betrachtungen über den Standpunct, die Fortschritte und Mängel der verschiedenen Wissenschaften mitzutheilen. Was Baco in seinem Buche de augmentis scientiarum in einer das Ganze umfassenden Darstellung zu leisten unternahm, wollen jene Quartalschriften, mit der Zeit fortschreitend, in einem fortlaufenden Commentar weiter führen, gleichsam als Compaß, um sich überall auf der großen Bahn des menschlichen Wissens und Strebens in jedem Augenblicke zu orientiren.

Diesen Vorbildern sollte der Hermes nachgebildet werden. Sein wissenschaftlicher Charakter sollte also zuerst Allgemeinheit in dem Sinne seyn, daß er dem ganzen Reiche der Wissenschaft und Kunst gewidmet wäre und nichts ausschlösse, was irgend einen Werth für die Menschheit haben kann. Wenigstens sollte ihm kein Fach der Wissenschaft ganz entfremdet bleiben, wenn gleich auch er niemals unternommen hat, der Allgemeinheit und Vollständigkeit darin nachzustreben, daß von jeder neuen literarischen Erscheinung Rechenschaft gegeben würde. Aber nur über wirliche Erweiterungen der Wissenschaften sollte, und zwar mit desto größerer Ausführlichkeit, Bericht erstattet, übrigens aber von Zeit zu Zeit über die einzelnen Zweige des menschlichen Wissens und Strebens zusammenhängende Uebersichten

gegeben werden. Darauf war auch die äußere Einrichtung des Hermes berechnet, indem sie Abhandlungen von einigem Umfange im Zusammenhange zu liefern gestattete.

Indessen ließen sich wohl vom Anfange an die großen Schwierigkeiten nicht verkennen, mit welchen die Ausführung einer solchen Idee von allen Seiten umringt ist, und vorzüglich waren es zwei Umstände, welche sogleich eine große Beschränkung des Planes nothwendig machten. Theils war es nach der ganzen Lage der Literatur und des Buchhandels unmöglich, dem Hermes eine solche Ausdehnung zu geben, als nöthig wäre, wenn er in die technischen Einzelheiten der Wissenschaft in allen ihren Zweigen eingehen sollte; theils würden eben diese Einzelheiten immer nur Einen Theil der Leser haben interessiren können, und kein einziger vielleicht würde alle Aufsätze eines Stückes für sich beachtenswerth und lesbar gefunden haben.

Schon diese in den äußern Verhältnissen liegenden Gründe machten es rathsam, den Standpunct des Hermes etwas höher und allgemeiner zu nehmen, wenn auch nicht innere Gründe vorhanden wären, dem oben genannten großen Muster solcher Betrachtungen, dem Lord Baco von Verulam, auch hierin getreu zu bleiben. Wenn uns diese letztern immer auf den Zusammenhang hinweisen, in welchem alle Zweige der Wissenschaft unter sich und mit dem Leben stehen, so folgt aus den erstern für uns das Gesetz einer andern Art von Allgemeinheit, in dem Sinne nämlich, daß die Betrachtungen des Hermes sich möglichst auf dasjenige zu beschränken haben, was keinem, der auf höhere und

universale Bildung Ansprüche macht, gänzlich gleichgültig oder unverständlich seyn darf.

An sich wird man in dieser unvermeidlichen Beschränkung kein Hinneigen zur Oberflächlichkeit gewahr werden, welche sich freilich am leichtesten in allgemeinen Redensarten ergießt. Aber eine Berichtserstattung, welche den Blick stets auf die philosophischen Grundlagen alles Wissens, auf die Verbindung jedes einzelnen Theiles mit dem Ganzen, auf die Anwendbarkeit desselben für das Leben gerichtet hielte, welche alles Neue auszeichnete und ihm seine Stelle richtig anwiese, würde gerade die tiefste und gründlichste seyn müssen. Daher hat der Hermes auch weniger den Vorwurf von sich abzulehnen, daß er die Sache ungebührlich leicht nähme, als vielmehr sich dagegen zu verwahren, daß er etwas verspräche, was, vollständig und immer zu halten, sehr oft die Kräfte der Redaction übersteigen würde.

Gegen diesen Vorwurf entweder der Anmaßung oder der unrichtigen Ansicht der Aufgabe sichert uns indessen schon das eben abgelegte Geständniß, von welchem das fernere unzertrennlich ist: daß wir nur das Ziel, welches der Hermes sich steckt, angeben, nicht aber die vollständige Erreichung desselben verheißen wollen und können. Nur ein ernstes, unablässiges Streben nach jenem Ziele können wir unsern Lesern zusichern.

Jene Beschränkung auf eine allgemeinere und, wenn man will, höhere Ansicht der Wissenschaft und Kunst kann auch dem Hermes in der Literatur die Stelle bestimmen, welche er auszufüllen wünscht. Fast jedes einzelne Fach der Gelehrsamkeit besitzt ohnehin schon

ein Institut, in welchem die neuen Erscheinungen des Faches speciell gewürdigt werden. Diese kann und will der Hermes eben so wenig entbehrlich machen, als jene allgemeinern Institute, deren Zweck dahin geht, so schnell als möglich, Inhalt und Werth aller neuen Schriften anzuzeigen.

Schon diese Anzeige ist zugleich der Beweis, daß die Verlagshandlung entschlossen ist, den Hermes fortzusetzen. Sie glaubt dies sowohl der schmeichelhaften Aufnahme, welche derselbe im Publicum bis jetzt gefunden hat, als dem Andenken ihres und seines Stifters schuldig zu seyn. Sie wird daher alle Kräfte aufbieten, um ihrerseits alles zu thun, was ihm jene Aufnahme immer mehr verdienen und sichern kann.

Jena, den 14. November 1823.

Dr. Karl Ernst Schmid.

Hermes.

Drittes Stück von 1823.

Nr. XIX
der ganzen Folge.

I.

Der Krampf in pathologischer und therapeutischer Hinsicht systematisch erläutert, von D. Johann Christian August Clarus, königl. sächs. Hofrathe, d. königl. sächs. Civil-Verdienst- und k. r. Wladimirord. IV. Cl. Ritter, ord. bes. Prof. d. Klinik, der Universität u. d. Stadt Leipzig Physicus u. s. w. 1r Th. Leipzig, bei Gerhard Fleischer 1822.

Von einer gewissen Seite her ist es dem Hermes einst zum Vorwurf gemacht worden, daß die Schriften mancher Gelehrten von ihren Freunden und Gevattern beurtheilt und natürlich über Verdienst gelobt, die Werke andrer hingegen ihren Feinden zum Zerraufen und Zerzausen übergeben worden wären. Es wäre schlimm, wenn dies irgend einmal mit Absicht geschehen, schlimmer in der That, wenn eine solche Absichtlichkeit durchgreifendes Princip der Redaction wäre. Ja wir gestehen, daß wir bei einer solchen Voraussetzung uns wohl hüten würden, einen Platz unter den bestochenen, parteiischen Richtern einzunehmen, irgend einen Beitrag zu ihren Aussprüchen zu liefern. Allein soweit wir die Schritte der Redaction beobachten konnten (und wir stehen ihr sehr nahe, und es ist uns gelungen, die Principien, die sie nicht blos aufstellt, sondern auch befolgt, kennen zu lernen), so müssen wir sie von einer solchen Absicht oder Absichtlichkeit gänzlich freisprechen. Dagegen möchte es wohl bei keinem kritischen Institute zu vermeiden seyn, daß einzelne Schriften ohne Absicht der Redaction in die Hände von Freunden oder Gegnern der Verf. kommen. Am Ende aber ist dies wohl auch so übel nicht, und scheint auch daraus, wenn nur das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit vorherrschend bleibt, manches Gute selbst für die Litteratur hervorgehen zu müssen. Der Gegner wird den Uebermüthigen in seine Schranken zurückweisen, ihn auf seine Schwächen aufmerksam machen und zu dem

Geständnisse: homo sum etc. nöthigen. Der Freund wird das Gute und Ausgezeichnete an der zu beurtheilenden Schrift freilich hervorzuheben, die schwachen Seiten mit Stillschweigen zu übergehen, zu entschuldigen oder auch zu vertheidigen, eine vorwaltende Neigung haben, überhaupt aber auch sich für die Leistungen, die von Freundes Hand herrühren, mehr interessiren, als der Gleichgültige. Und hat nicht dies auch Vortheil für die Literatur? Würden nicht sonst öfters selbst gute Schriften lange Zeit vielleicht in der großen Masse von Büchern, welche gedruckt werden, unbeachtet bleiben? Ja, am Ende sollten, wenn es mit rechten Dingen zuginge, alle Gelehrte, die eine und dieselbe Wissenschaft bearbeiten, sich eben so befreundet seyn, wie gute Kriegscameraden, und eben so, wie diese, verbündet, gemeinschaftlich den hohen Zweck der Wissenschaft zu erreichen suchen. Man sieht also wohl, wie mit dem Ideale einer Gelehrtenrepublik der Haß und die Feindschaft unvereinbar sind, und daß, wenn dies erreicht wäre, die Beurtheilung nur von Freundes Hand erfolgen könnte. — Doch warum, wird man fragen, diese Einleitung zu der Beurtheilung einer medicinischen Schrift? — Sie soll den Recens. rechtfertigen, der die Beurtheilung einer Schrift unternimmt, dessen Verfasser ihm in sehr vieler Hinsicht nahe steht, auf mannichfaltige Weise ihn zu immerwährender Dankbarkeit verpflichtete und zu wahrer Hochachtung und Verehrung nöthigte. Seit 1804 mit dem Herrn Verf. an einem Orte lebend in ebendemselben und in dem folgenden Jahre dessen Schüler, später als Collega neben demselben theils als praktischer Arzt, theils als akademischer Lehrer wirkend, hatte der Rec. Gelegenheit genug, ihn genau kennen und als Menschen und Gelehrten zugleich verehren zu lernen, ja ihn gerade neben dem zu früh verblichenen, von Vielen, nur nicht von seinen Schülern vergessenen Reinhold zu seinem Muster und Vorbild zu wählen. Soll daher es untersagt seyn, die Schrift eines verehrten, befreundeten und geliebten Mannes zu beurtheilen, so muß sich Recens. für incompetent erklären und er wird genöthiget, die Feder wegzulegen, welche er aus Liebe zu dem Gegenstande und zu der Schrift, welche ihn abhandelt, ergriffen hatte. Lange stand er im Zweifel, was er thun sollte; Gegenwärtiges beweist, wofür ihn überwiegende Gründe entschieden; und er fühlt sein Gewissen beruhigt, da er seine persönlichen Verhältnisse zu dem Verfasser den Lesern offen mitgetheilt hat. Offenbar aber würden diese sich getäuscht finden, wenn sie dieser Verhältnisse wegen erwarten sollten, daß wir ein breites Loblied singen möchten, mit welchem in der That weder ihnen, noch auch dem Verf. gedient seyn würde. Wir kennen den letztern zu gut, als daß wir nicht voraussetzen sollten, die freieste Discussion über zweifelhafte Gegenstände, die strengste Kritik seiner geistreichen Ansichten müsse

ihm angenehmer seyn, als unbedingtes und darum auch meistens unbegründetes Lob. —

Betrachten wir aber die vor uns liegende Schrift zuvörderst in ihrem Verhältniß zu der neuern Literatur der Medicin, so ergibt sich, daß sie sich theils an sie anschließt und ähnliche Zwecke auf ähnliche Weise, wie es von Andern geschehen ist, zu fördern sucht, theils aber auch sich derselben entgegenstellt und ihr vielleicht eine andre Richtung geben wird. Seit einiger Zeit nämlich ist der Zeitgeist von der Voraussetzung zurückgekommen, daß die Medicin, als Wissenschaft oder Kunst, am besten durch solche Werke gefördert werde, welche sich über das Ganze derselben verbreiten und allgemeine Uebersichten, Systeme der Medicin, gewähren. Es waltet jetzt, wie es scheint, die Ansicht vor, daß Wissenschaft und Kunst mehr gefördert werden, wenn die Schriftsteller einzelne Theile derselben in Monographien, Journalaufsätzen, einzelnen Krankengeschichten rc. abhandeln; und es wird in dieser Hinsicht so fleißig gearbeitet, daß man schon eine zu weit gehende Zersplitterung und ein Vergessen der allgemeinen Principien zu befürchten veranlaßt werden mag; ja Manche scheinen es recht darauf anzulegen, den philosophischen Geist, der sich seiner Natur nach in dem Allgemeinen, Abstracten mehr gefällt, als in dem Besondern, Empirischen, aus der Medicin zu verbannen und an die Stelle desselben höchstens den logischen zu setzen. Auch unser Verf. schließt sich insofern dem herrschenden Zeitgeiste an, als er einen einzelnen Gegenstand, den Krampf, zu seiner Betrachtung gewählt hat und eine Monographie über denselben liefert. Aber man wird finden, daß er seinen Gegenstand nicht aus dem Ganzen herausreißt, sondern ihn in seinen natürlichen und nothwendigen Verbindungen mit andern Erscheinungen abhandelt. Ja man kann sagen, es ist nicht einmal der Krampf allein, der hier abgehandelt wird, sondern in einer Menge von Digressionen, welche leicht den dritten Theil dieses Bandes ausmachen mögen, werden auch die Krankheitserscheinungen, mit welchen der Krampf in Berührung steht, und über die der Verf. eigenthümliche Ansichten zu haben glaubt, ausführlich betrachtet. Dadurch aber beweist der Verf., daß die Einseitigkeit, welche man wohl oft genug bei den Verfassern von Monographien beobachtet, ihm fremd ist, daß die Liebe zu seinem Gegenstande ihn nicht verführt hat, demselben eine gar zu große Ausdehnung zu geben; dadurch bewirkt er es auch, daß die schwächern von seinen Lesern nicht zu einer ähnlichen Einseitigkeit und Uebertreibung verführt werden und am Ende vielleicht in der Praxis überall Krampf zu sehen glauben, wie es zum Theil geschah, als in den neuern Zeiten die Lehre von der Entzündung, von den Herzkrankheiten u. s. w. besonders hervorgehoben und in guten Schriften vortrefflich im Ganzen abgehandelt

wurde. — Es trugen aber freilich auch, außer jenen Schriftstellern, noch andre Umstände dazu bei, daß das Gefäßsystem in seinem Einflusse auf die Krankheitsbildung mit Vorliebe betrachtet wurde. Wir rechnen dahin die Uebertreibung, welche das Brown'sche System und die Erregungstheorie erfuhr, und deren schädlicher Einfluß auf die Behandlung der Kranken, namentlich derjenigen, welche an Fiebern und Entzündungen litten, endlich einleuchten mußte, und, wie es zu geschehen pflegt, zu der Herrschaft des entgegengesetzten Extrems Veranlassung gab. Außerdem ist nicht zu leugnen, daß die stehende Constitution seit dem Jahre 1813 eine wesentliche Aenderung erlitt, daß seitdem Nervenkrankheiten bei weitem mehr, als vorher in den Hintergrund traten, seltner vorkamen, und, wenn sie ausbrachen, als secundaire Uebel, welche von der Krankheit des Gefäßsystems ausgingen, anzusehen waren. Darum fand die Lehre von der Entzündung, welche zur Ungebühr übertrieben wurde, dießseits und jenseits des Rheins, so wie des Canals, und die ihr entsprechende antiphlogistische Curmethode, so leicht Eingang; und an diese schloß sich die allgemeinere Ansicht von dem Erkranken des Gefäßsystems überhaupt an. Alle diese Gegenstände und die ihnen verwandten organischen Umbildungen wurden oder werden vielmehr jetzt noch fast bis zur größten Einseitigkeit abgehandelt, ganzen medicinischen Systemen zum Grunde gelegt, das Erkranken des Nervensystems, welches früher in den Ansichten der Aerzte eine so wichtige Rolle gespielt hatte, wird gar zu sehr vernachlässigt. Unter solchen Umständen muß es von entschiednem Nutzen und ein sehr verdienstliches Werk seyn, wenn ein Mann von Gewicht, wie unser Verf., daran erinnert, daß auch die Nerven erkranken, daß auch von ihnen aus sich Uebel entwickeln können, welche nicht allemal in ihnen blos ihre Erscheinungen ausprägen. Der Herr Verf. gesteht selbst in der Einleitung, daß ihn die Bemerkung, wie wenig in unsern Tagen die Krankheiten des Nervensystems bearbeitet worden sind, dazu veranlaßt hat, eine davon, den Krampf nämlich, in der vor uns liegenden Monographie abzuhandeln. Es steht zu erwarten, daß ihm Andre folgen und andre Gegenstände der Nervenpathologie bearbeiten werden, und es ist nur zu wünschen, daß sie es mit so viel Beruf, Umsicht und Klarheit thun mögen, als es hier vom Verf. geschehen ist.

Nachdem wir in dem Obigen die Berührungspuncte der vor uns liegenden Schrift mit der übrigen medicinischen Literatur festgestellt haben, so gehen wir jetzt zu der Betrachtung derselben, als eines selbstständigen Ganzen, über und werden sie dann durch ihre einzelnen Theile begleiten.

Freilich aber hat es seine Schwierigkeiten, von einer Schrift, als einem Ganzen, zu sprechen, von welcher nur der erste Theil

erschienen und ein zweiter (vielleicht auch ein dritter und vierter) noch zu erwarten ist, und es findet dies, wie sich weiter unten ergeben wird, hier allerdings in besonders hohem Grade statt. Doch ist es auf der andern Seite auch einladend für den Recens., der ja die Hoffnung hegen darf, daß das, was er sagen wird, noch einigen Einfluß auf den Verfolg der Arbeit haben kann; sey es, daß sich die Gelegenheit findet, Mißverständnisse zu berichtigen, Einwürfe zu beseitigen oder auch selbst Irrthümer zurückzunehmen.

Dieser erste Theil handelt nach der Einleitung in acht Capiteln: von den Schriften über den Krampf, von den Benennungen desselben bei ältern und neuern Schriftstellern, von dem Begriffe im Allgemeinen, von dem Sitze, den Erscheinungen, von der nächsten Ursache oder dem Wesen, so wie von den vorbereitenden und den Gelegenheitsursachen desselben. Der zweite Theil, der noch in diesem Jahre beendigt werden soll, wird die Lehre von den Ausgängen dieser Krankheit, von den Krämpfen einzelner Theile, von den allgemeinen krampfhaften Krankheitsformen, von dem Einfluß des Krampfs auf andre Uebel, ingleichen die allgemeinen Heilanzeigen und Heilmethoden und eine Untersuchung der Wirkungsart der einzelnen krampfwidrigen Mittel enthalten. Man sieht von selbst, daß hier alle die verschiednen Gesichtspuncte aufgefaßt werden, unter welchen der Krampf möglicherweise betrachtet werden kann. Auch ist die Anordnung der Gegenstände, die Eintheilung der Capitel logisch richtig, naturgemäß und zur Uebersicht sehr bequem. Nur würden wir in dem zweiten Theile die Lehre von den Ausgängen des Krampfs nicht voranstellen, sondern erst dann abhandeln, wenn von dem Einflusse desselben auf andre Uebel bereits geredet worden. Auch wäre es vielleicht ersprießlich gewesen, wenn in dem ersten Theile das fünfte Capitel zum dritten gemacht worden wäre; der Begriff würde dann durch die vorhergehende Betrachtung der Erscheinungen theils eingeleitet, theils mehr begründet worden seyn. — Wir wenigstens geben in unsern therapeutischen Vorlesungen vor der Realdefinition der einzelnen Krankheiten eine Nominaldefinition oder Description; sie enthält die wesentlichen Zeichen, aus welchen die Realdefinition dann hergeleitet wird, und wir glauben bemerkt zu haben, daß diese Anordnung von gutem Nutzen für die Zuhörer ist. Indessen bescheiden wir uns gern, daß unser Verf. nicht für Anfänger schreibt und eine vorläufige Kenntniß des Gegenstandes bei seinen Lesern voraussetzen kann.

Auch der Styl läßt kaum etwas zu wünschen übrig; er ist im höchsten Grade correct, lichtvoll und klar, besonnen, ruhig lehrend, jedoch lebendig anregend. Der Verf. vermeidet eben so eine preciöse, poetische, gezierte, blumenreiche Sprache, als den Gebrauch oder vielmehr den Mißbrauch von fremden, in unsre reiche Sprache ohne

Roth eingeschwärzten Wörtern, in welchen viele der neuern Schriftsteller ein Verdienst suchen und durch die, wenigstens dem Unkundigen, eine große Gelehrsamkeit und Tiefe vorgespiegelt werden soll. Höchstens könnte man unserm Verf. einige Breite und den Bau zu langer Perioden, auf welche man bisweilen stößt, zum Vorwurf machen.

Was aber den Geist, der in dieser Schrift vorherrscht, anlangt, so müssen wir ihn im Allgemeinen als den echt hippokratischen, empirisch-rationellen bezeichnen, der die besten Aerzte jeder Zeit beseelt hat. Möge er unter unsern Zeitgenossen sich immer mehr und mehr verbreiten und lange erhalten! Allerdings kann man sich darüber freuen, daß ein solcher Geist in der Bearbeitung der Wissenschaft jetzt mehr herrschend ist, als es vor einigen Jahren der Fall war. Indessen bemerkt man auch jetzt noch hin und wieder, daß die beiden Extreme, zwischen denen die rationelle Empirie in der Mitte steht, der rohe Empirismus und der einseitige Dogmatismus ihr Haupt erheben. Es ist die Beobachtung und Erfahrung, die auch unser Verf. als den Grundstein der Wissenschaft anerkennt und von der er ausgeht; und es leuchtet auch aus der gegenwärtigen Schrift ein, daß er eine lange Reihe von Jahren hindurch nicht blos Kranke sah, sondern sie auch beobachtete; daß auch dieser Schrift selbst eine weite, reiche und sorgfältige Erfahrung zum Grunde liegt. Aber er spricht es selbst in der Einleitung aus, daß man bei der Erfahrung selbst nicht stehen bleiben soll und kann; daß man vielmehr durch Abstraction von dem Besondern zu dem Allgemeinen fortschreiten soll, und auf diesem Wege allgemeine Leitungsbegriffe erhält, welche die Wissenschaft begründen. Und wir sehen ihn auch auf diesem Wege mit Glück wandeln; das Urtheil ist sicher und reif, die Abstraction verliert sich nicht in zu große Einseitigkeit; der allgemeine Begriff verbreitet seine Schwingen nicht über ein größeres Feld, als ihm angehört, und löst sich nicht in einen hohlen, inhaltsleeren, blos formellen terminus technicus auf. Aber eine andre Frage ist es allerdings: ob Beobachtung und Abstraction allein zur Begründung und Ausbildung der Wissenschaft hinreichen? Uns wenigstens scheint es gar nicht denkbar, daß diese beiden oder wohl gar eine von ihnen, die höchsten Principien der Wissenschaft gewähren könne, ja die Idee der Wissenschaft selbst stammt irgend wo anders, als von der Erfahrung und Abstraction her. Es ist mit einem Worte die Speculation oder innere Anschauung, oder wie man sonst die Geburtsstätte der Ideen nennen will, welche dies leistet, und die der Herr Verf. wohl hätte mit erwähnen sollen, als er in der Einleitung die Quellen der Wissenschaft berührte und den Weg zeichnete, auf welchem die Medicin zur Wissenschaft gebildet werden kann. Wir hätten dies von dem Verf.

viel eher, als von andern Schriftstellern, erwartet, weil derselbe Tiefe und philosophischen Sinn genug besitzt, und dies theils durch frühere Schriften, theils auch durch die gegenwärtige bewiesen hat, von welcher man behaupten kann, daß sie eines vernünftigen, d. h. beschränkten Gebrauchs der Speculation gar nicht entbehrt. Darum würde es auch gar nicht nöthig gewesen seyn, diese Schrift anders zu schreiben, als es geschehen ist, selbst wenn der Verf. die Speculation unter den Quellen der Wissenschaft mit erwähnt hätte. Denn bei der Würdigung realer Gegenstände, die ursprünglich der Beobachtung und Erfahrung angehören, wird das unmittelbare Eingreifen der Speculation allemal höchst bedenklich erscheinen; noch schlimmer wird es, wenn sie in diesem Gebiete gar zur Vorherrschaft gelangt. Nur allzuleicht geschieht es dann, daß die Erfahrung entstellt oder auch das Beobachtete auf eine Weise dargestellt wird, welche der Natur und Wahrheit wenig entspricht. Mindestens hat man noch nicht verspürt, daß die Producte der Zeit, in welchen die Speculation auch das Empirische beherrscht, im Gebiete des Besondern, in wissenschaftlicher oder technischer Hinsicht, irgend einigen günstigen Einfluß gehabt hätten. So innig wir daher auch von dem Werthe der Speculation überzeugt sind; so sehr wir gewünscht hätten, daß der Herr Verf., um Mißverständnissen zu begegnen, sie entweder unter den Quellen der Medicin mit erwähnt, oder diese ganz unberührt gelassen hätte: eben so sehr müssen wir es doch billigen, daß dieselbe auf die gegenwärtige Schrift keinen vorherrschenden Einfluß gehabt hat. — Daß übrigens der Verf. die Fesseln keines bestimmten medicinischen Systems trägt, sondern sich frei und selbstständig bewegt, geht aus dem eben Angedeuteten schon hervor und bestätigt sich durch die ganze Schrift.

Jetzt wenden wir uns zu der Betrachtung der einzelnen Capitel dieser Schrift, welche wir mit großer Liebe umfassen.

Das erste Capitel zählt nicht weniger, als beinahe hundert und funfzig Schriften auf, welche entweder blos vom Krampfe handeln, oder in welchen er betrachtet wird, und muß das günstigste Zeugniß von der großen Gelehrsamkeit des Herrn Verf. gleich von vorn herein geben. Ja wenn man die beurtheilenden Bemerkungen liest, welche den mehresten Titelangaben hinzugefügt sind, und bedenkt, daß der Herr Verf. alle diese Schriften, und außerdem noch mehrere, welche im Verfolg des Vortrags gelegentlich erwähnt werden, absichtlich zum Behufe dieser Schrift benutzt und gelesen hat; so erstaunt man über den Fleiß desselben und fragt sich bewundernd, wo der vielbeschäftigte Mann die Zeit dazu hernahm. Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß, außer mehrern Dissertationen, welche vom Krampf im Allgemeinen handeln, auch nicht eine einzige Monographie desselben vorkommt, außer Conr. Vict. Schneider;

de spasmorum natura etc. Wittenb. 1678. 4., welche auch nichts anders, als eine Zusammenstellung mehrerer Dissertationen desselben Verf. ist.

Das zweite Capitel handelt von der Bezeichnung des Krampfs in verschiednen Sprachen, von seinen Synonymen, und es werden mehrere etymologisch erörtert.

In dem dritten Capitel stellt der Verf., nach einigen Bemerkungen über den Sprachgebrauch, der den Ausdruck in weiterer und engerer Bedeutung annimmt, folgende Definition auf: „der Krampf ist ein Zustand, dem alle Theile des organischen Körpers unterworfen sind; — der sich durch Verminderung des Umfangs, durch Kälte und Blässe des leidenden Theils darstellt; — seinem Wesen nach in krankhafter Verkürzung, Spannung und Verdichtung des Zellgewebes desselben besteht, — und durch Einwirkung äußerer oder innerer krankhafter Reize unmittelbar und ohne eine der Einwirkung vorhergegangne, sinnlich erkennbare Veränderung in der Ernährung und Organisation eines solchen Theils als wesentlich vorauszusetzen, erregt wird."

Recht schön wird in diesen Sätzen das Thema für alle nachfolgenden Betrachtungen, welche in diesem Bande enthalten sind, ausgesprochen und die Ordnung des Vortrags angegeben. Was wir daher über einzelne Aussagen zu bemerken haben, das werden wir in dem Verfolge dieser Recension erwähnen. Da indessen der Verf. selbst diese Sätze eine Definition nennt, so wollen wir hier das mittheilen, was uns in formeller Hinsicht der Erinnerung werth scheint. — Wir möchten aber wohl wissen, wie der Verf. die Länge dieser Definition bei den Logikern verantworten würde. Nicht daß wir einen Ueberfluß an Worten vorfänden, welche vielmehr sehr sorgfältig erwogen und gewählt sind; aber es sind eigentlich vier verschiedne Definitionen hier in eine vereinigt worden, oder es wird die differentia specifica des Krampfs auf eine vierfache Weise angegeben: a., in Hinsicht auf den Sitz; b., die Symptome; c., das Wesen und d., den Ursprung desselben. Wenn dies in einer Definition erlaubt seyn soll, so fragen wir, warum nicht auch die andern Eigenthümlichkeiten des Krampfs, welche in dem zweiten Theile dieser Schrift betrachtet werden, mit in die Definition aufgenommen worden sind? Warum nicht auch die Ausgänge, die Verschiedenheiten, der Einfluß auf andre Krankheiten und die allgemeinen Heilanzeigen erwähnt werden? Der Herr Verf. wird entgegnen, daß diese nicht in die Definition gehören; aber eben so wenig scheint uns der Ursprung und die Symptomatik dahin zu gehören. — Die letztern fassen wir lieber unter einer Description oder Nominalerklärung zusammen und schicken sie der eigentlichen Definition vorher, welche ihre differentia specifica nur von dem

Wesen des zu definirenden Gegenstandes erhalten kann. — Im Gegentheil gegen die reichhaltige Bezeichnung der differentia specifica erscheint die differentia generica in dieser Definition gar zu dürftig; ja sie fehlt eigentlich ganz und gar und wird als bekannt vorausgesetzt. Sie wäre hinreichend bezeichnet worden, wenn der Verf. das einzige Wörtchen „krankhafter" vor Zustand eingeschaltet hätte.

Wenn übrigens der Verf. mit Absicht den Krampf in der weitesten, ja, wie er selbst sagt, in einer weitern Bedeutung, als es sonst gewöhnlich ist (d. h. als es der Sprachgebrauch mit sich bringt), auffaßt; so gestehen wir, daß wir vor solchen, in weiter Bedeutung aufgefaßten Begriffen in der Krankheitslehre eine gewisse Scheu haben. Nur allzusehr sind uns noch die Mißbräuche erinnerlich, welche vielfältig mit Begriffen, in ihrer weitesten Bedeutung, getrieben worden sind. Ja auch heutzutage kommen wohl noch Beispiele davon vor. Wir gestehen daher, daß wir eine vorwaltende Neigung haben, die Begriffe in der engsten Bedeutung aufzustellen, und haben uns von dem Beginn unsers akademischen und literarischen Wirkens an, dies in Hinsicht auf die allgemeinen Begriffe, z. B. Fieber, Entzündung, Krampf, Lähmung u. s. w. in das Werk zu setzen bemüht. Wir wissen wohl, daß wir darin weiter gehen, als die mehresten unsrer Zeitgenossen, ja daß wir uns mit denselben in einiger Opposition befinden. Zum Theil diesem Umstande ist es zuzuschreiben, wenn wir, wie sich später ergeben wird, mit dem Verf. über den Begriff des Krampfs nicht ganz einverstanden sind.

In dem vierten Capitel (über den Sitz des Krampfs) wird vorläufig und im Allgemeinen der erste Satz von der oben aufgestellten Definition commentirt, daß der Krampf in allen Theilen des organischen Körpers (nicht blos in den Muskeln oder Nerven) vorkommt; jedoch hier die Bedingung hinzugefügt, daß diese Theile das Vermögen besitzen sollen, sich zusammenzuziehen, zu verkürzen und zu verdichten. Diese Eigenschaft (von dem Verf. tonus vitalis genannt) gehört dem Zellgewebe an, so wie der turgor vitalis, der dem tonus entgegengesetzt wird, den Gefäßen und vorzüglich dem Capillarsysteme, in welchem der höchste Grad von Turgescenz, die Entzündung, ihren Sitz hat. Diese wird daher dem Krampfe entgegengesetzt, und diese Idee von dem Gegensatze der Entzündung und des Krampfs ist es, welche sich durch die ganze Schrift hindurchzieht und gleichsam als das leitende Princip derselben angesehen werden kann. — Aber der natürliche Gegensatz der Turgescenz ist, wie der Verf. weiter unten selbst anführt, der collapsus; eben so scheint uns das Gegentheil des tonus nicht der turgor, sondern vielmehr die atonia zu seyn. — Es fragt sich

ferner: soll der tonus, in der eben angegebnen Bedeutung, als eine dem thierischen Organismus eigenthümliche Eigenschaft angesehen werden, oder soll dieser ihn mit den unorganischen Körpern und den Vegetabilien gemein haben? In dem erstern Falle ward er sonst gewöhnlich als Irritabilität, in dem letztern als Contractilität bezeichnet. Es ist sehr zu bedauern, daß der Verf. auf die Beantwortung dieser Frage nicht gekommen ist, welche, wie wir glauben, wichtige Modificationen in seiner Ansicht würde herbeigeführt haben. Aus der ganzen Untersuchung ergibt sich aber, daß der tonus des Verf. eine Eigenschaft des thierischen Körpers ist, welche er mit den vegetabilischen Körpern gemein hat. Ist nun die Vermehrung desselben Krampf, wie der Verf. bestimmt, so wird er auch zugeben müssen, daß alle Körper, welche tonus besitzen, dem Krampfe zugänglich sind. Wir zweifeln jedoch, daß er geneigt seyn wird, den Pflanzen, selbst wenn sie sich in einem mehr als gewöhnlich zusammengezognen, verkürzten und verdichteten Zustande befinden, den Krampf zuzugestehen. Im Gegentheil ist derselbe ein Zustand, der nur in den Thieren vorkommt, dessen Grundwesen daher auch in einer Eigenthümlichkeit des Thierorganismus, in der Fähigkeit zu Bewegungen, zu Zusammenziehungen aus innern Ursachen, d. h. in der Irritabilität zu suchen ist. Diese Irritabilität aber ist keineswegs auf die Muskeln allein zu beschränken, wenn sie auch hier am deutlichsten hervortritt; auch der Haut und dem Zellgewebe, ja allen festweichen Theilen tragen wir kein Bedenken, sie zuzuschreiben. In diesen, in den festweichen Theilen, würden wir daher den Sitz des Krampfs suchen, insofern sie irritabel sind. Dahingegen würden wir die harten sowohl, als auch die flüssigen Theile des Organismus, die beiden Extreme, zwischen denen sich die festweichen Theile befinden, von der Fähigkeit, vom Krampf ergriffen zu werden, ausschließen. — Diesem gemäß würden wir in der obigen Definition gesagt haben: Krampf ist ein krankhafter Zustand, dem alle festweichen Theile des thierischen Organismus unterworfen sind.

Im fünften Capitel (von den Erscheinungen des Krampfs im Allgemeinen) wird der Beweis geführt, daß Verminderung des Umfangs, der natürlichen Röthe und Wärme die wesentlichen Erscheinungen sind, welche an dem vom Krampf ergriffenen Organe beobachtet werden. Der Beweis selbst wird erstens durch eine sehr genaue und vortreffliche Beschreibung des Hautkrampfs geführt, indem das Recht vindicirt wird, beim Krampfe, wie bei der Entzündung, dieselben Erscheinungen, welche wir bei Affectionen äußerer Organe wahrnehmen, bei ähnlichen Leiden innerer Organe auch in ihnen vorauszusetzen; ferner aber wird es auch in Hinsicht auf die Muskeln nachgewiesen, daß sie sowohl bei ihrer natürlichen, als auch

bei krampfhaften Zusammenziehungen (z. B. in der galvanischen Kette und bei Starrkrämpfen) an Umfang verlieren und blässer werden. — Der Schmerz wird für ein unwesentliches Symptom des Krampfs erklärt. — Einige Bemerkungen über den verschiedenen Grad, in welchem die einzelnen Symptome des Krampfs auftreten, über die Möglichkeit, daß sich auch entgegengesetzte Zufälle, z. B. Hitze und Röthe in einigen Theilen, ja sogar Entzündungen zu dem Krampf hinzugesellen können, beschließen dieses Capitel, welches man eigentlich als die Grundlage des ganzen Werks anzusehen hat. — Man kann nicht leugnen, daß jene Erscheinungen bei dem Krampfe vorhanden sind. Kehren wir aber den Satz um und fragen uns, ob wir wohl da, wo jene Erscheinungen allein vorhanden sind, uns für berechtigt halten können, an Krampf zu denken. Es müßte dies natürlich dann der Fall seyn, wenn in denselben alle wesentliche und dem Krampfe eigenthümliche Erscheinungen ausgesprochen wären, so wie kein Mensch Bedenken trägt, da Entzündung anzunehmen, wo er Geschwulst, Röthe und Hitze beobachtet oder voraussetzt. Allein schon im collapsus, einem Zustand, den auch der Verf. vom Krampfe unterscheidet, treffen wir diese drei Symptome mit einander verbunden, und sie scheinen demselben recht wesentlich und eigenthümlich zuzukommen; ferner beobachtet man auch in der vom Verf. weiter unten, S. 112, selbst angeführten Verschrumpfung der Milz, Leber und andrer Organe, wenigstens eine Verminderung des Volumens und verminderte Röthe, ohne daß man an Krampfzustand denken kann; endlich aber sehen wir auch nach der Einwirkung der äußern Kälte oft dieselben Erscheinungen, sogar in Verbindung mit einander, und dann ist zwar manchmal wirklicher Hautkrampf vorhanden, keineswegs aber jedesmal, wo jene Erscheinungen vorhanden sind. So wird wohl niemand die vorübergehende Verminderung des Volumens als Krampf bezeichnen wollen, welche bei der Einwirkung der Kälte in organischen und unorganischen Körpern beobachtet wird (sonst müßte auch das Quecksilber im Thermometer am Krampf leiden können); noch viel weniger wird man den Zustand des Erfrierens als Krampf beurtheilen, und doch sieht man auch in dem erfrornen Gliede Verminderung des Volumens, der Röthe und Wärme. Unter diesen Umständen aber scheint es allerdings nöthig zu seyn, weiter zu forschen, ob es nicht ein andres Symptom noch gibt, welches bei dem Krampfe eben so constant vorhanden ist, wie die erwähnten, und demselben noch im höhern Grade eigenthümlich zukommt. Ein solches aber glauben wir darin zu finden, daß die thierische Bewegung unregelmäßig ist; sey es, daß sie unzweckmäßig von Statten geht, oder der Willkür nicht gehorcht. Da nun die thierische (irritable) Bewegung in abwechselnder Ausdehnung und Zusammen-

ziehung besteht, so wird auch zwischen diesen beiden Factoren nothwendig bei unregelmäßiger Bewegung ein Mißverhältniß stattfinden müssen; es überwiegt aber im Krampf die Contraction, und zwar in den höchsten Graden so sehr, daß sie die Extensoren und Flexoren entweder zu gleicher Zeit befällt, oder in einer Muskelpartie eine lange Zeit hindurch andauert; dies ist der Starrkrampf. In den niedern Graden hingegen, in den klonischen Krämpfen ist sie noch abwechselnd und dem natürlichen Zustande mehr analog, bald in den Extensoren, bald in den Flexoren vorhanden. — Es ist aber schon oben erwähnt worden, daß diese thierische Bewegung nicht auf die Muskeln allein zu beschränken, sondern in allen festweichen Theilen vorhanden ist; wo sie sich aber findet, da wird auch die Möglichkeit des Krampfs gegeben seyn. Wir bringen dies in Erinnerung, um vorzubeugen, daß wir nicht mißverstanden werden, und um zu zeigen, daß wir den Krampf auch in andern, als in den musculösen Theilen anerkennen. Freilich aber kann sich in solchen Theilen dies Symptom nicht so auffallend und in die Augen springend äußern, als in den musculösen. Daß es aber auch bei dem Hautkrampfe vorhanden ist, sehen wir an dem abwechselnden Zustande, in welchem sich die Haut dann befindet; an einzelnen Stellen nur, die der Hr. Verf. sehr richtig angibt, ist sie blaß, an andern roth oder livid, ja an einer und derselben Stelle ist sie bisweilen bald blaß, bald roth, bald angespannt, bald schlaffer, und entspricht so den klonischen Muskelkrämpfen.

Sechstes Capitel. Von der nächsten Ursache oder dem Wesen des Krampfs. Mit großer Belesenheit und Sorgfalt werden zuerst die wichtigern Ansichten der Vorfahren über diesen Gegenstand zusammengetragen; bei dieser Gelegenheit gibt der Hr. Verf. manchen nützlichen Wink, aber keine ausführliche Kritik, welche, kurz gefaßt, nicht befriedigen, und ausführlich vorgetragen, einen Zeitaufwand erfodern würde, der sich nicht belohnte. Im Allgemeinen urtheilt der Hr. Verf., „daß man bei diesen Versuchen bald den Begriff des Krampfs zu eng aufgefaßt, bald die Bedingungen oder die Wirkungen desselben für das Wesen desselben genommen, bald sich in Auffindung dieser Bedingungen leeren Hypothesen überlassen, bald auch von der naturgetreuen Beobachtung und selbst vom Sprachgebrauch verirrt hat." Alsdann gibt der Hr. Verf. seine Ansicht von dem Wesen des Krampfs; er besteht nämlich „in Verkürzung, Spannung und Verdichtung des Zellgewebes eines Theiles, welche, ohne vorangegangne, sinnlich erkennbare Veränderung in der Ernährung oder Organisation desselben als wesentlich vorauszusetzen, unmittelbar durch Einwirkung äußerer oder innerer krankhafter Reize erregt wird." Zur Rechtfertigung und Erläuterung dieses Begriffs wird dann gezeigt, daß er den zureichenden

Grund der wesentlichen Erscheinungen des Krampfs angibt, eine genügende empirisch-rationelle Ansicht von den Ausgängen desselben und dem Heilverfahren im Allgemeinen in sich enthält, daß in demselben der Krampf weit und allgemein genug aufgefaßt, daß hier vermieden ist, entferntere Ursachen oder Wirkungen des Krampfs für das Wesen der Krankheit anzusehen und Hypothesen vorauszusetzen. — Wir erkennen die mehresten dieser Vorzüge der Ansicht des Hrn. Verf. mit vollem Beifall an; manche Klippe, an der die Vorgänger scheiterten, ist vermieden, und der hohe Grad von Consequenz und Klarheit, der den Verf. überhaupt auszeichnet, spricht sich auch hier und vorzüglich in der Beziehung dieser Ansicht von dem Wesen des Krampfs zu den wesentlichen Erscheinungen, welche in dem vorigen Capitel betrachtet wurden, aus. Vielleicht, daß selbst die wenigen Bedenklichkeiten, welche uns hierbei aufstießen, in dem weitern Verfolge dieser Schrift sich von selbst heben. Es sey uns indessen erlaubt, sie hier der Prüfung des verehrten Verf. vorzulegen. Zuvörderst aber scheint uns die Ansicht des Verf. vorzugsweise von den tonischen Krämpfen zu gelten, offenbar ist sie von denselben entlehnt. Dagegen sehen wir nicht recht ein, wie sie sich auf die klonischen Krämpfe wird beziehen lassen, wie auch diese ungezwungen davon abzuleiten sind. Ferner scheinen uns die Zustände des collapsus und die Wirkungen der Kälte, welche nicht krampfhafter Beschaffenheit sind, unter diese Bestimmung des Wesens des Krampfs subsumirt werden zu müssen. Auch in ihnen findet Verkürzung, Spannung und Verdichtung der betreffenden Organe statt, ohne daß man dabei an Krampf zu denken hat. Zwar wird der Hr. Verf. sagen, daß diese Zustände nicht so, wie der Krampf, durch die Einwirkung von Reizen hervorgebracht seyen. Aber ist die Kälte nicht als solcher anzusehen? Und eine Veränderung der Nutrition und Organisation kommt auch solchen Zuständen nicht wesentlicher zu, als dem Krampfe, und ist im Anfange eben so wenig zu bemerken, als bei diesem. — Auch scheint es uns überhaupt nicht zulässig zu seyn, daß die Entstehungsart irgend eines Zustandes oder Naturgegenstandes mit in den Ausdruck des Wesens desselben aufgenommen wird, wie es hier geschieht. — Endlich müssen wir hier dasselbe wiederholen, was wir oben bereits andeuteten, daß nämlich der Verf. das Wesen des Krampfs auf eine Eigenschaft des thierischen Organismus gründet, welche demselben nicht eigenthümlich zukommt, sondern die er mit dem vegetabilischen, ja sogar mit den unorganischen Körpern gemein hat, die todte Contractilität nämlich, welche sich eben im Thiere zur lebendigen Irritabilität steigert. — Wären nicht alle diese Bedenklichkeiten dadurch zu beseitigen, daß das Wesen des Krampfs in eine unregelmäßige Zusammenziehung gesetzt würde?

Ein Ausdruck, den der Verf., wir wissen nicht, warum, mit einer gewissen Absichtlichkeit zu vermeiden, ja sogar zu umgehen und der uns doch das Wesen dieser Krankheit in der That am besten zu bezeichnen scheint; denn man ist gewohnt, darunter eine lebendige, d. h. von innen ausgehende, selbstständige irritable Verkürzung, Verdichtung und Spannung zu verstehen. Es bedarf demgemäß bei dieser Bezeichnung des Wesens des Krampfs auch des ätiologischen Beisatzes nicht, welchen der Verf. in seine Bestimmung desselben hat aufnehmen müssen. Auch involvirt diese Bezeichnung die Eigenthümlichkeit des Krampfs, daß demselben keine Veränderungen der Organisation als wesentlich zukommen; und wir wagen es zu behaupten, daß hierbei auch alle die Requisite befriedigt werden, welche der Verf. an die Art und Weise macht, das Wesen oder die nächste Ursache einer Krankheit aufzustellen. — Unregelmäßig aber ist die Zusammenziehung, wenn sie überwiegt, und die Ausdehnung entweder andauernd (in den tonischen Krämpfen), oder momentan (in den klonischen) verdrängt, wenn sie zweckwidrig erscheint, die Function des betroffenen Organs, oder auch andrer Theile, oder den ganzen Organismus stört. — Endlich können wir es dem Verf. nicht zugeben, daß das Wesen einer Krankheit und ihre nächste Ursache identisch sind. Billig fragt man alsdenn, was ist die Krankheit selbst? Soll darunter blos der complexus symptomatum, also ihr äußeres Bild, verstanden werden, oder gehört nicht die innere Seite derselben, d. h. das Wesen, auch zu derselben? Jede Ursache aber, und wenn sie auch die nächste wäre, muß außerhalb der Wirkung liegen, kann nicht zu derselben gehören. Wir halten daher dafür, daß das Wesen des Krampfs unregelmäßige Zusammenziehung der festweichen Theile, die nächste Ursache aber die Reizung des Nervensystems sey.

Siebentes Capitel. Von den vorbereitenden Ursachen des Krampfs. Erster Abschnitt. Ueber die krampfhafte Anlage im Allgemeinen. Zuerst kann in jedem Körper auf die Einwirkung unverhältnißmäßiger Reize (z. B. Galvanismus) Krampf entstehen (allgemeine Anlage); diese wird dann theils auf directe, theils auf indirecte Weise mehr oder weniger gesteigert, so daß bei größerer Anlage geringere Reize hinreichend sind, Krampf zu erregen. Auf indirecte Weise ist dieselbe da erhöht, wo die Receptivität der Nerven vermehrt ist (im kindlichen und jugendlichen Alter, weiblichen Geschlecht); auf directe Weise aber dann, wenn das Zellgewebe eine größere Fähigkeit hat, merkbare Veränderungen seiner Spannung und Dichtigkeit zu erleiden, wie beim schwammigen Habitus, bei dem indessen zugleich auch die Receptivität der Nerven erhöht ist. — Ferner begünstigt ein kaltes und feuchtes Klima die Entstehung von Krämpfen [was aber auch von einem sehr heißen

und feuchten Klima gilt]. Endlich wird auf die epidemischen Einflüsse, auf die erbliche und angeborne und auf die habituelle Anlage zum Krampf, der Erfahrung gemäß, hingewiesen.

Zweiter Abschnitt. Ueber den Einfluß der Ueberfüllung (Turgescenz) auf die Erzeugung der Anlage zum Krampf. Zuvörderst gibt der Hr. Verf. eine ausführliche Darstellung seiner Lehre vom Venenturgor, in welcher sich mancher gehaltvolle und interessante Beitrag zur Lehre von den venösen Krankheiten befindet, die jedoch Ref. hier nur insofern betrachten kann, als sie sich auf den Hauptgegenstand der Schrift, auf den Krampf, bezieht. Es versteht aber der Verf. unter krankhaftem Venenturgor das krankhaft erhöhte Vermögen der Venen, ihren Durchmesser auf Einwirkung äußerer oder innerer Reize zu erweitern, und diese Erscheinung selbst. Dabei findet, auch dem Verf. zu Folge, eine Veränderung des Blutes statt, welche er vorzugsweise von einer vermehrten Rarefaction herzuleiten geneigt ist. Bisweilen fand er auch den Cruor überwiegend, das Serum vermindert. — Dieser Venenturgor, sey er örtlich oder allgemein, hat eine entschiedene Einwirkung auf das Nervensystem und vermehrt in den meisten Fällen, in denen nicht durch die Heftigkeit der einwirkenden Ursache die ganze Thätigkeit des Nervensystems plötzlich unterdrückt wird, die Receptivität desselben so, daß in Folge dieser Anlage, zu geistiger und körperlicher Unruhe, zu Schmerzen und Krämpfen Veranlassung gegeben wird. Erfahrungsmäßige Daten werden zum Beleg dieses Satzes angeführt und auf die Art und Weise aufmerksam gemacht, wie dieser Einfluß erklärt werden kann. Nämlich entweder durch das Gesetz der Mitleidenheit (consensus) der Systeme untereinander, oder daraus, daß Nerven und Gefäße die ersten Rudimente jeder Thierbildung abgeben, oder endlich mit größerer Wahrscheinlichkeit daraus, daß der Eiweißstoff der Nerven vermehrt wird. Außer diesem indirecten Einfluß wird aber auch auf directem Wege durch Einwirkung auf das Zellgewebe selbst die Anlage zum Krampf beim Venenturgor erhöht. — Zum Schlusse dieses Abschnittes wird noch kurz berührt, daß auch eine Turgescenz der Arterien, Lymphgefäße und der Absonderungskanäle bisweilen vorhanden sey und die Anlage zum Krampf zu erhöhen scheine. — Rec. könnte zwar auch zu diesem Abschnitte einige Bemerkungen aufbringen, welche jedoch, da sie nicht gerade wesentliche Gegenstände betreffen, von ihm unterdrückt werden, und er begnügt sich blos mit der Bemerkung, daß ihm die venöse Beschaffenheit oder Stimmung des Organismus, die erhöhte Venosität mancher Neuern, die venöse Congestion (nach Armstrong), das erhöhte Venenleben (nach Kreyßig), und der Venenturgor (nach Clarus) in der Hauptsache ziemlich gleichbedeutend vorkommen. Der Verf. aber hat sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er diesen Zustand als den

Grund mancher krampfhaften Krankheiten und besondrer Krämpfe nachgewiesen hat. Er thut dies so bestimmt und klar, daß wir uns selbst darüber wundern, wie dieser Einfluß bis jetzt hat übersehen werden können. Die Erklärungsart des Verf. ist eben so vorsichtig, als umfassend.

Dritter Abschnitt: Ueber den Einfluß der Entleerung (Collapsus) auf die Erzeugung der Anlage zum Krampf. Der Collapsus ist dem Turgor eben so entgegengesetzt, wie die Entleerung der Anfüllung, die Atonie dem Krampfe. Wenn aber Entleerung Krämpfe erzeugt, so geschieht es auf indirectem Wege dadurch, daß plötzlicher Verlust von Blut, Samen ꝛc. die Receptivität für Reiz erhöht. An die Entleerung schließt sich der Collapsus eben so an, wie der Turgor an die Ueberfüllung. Es ist aber Collapsus ein krankhafter Zustand des Zellgewebes eines Theils, bei dem dasselbe einen geringern Raum einnimmt und zu gleicher Zeit saft- und blutloser, schlaffer, welker und weicher [und kälter] erscheint, als im natürlichen Zustande. Dabei scheint das Blut auf die entgegengesetzte Weise, wie beim Turgor, verändert und namentlich die Menge des Serums im Verhältniß zum Cruor größer zu seyn. Nach kurzer Erwähnung der Umstände, welche die Anlage zum Collapsus erhöhen, werden als Gelegenheitsursachen dieses sowohl, als der denselben begleitenden Krämpfe die Blutungen, Ausschweifungen, das Aushungern besonders betrachtet, und bei jedem dieser Umstände auf die Nebenwirkungen gehörig Rücksicht genommen. Als Resultat dieser Betrachtungen werden am Schlusse dieses Abschnittes die Sätze aufgestellt: daß 1) die Entziehung organischer Flüssigkeiten als eine negative Erscheinung zu betrachten ist, welche blos auf indirecte Weise die Entstehung der Krämpfe begünstigt. Dabei aber sind 2) die Nebenumstände zu berücksichtigen, nämlich die erhöhte Reizempfänglichkeit, der höhere Grad von Lebensspannung der einzelnen Theile, die Menge und Beschaffenheit der Flüssigkeit, welche entleert wird, Zusammenvorkommen von Umständen, welche erschöpfen, zufällige Reize, welche die Entleerung begleiten, und krankhafte Producte, welche in Folge der Entleerung sich bildeten. — Man sieht von selbst, mit welcher großen Umsicht und Klarheit auch dieser Gegenstand abgehandelt ist. Die Ansicht selbst, welche hier genommen worden, scheint uns der Natur zu entsprechen und den rechten Punct zu treffen. Vielleicht wäre jedoch hier noch mehr als bei dem Turgor der Einfluß zu beachten, den der Collapsus auf die vom Krampf ergriffnen Organe hat. Wie wenn der Turgor die Krämpfe vorzugsweise dadurch veranlaßte, daß die Nerven und ihre Centralorgane von Blut überfüllt werden; der Collapsus aber dadurch, daß er auf die festweichen Theile, auf das Zellgewebe (um mit dem Verf. zu reden) einwirkt? Wenn bei demselben schon die Theile einen geringern Raum

einnehmen, blaß und kalt sind, so wird ja wohl nicht sehr viel dazu gehören, daß sie auch gespannt werden, und somit der Krampf zu Stande kommt. Es ist aber schon oben erwähnt worden, daß uns überhaupt der Collapsus und der Krampf im Begriffe des Verf. sehr nahe zu liegen scheinen, und diese Verwandtschaft könnte als ein Erklärungsgrund mehr benutzt werden.

Ehe wir dem Herrn Verf. weiter folgen, möge hier die Frage eine Stelle finden, warum nicht auch die veränderten Verhältnisse des Tonus, wie sie theils in der relativen Gesundheit vorkommen, theils als Krankheit, vorzüglich als Atonie, hervortreten, unter den ursächlichen Momenten erwähnt werden, welche zum Krampfe disponiren? Da nämlich der Krampf (des Verf.) eben nur ein vermehrter Tonus ist, und da es der Erfahrung zu Folge Individuen gibt, bei denen, in Vergleichung zu andern, der Tonus vermehrt ist, ohne daß sie krank sind, so sollte man denken, bei ihnen müsse eine besonders große Anlage zum Krampfe obwalten; dafür spricht jedoch die Erfahrung nicht, der zufolge vielmehr die Disposition zum Krampfe bei denen vorzüglich groß ist, die sich schon mehr zur Atonie hinneigen. Bei hohem Grade von atonischem Zustande wird man abermals nicht oft Krämpfe beobachten; Lähmung steht demselben näher. Was in dieser Hinsicht von dem Verf. bei Betrachtung der allgemeinen Anlage gesagt wird, scheint nicht befriedigend. —

Vierter Abschnitt. Von dem Einflusse zusammengesetzter Ursachen auf die Erzeugung der Anlage zum Krampf. Als solche werden hier die verschiedenen Entwickelungsstufen des Lebens, die Fieber und allgemeine Fehler des Absonderungs-, Ernährungs- und Bildungsgeschäfts betrachtet, ihr Einfluß durch Erfahrungsbeweise bestätigt und die Art ihrer Einwirkung auf die Entstehung der Krämpfe sehr befriedigend erklärt. Bei der Fieberansicht des Verf. ist uns vorzüglich die Ausführung des Satzes sehr interessant gewesen, daß jeder regelmäßige Fieberanfall in einer Succession von Krampf und vermehrter Turgescenz besteht.

Achtes Capitel. Von den Gelegenheitsursachen des Krampfes. Erster Abschnitt. Mechanische Einwirkungen. Die einfache, leise Berührung der Haut, der Kitzel, heftiger und plötzlicher Druck, Stoß oder Erschütterung (insbesondre des Gangliensystems und Sonnengeflechts), Verletzungen, Wunden, Knochensplitter, Steine, Exostosen, unförmliche Narben, fremde Körper im Schlunde werden erwähnt und ihr Einfluß auf die Entstehung von Krämpfen zum Theil durch interessante Fälle erwiesen. Zur Erklärung der Entstehung der Krämpfe aus mechanischen Ursachen werden folgende Thatsachen aufgestellt: 1) mechanische Reizung empfindlicher Theile kann augenblicklich leichte, örtliche, vorübergehende Zuckungen erregen. 2) Dauert die Reizung länger oder wird sie öfters wiederholt,

so wird der Krampf heftiger, anhaltender, habituell. 3) Von dem Puncte des ersten Eindrucks aus scheint sich die Wirkung mechanischer Reizungen nach und nach auf die übrigen Theile in der Ordnung zu verbreiten, als sie durch Nervenverbindung oder Verwandtschaft der Functionen in näherer oder entfernter Beziehung unter einander stehen. 4) Die Verbreitung der Wirkungen mechanischer Reizungen auf entfernte Theile ist mit vermehrter Empfindlichkeit derselben verbunden. 5) Gleichzeitige innere Anlagen oder äußere Einwirkungen andrer Art können die Verbreitung dieser Wirkungen zufällig begünstigen. So ergibt sich als Resultat, daß mechanische Ursachen die Krämpfe theils unmittelbar, theils mittelbar erregen; das Letztre, indem sie zuvörderst blos die Anlage erhöhen. — Lauter Sätze, die mit der Erfahrung vollkommen übereinstimmen. —

Zweiter Abschnitt. Atmosphärische Einflüsse. a) Veränderungen der Temperatur. Daß die Kälte sowohl als auch die Erkältung sehr häufig Krämpfe veranlassen, ist allgemein anerkannt und wird auch von dem Verf. mit vielen eignen und fremden Erfahrungen belegt. Ebenderselbe benutzt aber diese Gelegenheit dazu, eine allgemeine Darstellung der Wirkung der Kälte und der Erkältung auf den thierischen Organismus überhaupt und auf die Entstehung von Krankheiten insbesondre zu geben, und liefert in dieser Darstellung ein Muster, wie Lehren der Physik zur Erklärung organischer Erscheinungen gebraucht werden können, und zugleich einen klaren Beweis davon, wie ersprießlich die genaue Kenntniß dieser Lehren für den Arzt ist. Wir bedauern, hier in das Detail dieser Darstellung deshalb nicht eingehen zu können, weil wir es uns vorgenommen haben, in dieser Recension die Lehre vom Krampf allein zu berücksichtigen und ebendieselbe so wenig, als möglich, durch andre Betrachtungen zu beeinträchtigen. Alsdann wird b) die Feuchtigkeit, c) die Elektricität und d) der Einfluß des Mondes auf die Entstehung von Krämpfen betrachtet. — In der Form dieses Abschnitts hat sich das kleine Versehen eingeschlichen, daß blos die Temperatur durch eine besondre Ueberschrift ausgezeichnet, dies aber bei der Feuchtigkeit rc. vergessen worden ist.

Dritter Abschnitt. Speisen und Getränke. Zu große Menge erzeugt den schwammigen Habitus und somit Geneigtheit zu Krämpfen; gewisse Speisen erzeugen bei einzelnen Individuen Krämpfe und andre Zufälle durch Idiosynkrasie. Ferner wird vom Mutterkorn und Wurstgift besonders gehandelt, und endlich das Uebermaß geistiger Getränke so wie des Kaffees und Thees gewürdigt.

Vierter Abschnitt. Gifte und Arzneimittel. Es gibt vielleicht keine Vergiftung, in deren Verlauf nicht eine Menge krampfhafter Zufälle vorkommen, und sie sind theils örtliche Wirkungen der heftigen Reizung der Theile, von denen das Gift unmittelbar

aufgenommen wird, und ihrer durch dasselbe veränderten Thätigkeit und Organisation, theils entstehen sie durch Verbreitung dieser Wirkungen mittelst der Gefäße und des Kreislaufs, theils endlich durch eine Fortpflanzung derselben mittelst der Nerven. Nachdem einige Beispiele von örtlichen Krämpfen angeführt worden, verbreitet sich der Verf. ausführlicher über die Wirkungen der Gifte, welche auf dem Wege des Kreislaufs herbeigeführt werden, von einer unmittelbaren Veränderung des Blutes und des blutführenden Systems abzuhängen scheinen, und welche vorzüglich von der Blausäure, dem amerikanischen Pfeilgifte, dem Vipern- und Schlangengifte, der bittern Angustura, dem Opium und Arsenik beobachtet werden. Als Beispiel von krampfhaften Erscheinungen, die als Folge einer Verbreitung giftiger Einwirkungen durch die Nerven betrachtet werden müssen, führt der Verf. den Quecksilbersublimat, wenn er Thieren in sehr starken Gaben in den Magen gebracht wird, und den Brechweinstein an. — Alsdann betrachtet der Verf. das Wuthgift als eine der furchtbarsten Gelegenheitsursachen zu Krämpfen. Er erzählt zuvörderst eine Krankengeschichte sehr ausführlich und genau; hierauf folgt der Befund der Leichenöffnung, die wohl sehr selten mit solcher Genauigkeit bei Hydrophobischen ist gemacht worden, und bei welcher vorzüglich Ueberfüllung des Gehirns mit venösem Blute, eine größere Dichtigkeit und Festigkeit der Substanz des Gehirns, Anspannung der harten Hirnhaut von der Scheitelgegend nach den Schläfen herab, so daß sie ein in dieser Richtung gefaltetes Ansehn hatte, gefunden wurde. Die Nerven am Halse waren nicht entzündet, dagegen von festerer Consistenz, runder, gespannter, elastischer, als gewöhnlich. Ein ähnlicher Zustand wurde auch an den Arterien des Halses, an der glandul. submaxillaris und parotis, und am Gaumensegel beobachtet. Der Herzbeutel war an seiner vordern Fläche in dem Umfange von 2 ½ Quadratzoll ganz trocken, etwas zusammengeschrumpft und hornartig durchsichtig. Spuren von Entzündung waren weder am Herzbeutel noch im Herzen zu bemerken; der rechte Vorhof und Ventrikel enthielten Polypen von fester Consistenz u. s. w. In der nun folgenden Epikrise wird die „miasmatische Wasserscheu als eine Krankheit betrachtet, in welcher das Bestreben der durch Mittheilung des Krankheitsstoffes angeregten krankhaften Thätigkeit auf Wiedererzeugung dieses Stoffes gerichtet ist, in der aber, nächst der Erreichung dieses Zweckes und zugleich mit derselben, eine Veränderung des Blutes, der blutführenden Gefäße, besonders aber der Venen und des Nervensystems stattfindet, durch welche diese beiden Grundbedingungen des Lebens vernichtet werden, so daß der Tod die gewöhnliche Folge ist." Diese Sätze werden dann auf eine höchst lehrreiche Weise, welche über das Wesen dieser fürchterlichen Krankheit ein neues Licht verbreitet, wei-

ter ausgeführt und theils mit andern Krankheitserscheinungen in Analogie gebracht, theils auf die oben von dem Verf. vorgetragenen Lehren vom Venenturgor und Krampf bezogen. — Arzneimittel bewirken Krämpfe: 1) wenn sie Naturbestrebungen hindern; 2) das Product einer Krankheit vor gehöriger Zeitigung desselben entfernen sollen; 3) wenn die Anlage zum Krampfe sehr groß ist, und endlich 4) durch absolutes Uebermaß der Gabe. Im letztern Falle reiht sich die Arzneiwirkung der Vergiftung an.

Fünfter Abschnitt. Krankhafte Erzeugnisse, nämlich 1) der Schleimhäute und der mit ihnen in Verbindung stehenden Absonderungsorgane. Vorzüglich werden die Säure, der Schleim, die Galle und die Winde im Speisecanal hervorgehoben, die Entstehungsart derselben erörtert, und ihr Einfluß auf die Entwickelung der Krampfzustände genügend abgeleitet, so wie der Erfahrung gemäß angegeben. 2) Krankhafte Erzeugnisse der serösen Häute, nämlich Wasseranhäufung. Hervorgehoben werden vorzüglich die Ausschwitzungen der Spinnewebenhaut und der weichen Hirnhaut. 3) Krankhafte Erzeugnisse der äußern Haut. Krämpfe entstehen theils während des Verlaufs acuter und chronischer Hautkrankheiten, theils bei Unterdrückung derselben auf metastatische Weise. 4) Krankhafte Erzeugnisse des Ernährungs- und Bildungsgeschäfts. Den anhaltend krankhaften Zustand des Ernährungs- und Bildungsgeschäfts nennt der Verf. Kachexie, gibt die Zeichen derselben an und erörtert ihren Einfluß auf die Entstehung von Krämpfen.

Sechster Abschnitt. Bewegung und Ruhe. Uebermäßige Anstrengung erzeugt eine Unruhe, ein Zucken der Muskeln, welche als Krampfzustände anzusehen sind, und die der Verf. theils von der durch lebhaftere Consumtion erhöhten Reizbarkeit, theils von dem Blute herleitet, welches sich in den Venen vorzüglich anhäuft. Ferner werden hier die Zufälle erörtert, welche durch Fahren, Getragenwerden in einer Sänfte, Schaukeln und Reisen zur See bei denen, welche nicht daran gewöhnt sind, entstehen. Endlich wird auch die Schlaflosigkeit als Ursache von Krämpfen betrachtet.

Siebenter Abschnitt. Anstrengungen des Geistes und Gemüthsbewegungen. Auch in diesem Abschnitte werden nicht bloß die Krämpfe von den angegebenen Ursachen abgeleitet, sondern es wird auch zugleich eine Uebersicht der Einwirkungen überhaupt gegeben, welche Geistesanstrengungen und Gemüthsbewegungen auf die Krankheitsbildung haben. Der Leser wird hier nicht bloß den ausgebildeten und umsichtigen praktischen Arzt wiederfinden, sondern auch den philosophischen Denker ehren müssen, der sich hier ausspricht. —

Ueberblickt man nun das, was der Hr. Verf. von den Ursachen des Krampfes gelehrt hat, noch einmal, so wird man demsel-

den zugestehen müssen, daß er die Sache viel tiefer, umfassender und ausführlicher vorgetragen hat, als es von andern Schriftstellern geschehen, und es muß besonders lobend herausgehoben werden, daß er den Krampf in Beziehung auf eine große Menge andrer Krankheitszustände, von denen er abhängt oder mit denen er wohl auch manchmal zugleich von einer anderweitigen gemeinschaftlichen Ursache abhängen mag, betrachtet. Kommen hier auch bisweilen längere Digressionen vor, als es die systematische Form zu erlauben scheint, so sind dieselben doch jederzeit so beschaffen, daß sie überhaupt Interesse erregen, näher oder entfernter in die Hauptlehre eingreifen und meistens auch durch Eigenthümlichkeit sich auszeichnen. —

Der Leser wird aus dieser Uebersicht von selbst bemerken, daß unser im Eingange ausgesprochnes Urtheil wohl begründet ist; er wird bei eigner Lectüre der Schrift dasselbe noch mehr bestätigt finden, und sie gewiß nicht aus der Hand legen, ohne vielfältig belehrt und noch mehr zu eignem Denken und weiterm Forschen angeregt worden zu seyn. Aber auch der Hauptgegenstand dieser Schrift selbst, der Krampf, ist in den Verhältnissen, welche in diesem Bande betrachtet werden konnten, auf eine solche Art abgehandelt und erläutert worden, daß man mit größter Ungeduld die Fortsetzung und die Erscheinung eines zweiten und vielleicht auch dritten und vierten Theils hoffen muß. Mögen es die vielen anderweitigen wichtigen Beschäftigungen dem Verf. gestatten, der Ungeduld der Leser recht bald zu genügen! — Da wir uns indessen im Verfolge dieser Recension einige Bemerkungen erlaubt haben, welche die Begriffsbestimmung und das Wesen des Krampfes betreffen, so sey es uns vergönnt, am Schlusse derselben eine ähnliche Description des Krampfes zu geben, wie sie der Verf. an die Spitze seines Werkes gestellt hat. Wir gestehen mit Dank gegen den Verf., daß sie von der Bestimmung, welche er gegeben, entlehnt ist, und nur wenig abweicht. „Krampf ist uns nämlich der krankhafte Zustand, dem alle festweichen Theile des thierischen Körpers unterworfen sind, der sich durch Verminderung des Umfanges, durch Kälte, Blässe und unregelmäßige Bewegung des leidenden Theiles auszeichnet, dessen Wesen in überwiegender Zusammenziehung, und dessen nächste Ursache in einer Reizung des Nervensystems besteht."

19.

II.

1) Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Versuch von Carl Ernst Adolf von Hoff, Ritter des weißen Falkenordens und herzogl. sächs. goth. geheimen Assistenzrathe. Erster Theil. Eine von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Mit einer Charte von Helgoland. Gotha, bei Justus Perthes. 1822.

2) Cuvier's Ansichten von der Urwelt, nach der zweiten Original-Ausgabe verdeutscht und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Jacob Nöggerath, königl. preuß. Oberbergrathe, ord. Professor der Mineralogie und Mitdirector der naturhistorischen Sammlungen bei der Rheinuniversität, auch verschiedener gelehrten Gesellschaften correspondirendem, ordentlichem und Ehren-Mitgliede. Bonn, bei Eduard Weber. 1822.

3) Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde, von F. H. Link, Professor der Arzneikunde zu Berlin, Director des botanischen Gartens und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften daselbst, wie auch anderer gelehrten Gesellschaften. Zweiter Theil. Berlin, bei Ferdinand Dümmler. 1822.

4) Geschichte der Urwelt. In Umrissen entworfen von J. F. Krüger, Landbaumeister und Domaineninspector. Erster Theil. Quedlinburg und Leipzig, bei Gottfried Basse. 1822.

Zweite Abtheilung.

(Die erste Abtheilung siehe in Nr. XVIII. S. 88—145.)

Nr. 3. Wer den ersten Band dieses eben so anziehenden als lehrreichen Werkes kennt, wird die vorliegende Fortsetzung, welche zugleich den Schluß des Ganzen ausmacht, mit nicht geringen Erwartungen und mit noch mehr Befriedigung lesen. Alles, was der erste Band in einzelnen Abhandlungen enthielt, ist hier nach Einer Idee zusammengefaßt und auf scharfsinnige Weise durchgeführt. Freilich hat manches dadurch eine andre Gestalt gewonnen, manche Vorstellung wurde berichtigt, neue Ansichten aufgefaßt, wie es von dem gelehrten Selbstforscher zu erwarten war.

Dieser zweite Band zerfällt in 6 Abschnitte, welche den systematisch geordneten Inhalt mit Eins übersehen lassen; sie sind überschrieben: 1) Zur Geschichte der Erde; 2) zur Geschichte der organischen Schöpfung; 3) zur Geschichte der

Menschheit; 4) Veränderungen der Erde in der geschichtlichen Zeit; 5) Veränderungen der organischen Schöpfung in der geschichtlichen Zeit, und 6) Beiträge zur Geschichte der Menschheit in der geschichtlichen Zeit.

„Den Ursprung der Erde," sagt der Vf. im ersten Abschnitt, „hat die Wissenschaft noch nicht erreicht," und jeder, der Hypothese von Wissenschaft zu unterscheiden weiß, wird ihm gern darin beipflichten. Es werden dann die bekanntesten Hypothesen über den Ursprung der Erde in kurzen Zügen aufgestellt, und statt dieselben durch eine neue zu vermehren, oder sich für eine derselben zu erklären, die Erde als vorhanden angenommen. Dann heißt es S. 4: „Ueberall erscheint in der Natur das Regelmäßige als das Ursprüngliche und gleichsam Nothwendige, das Unregelmäßige hingegen als das Spätere und Zufällige." Dem Rec. scheint diese Behauptung als Naturgesetz nicht gegründet, sondern das Streben der Natur nach dem Regelmäßigen mit der Erstrebung desselben als Eins genommen zu seyn; vielmehr erscheint das Gesetz, welches der Verfasser im folgenden Abschnitt für die organische Schöpfung aufstellt: daß die Natur mit dem Unvollkommenen anfange und nach und nach das Vollkommene zu erreichen strebe, allgemeines Naturgesetz zu seyn, und sowohl von der Erde selbst als von ihren Bewohnern zu gelten. Es wird sich dies deutlich zeigen, wenn wir die Anwendung genauer prüfen, welche der Vf. von jenem Satz auf die Bildung der Erde macht. Er sagt: „Wir mögen daher auch die Erde als einen ursprünglich vollkommen runden Körper betrachten; wir mögen diesen zugleich als vollkommen flüssig annehmen, und so finden wir eine Erklärung für die ellipsoidische Gestalt der Erde. Die Mathematik leitet nämlich diese Gestalt auf eine sehr befriedigende Weise von dem Drehen der Erde um ihre Axe her, welches durch den Schwung die flüssige Masse unter dem Aequator und in der Nähe desselben erhob, die Pole hingegen abplattete, und so das Ganze in ein Ellipsoid verwandelte." (S. 4.)

Bei dieser Annahme eines ursprünglich vollkommenen, durch Axendrehung entstandenen Ellipsoids muß nothwendig vorausgesetzt werden, daß bei der Bildung der Erde, indem sie von dem flüssigen Zustande in einen festen überging, den Wirkungen der Centralkräfte kein Hinderniß im Wege stand. Dies kann aber unmöglich vorausgesetzt werden, da die chemischen Kräfte der Masse selbst, die, so lange der flüssige Zustand dauerte, und beim Uebergange desselben in den festen, einen freiern Spielraum hatten, verbunden mit Magnetismus und Elektricität, jenen Wirkungen entgegenstrebten, und die Gestalt konnte sich also der Vollkommenheit nur nähern, sie aber nicht erreichen. So zeigt die Erfahrung die Gestalt der Erde

auch wirklich; allein diese Erfahrung sucht der Vf. auf folgende Weise zu beseitigen: „Wenn die Theorie," heißt es, „nicht ganz mit der Erfahrung übereinstimmt, so liegt dieses einerseits an der großen Schwierigkeit, solche Erfahrungen zu machen, andrerseits an der Schwierigkeit, die Rechnungen unter den gegebenen Umständen mit der größten Schärfe zu führen." Es werden dann die Schwierigkeiten bei den Gradmessungen angedeutet, welche der Vf. vorzüglich in die Unvollkommenheit der Instrumente und die zufälligen Einwirkungen auf die Magnetnadel setzt. Eine noch wichtigere Schwierigkeit findet Rec. in den zufälligen Einwirkungen auf das Bleiloth, an welchen die neuern geodätischen Arbeiten in Oberitalien gar nicht mehr zweifeln lassen, und die eine größere Ungleichheit in der Dichtigkeit der obern Erdschichten voraussetzen, als man bisher angenommen hat. Der Vf. erwähnt der Berechnungen aus den Pendulschwingungen gar nicht, und gleichwohl gibt man ihnen, weil sie sowohl in der Beobachtung als der Berechnung eine größere Genauigkeit, als die Gradmessungen, verstatten, den Vorzug, und in der That scheinen sie sich auch der Wahrheit mehr zu nähern. Freilich muß man zugeben, daß dieselben zufälligen Ursachen, welche auf das Bleiloth einwirken, auch auf die Pendulschwingungen wirken können; aber was man auch immer gegen jede einzelne Berechnung einwenden mag, so scheint doch das Resultat aus allen, daß die Erde keine ganz regelmäßige Gestalt habe, um so weniger in Zweifel zu ziehen zu seyn, da sie nach den oben angeführten Gründen eine solche auch gar nicht haben kann. Denn man denke sich die Erde als flüssig, so werden allerdings, wie schon bemerkt worden, die Centralkräfte nach vollkommener Gestalt streben; aber zu gleicher Zeit werden die chemischen Kräfte und die so wirksamen imponderabeln Stoffe eine innere, lebendige Bewegung hervorbringen; große, unübersehbare Verbindungen und zugleich eben so große Trennungen mußten stattfinden, und in eben dem Maße mußte die Wirkung der Schwere modificirt werden. Es mußten im Innern des Körpers leichtere Stoffe von den schwereren sich trennen, Luft- und Gasarten sich entwickeln und durch die noch ganz oder halb flüssige Masse nach oben sich Weg bahnen. Die Masse wurde dichter, aber diese Entwickelungen hörten nicht auf — fahren sie doch jetzt noch fort im Kleinen sich zu zeigen —, und wie sie bei dem Durchbrechen nach außen die festeren Massen auseinanderdrängten, mußten zahllose Thalbildungen, bald von kleinerm Umfange, bald von ungeheurer Ausdehnung entstehen, welche nach dem Maße der schon eingetretenen Cohäsion der festen Theile tiefer oder flacher wurden, und in welche die obern, flüssigen Schichten sofort zusammenstürzten. So mag die Erde ursprünglich die Gestalt erhalten haben, die sie im Ganzen noch hat. Daß noch lange nach den so entstan-

denen Hauptformen partielle Erhebungen und Einsinkungen nicht allein möglich, sondern auch nothwendig waren, leuchtet von selbst ein.

S. 5 fährt der Vf. fort: „Aus dem Grundsatze, daß überall das Regelmäßige zuerst dagewesen, das Zufällige hingegen später entstanden sey, folgt allerdings, daß die Axe der Erde ursprünglich senkrecht auf die Bahn derselben war, und die jetzige Schiefe der Ekliptik nebst ihrer periodischen Ab- und Zunahme später entstand. Der Winkel, welchen die Axe der Erde mit ihrer Bahn jetzt macht, erscheint höchst zufällig. — — Wir wissen jetzt, daß jener Winkel einer periodischen Veränderung unterworfen ist; aber nehmen wir auch in dieser periodischen Veränderung den geringsten Winkel an, oder den größten, oder den mittlern, so erscheinen doch immer diese Winkel nicht weniger zufällig, und man ist berechtigt, eine ursprünglich senkrechte Lage der Erdaxe vorauszusetzen.“ Sind hier aber nicht zwei Fälle mit einander verbunden, von welchen, strenge genommen, einer den andern ausschließt? Die Bestimmung der Schiefe der Ekliptik und des periodischen Wankens derselben durch Laplace, als Folgen der Wirkung der allgemeinen Schwere, ruht auf einem nothwendigen Naturgesetze. Hängt wirklich die Lage der Axe von der allgemeinen Schwere ab, und ist das periodische, in enge Grenzen eingeschlossene Wanken wirklich Folge der Ortsveränderung der Fläche der Ekliptik, der anziehenden Kraft der Sonne und des Mondes, so ist kein Punct darin zufällig, sondern jeder durch nothwendige Naturgesetze bestimmt. Nimmt man aber an, daß die Axe der Erde ursprünglich senkrecht auf ihrer Bahn liegen mußte, so kann dies nur unter zwei verschiedenen Voraussetzungen stattfinden. Entweder man nimmt die Lage der Erdaxe gegen die Ekliptik als unabhängig von der Einwirkung der Sonne und des Mondes an, — was aber bei der ellipsoidischen Gestalt der Erde und der Ortsveränderung der Fläche ihrer Bahn nicht wohl möglich wäre — oder man läßt die Erde sich früher um ihre Axe drehen, ehe ihr Verhältniß zum Monde ausgebildet wurde, wo dann ein Uebergang von der rechtwinklichen Lage in die schiefe durch die nachfolgende Wirkung der Schwere sich denken ließe, jedoch durch Annahme einer Hypothese, die nichts für sich und keinen andern Zweck hätte, als eine andre Hypothese zu erklären.

Der Vf. findet es zugleich wahrscheinlich, daß diese Veränderung der Lage der Axe in die früheste Zeit der Erde falle, da in den uns bekannten Lagern sich keine Spur davon finde. Nothwendig hätte bei der senkrechten Lage der Axe in den höhern Breitengraden eine höhere Wärme stattfinden müssen, als jetzt; aber im Widerspruche mit fast allen andern Geologen behauptet der Vf., daß aus den organischen Resten der nördlichen Gegenden dies nicht hervorgeht. —

Bei der Annahme einer ursprünglich regelmäßigen Fläche des Erdellipsoids ist die Erklärung der Entstehung der Unebenheiten ein sehr wichtiger Punct. Der Verf. nimmt an, daß die Berge später entstanden, und sagt dann: „Dieses war nur auf eine dreifache Weise möglich: entweder unmittelbar durch Bildung derselben über der Oberfläche, oder durch Einstürzen des ebenen Bodens, oder durch Erhebung derselben über die Ebene.“ (S. 8.) Wenn der Vf. hier den gleichfalls möglichen Fall: oder durch alle drei Bildungsarten zugleich — nicht anführt, so macht er doch in seinen Erklärungen hie und da factischen Gebrauch davon.

Von S. 9—12 werden kurz die Geologen angeführt, welche die Entstehung der Berge auf die erste Art erklären. Wenn aber de la Metherie und Werner in diese Classe gesetzt werden, so scheint uns dies nicht ganz richtig zu seyn. Bei der Crystallisation des erstern bildeten sich wohl die Unebenheiten ursprünglich, d. i. ohne schon eine regelmäßige Fläche unter sich zu haben, und die Irruptionen des Meeres, aus welchen Werner die Berge sich durch Niederschläge bilden läßt, setzen eine ursprüngliche Unebenheit des Bodens voraus, um überhaupt denkbar zu seyn.

Der Vf. bestreitet diese erste Hypothese mit zum Theil sehr triftigen Gründen; wenn er aber S. 13 sagt: „Hier ist bloß von der Erhebung der Gebirge über die Oberfläche der Erde die Rede, nicht von dem Ursprunge der Steine in denselben. Man mag den Granit für einen chemischen Niederschlag oder für einen mechanischen Bodensatz aus dem Wasser halten, oder für ein Erzeugniß des Feuers, darauf kommt es hier nicht an;“ so wird dabei etwas vorausgesetzt, was erst erwiesen werden muß: daß nämlich die Erhebung oder das Höherwerden und die Entstehung des Gesteins, woraus ein Berg besteht, nicht Eins ist, wie Werner wirklich behauptet. Angenommen, Werner ging von einem regelmäßigen, festen Ellipsoid aus, welches hoch von einem Urmeere bedeckt war, welches die Grundstoffe aller Gebirgsarten enthielt; so waren nur zwei Fälle möglich: entweder diese Stoffe waren gleichartig durch das ganze Meer verbreitet, oder sie hatten vor ihrem Niederschlage sich durch chemische Verwandtschaft zusammengezogen und schwebten gleichsam wie große Wolken, Gleiches zum Gleichen gezogen, in demselben. Diesen Zustand setzte Werner, und zwar mit Recht, voraus. Der Niederschlag konnte nun nicht überall gleichmäßig erfolgen, und eine Unebenheit wurde begründet, wobei Erhöhung der Form und Bildung der Masse Eins war. Wir werden bei der dritten Hypothese, welche der Vf. annimmt, auf diesen Punct zurückkommen.

Der Vf. geht dann zu der zweiten Hypothese, der Erklärung der Entstehung der Berge durch Einstürzungen, über. Es war

nicht schwer, zu zeigen, daß man mit bloßen Einstürzungen nicht ausreicht, die Erscheinungen zu erklären, welche die Oberfläche der Erde darbietet; doch will der Vf. sie nicht ganz ausschließen und glaubt, daß Fälle, wo die Schichten gegen ein höheres Gebirge fallen, „auf keine Weise erklärt werden können, als durch Erhebungen, womit zugleich Höhlungen und Versenkungen entstanden." (S. 21.)

Die dritte Hypothese, welche die Berge durch Erhebung entstehen läßt, wird nun als die durch Erfahrung bestätigte angenommen. „Alles dieses" (die Erfahrung nämlich), heißt es S. 23, „bestätigt die Meinung von der Erhebung der Berge durch feuri„ge Gewalt." Unter Berg wird hier jede Erhöhung über das ursprünglich regelmäßige Ellipsoid verstanden. Der Vf. führt dann alle Erhebungen von Inseln, Gegenden und Bergen an, welche sich geschichtlich nachweisen lassen, und legt dabei ein großes Gewicht auf von Buch's Meinung, daß Schweden und Norwegen sich noch jetzt nach und nach emporheben. Wir müssen hier auf das zurückweisen, was über diesen Gegenstand bei v. Hoff's Schrift gesagt worden ist. Wenn unser Vf. S. 25 auf das Merkzeichen, welches Linné eine Viertelmeile von Trällaborg „an einem Block machte, den man nicht wegtragen werde;" so liegt schon in der Benennung Block der Beweis, daß das Merkzeichen an einer losen, folglich beweglichen Klippe angebracht war.

Indem der Vf. nun die Erhebung als die wahrscheinlichste Ursache aller Unebenheiten auf der Oberfläche der Erde annimmt, läßt er sie in fünf verschiedenen, durch lange Zwischenräume getrennten Zeiten vor sich gehen.

„Die erste Erhebung ist die, welche mit dem Namen des Uebergangsgebirges bezeichnet wird." (S. 27.) Die Bildung des Granits ging zwar vorher, doch nicht viel früher, weil er oft noch über dem Uebergangsgebirge vorkommt. Alle diese Bildungen geschahen unter dem Meere; der ursprüngliche, undeutlich geschichtete Granit wurde durch Feuer gebildet; an der Bildung der geschichteten Steinarten, des Gneuses, des Glimmerschiefers und des aufliegenden, geschichteten Granits hat, außer dem Feuer, auch das Wasser Antheil.

Diese erste Erhebung geschah aber in zwei verschiedenen Zeiten. Zuerst wurde es da der Oberfläche des Meeres nahe gebracht, wo organische Wesen sich bildeten; „denn wir haben keine Beweise," sagt der Verf., „daß in den größten Tiefen des Meeres, fern vom Lichte, fern von dem Einflusse der Sonne und vielleicht andrer Weltkörper das Organische entstehen könne." Es heißt dann weiter: „Lange nachher wurde dies Gebirge zu der Höhe gehoben, auf der es sich jetzt befindet. Vielleicht geschah dieses aber mit einer der folgenden Erhebungen zugleich." (S. 30.) Eigentlich läßt sich wohl

weder die zweite noch dritte Erhebung denken, ohne daß die erste zugleich mit höher gehoben würde.

„Die zweite Erhebung," heißt es weiter, „ist diejenige, welche das feste Land der Vorwelt erzeugte. Sie wird durch das ältere Steinkohlenlager so wie durch den Sandstein bezeichnet. Die Steinkohlenlager deuten auf ein ursprünglich festes Land, denn sie sind die Torfmoore der Vorwelt." Es werden nun kurz die Gründe angeführt, auf welchen die Behauptung über den Ursprung der Steinkohlenlager ruht. So gewiß daraus hervorgeht, daß Steinkohlenlager aus Torfmooren entstanden seyn können, ja hie und da wohl wirklich daraus entstanden sind, so entscheidend geht aus andern Gründen hervor, daß viele Steinkohlenlager, ja die meisten, nicht aus Torfmooren entstanden seyn können. Wir meinen alle die Kohlenlager, welche in horizontalen Schichten oft kaum einige Linien, oft Fuße, oft Lachter mächtig, mit so verschiedenen Lagern von Thonschiefer oder Kohlensandstein über einander wechseln, wo sowohl Kohlen- als Steinschichten fast unverletzte Pflanzenreste enthalten, und wo alles auf ruhige Niederschläge im Wasser deutet.

Den Ursprung des Sandsteins zu erklären, findet der Vf. sehr schwierig. Die Grauwacke reiht sich an den Kohlensandstein, welcher die Unterlage der Kohlen macht; beide gehören Einer Bildungsstufe an; auch der Thonschiefer ist der Grauwacke verwandt, und „es gehört zu den Vermuthungen," sagt der Vf., „wenn wir ihn für den Boden des ersten festen Landes halten. Die Aehnlichkeit, welche der Thonschiefer mit dem Schieferthon über den Steinkohlen hat, die Uebergänge zwischen beiden vermehren die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung, daß wir in ihnen den Boden des Urlandes sehen, auf irgend eine Weise sehr verändert." (S. 32.)

Die Entstehung war örtlich mit großen Zerstörungen verbunden; Berge davon sind aufgehäuft, in welchen sich Pflanzenreste finden; doch hat das Meer an diesen Bildungen und Zerstörungen keinen Antheil, weil keine Meerproducte sich finden. Auch der bituminöse Mergelschiefer ist örtliche Bildung, vielleicht in Seen der Urwelt; doch „das Steinsalz und der ältere Gips scheinen dem Meere und andern Erhebungen anzugehören." (S. 34.) „Der Porphyr, als vulcanisches Product, ist der Basalt dieses Zeitraums." Auch der rothe Sandstein, der nicht selten das Dach der Steinkohle bildet, und dessen Farbe dem Verf. eine Wirkung der Hitze zu seyn scheint, gehört in diesen Zeitraum. „In seiner Hauptverbreitung," sagt der Vf. S. 34, „sehen wir dieses alte feste Land noch in dem Zustande, worin es in der Vorzeit emporgehoben und hier und da mit Porphyr und ähnlichen Steinarten bedeckt wurde. Diese Bedeckung ist aber aus demselben Zeitraume. Bedeckungen aus dem folgenden hat man oft an den Rändern dieser Verbreitung des alten

festen Landes gesehen. Auch findet man es an eben diesen Rändern zuweilen tiefer, als die Oberfläche des Meeres. Es lassen sich alle diese Erscheinungen sehr leicht erklären, wenn man annimmt, daß durch die Erhebungen in den folgenden Zeiträumen, besonders in dem vierten, beträchtliche Höhlungen entstanden, welche einstürzten und die Ränder des ersten festen Landes mit sich niederrissen; nun konnten auch die Gebirgsarten der folgenden Erhebungen sich über diese hinlagern. Hier und da drang aber das Meer durch solche Einstürze tief in das vormalige Land dieser Erhebung und bildete Meerbusen; ja zuweilen scheinen sich Einstürze und Erhebungen wiederholt zu haben."

Man sieht, wie der Verf., um die Erscheinungen dieses Zeitraums zu erklären, alle drei oben aufgestellte Hypothesen mit einander verbindet. Einstürzungen wechseln mit Erhebungen; und wenn die Gebirgsarten einer nachfolgenden Erhebung sich über die der vorhergehenden hinlagern, so kann der Ausdruck: Erhebung hier doch wohl nichts anders als Auflagerung in Werners Sinne bedeuten.

„Die dritte Erhebung ist die," heißt es S. 35, „welche wir mit dem Namen des jüngern Flözgebirges bezeichnen wollen. Es ist größtentheils unter dem Meere gebildet und dann erst, wie das Uebergangsgebirge, über das Meer erhoben worden." Der Sandstein bildet auch hier Gebirge, die sich jedoch von denen des vorigen Zeitraums dadurch unterscheiden, daß sie Meerproducte, die vorigen aber Reste von Pflanzen und Thieren des Landes enthalten; dann folgt der Flöz oder Muschelkalk u. s. w.

„Die vierte Erhebung ist die der höchsten Granitberge. Hier sind ebenfalls zwei verschiedene Zeiten zu unterscheiden. Erstlich die Zeit, wo das Gebirge sich zwar schon erhoben hatte, aber sich noch unter dem Meere der Urwelt befand. Hier lagerte sich der Alpenkalkstein auf demselben oder an seinen Abhängen nieder, oft in einer ungeheuern Ausdehnung und in einer beträchtlichen Höhe. (Streift der Vf. hier nicht abermals in Werners System der Ablagerungen hinüber?) Auch die Züge von Jurakalkstein oder Höhlenkalkstein zogen sich als Korallenriffe um das Mittelgebirge hin. An einigen Stellen erhob sich schon in den frühern Zeiträumen das Gebirge so sehr, daß es über den Spiegel des Meeres emporstieg und den Gebilden der zweiten Erhebung, z. B. dem Thonschiefer und ähnlichen Steinarten, den Boden gab, um sich darauf abzusetzen. Endlich stieg das gesammte Gebirge aus dem Meere hervor zu der Höhe, worin wir es jetzt sehen. Dieses Emporsteigen war mit großen Zerstörungen verbunden. Viele Erscheinungen, welche sich auf diese Zerstörungen beziehen, werden leicht erklärlich, wenn wir die Bildung des höchsten Gebirges unter die letzten und spätesten Er-

hebungen der Erdoberfläche setzen." Nun wird der Bildung der Nagelflue in der Schweiz und der Umherstreuung der großen Granitblöcke gedacht, und der Verf. sagt: „Es folgt aus diesen gewaltigen Erhebungen aus dem Urmeere, daß damit große Ueberschwemmungen verknüpft seyn mußten." (S. 37.) Auch der Untergang mancher organischen Geschöpfe deutet auf ein solches großes Ereigniß der Natur u. s. w.

Es folgt nun die fünfte Erhebung, nämlich diejenige, wodurch das Trappgebirge erhoben wurde, wozu vorzüglich das Basaltgebirge gerechnet wird, welches vulcanischen Ursprungs ist.

Zum Beschlusse dieses Abschnitts macht der Vf. noch auf den Unterschied in der Geschichte der Erde aufmerksam, der zwischen der Bildungszeit und der Erhebungszeit über die Oberfläche des Meeres nach seiner Ansicht stattfindet, und der aus dem Angeführten dem Leser schon klar geworden seyn wird.

Dies sind nun die Umrisse des Gebäudes, in welchem der Vf. die geschichtliche Gestaltung und Ausbildung der Erdoberfläche darzustellen unternimmt. Versucht man aber sich eine klare Vorstellung von dem Ganzen zu machen, so trifft man auf manche Lücken, die wenigstens Rec. nicht auszufüllen vermochte; und wenn er sie hier bemerklich macht, so geschieht es, um den würdigen Verf., der in diesem zweiten Bande manches Dunkle des ersten so lichtvoll dargestellt hat, zu bewegen, diesem Abschnitt, dem wichtigsten seines ganzen Werks, noch einmal seine Aufmerksamkeit zu widmen und ihm, bei einer zweiten Auflage, eine weitere Ausführung zu schenken.

Werden, so fragt man zuerst, diese Erhebungen allgemein, für alle Länder der Erde gleichgeltend angenommen? So wie sie hier aufgestellt sind, unbedingt; denn es wird nirgends einer Ausnahme gedacht. Gleichwohl sieht man in der Folge, daß hier keineswegs auf die Zeit gesehen wird, in der sie erfolgen, sondern bloß auf die Reihe, in der eine auf die andre folgt. Der Vf. denkt sich die drei alten Welttheile schon als völlig erhoben und gestaltet, da Amerika, und noch später Südindien, sich zu heben beginnen. Jedes Festland kann also seine eigne Erhebungszeit haben, die bei diesem erst anfängt, wenn sie bei jenem vollendet ist. Die Reihenfolge der Erhebungen scheint der Verf. aber bei allen gleich anzunehmen.

Man kann sich ferner das Wie der Erhebungen auf dreifache Art als möglich denken: nämlich die Erhebungen geschahen entweder ruckweise; das Land stieg schnell bis auf eine bestimmte Höhe empor und blieb dann auf dieser Stufe stehen, bis die Bildungen vollendet waren, die dieser Zeit angehören; dann stieg es abermals plötzlich empor, stand wieder still u. s. w.; oder die sämmtlichen Erhebungen waren eigentlich nur eine einzige, die von ihrem Anfange

an bis zur Vollendung fortschritt, aber so langsam, daß sich in den sie begleitenden Bildungen und Gestaltungen die berührten Abschnitte machen lassen; oder man vermischt endlich beide Arten mit einander, die Erhebungen erfolgten bald plötzlich und ruckweise, bald langsam, nach und nach, oder durch Stillstände unterbrochen. Wie dachte nun eigentlich der Vf. sich diese Erhebungen? Im vorliegenden Abschnitt ist die erste Ansicht, wie es scheint, zum Grunde gelegt; dieses erhellt aus fast allen einzelnen Bestimmungen und vorzüglich aus den durch die Erhebungen erregten plötzlichen Fluthen, in welchen selbst Gattungen und Arten von Thieren untergingen. In dem folgenden Abschnitte kommen aber in Bezug auf die organische Welt Behauptungen vor, welche auf der zweiten Ansicht der Erhebung zu ruhen scheinen: z. B. „die letzte Periode der Vorwelt verläuft sich allmälig in die neuere Zeit, daß es unmöglich wird, genaue Grenzen zu bestimmen.“ (S. 43.) Oder: „Die Urwelt hat sich nach und nach und ohne merkliche Abschnitte in die neuere Welt verwandelt. Die organischen Wesen, welche ihr eigenthümlich waren, gingen nach und nach unter, und an deren Statt entstanden neue Arten u. s. w.“ (S. 51.) Es scheint also, der Verf. habe beide Ansichten verschmolzen oder wechseln lassen; allein es gehört dann eine genauere Bestimmung dazu, um die Idee auf die einzelnen Erscheinungen, welche erklärt werden sollen, anwenden zu können.

Diese Schwierigkeit vermehrt sich noch durch die Vieldeutigkeit, in welcher der Verf. den Ausdruck Erhebung gebraucht, worauf wir schon aufmerksam gemacht haben. Bildung und Erhebung werden sorgfältig unterschieden. Die Bildung der Lager geschah theils durch Feuer, theils durch Feuer und Wasser, theils durch Wasser allein. Die Lager selbst bildeten nun die regelmäßige Fläche des Ellipsoids und wurden nun von innen herausgehoben. Bei der ersten Hebung konnte der Boden der zweiten Hebung noch nicht gebildet seyn, oder er hätte die Oberfläche der erstern schon überall decken müssen; eben so konnte der Boden der dritten Hebung noch nicht vorhanden seyn, da die zweite geschah — das ist deutlich. Den Lagern der drei Hebungen aber liegt der Urgranit zum Grunde, und sie wurden bloß in die Höhe gerückt, weil der Granit selbst gehoben wurde. Daraus folgt nun aber auch: daß der Granit, oder das Urgestein überhaupt, nicht gehoben werden kann, ohne daß die über ihm liegenden jüngern Lager mit gehoben werden. Gleichwohl stellt der Vf. die vierte Erhebung, oder die des Urgesteins, so dar, daß die jüngern Lager in der einmal erreichten Höhe bleiben. Dies ist nur möglich, wenn man hier mit dem Begriffe der Erhebung zugleich den Begriff der Durchbrechung der jüngern Lager verbindet, und aus vielen Stellen geht hervor, daß dies auch wirklich die Meinung des Vf. ist. Aber wie anders gestalten sich die Folgen

dieser Durchbrüche, als sie der Vf. an die unbestimmten Erhebungen knüpft! Woher sollen nun die großen Fluthen kommen, die der Vf. damit verbindet? Freilich mußte der Durchbruch der Urgebirge eine ungeheure Erschütterung der Länder hervorgebracht haben, diese hätten auf das Meer gewirkt, es könnten Schwankungen erfolgt seyn, und durch diese partielle Fluthen; aber gewiß keine, welche den 6000 Fuß hohen Rigi aus Nagelflue hätte aufthürmen oder ganze Thiergeschlechter ausrotten können! Um sie herbeizuführen, so wie die jetzt in Bezug auf ihre Ursachen ganz übergangenen Bildungen und Zerstörungen auf dem Boden der zweiten Erhebung, woran das Meer nicht Antheil haben soll, zu erklären, bedarf die Hypothese noch großer Erweiterung und besonderer Bestimmungen.

Nimmt man auf diese angedeuteten Lücken nicht Rücksicht und betrachtet die Hypothese im Allgemeinen, so leuchtet allerdings ein hoher Grad von Scharfsinn und eine vielseitige Kenntniß der Thatsachen daraus hervor. Wenn Cuvier und Werner das Land als in seiner Höhe beharrend darstellen, das Meer aber periodisch zu einer ungeheuern Höhe steigen, sich wieder zurückziehen, bald ein Continent von ihm bloßlegen, bald ein anderes bedecken lassen, so sieht man sich umsonst nach irgend einer Ursache um, welche diese Irruptionen hätte bewirken können. Sie stehen mit dem Gesetze der Schwere im Widerspruch und setzen, wenn man sich mit Cuvier den veränderten Meeresstand durch ganze Weltalter als bleibend denkt, eine Veränderung des Schwerpunctes der Erde voraus, wovon wir keinen Grund einsehen. Allen diesen Schwierigkeiten entgeht der Vf. glücklich, und die Verbannung der so auffallenden Willkür macht seine Hypothese weniger bedenklich. Eine Erhebung des Landes an sich ist deswegen denkbar, weil wir uns nicht allein eine Ursache derselben vorstellen können, die mit den uns bekannten Kräften der Natur in keinem Widerspruche steht, sondern die auch selbst durch unzählige Erfahrungen sich als wirklich beweisen läßt, da wir Berge und Inseln aus dem Meere emporsteigen sehen. Rec. muß hier noch eines Beweises erwähnen, der selbst in mathematischer Form sich darstellen läßt und bei manchen Gebirgslagern außer Zweifel setzt, daß sie durch irgend eine Kraft in die Höhe gehoben worden sind. Es erhellt dies aus den sogenannten Sprüngen (den breaks oder slips der Engländer), wodurch die Kohlengebirge und andere geschichtete Gebirge getheilt, und die Lager senkrecht verrückt worden sind. Niemand wird leugnen, daß diese Lager ursprünglich ein Ganzes ausmachten, und daß ihre jetzige, durch die Sprünge hervorgebrachte Verrückung Folge einer Bewegung ist. Die Richtung dieser Bewegung muß sich nun aus den Richtungen der Trennungslinien, den Winkeln, welche diese mit dem

Horizont und den Lagern bilden, und den Winkeln der getrennten Lager mit dem Horizonte genau ableiten lassen, wenn man voraussetzt, daß die Lager ursprünglich horizontal waren, worüber sich aus den gesammten Umständen, unter welchen die durch Sprünge verrückten Lager vorkommen, wohl mit Sicherheit urtheilen läßt. Rec. hat diese Methode auf mehrere Steinkohlenlager in England und Schottland, von denen wir genaue Beschreibungen und Profilzeichnungen besitzen, angewandt und, wo die Hülfsmittel ausreichend waren, befriedigende Resultate erhalten. So ergibt sich aus der Beschreibung und dem Profile der großen Steinkohlenlager zu Clackmannenshire in Schottland, welche Robert Bald im dritten Bande der Memoiren der wernerschen Gesellschaft zu Edinburg bekannt gemacht, wo das Ganze durch zwei große parallele Sprünge in drei Hauptfelder getheilt ist, und die Lager durch den ersten Spalt um 703 Fuß, durch den zweiten um 1230 Fuß senkrecht verrückt sind, — daß hier eine zusammengesetzte Bewegung stattfand; daß das Ganze in die Höhe gehoben wurde; daß die hebende Kraft aber stärker im Norden, schwächer im Süden wirkte; daß darauf ein partielles Zurücksinken eintrat, früher im Süden, später im Norden; daß im Ganzen aber das Feld sehr gehoben blieb, da es früher offenbar vom Meere bedeckt war. Andere Gegenden in England und Schottland bieten ähnliche Erscheinungen dar, und es ist dringend zu wünschen, daß man überall, wo Bergbau getrieben wird, auf diese merkwürdigen Sprünge mehr achte, da über örtliche Veränderungen mancher Gegenden daraus wichtige Resultate hervorgehen können.

Müssen wir nun Erhebungen sowohl an den Küsten, als in der Mitte der Festländer nothwendig anerkennen, so sind sie doch sämmtlich, so weit unsre Erfahrungen reichen, nur örtlich und gegen die allgemeinen Unebenheiten der Erdoberfläche nur als unbedeutende Puncte zu betrachten. Das Emporheben einzelner Inseln beweist nichts mehr, als daß auf dem Meergrunde geschieht, was wir auf dem Lande geschehen sehen, was voraus schon anzunehmen war.

Unser Verf. schließt nun von diesen örtlichen Erhebungen auf das Ganze aller Unebenheiten der Erdoberfläche, und dieser Schluß scheint allerdings gewagt zu seyn; und die darauf gebaute Hypothese würde sich nur rechtfertigen lassen, wenn die gesammte Erfahrung in ihr eine Erklärung fände. Noch ist dies, wie wir oben andeuteten, nicht der Fall, und wir zweifeln, daß es dem Scharfsinne des Verf. gelingen werde, seiner Hypothese diese Vollendung zu geben. Sehen wir dabei auf den Grund zurück, der den Verf. zu seiner Hypothese führte, so liegt dieser allein in der früher angenommenen Hypothese: daß die Erde ursprünglich ein vollkommenes El-

lipsoid hätte seyn müssen. Wir haben aber schon gezeigt, daß diese Annahme unstatthaft sey, da bei dem Conflict sich widerstrebender Kräfte die Gestalt sich dem Regelmäßigen nur nähern, dasselbe aber nicht erreichen konnte; daß also schon ursprüngliche Unebenheiten angenommen werden müssen. Nehmen wir mit dem Vf. an, daß die eigentlichen Gebirge später erhoben und als Durchbrüche der schon vorhandenen Lager zu betrachten sind, so möchte die stärkste ursprüngliche Unebenheit nicht über eine halbe Meile über die Meeresfläche, d. i. nicht über $\frac{1}{1720}$ des Halbmessers der Kugel anzunehmen seyn. Die Tiefe des Meeres kommt dabei wenig in Betracht, da das Meer in Bezug auf die Wirkung der Schwere bekanntlich als ein fester Körper zu betrachten ist; wollte man sie aber hier in Betracht ziehen, so würde es doch zu keinem Resultate führen, aus welchem ein bedeutender Einwurf hergeleitet werden könnte.

Im zweiten Abschnitt (von S. 40—54) „zur Geschichte der organischen Schöpfung" werden dieselben Ideen weiter ausgeführt, welche der Verf. schon im ersten Bande vortrug. Das organische Leben begann auf der niedrigsten Stufe und entwickelte sich nach und nach zu dem vollkommneren; die Geschichte der Organisation ist im Ganzen der Geschichte des einzelnen organischen Wesens gleich. Rec. erlaubt sich bei diesem Abschnitte nur ein Paar Bemerkungen. S. 46 heißt es: „Es gab eine Zeit, wo die Natur Steine verschiedener Art hervorbringen konnte, da sie jetzt nur Kalktuff erzeugt." — Ist dies aber wohl ganz richtig? Ist der durchsichtige und farbige schöne Stein, welchen Morris auf dem sogenannten Steinsee in Persien entstehen sah, bloßer Tuff? Sind die schönen Steinlaven des Vesuvs nicht Erzeugungen aus späterer Zeit? Entstehen Krystalle, vorzüglich in dem Marmor zu Carara, nicht noch jetzt? — Der Verf. fährt fort: „— Es gab aber eine noch viel merkwürdigere Zeit, wo die Natur die ersten Aeltern der Pflanzen und Thierarten zu bilden vermochte, welche noch jetzt in der Fortdauer der Zeugung die Erde bedecken. Die Zeit ist vergangen, ohne Aeltern werden vielleicht — noch ist der Streit darüber nicht entschieden — jetzt nur sehr unvollkommene Pflanzen und Thiere hervorgebracht." Aber nach dem System der Metamorphose im Pflanzen- und Thierreiche brauchte die Natur ja zu keiner Zeit mehr zu thun. Unmittelbar brachte sie nur die unvollkommensten Organismen hervor, und die weitere Vervollkommnung geschah auf dem Wege der Zeugung. Auch scheint der Verf. eine Abnahme der Kräfte der Natur anzunehmen: sie kann nicht mehr, was sie in einer frühern Zeit konnte. Aber eine Kraft der Natur kann nicht abnehmen, nicht schwächer werden, eben weil sie eine Kraft der Natur ist; aber jede Kraft der Natur kann nur unter bestimmten Bedin-

gungen in Thätigkeit treten, und diese Bedingungen bilden eine unendliche Reihe, in welcher jedes Glied nur einmal vorkommen kann. Es können ähnliche, vielleicht für uns ununterscheidbare Glieder folgen, doch nicht dieselben. Das Glied in dieser endlosen Kette, das unsre Thierwelt umfaßt, scheint uns ein sehr langer Zeitraum zu seyn; für die Natur ist es ein Moment, und wir wissen nicht, welche Kräfte in der nächsten Zukunft in Thätigkeit treten.

Das Vorhandenseyn fossiler Menschenknochen wird mit Blumenbach und Andern geleugnet. Wir wiederholen dabei bloß des Vfs. eigne Worte: „Alles kommt hier auf wiederholte Erfahrungen an.“ (S. 43.)

Der folgende dritte Abschnitt (S. 55—77) ist überschrieben: „Zur Geschichte der Menschheit.“ Der Verf. unterscheidet hier zuerst sehr scharfsinnig zwei Fragen von einander, nämlich: ob die Menschen von einem oder von mehreren Paaren abstammen? und: ob die Menschen zu einer Art gehören? Man kann die letzte Frage bejahen und doch die erste verneinen. Daß alle Menschen zu einer Art gehören, nimmt der Verf. unbedingt an, nicht aber eben so, daß sie von einem Paare abstammen. „Es wäre wohl möglich, heißt es, daß im Anfange, in derselben Gegend oder an demselben Orte mehrere Individuen beiderlei Geschlechts nicht ganz gleich, aber doch ähnlich sich gebildet hätten, wie aus Einer Aussaat mehrere Individuen weder ganz gleich, noch ganz ähnlich hervorkeimen. Ja es ist sogar wahrscheinlich, die Sache bloß von der Seite der Naturkunde betrachtet, daß mehrere Individuen zuerst entstanden.“ (S. 56.) Der Verf. erwähnt dann, daß durch diese Annahme alle die Schwierigkeiten wegfallen, welche man in der großen Verschiedenheit der jetzt lebenden Menschenstämme gefunden hat, fährt aber so fort: „Es ist hier nur um Widerlegung der Gegengründe zu thun. Kommt es auf Meinung an, so wird uns immer die Meinung der Völker, oder vielmehr der Weisen verehrungswürdig bleiben, welche schon im frühesten Alterthume glaubten, daß unter dem besondern Schutze eines höhern Wesens der erste Menschenstamm sich bildete.“

Als diesen ersten Menschenstamm setzt der Verf. wieder, wie im ersten Bande, den Negerstamm, da die Natur mit dem Unvollkommenen beginnt und das Vollkommnere nach und nach aus diesem entwickelt. „Was verbietet uns,“ — sagt der Vf. S. 63 — „höre ich fragen, diesem Grunde zufolge noch weiter zurückzugehen und den Affen für den Urstamm des Menschen anzunehmen? — Allerdings stimmt dieses mit dem allgemeinen Fortschreiten der Naturbildung wohl überein. Eine solche Veränderung gehört indessen in eine Urwelt, in eine mythische Zeit und ist folglich ganz hypothetisch.“ Aber gehört die Meinung des

Verf. von der Veränderung des Negerstamms in den kaukasischen u. s. w. nicht gleichfalls in eine mythische Urzeit, und ist sie nicht ebenfalls ganz hypothetisch? Die Gründe, welche S. 65 angeführt werden, daß man die Veränderung der Menschenstämme nicht so hoch hinaufzusetzen brauche, scheinen nicht zureichend: sie beruhen auf Schlüssen, die von einem Bekannten auf ein Unbekanntes gemacht werden, z. B. wir sehen noch jetzt, daß weiße Thiere von einem schwarzen zufällig entstehen; so konnte auch der weiße Mensch vom schwarzen zufällig entstehen. Der Schluß begründet eine Möglichkeit; die Wirklichkeit liegt über alle Grenzen unsrer Erfahrungen hinaus.

Vielen Einwürfen, welche der Entwickelungshypothese gewöhnlich gemacht werden, weicht der Vf. auf eine sehr sinnreiche Weise aus. „Man kann sie leicht," — sagt er S. 64 — „in eine andre Hypothese übersetzen, wo zuerst die unvollkommenen Thiere und Pflanzen als Autochthonen unter höheren Einflüssen hervorgingen, wo dann die vollkommnern Geschöpfe folgten, und endlich der Mensch als das vollkommenste Wesen dieser Schöpfung erschien. Was dort die fortschreitende Ausbildung oder Ausartung war, das ist nach dieser Meinung die stets gesteigerte zeugende Kraft der Natur, deren fortgesetzte Steigerung vielleicht nur für einige Augenblicke unterbrochen ist." Den Grund, welcher die Meinung des Vfs. bestimmte, drückt er so aus: „Wir haben die Hypothese von einer Veränderung der organischen Welt durch Ausartung nur gewählt, um in dem Felde der Erfahrung zu bleiben." Hier steht der Verf. nun Cuvier gerade gegenüber, der, wie wir gesehen haben, die Ausartung verwirft, weil er sie im Felde der Erfahrung nicht findet. Nach unsrer Ansicht, die wir schon äußerten, scheint Cuvier hier allerdings fester auf dem Boden der Erfahrung zu stehen, als unser Verf., da er das Zufällige, der Ausartung Unterworfene nicht von den bleibenden Charakteren der Art unterscheidet, auf welche Cuvier mit Recht ein großes Gewicht legt. So konnten nach Cuvier's Ansicht allerdings die verschiedenen Menschenstämme sich aus Einem entwickeln, gleichviel, welchen man als den ersten annehmen will; aber nie konnte der Affe zum Menschen werden.

Im ersten Bande hatte der Verf. Afrika als die Wiege des Menschengeschlechts angenommen, weil dieser Erdtheil als das wahre Vaterland der Neger betrachtet wurde. Diese Hypothese wird S. 65 als unwahrscheinlich zurückgenommen, und S. 66 eine andere an die Stelle gesetzt. Da das Innere vieler Inseln des indischen Meeres — die vielleicht ursprünglich mit Indien zusammenhingen — von einem Negervolke, den Haraforas, bewohnt wird, so werden diese Inseln als das Urland der Menschen betrachtet, von dem aus sie sich auf die übrigen Festländer und Inseln verbreiteten. Da es

bei Hypothesen der Art, die über alle geschichtliche Ueberlieferung hinausliegen, bloß darauf ankommt, die Urzüge der Ueberlieferung auf eine passende Weise daran knüpfen zu können, so ist nicht zu leugnen, daß diese zweite Hypothese unweit glücklicher gewählt ist, als die erste, da die Menschen, nach ihr, weit leichter in die Gegenden gebracht werden können, wohin doch das gesammte Alterthum deutet.

Der Vermuthung des Vfs., daß vielleicht einige Züge der indischen Mythe, der schwarze Buddha, Krischna der Schwarze, und Hanuman, der Fürst der Affen, auf diese Ausartung und Urwanderung hindeuten, können wir nicht beipflichten. Der Affenkönig hat keine andre Beziehung, als die gleichfalls vorkommenden Könige andrer Thiergeschlechter, z. B. der Bären, der Vögel u. s. w. Nach der Ansicht der Hindu steckt in jedem Thiere ein Geist, oft ein mächtiger, himmlischer Geist, auf einer Wanderung begriffen. Brahma selbst flatterte Jahrtausende als Rabe umher. Die schwarze Farbe des Krischna hat eine ganz andre Beziehung. Vischnu selbst (die Luft) wurde himmelblau dargestellt. In der Verkörperung als Rama wurde diese Farbe schon dunkler, violet oder hyacinthenblau; im Krischna wurde sie schwarz — gleich dem strafenden Gewitter, das über den lichten Himmel zog. An eine Negergestalt ist aber dabei nicht zu denken; er war der schönste unter den Hirten, und der gewöhnlichste Beiname, den er im Mahabharat erhält: der Lockige, bezeichnet ihn wie den Apoll der Griechen. Die schwarze Farbe des Buddha sagt noch weniger. Er wurde nur von einer Braminen-Secte auf der westlichen Halbinsel schwarz gebildet, weil sie in ihm den Vischnu, folglich einen jüngern Krischna verehrten; keineswegs aber bei den eigentlichen Buddhisten in Ceylon und auf der östlichen Halbinsel. Das krause Haar desselben scheint bloß Tempelstyl zu seyn; der schwarze Kloß, das uralte Bild des Jagernaut, in dem Vischnu und Buddha verehrt werden, scheint das Musterbild aller jüngern Buddhabilder bei der Braminensecte zu seyn. Der Kopf dieses Ungeheuers ist eine Kugel, an der die Haare nur angedeutet sind, wie die Arme durch zwei gebrochne Stöcke, und der Rumpf durch einen birnförmigen Kloß, ohne Beine; wie es dem rohesten Anfange der Kunst gelingen mag, die Gestalt des Menschen nachzuahmen.

Aus den ältesten Gedichten der Hindu, dem Ramayan und Mahabharata, läßt sich beweisen, daß die verschiedenen Volksstämme damals schon dieselbe Hautfarbe hatten, die sie noch jetzt haben; daß die obern Stämme lichter, die untern Volksclassen aber dunkler waren. Da im Ramayan Ikschwaku, der Beherrscher von Ajodhja, durch Fluch zum Tschandala, d. i. zu einem aus der niedrigsten Volksclasse wurde, ward auch die Farbe seiner Haut braun, gleich einem Affen. Im Mahabharat erhalten Mädchen und junge

Helden als Bezeichnung der Schönheit das Beiwort braun; aber diese braunen Schönen werden bleich vor Kummer, erblassen vor Schreck oder haben blühende Wangen, wie dies alles noch jetzt bei der zarten Olivenfarbe der höhern Stände gesagt werden kann.

Der Vf. hatte im ersten Bande den alten Staat von Meroe einen Negerstaat genannt und sich dabei auf Herodot bezogen. Man hatte ihm eingeworfen, daß dies aus Herodot nicht hervorgehe, indem Aethiops überhaupt nur einen dunkelfarbigen, von der Sonne verbrannten Menschen bezeichne; daß folglich zwar jeder Neger ein Aethiops, aber nicht, umgekehrt, jeder Aethiops ein Neger sey. Der Verf. kommt jetzt, S. 69, wieder auf diesen Gegenstand und bezieht sich, um seine Meinung zu unterstützen, auf Herodot's Worte (da er von den Völkern im Heere des Darius spricht): „Die Aethiopier aus Osten (denn sie waren in zwei Haufen getheilt) befanden sich bei den Indern. Sie sind in der Gestalt durchaus nicht von den andern verschieden, die Sprache und die Haare allein ausgenommen. Die Aethiopier von Osten nämlich haben schlichte Haare; die Aethiopier aus Libyen aber unter allen Menschen das krauseste Haar. Die Aethiopier aus Osten nun waren gerüstet wie die Inder." Der Vf. setzt nun hinzu: „Diese Stelle beweist, daß es damals noch schwarze indische Völker mit schlichtem Haare gab." Diesem Schlusse aber liegen zwei Voraussetzungen zum Grunde, die eben erst erwiesen werden müssen. Erstens, daß Herodot wirklich nur die schwarze Farbe des Negers durch Aethiops bezeichnet habe, und zweitens, daß, da es jetzt solche Völker in Indien nicht mehr gibt, die schwarze Farbe seit der Zeit in die braune Farbe der niedrigen Volksclassen ausgeartet sey. Nehmen wir nun aber an — was gleich erwiesen werden wird — daß Aethiops überhaupt einen dunkelfarbigen, von der Sonne verbrannten Menschen bezeichnet, wie schon im Worte selbst liegt, und nicht den Neger allein; daß ferner die alten Hindu-Völker schon dieselbe Farbe hatten, die sie noch jetzt haben, wie die alten Gedichte beweisen, die, welches Alter man ihnen auch gibt, doch über die Zeit des Darius hinauf reichen; daß ferner Herodot unter dem Namen der Inder nur die lichtere Kriegerkaste verstand, die niedrigern, jetzt noch schwärzern Volksclassen aber Aethiopier nannte — (sie durften nach den Gesetzen der Hindu sich wohl neben die Kriegerkaste, unter einem fremden Gebieter, stellen, sich aber nie unter dieselbe mischen) so folgt nun aus obigen Worten Herodot's gerade das Gegentheil. Denn waren die Libyer den schwarzen Indiern an Gestalt durchaus gleich, so konnten es keine Neger seyn.

Herodot's Ansicht von Hautfarbe und Krause des Haares läßt sich auf folgende Art sehr deutlich machen. Aethiopier und Ae-

gypter scheint er zu Einem Völkerstamme zu rechnen, und aus II, 18 geht klar hervor, daß es keinen Unterschied zwischen ihnen gab, als: ob sie ägyptischen oder libyschen Gesetzen gehorchten. In der Verehrung des Ammon und dem uralten Gebrauche der Beschneidung stimmten beide Völker überein, und neuere Entdeckungen lehren uns, daß Baukunst, Bildnerei und Hieroglyphen beiden gemeinschaftlich waren. Diesen ganzen Menschenstamm bezeichnet Herodot nun als schwarz von Farbe und kraushaarig. Denn so sagt er II, 104 von den Kolchiern: sie sind schwarz und kraushaarig, wie die Aegypter; doch, meint er, sei dies noch kein hinreichender Beweis für ihre Abstammung von den Aegyptern, da auch andere Völker so beschaffen wären. Was nun die Ausdrücke: schwarz und kraushaarig, bezeichnen sollen, zeigen uns die Nachkommen der alten Aegypter, die Kopten, noch jetzt. Wollte der Vf. seine Hypothese hier in Anwendung bringen und annehmen: die Kopten seyen seit jener Zeit schon ausgeartet; so steht dieser Annahme ein entscheidender Grund entgegen. Dieser liegt in den alten Malereien der Gräber und übermalten Bildnereien der Tempel, die weit über Herodot's Alter hinaufsteigen und in denselben Formen tief in Nubien — Herodot's Aethiopien — angetroffen werden. Ueberall erscheinen hier zwei verschiedene Menschenstämme: ein röthlich-brauner oder bräunlich-rother; dieser ist der herrschende und bezeichnet das eigentliche Volk. Der andere ist schwarz, der wahre Negerstamm; dieser erscheint immer als Gefangener, Sträfling oder Opfer. Der schwarze Stamm befand sich also schon damals, die Veränderung abgerechnet, welche veränderte Religionsbegriffe hervorbringen mußten, gegen den farbigen Stamm in denselben Verhältnissen, als jetzt.

Von S. 78—160 folgt der vierte Abschnitt: „Veränderung der Erde in der geschichtlichen Zeit." Es kommt hier zuerst zur Sprache, was wir bei Nr. 1 vermißten, nämlich die sogenannte Sündfluth, welche, wie der Vf. sagt, „den Schein der Mythe in der Erzählung verloren hat und der Geschichte anzugehören scheint." Zuerst wird Pallas Meinung von einer von Süden hergekommenen großen Fluth geprüft und mit Recht verworfen. „Dagegen" — heißt es S. 81 — „hat eine Ueberschwemmung von Westen her so große Wahrscheinlichkeit, daß sie schon den frühern Beobachtern auffiel. An der Meerenge von Gibraltar ist offenbar ein Bergzug durchbrochen, ebenso bei den Dardanellen und bei Constantinopel. Wir sehen deutlich den Einbruch des Meeres, welches sich über die Flächen verbreitete, das mittelländische Meer bildete, das ägäische Meer, die Propontis und das schwarze Meer. Nun folgt eine Ebene zwischen dem Don und der Wolga. Das caspische Meer ist gesalzen, und auch der Aralsee, ja eine Salzsteppe

verbreitet sich vom caspischen Meere weit südwärts in das Innere von Persien: Ueberreste der vormaligen Ueberschwemmung durch Meerwasser u. s. w." Als Ursache dieser Ueberschwemmung wird die Erhebung von Amerika, welches man wohl als ein neues Land ansehen könne, dargestellt (S. 82).

Im Ganzen beziehen wir uns hier auf das, was bei dem v. Hoff'schen Werke über diesen Gegenstand gesagt wurde; doch macht die Ansicht des Vfs. hier noch einige Bemerkungen nöthig. Die erste betrifft die angenommene Ursache dieser Fluth, die Erhebung Amerika's. Dieser Erdtheil zeigt dieselbe Folge von Gebirgen: auf dem Urgebirge liegen die Uebergangsgebirge, auf diesen die Flötze, und die Ur- und Basaltberge steigen dann eben so, wie in der alten Welt, empor, und er müßte daher, wie diese, nach langen Zwischenräumen durch fünf besondere Hebungen entstanden seyn, und die beiden letzten müßten auch hier nur als Durchbrüche der jüngern Schichten betrachtet werden. Er hätte also drei Fluthen hervorbringen müssen, die nun, einzeln genommen, wohl nicht die Folgen haben konnten, welche der Vf. annimmt, da er sie zusammenzuschmelzen scheint. Einige andere Schwierigkeiten gegen die Ansicht des Vfs. erheben sich auch in der nähern Betrachtung der tiefen Becken, welche jetzt das Mittelmeer, das schwarze Meer, das caspische Meer u. s. w. einnehmen. Waren sie schon früher als eine Bildung in der Erhebung der drei großen Festländer vorhanden, oder wurden sie erst durch diese Fluth ausgehöhlt? Der Verf. erklärt sich darüber nicht, scheint aber den letztern Fall anzunehmen, weil er die gesammte Bildung dieser Becken und ihrer Ufer als klare Beweise für die Fluth bezeichnet. Allein die Ufer und die Ufergebirge dieser Meere widerlegen eine solche Annahme schlechthin. Wo diese Ufer flach sind, bestehen sie aus ruhigen Niederschlägen, große Ebenen bildend; wo sie gebirgig sind, bestehen die Gebirge aus Urgestein oder Schichten, gleich allen übrigen Gebirgen des Festlandes. Wo blieben dann die ausgebrochenen und ausgehobenen Massen? Wir müßten sie jetzt an den Ufern umher als ungeheure Dämme und angeschwemmte Berge finden — aber davon ist nichts vorhanden. Der Kalkrand, den Pallas in Sibirien als altes Ufer fand, und die Sandhügel an den Apenninen in Italien dürfen hier nicht angeführt werden. Waren diese Meeresbecken nun aber schon vorhanden, so mußten sie auch vorher schon Meere seyn, wie jetzt; sie mußten schon ursprünglich das Wasser des Urmeeres mit in die Höhe heben, und alle Ströme, die jetzt in dieselben sich ergießen, mußten von jeher sie mit Wasser erfüllt erhalten. Dann fallen aber alle die Gründe weg, welche der Vf. aus ihrer Bildung und ihren Ufern im Ganzen hernimmt, und es bleiben nur die drei Durchbrüche übrig, die mit ihren Umgebungen, wie wir bei Nr. 1 gezeigt haben, der Ansicht des

Vfs. sehr ungünstig sind. Wenn der Vf. noch darin einen Grund findet, daß das caspische Meer und der Aràl Salzwasser enthalten, so möchte dies wenig Gewicht haben; das Wasser des auf dem Hochlande Armeniens liegenden Van-Sees gehört zu den salzigsten, die uns bekannt sind, ja manche Ueberbleibsel großer Seen auf dem Hochlande Asiens haben Salzwasser. Die bekannte Salzsteppe in Persien ist der bloßgelegte Grund eines frühern großen Salzsees, der aber von dem caspischen Meere durch hohe, ununterbrochene Gebirge getrennt ist. Die Entstehung des Canals zwischen Frankreich und England, wie der Durchbruch der Ostsee, wird derselben Ursache zugeschrieben; wir übergehen dies hier, obwohl bei letzterm die Gegengründe sich noch stärker darstellen.

Es wird dann die Frage aufgeworfen: ob diese angenommene Fluth aus Westen als die Sündfluth betrachtet werden könne? und diese Frage verneinend beantwortet. Der Vf. erklärt dann von S. 83—93 die Sage von der Sündfluth und die Sagen von großen Fluthen bei fast allen alten Völkern für bloße Mythen, deren Ursprung er in Indien sucht. Die indische Mythologie faßte zuerst das Periodische in der Natur auf, bestimmte diese Perioden oder Zeitläufe genau, und damit verband die alte Lehre den Satz: alles ist aus dem Wasser, dem Flüssigen, entstanden, und alles kehrt zu dem Wasser, dem Flüssigen, zurück. Dies wurde nun mythisch, d. i. als Begebenheit dargestellt, und diese Sage verbreitete sich über alle alten Völker. So viel Scharfsinniges und zum Theil Wahres in dieser Ansicht liegt, so scheint sie uns doch bei weitem die Sache nicht zu erschöpfen. Die Sage von Fluthen scheint sich hier auf Thatsachen zu gründen, die sie nur mythisch auffaßt und erklärt. Bei den vielen, jetzt zum Theil trocken liegenden, theils außerordentlich herabgesunkenen, großen Binnenseen des asiatischen Hochlandes, wo zum Theil die stattgefundenen Durchbrüche der Randgebirge vor Augen liegen, mußten in den frühesten Zeiten große verheerende Fluthen nothwendig erfolgen. In der religiösen Ansicht des hohen Alterthums war jedes physische Ereigniß eine unmittelbare Handlung der Götter, die Thatsache ging dadurch von selbst in den Mythus über, und viele örtliche Fluthen flossen bei näherer Bekanntschaft der Völker und durch den Austausch der Sagen in eine allgemeine Fluth zusammen.

Der Verf. kommt dann auf die Sage von der versunkenen Insel Atlantis — die für Dichtung erklärt wird —, auf den Atlas und den an dieses Wesen gebundenen Mythenkreis, auf die Titanen und ihren Kampf mit den Olympiern, und deutet dabei nach Indien hinüber. „Wir sehen hier überall nur die Naturerscheinung im Allgemeinen, nicht eine besondere Begebenheit" (S. 102). Von hier bis S. 132 ist fast von allen den Gegenständen die Rede, welche

die Ueberschrift des Abschnitts umfaßt, welche aber bei Nr. 1 und 2 schon besprochen sind. Die samothrakische Fluth, welche wir als eine Folge des Durchbruchs des schwarzen Meeres betrachteten, scheint dem Verf. „eine Vermuthung zu seyn, als Geschichte erzählt." Das Urtheil über diese Fluth hängt allein von der Ansicht des Durchbruchs des schwarzen Meeres und der Propontis ab; sie mußte nothwendig erfolgen, wenn diese Durchbrüche von Osten gegen Westen erfolgten; sie wäre aber unerklärlich, wenn man jenes Ereigniß nicht annimmt. Zum Beschlusse des Abschnitts folgt eine ausführliche Untersuchung: ob das Klima seit der historischen Zeit im Allgemeinen eine Aenderung erlitten habe? Die Frage wird verneinend beantwortet. Dieser Theil des Werkes ist sehr schätzbar, da der Gegenstand mit dieser Umsicht und umfassenden Kenntniß noch nicht behandelt worden ist.

Der fünfte Abschnitt (S. 161—217) handelt von den „Veränderungen der organischen Schöpfung in der geschichtlichen Zeit." Wir haben schon bemerkt, daß der Verf. hier öfter mit Cuvier zusammentrifft, jedoch auf sehr verschiedenen Wegen. Cuvier, der die Ausartung oder wohl richtiger Umartung der Thiere verwirft, bemüht sich Beweise zu finden, die Beständigkeit der Arten darzuthun; unser Verf. sucht das Gegentheil zu beweisen, ohne jedoch, seiner Hypothese zu Gefallen, in Einseitigkeit zu gerathen. Von der großen Ratte (mus decumanus), welche Pallas am caspischen Meere und in Nordpersien einheimisch fand, und die sich von dort aus über Europa verbreitet hat, sagt der Vf., nachdem er gezeigt, daß die Nachrichten der Alten von Thieren der Art nicht auf diese angewendet werden können: „Das Thier scheint also den Alten ganz unbekannt, und die Vermehrung desselben in neuern Zeiten eine sonderbare Veränderung. Aber ich weiß dieser Erscheinung keine andere an die Seite zu setzen" (S. 164). Sollte aus der Erscheinung dieses Thieres in Gegenden, wo man es früher nicht kannte, auf die Veränderung irgend einer andern, früher bekannten Art geschlossen werden können? Konnte das Thier, da es jetzt noch fortwandert, nicht früher in einer entfernten Gegend oder einer Insel des indischen Meeres leben, und so sich nach und nach ausbreiten und in Ländern einheimisch werden, wo es früher unbekannt war?

Ueber den Ursprung der Fabelthiere der Alten verbreitet sich der Verf. mit vielem Scharfsinne, rechnet aber, wie wir schon bemerkten, das Einhorn nicht mit Cuvier zu denselben, sondern nimmt es als ein wirkliches Thier; ja er glaubt, daß mehrere Arten desselben existirten und wohl noch vorhanden sind. Der anatomische Grund, den Camper aufstellte, daß über der Naht der beiden Stirnbeine kein Horn stehen könne, wird dadurch von dem Vf. ent-

kräftet, daß er annimmt: es sey allerdings möglich, daß der Knochenfortsatz des Horns von beiden Stirnbeinen zugleich sich bilde, und es möchte doch schwer halten, das Gegentheil zu beweisen. Bei aller Achtung für die vergleichende Anatomie, so lange sie über Gegenstände urtheilt, die in der Erfahrung vorliegen, glauben wir doch, sie dürfe sich nicht anmaßen, über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer noch zu machenden Erfahrung abzusprechen, die an sich so wenig von dem Gewöhnlichen abweicht. Was würde der Zoolog gesagt haben, hätte er in den Alten eine Beschreibung des Ornithorynchus paradoxus gefunden, ehe dies Phantasiestück der Natur entdeckt war? Auf die von Nicols gegebene Nachricht, daß das Einhorn in Tibet und an der Grenze der großen Wüste noch in ganzen Heerden anzutreffen sey, legt der Verf. mit Recht einen großen Werth. Rec. ist diese Nachricht um so merkwürdiger, da das Thier sich da aufhalten soll, wohin es nach den Zendschriften gesetzt werden kann, ja muß, und die Beschreibung im Ganzen mit den Abbildungen des Thieres auf den Ruinen von Persepolis ziemlich genau übereinstimmt. Das gebogene Horn auf der Stirn und die pferdeähnliche Gestalt des Körpers sind ganz übereinstimmend. Eine Verschiedenheit könnte man in den Hufen finden; aber hier weichen alle Abbildungen, welche wir von den Thieren zu Persepolis besitzen, von einander ab und zeigen, wie viel hier noch in Bezug auf Genauigkeit zu wünschen übrig ist. Aus dem, was Bruyn in seinen Bemerkungen gegen Chardin sagt (Tom. V. p. 305 u. s. w. ed. Paris. 1725) und aus der Abbildung der beiden Hauptthiere bei demselben (T. IV. p. 331) geht wohl klar hervor, daß Chardin, und selbst unser Niebuhr diese Thiere in der Zeichnung nach ihrer Ansicht restaurirt haben. Die Füße scheinen bei Bruyn einhufig zu seyn, Niebuhr zeichnet sie bestimmt einhufig, Chardin dagegen theils zweideutig, theils sehr bestimmt zweihufig. Letzteres scheint allerdings in Bezug auf die ganze Gestalt des Thieres das Richtigere. Nach Nicols Beschreibung soll das Thier einen Schwanz haben, der dem Schwanz eines Schweins gleicht. Die Abbildungen kommen alle darin überein, daß der obere Theil nicht mit langen Haaren besetzt ist, sondern sich nur unten an demselben ein starker Büschel befindet, welches allerdings der Beschreibung entspricht. In Bezug auf die Länge aber weichen alle von einander ab. Bruyn und Chardin lassen ihn gerade herabhängen, ohne den Boden zu erreichen, Niebuhr läßt ihn sich unten herumbiegen; nach allen aber ist der Untertheil mit Schnüren, Bändern und Perlen geschmückt und dadurch der eigentlichen Vergleichung entzogen. Sollte wohl die Uebereinstimmung zwischen der neuen Beschreibung und den alten Bildwerken, wie sie wirklich vorhanden ist, bloß zufällig seyn?

Wir heben aus diesem reichhaltigen und interessanten Abschnitte nur noch Eins aus. S. 214 kommt der Verf. auf die Pflanze, welche die Griechen Amomon nennen: „Sprengel," heißt es, „bringt mit Recht die Pflanze zur Gattung Cissus, wenigstens scheint sie verwandt zu seyn. Aber welche Art, ist nicht auszumachen. Denn Cissus vitiginea hat bei weitem nicht das Aromatische, was von diesem Strauche gerühmt wird, und man sieht nicht ein, warum auf diese Pflanze ein solcher Werth gelegt seyn sollte. Die Pflanze soll in Medien und Armenien wild wachsen. Sprengel vermuthet nicht mit Unrecht, daß dieses Gewürz indisch war und nur armenisch und medisch genannt wurde, weil man es über diese Länder erhielt. Allein Indien ist seitdem viel bekannter geworden, und das Amomum hat sich doch ganz verloren. Man kann also vermuthen, daß es entweder viel seltener geworden sey, als früher, oder ganz ausgerottet und ausgegangen." Aber schon Anquetil du Perron glaubte mit Recht in dem hochheiligen „den Tod entfernenden" Homstrauche der Zendbücher das Amomon der Griechen zu finden, und es läßt sich daran wohl kaum zweifeln, wenn man die Aehnlichkeit der Benennung, die hohe religiöse Verehrung dieses Strauchs bei den Persern und das von den Griechen bezeichnete Vaterland und die gerühmten Kräfte der Pflanze vergleicht. Dieser Hom ist in den zoroaster'schen Gottesdienst so innig verwebt, daß die jetzigen Parsen auch keinen Tag ohne denselben zubringen können. Nun erfuhr Anquetil von den Parsen in Bombay, daß der Strauch in ganz Indien nicht zu finden sey, aber in Persien und Medien noch wild wachse, und daher von Zeit zu Zeit Abgeordnete von Indien nach Kirman geschickt würden, um den kirchlichen Bedarf von dort zu holen. Daß unsre Chemie die Kräfte nicht darin findet, welche der fromme Aberglaube der Perser ihm zuschrieb, und, durch ihn verleitet, manches andre alte Volk, scheint sehr natürlich; doch möchte eine Untersuchung dieses noch jetzt hochverehrten Strauchs hier zu bestimmten Resultaten führen.

Der sechste Abschnitt (S. 218—305) enthält: „Beiträge zur Geschichte der Menschheit in der geschichtlichen Zeit." Der Zweck dieses Abschnitts ist, die ältesten Züge der Geschichte der Hypothese des Vfs. vom Ursprunge der Menschen auf den indischen Inseln anzupassen und zu zeigen, wie überhaupt die verschiedenen Menschenstämme sich aus Einem Urstamme entwickelten. Daher zuerst von der Verbreitung der Menschen auf der Erde, wobei umständlich auf die Schifffahrt noch roher Völker Rücksicht genommen wird; dann von verschiedenen Erfindungen, welche vom Orient ausgingen u. s. w.

So vorbereitet geht der Verf. nun S. 239 von seiner Hypothese zur wirklichen Geschichte über. Er sagt: „Wenn wir den ur-

sprünglichen Sitz des Menschengeschlechts auf den großen Inseln im indischen Meere, vielleicht damals noch mit einander verbunden, annehmen, so zog die früh entstandene Abart der Mongolen erstlich nordwärts nach Hinterindien, dann ostwärts an den Küsten herab nach Tunkin und China, verbreitete sich gegen das Innere des Landes, wo die Gebirge sie lange zurückhielten, bis sie endlich über diese nach Tibet und in die Kalmückei vordrangen. In den ebenen und fruchtbaren Ländern von Siam, Cochinchina, Tunkin und China bildeten sich diese Völker mehr aus, als in den innern, gebirgigen Gegenden; vorzüglich erhob sich das chinesische Volk zu einer bedeutenden Stufe der Ausbildung, vielleicht weil in gemäßigten Himmelsstrichen die Thätigkeit des Menschen dauernder und inniger erregt wird, als in den heißen Gegenden, wo die Anregung größer, die Thätigkeit heftiger, und die Erschöpfung desto leichter ist. Doch unabhängig von jener Hypothese über die ursprünglichen Sitze des Menschengeschlechts, worauf wir keinen Werth legen wollen, folgt aus dem hier Gesagten der wichtige Satz für die Geschichte der Menschheit, daß die Verbreitung des mongolischen Stammes, so wie die Ausbildung dieser östlichen Völker von Süden nach Norden ihre Richtung nahm; daß hingegen die ältere Vermuthung, als sey aus Mittelasien das Menschengeschlecht oder die Ausbildung desselben wie aus einem Mittelpuncte hervorgegangen, weit mehr von Wahrscheinlichkeit entblößt ist. Denn die Trennung, welche sich in aller Rücksicht zwischen den mongolischen Völkern und den westasiatischen Völkern zeigt, läßt sich nicht erklären, wenn man jene Verbreitungen so einfach annimmt, als sie beim ersten Blicke sich darbieten. Die rauhen Hochländer in der Mitte von Asien, die ungeheuern Gebirge in dem Innern dieses Welttheils machten eine unübersteigliche Grenze zwischen den ostasiatischen und westasiatischen Völkern, und in der geschichtlichen Zeit finden wir nicht den geringsten Grund, die Mitte von Asien für ein Urland in irgend einer Rücksicht zu halten. Die mongolischen Völker umgeben den Gebirgskern von Mittelasien, gedrängt in Süden und Osten, zerstreut zwischen andern Völkern und gleichsam aufgelöst nach Norden. Sie haben die Hochebenen von Tibet eingenommen, sind aber nicht auf die westlichen Ebenen herabgestiegen."

Wir haben diese ganze Stelle abgeschrieben, um den Ideengang des Vfs. vollständig vor Augen zu legen, müssen aber folgende Bemerkungen hinzufügen. Der Verf. verbindet hier zwei Sätze mit einander oder nimmt sie völlig als Eins, die doch wesentlich von einander verschieden sind: nämlich die Verbreitung des mongolischen Volksstammes selbst oder die Richtung seiner ersten Wanderung, und die Verbreitung seiner Cultur oder der Richtung, in welcher diese unter dem schon verbreiteten, verschiedene Länder bewohnenden

Stamme fortschritt. Beides soll, ohne Rücksicht auf die Hypothese von dem Ursitze der Menschen im Süden, „aus dem hier Gesagten" hervorgehen; es scheint dabei aber eine Uebertragung der Beweise eines Satzes auf den andern stattzufinden. Denn alles, was hier außer der Hypothese gesagt ist, besteht darin: daß die Chinesen, da sie den Abendländern bekannt wurden, schon den Compaß kannten, Porzellan und Seidenpapier verfertigten, die allen mongolischen Völkern früher, als den Abendländern, bekannte Kunst zu destilliren und zu sublimiren ausübten u. s. w. Daraus folgt nun aber durchaus nichts, als — was allgemein anerkannt ist — daß in China schon sehr früh eine bedeutende Cultur stattfand, von der sich vielleicht einiges gegen Norden verbreitete; aber auf keine Weise setzt diese Richtung der Culturverbreitung, wenn man sie auch zugibt, eine gleiche Richtung der Verbreitung des Volksstammes selbst voraus; diese könnte ganz anders, ja gerade entgegengesetzt seyn. Der Vf. scheint selbst S. 68 den kaukasischen Stamm über Java, Indien und Medien zum Kaukasus wandern, dann in Armenien und Medien sich bilden, und von hier die Cultur nach Indien zurückwandern zu lassen. An sich läge in dieser Rückwanderung der Cultur nichts Widersprechendes; im Gegentheil findet sich bei den Auswanderungen vieler alten Völker Aehnliches. So konnten aber auch die Mongolen von dem rauhen Hochlande herabwandern, sich unter dem günstigen Himmel ausbilden und das Gewonnene zum Theil ihren nordischen Brüdern wieder mittheilen.

Wenn es nun weiter heißt: daß die ältere Vermuthung, als sey aus Mittelasien das Menschengeschlecht oder die Ausbildung desselben hervorgegangen, von aller Wahrscheinlichkeit entblößt sey; so müssen wir wieder trennen, was der Vf. verbunden hat, ihm in Bezug auf die Ausbildung völlig Recht geben, in Bezug aber auf die ersten Wanderungen der Menschen einen gegründeten Widerspruch entgegensetzen. Die Bestimmung des Wohnsitzes der ersten Menschen, wie ihr Ursprung, liegt ganz außer der Grenze der Geschichte, und es kann dem Historiker ziemlich gleichgültig seyn, welche Hypothese darüber aufgestellt wird; die Geschichte beginnt aber mit den ältesten Ueberlieferungen und Sagen der Völker, die Kritik tritt hier in ihre Rechte, und Meinung und Hypothese treten in den Hintergrund. Wenn der Vf. nun weiter sagt: in der geschichtlichen Zeit finden wir nicht den geringsten Grund, die Mitte von Asien für ein Urland *in irgend einer Rücksicht* zu halten — so möcht' es allerdings um die Beweise dieser Behauptung etwas mißlich aussehen. Urland nennen wir, in Bezug auf ein Volk, das Land, von dem aus es seine erste bekannte Wanderung antrat, gleichviel, ob es dort entstanden, oder früher, in einer unbekannten Zeit, eingewandert war. Nun legen die Mythen und mythischen Sagen sehr alter

Völker den Ursprung und die erste Geschichte der Menschen auf das Hochland von Asien. Wohin das Paradies der Hebräer zu setzen sey, zeigen seine vier Ströme durch Vergleichung mit den vier Strömen des Paradieses oder der Paradiese der Hindu sehr deutlich. Auch das Zendvolk setzt seinen Ursprung und seine Urgeschichte auf das Hochland Asiens. Lassen wir aber alle diese Mythen und mythischen Sagen und treten auf das wirkliche Feld der Geschichte! Diese läßt das Zendvolk von dem Hochlande nach Persien und Medien herabsteigen — der Vf. möchte jetzt wohl wenig dagegen haben, da seiner Hypothese nach die ersten Völkerhaufen diese Richtung wohl nehmen mußten; — die alten Sagen der Chineser — man mache sie so jung, wie man will — lassen das Volk sich zuerst an dem Hochlande bilden, dann das mit Sümpfen und Seen bedeckte Flach- und Küstenland nach und nach durch Canäle trocknen und bewohnbar machen, und die wirkliche Beschaffenheit des Flachlandes, wie wir es kennen, drückt diesen Sagen einen Stempel der höchsten Wahrscheinlichkeit auf. Aus der Geschichte der Hindu ist zu erweisen, daß dies Volk zuerst in den Hochthälern und auf den höchsten Terrassen des Himalaya wohnte, von hier dem Ganges folgte und dann erobernd die westliche Halbinsel durchzog.

Hier setzt uns der Verf. aber einen geraden Widerspruch entgegen. „Indien," sagt er S. 241, „ist eins der Länder, dessen älterer Zustand höchst wissenswürdig, aber desto weniger bekannt ist. Die Ansichten, welche man davon gehabt hat, sind sehr verschieden und schwer zu berichtigen. Die Indier haben keine Geschichte, sie haben nur Mythen. Was darin geschichtlich, was philosophisch zu deuten ist, läßt sich, wie für jede Mythologie, schwer bestimmen. Wir müssen uns zu andern Völkern wenden, um etwas über den frühern Zustand dieses Landes zu erfahren, und zwar sind die Griechen diejenigen, denen wir die ersten ausführlichen Nachrichten über Indien verdanken."

Wir können uns hier auf keine Beurtheilung der Nachrichten einlassen, welche der Vf. diesem zufolge aus Herodot beibringt; nur über die Art, wie er dieselben anwendet, müssen wir uns eine Bemerkung erlauben. Herodot kennt von Indien nichts als den Uferstrich des Indus und die in seiner Nähe wohnenden Völker und Horden. Gegen Osten grenzt ihm Indien an die Wüste Kobi, von den Ländern gegen Süden weiß er nichts, als daß Menschen von dunkler Farbe dort wohnen, welche den Persern nicht unterworfen sind. Wie konnte der Vf. nun, — und wem drängte sich diese Frage nicht auf? — was von diesen rohen Grenzvölkern gesagt wird, auf die Indier überhaupt beziehen? Der Vf. wirft die Frage selbst auf und beantwortet sie so: „Es ist nicht glaublich, daß zu Herodot's Zeiten weiter nach Süden schon gebildete Völ-

ker wohnten; der Ruf von ihnen wäre ohne Zweifel nach Griechenland gedrungen mit den indischen Gewürzen. Von großen Werken der indischen Baukunst wissen die Alten nichts, und doch lag Elephanta, die jetzige Insel (und die Insel) Salsette, nicht gar fern im Süden. Es waren also diese Bauwerke noch nicht vorhanden, oder sie wurden als Werke fremder Völker nicht mehr zu den indischen Werken gerechnet" (S. 248—249). Wem aber, der mit dem Geiste der alten Geschichte vertraut ist, könnte diese Antwort genügen? Dem Lande uralter Denkmäler gegenüber reicht ein bloßes Glauben nicht aus. Daß die Tempelgrotten auf Elephanta und Salsette von Indiern gemacht sind, kann nicht bezweifelt werden, da ihre Wände mit Bildern echter Hindu-Mythologie bedeckt sind. Die Zeit ihrer Aushöhlung, die in Betracht ihrer Größe und Vollendung vielleicht ein Jahrhundert betrug, läßt sich nicht nach Schriftstellern bestimmen, die sie gar nicht kennen. Wie behutsam man hier im Urtheilen seyn muß, beweist Herodot's Beispiel, der, so ins Einzelne er bei der Geschichte der Perser geht, doch nicht einmal das Daseyn ihrer alten, eigentlichen Hauptstadt kannte.

Wir übergehen, was der Verf. noch aus den fabelhaften Erzählungen von der Stadt Nysa — bei Alexanders Zuge — für die Geschichte der indischen Bildung herleitet, um über diese selbst noch einige Worte zu sagen. Es liegt in dem gewöhnlichen Gange der Meinungen, ehe die Wage der Kritik entschieden hat, von einem Extreme zum andern überzugehen. Früher glaubte man bei den Hindu eine Geschichte zu finden, die, Gott weiß, in welche Urzeiten hinaufreichte; es konnte nicht fehlen, bei einiger genaueren Kenntniß der Hinduschriften das Falsche solcher Annahmen zu erkennen; ehe eine mühsame und ernste Kritik das Wahre nun ausfindet, springt die Meinung in das entgegengesetzte Extrem über: die Indier haben gar keine Geschichte. Freilich haben die Indier keine Geschichte in dem Sinne der Abendländer oder irgend eines Volks, auf dessen Bildung abendländische Cultur einwirkte; aber deswegen ist man noch nicht berechtigt zu behaupten, sie haben gar keine Geschichte. Sie haben allerdings eine Geschichte im orientalischen Sinne, und diese muß man genau kennen, ehe man darüber abspricht. In ihren heiligen Schriften liegt die Entwickelung ihrer Religionsbegriffe, von den rohesten Anfängen einer polytheistischen Naturverehrung, wie sie in einigen Hochthälern des Himalaya noch herrscht, bis zur Ausbildung der feinsten speculativen Philosophie vor Augen. Ihre uralten Gesetzbücher geben ein Gemälde ihrer Staatsverfassungen, ihrer Politik, ihres Völkerrechts, ihrer bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, ihres geselligen und häuslichen Lebens, ihrer Gewerbe, Künste, ihres Handels und Verkehrs, ihrer Tugenden und Laster, und durch das alles eine so vollständige innere Geschichte

dieses Volks, wie wir sie von keinem andern Volke des Alterthums besitzen. Es fehlt dabei nicht an Zügen und Winken, aus denen sich chronologische Bestimmungen ableiten lassen. In Bezug auf die Behauptungen unsers Verf. möchte Rec. als Resultate seiner Forschungen hier aufstellen: daß, wenn irgend ein Volk Anspruch auf eine aus ihm selbst hervorgegangene Bildung machen kann, es die Hindu sind; und daß ihre ersten schriftlichen Ueberlieferungen etwa bis 1600 vor unsrer Zeitrechnung zurückgehen — Angaben, die sich freilich in einer Rec. nicht beweisen lassen. — Aber, könnte man fragen, wenn das alles in den Schriften der Hindu liegt, warum hat noch niemand eine solche Geschichte des merkwürdigen Volks aufgestellt? Die Ursache liegt in der Behandlung der gesammten, so überaus reichen Literatur desselben, einer Behandlung, die in unsrer Literatur ohne Beispiel dasteht. Der sonst zur historischen Kritik so geneigte Deutsche verfährt mit diesen Schriften, als ob es durchaus gar keine Kritik gäbe. Zwischen den ältesten Stücken der Veda's, einigen, noch dem rohen Naturdienst angehörenden Anrufungen und den jüngsten, der feinsten speculativen Philosophie angehörenden Upanischad's liegt ein Zeitraum von vielleicht zweitausend Jahren, liegt die ganze Zeit der Entwickelung des Volks von seiner Kindheit an bis zu einer hohen Blüthe, die Zeit seiner heiligen Poesie, seiner religiösen Gestaltung und Trennung in wenigstens acht Hauptsecten, die zum Theil eine eigne, reiche Literatur besitzen, und zum Theil in ihren Religionsmeinungen weiter von einander abweichen, als Juden, Christen und Muhamedaner. Gleichwohl nimmt man das alles für Eins, ein Ganzes, und erklärt alles durch alles, hält sich dabei an das bunte, alldeutsame Mythenspiel, ohne die allergeringste Rücksicht auf die heiligen Religionsschriften des Volks zu nehmen, welche diesem, wie eine derselben sich ausdrückt, das Mark der heiligen Schriften, und zwar in klaren Worten und ohne alle Mythen und Philosophie vorlegen. — Was man auf diesem Wege nun herausbringt, gleicht der wahren Hindureligion etwa eben so, als wenn man, ein System des Christenthums aufzustellen, die Schriften des alten und neuen Testaments, die Apokryphen und den Talmud eingeschlossen, die Schriften der Gnostiker und andrer Ketzer, die Legenden der Heiligen und biblischen Fastnachtsspiele des Mittelalters, Miltons verlornes Paradies, Bodmers Noachide, Klopstocks Messias, Jacob Böhms, Schwedenborgs, Schellings, Steffens und Hinrichs Schriften, Kants Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft und Schleyermachers Dogmatik als ein Ganzes betrachtete, als von völlig gleichem Werthe für die Christen überhaupt — nur Luthers Katechismus und ähnliche Bücher völlig ausschlösse; dagegen die scheinbaren Dunkelheiten aus Hesiod, Homer oder den Koran aufzuklären suchte. Zeit

und Geschichte erscheinen bei dieser Behandlungsart gleich **null**, und unser Vf., der nicht die Hinduschriften selbst, sondern solche Bearbeitungen und Untersuchungen im Auge haben mochte, konnte wohl dadurch veranlaßt werden zu sagen: die Indier haben keine Geschichte; worin Rec. aber, wie mit dem eigentlich historischen Theile dieses sonst so lehrreichen und trefflichen Werkes, nicht übereinstimmen kann.

Nr. 4. Eine „**Geschichte der Urwelt?**" Dieser noch nie gewagte Titel des Buches fällt auf, und um so mehr, wenn man den Namen des Vfs. liest, der als ein gelehrter, fleißiger Naturforscher rühmlich bekannt ist. Man eilt zur Vorrede; nach einigen allgemeinen Bemerkungen heißt es: „Mehrere Versuche, die dunkle Geschichte des Erdkörpers und seiner frühern Bewohner aufzuhellen, mußten mißglücken, weil man **aus Unkunde des Wegs** das Gebiet der Geschichte der Urwelt verfehlte und in ein fremdes gerieth. Hatte man es ja erreicht, so genügte sehr oft nur dessen äußerster Saum, und unentdeckt und verschlossen blieb sein Inneres." Diese Worte spannen die Erwartung des Lesers noch höher, der da weiß, was bei Untersuchungen der Art auf den **rechten Weg** ankommt. Das Folgende gibt der Erwartung indeß eine andre Richtung. Es wird bemerkt, wie die Entdeckungen in den neuesten Zeiten sich mehren, welche rasche Fortschritte die Naturwissenschaften auch in Bezug auf die Geschichte der Urwelt machen, wie das alles aber in vielen Werken zerstreut sey. „Eine **kurze** Uebersicht der bisherigen Fortschritte in dieser Wissenschaft," heißt es S. IX, „von den ältesten geschichtlichen Zeiten an bis zu den jetzigen zu geben und aus den größern und kleinern Werken dasjenige auszuheben, was das Entstehen und Ausbilden des Erdballs und seiner ältern Bewohner bis zur letzten Umwandlung der Erdrinde betrifft, das war der Zweck der jetzigen **Geschichte der Urwelt**. Ihre Absicht ist nicht, durch fein ersonnene Muthmaßungen zu glänzen, sondern sie will nur das bisher darüber Gesagte ordnen, dadurch neue Ansichten eröffnen, durch Zusammenstellen das Falsche vom Wahren sondern, und dieses Letztere so herausheben, daß es jedem Unbefangenen als Wahrheit erscheinen muß." Also nicht sowohl eine Geschichte der Urwelt im eigentlichen Sinne, sondern mehr eine Geschichte der Meinungen und Hypothesen, welche je über diesen Gegenstand aufgestellt sind, soll geliefert werden, um durch Zusammenstellen derselben das Falsche von dem Wahren zu sondern. Ein schwieriges und bedenkliches Unternehmen. Das Zusammenstellen oder Prüfen von Meinungen muß, wenn es zur Wahrheit führen soll, von einer festen Grundlage ausgehen, und diese ist bei allen

Streitfragen in der Naturwissenschaft allein die Erfahrung; wo diese fehlt, da fehlt alles. Der Vf. sagt am Schlusse der Vorrede noch, daß er sein Buch nicht für vollkommen halte und jede Belehrung dankbar annehmen wolle. Rec. ist weit von der Einbildung entfernt, ihn belehren zu können; aber begeistert für die Wissenschaft, welcher der Vf. selbst sich mit so vieler Liebe hingibt, wird er unumwunden ihm seine Ansichten und Ueberzeugungen da entgegensetzen, wo sie abweichen, wie es die Förderung der Wissenschaft nöthig macht.

S. 1—17 nimmt die Einleitung ein. Der Verf. holt hier etwas weit aus. „Alles Lebende beschränken Raum und Zeit; nur der Urquell des Lebens ist unbeschränkt. Ein unendliches Wesen schafft und erhält eine unendliche Welt" u. s. w. Dann ist von der Größe der Erde die Rede, und das Verhältniß der Körpergröße des Menschen wird zur Größe der Erde in zeilenlangen Zahlenreihen ausgedrückt. — Dann wird, wie in der Vorrede, auf die Unvollkommenheit der ältern Ansichten über die Geschichte der Erde und die Erweiterungen derselben in neuerer Zeit gewiesen, und so kommt der Vf. S. 8 auf seinen eigentlichen Gegenstand. „Mehrere neuere Geologen und Geognosten, z. B. Breislak, d'Aubuisson u. A. verweben Theile der urweltlichen Geschichte in die aufgestellten Lehrgebäude. Aber eben so gut, wie die nahe verwandte Geologie und Geognosie, verdient die Geschichte der Urwelt ein eigenthümliches Fachwerk in dem großen Raume der menschlichen Kenntnisse zu erhalten, da ihr ein so großes Gebiet angewiesen ist. Sie umfaßt nämlich die Geschichte des Erdkörpers und seiner Urbewohner vom ersten Entstehen derselben bis zur Ausbildung des jetzigen aufgeschwemmten Landes hinunter." — Aber hat man das alles nicht schon lange unter der Geologie begriffen, und hat diese nicht schon lange ihr bestimmtes Fach? Der Begriff der Geologie scheint durch die Geschichte der Urbewohner der Erde, welche der Verf. mit der Geschichte der Erde selbst verbindet; erweitert, aber dieselbe hat wieder keine andre Quelle, als die Geologie selbst. Nehmen wir den Begriff indeß, wie der Vf. ihn aufstellt, so muß jedem die Frage auffallen: wie kommen wir zu einer solchen Geschichte? Der Verf. hat diese Frage selbst aufgeworfen und beantwortet sie S. 3 so: „Das Entstehen der Erde, ihr früheres Ausbilden liegt in einem Zeitraume, der lange vor dem Daseyn des Menschengeschlechts vorausging. Unmittelbare Kunde kann nicht auf dieses gekommen seyn. Alles, was es vermag, ist, sorgfältig jede einzelne, dahin gehörige Thatsache zu sammeln, das Gefundene zu ordnen und die mannichfaltigen großen Lücken durch Schlußreihen auszufüllen." Dieser Weg ist der einzig richtige, zum Ziele zu gelangen, — wenn man

es überhaupt für erreichbar hält, — es ist der Weg, auf dem jede Erfahrungswissenschaft fortschreitet. Thatsachen müssen die feste Grundlage bilden, und dann mögen immer Schlußreihen Lücken füllen. Aber — dies ist ja ein ganz andrer Weg, als der, den der Verf. der Vorrede zufolge gehen will! Nicht allein ein andrer, sondern sogar ein entgegengesetzter. Von Thatsachen ausgegangen und durch bündige Schlüsse fortgeschritten, hätte sich das große Heer der Meinungen fügen müssen, wäre geordnet, der Wahrheit näher gebracht oder zerstreut worden; aber aus den Meinungen durch Vergleichung das Wahre auszumitteln und so zu der Erfahrung herabzusteigen, ist, wie wir schon bemerkten, sehr bedenklich. Zuletzt sagt der Vf. noch: „Die Geschichte der Urwelt zerfällt in zwei große Hauptabschnitte. Der eine beschäftigt sich mit den Untersuchungen, auf welche Art und unter welchen Verhältnissen wohl der Erdkörper möchte entstanden seyn und wie er sich allmälig so weit ausgebildet habe, daß nach der jedesmaligen Beschaffenheit seiner Oberfläche sich konnte organisches Leben entwickeln. Ist der Schauplatz dargestellt, auf welchem diese organischen Welten auftraten, dann Zeiträume hindurch fortdauerten und zuletzt wieder untergingen, so kann der zweite Theil der urweltlichen Geschichte sich mit dem organischen Leben selbst beschäftigen und zeigen, wie es langsam im Pflanzen- und Thierreiche entstand, welche Umwandlungen es erlitt, und welche Formen als veraltet mußten zerbrochen werden, bis das vollkommenste Erdengebilde, der Mensch, zum neuen (?) Leben erwachte. Er schloß die Kette, die vom groben planetarischen Leben ausgeht, durch das niedere organische Leben sich erhebt und sich nun in dem Menschen an das höhere, geistige Leben anschließt." Viel, und im zweiten Theile viel mehr versprochen, als geleistet werden kann, wenn der Vf. sich nicht für einen von Gott Inspirirten hält.

Der erste Theil beginnt mit kurzen, aphoristischen Sätzen. Der erste, überschrieben: der Erdkörper, besagt, daß die kleine Erde mit den unzähligen Körpern des großen Weltenraums in Verbindung stehe, und der zweite, nur wenige Zeilen enthaltend, handelt von dem Weltenraume, „der uns beinahe ganz unbekannt ist," aber „er ist der Wohnsitz, der Urquell alles Lebens, ihn durchströmen die mächtigsten Kräfte, ihn durchirren die größten Körper. Alles Leben auf der Erde hat seinen letzten Grund im großen Weltenraume." Durchweg wird hier der Raum mit dem verwechselt, was er enthält. Als Wohnsitz alles Lebens muß man ihn betrachten, weil wir unfähig sind, uns etwas außer ihm zu denken; wer ihn aber Urquell alles Lebens, den letzten Grund alles Lebens der Erde nennt, muß ihn für Eins mit Gott selbst halten.

S. 20 folgt nun die erste Abtheilung: „das Leben im

Allgemeinen," und beginnt so: „Leben ist Wechselwirkung verschiedener auf einander wirkender Kräfte; allgemeine Polarität der Natur, das höchste Gesetz der Allkraft. In dem wechselnden Anziehen und Abstoßen erwacht und erhält sich Leben, werden Stoffe gebildet und ihre Massenverhältnisse bestimmt." Nothwendig wird man hier an die allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels (1755) des unsterblichen Kant erinnert. Auch er geht von dem Begriffe des Weltraums, der Verbindung aller Weltkörper und dem Begriffe des allgemeinen Lebens aus. „Die Elemente" — sagt er — „haben wesentliche Kräfte, einander in Bewegung zu setzen, und sind sich selber eine Quelle des Lebens. Die Materie ist sofort in Bestrebung sich zu bilden, — vermittelst der Anziehung; die Natur hat aber noch andere Kräfte im Vorrath, als wodurch die Theilchen der Materie einander zurückstoßen und durch ihren Streit mit der Anziehung diejenige Bewegung hervorbringen, die gleichsam ein dauerhaftes Leben der Natur ist." Der Verf. scheint übrigens das Werk des Philosophen, wie sich aus der Folge ergeben wird, gar nicht gekannt zu haben.

Nachdem im vorliegenden Abschnitte noch manches über das Leben überhaupt und die besondern Formen des Lebens auf der Erde gesagt worden, folgt S. 23 die zweite Abtheilung: „das Leben im großen Weltenraum." Es macht keinen angenehmen Eindruck, hier so manches noch einmal zu finden, was man in wenig veränderten Worten schon gelesen hat. „Alles," so lautet der Anfang, „im großen Weltenraum ist einem steten Wechsel unterworfen; nur die Gottheit ist unveränderlich." Dann wird der Satz aufgestellt: „Dem menschlichen Verstande erscheint der Weltenraum unbegrenzt in Ausdehnung und Dauer," und nun folgen aus bekannten astronomischen Werken die berechneten Entfernungen der Weltkörper in zeilenlangen Ziffernreihen; — wozu das aber, wenn der oben stehende Satz vorausgesetzt wurde? Der Vf. verliert sich dabei in naturphilosophische Redensarten, die besser vermieden würden, z. B.: „nur durch Leben entsteht Raum und Zeit." Vorhin war der Raum der Urquell, der letzte Grund alles Lebens; — hier entsteht umgekehrt der Raum aus dem Leben. S. 26 kommt der Vf. auf seinen Gegenstand: „Wir haben einen Lebenskreis kennen gelernt, dessen kleinster Theil sich uns nur offenbart." — — Dieser Lebenskreis umfaßt viererlei Arten des Lebens: 1) planetarisches Leben; 2) organisches Leben; 3) das geistige Leben; 4) das Leben im großen Weltenraum ist uns ganz unbekannt." Wie kann man aber etwas als eine besondere Art aufstellen, was ganz unbekannt ist? Oder sind die drei ersten Arten denn nicht auch Leben im Weltenraum? Dieser

Mangel an logischer Schärfe wird öfter sichtbar. Der Verf. wollte eigentlich sagen: von dem Leben im Weltraume sind uns drei Arten, wohl besser Formen, auf der Erde bekannt.

S. 31—67 folgt die dritte Abtheilung, „die Weltkörper." Es wird hier über Centralsonnen, Milchstraßen-Systeme, Sonnen, Planeten, Cometen u. s. w. vorgetragen, was in populairen astronomischen Schriften sich findet. Auch dieser Abschnitt erinnert an Kant. Auch er ließ seinem Werke einen kurzen Abriß aller Verhältnisse der damals bekannten Weltkörper nach ihrer Größe, Eigenschwere, Entfernungen und Bewegungen vorausgehen. Bei ihm war dies nothwendig; denn er legte darin alle Entdeckungen und Erfahrungen seiner Zeit zum Grunde, von welchen er nun durch Schlußreihen aufwärts in die damals noch unbekannten Räume des Weltalls stieg und eine Theorie des Himmels aufstellte, in welcher die Erde nur als ein Theil des unendlichen Ganzen erscheint. Bei unserm Verf. ist es gerade umgekehrt; er verläßt sofort den großen Schauplatz und kehrt auf den Erdkörper zurück, und auf die übrigen Weltkörper wird nur gelegentlich von der Erde wieder zurückgeblickt. Wozu, möchte man nun fragen, dient denn der ganze Abschnitt hier? Hätte nicht alles, was zum richtigen Verständniß einer Geschichte der Urwelt, wie der Verf. sie bestimmt, nöthig war, schicklicher in einer zweckmäßigen Einleitung gesagt werden können, statt daß es hier als erster Theil der Geschichte der Erde erscheint?

Der zweite Theil (S. 67) ist überschrieben: Der Erdkörper. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das Leben und die Erzeugung des Lebens heißt es: „Unser Erdplanet erzählt selbst uns, daß er lange Zeiträume durchlebt und viele Umwandlungen bis zu seiner jetzigen Gestaltung erlitten habe. Aber seine Sprache ist unverständlich und mancherlei Deutungen fähig. Daraus entstehen die vielen Auslegungen der in der Erdrinde aufbewahrten Denkmäler aus Zeiten, die weit über den Anfang des Menschengeschlechts hinaufreichen." So wird nun die erste Abtheilung (S. 69) eingeleitet: „Muthmaßungen über das Entstehen des Erdkörpers." Der Vf. beginnt mit der Frage: wie ist die Erde entstanden? und fährt bald darauf fort: „Auffallend ist es, daß in sehr alten Zeiten die räthselhafte Frage weit einfacher und der Natur gemäßer beantwortet wurde, als später. Alle alten Völker, wie die Hindu, Chinesen, Aegypter, das Zendvolk besaßen etwas Gemeinsames, das sich nur durch den Gebrauch einer von ihnen allen benutzten Quelle erklären läßt. — Auf den Hochebenen des südöstlichen Asiens wohnte ein Urvolk, welches sich schon viele gute Kenntnisse in Religion und Naturkunde erworben hatte. Von ihm entlehnten alle solche Völker, deren Stammväter noch zur Zeit dieses

Urvolks oder wenigstens nicht lange nachher lebten, die einfachen, reinen Begriffe einer kindlichen Unschuldswelt. — Diese wurden in Bildersprache niedergelegt, die Bilder nachher mißverstanden, und so viel Falsches und Halbwahres zu den klaren Begriffen gefügt, daß kaum noch jene ersten Wahrheiten des Kindesalters der Menschheit herauszufinden sind (S. 70). Um die Welt im Anfange der Zeit entstehen zu lassen, nahmen die ältesten Völker eine schaffende Urkraft an. Ob aber diese Kraft die Urstoffe erst selbst erschuf oder ob sie diese schon vorfand und nur aus ihnen das Weltall zusammensetzte, darüber konnte man sich nicht einigen; eben so wenig über Beschaffenheit und Zahl der Urstoffe oder Elemente (S. 72). In der Folge nahm man als solche Erde, Wasser, Luft und Feuer, auch Aether und Licht an (S. 73). Von diesen bekamen das Wasser und das Feuer die mehrsten Anhänger, die sich bis auf unsere Zeit herab nicht einigen können. Noch jetzt gibt es viele Wassermänner (Neptunisten) und Feuermänner (Vulkanisten). — Erst in den spätern Zeiten kam der Mensch zur Besinnung und merkte, daß seine Kräfte nicht hinreichen, auszuspähen, wie und woraus der Erdkörper entstanden sey; — er begnügte sich, seinen frühern Zustand zu errathen" (S. 74). Die Versuche waren aber sehr unvollkommen, bis in den neuesten Zeiten die Kenntnisse vorschritten, und mit der Entdeckung der feinen unwägbaren Stoffe die höhere Chemie begründet wurde. „Jetzt lernte man ein höheres Leben kennen, das sich in verschiedenen Abstufungen den Menschen offenbart, und bald organisch in Pflanzen und Thieren, bald planetarisch in den Weltenkörpern, bald geistig in dem Menschengeschlechte sich thätig zeigt. Nun genügten nicht mehr die groben Niederschläge aus dem Wasserflüssigen oder die Krystallisationen aus dem Feuerflüssigen. Das planetarische Leben der Erdkugel wird durch sie eben so wenig erklärt, als durch mechanisches Mengen der Urstoffe im Chaos. Dem organischen und geistigen Leben ähnlich, muß auch planetarisches Leben im ersten Anfange sehr schwach und unbedeutend seyn und sich langsam ausbilden, so wie der Körper, in dem es thätig ist, an Umfang und Kräften zunimmt" (S. 75).

„Nach dieser kurzen Uebersicht scheiden sich alle menschlichen Vorstellungen" — heißt es weiter — „in folgende drei Hauptclassen:

I. Die Erde ist aus Urstoffen entstanden, entweder von der Gottheit erschaffen oder ewig vorhanden gewesen; im letztern Falle wurden sie durch die Gottheit oder durch Naturkräfte zur Bildung des Erdkörpers verwendet.

II. Früher war die Erde ein anderer Weltkörper und wurde erst im Laufe der Zeit zum Erdplaneten umgebildet.

III. Alle Weltkörper, und deshalb auch die Erde, sind beim Entstehen nur klein und bilden sich erst durch inwohnend planetarische Kräfte zu großen Körpern aus."

Das Merkwürdigste aus allen unter diese Classe gehörenden Hypothesen soll vorgetragen werden (S. 76).

Wir haben den Inhalt dieses Abschnitts im Auszuge gegeben, weil der Vf. damit sein Werk eigentlich eröffnet und seine Ansicht des gesammten Gegenstandes darstellt, und in dieser Hinsicht müssen wir etwas dabei weilen.

Es scheint dem Rec. nun

1) alles, was sich auf die älteste Geschichte der Völker, ihre Kenntnisse und Ueberlieferungsart, so wie alle unter die erste Classe gebrachten Vorstellungsarten, die sich auf Mythen gründen, in eine Geschichte der Urwelt, wie sie der Verf. selbst in der Einleitung bestimmt hat, gar nicht zu gehören. Der Mythus, wie und durch welche Gottheit er auch immer die Erde schaffen oder bilden läßt, schneidet das Geschichtliche ab. Daher scheint nun

2) die erste Classe nicht richtig bestimmt zu seyn. Das meiste dort Aufgeführte müßte ganz wegfallen, weil es in die Culturgeschichte der Menschen, nicht in die Geschichte der Urwelt gehört; die Hypothesen dagegen, welche die Erde durch Naturkräfte sich bilden lassen, gehören wohl zu der dritten Classe. Rec. wird daher auf alles, was den Mythus oder die mythischen Sagen der alten Völker betrifft, keine Rücksicht nehmen, und dies um so mehr nicht, da, wenn er darauf eingehen wollte, seine Recension die Grenzen des Raums überschreiten würde.

Endlich 3) müßte man wünschen, der Vf. habe sich über den Gesichtspunct, aus dem er seinen eigentlichen Gegenstand in Bezug auf ein höheres, sich stufenweise offenbarendes Leben näher erklärt. So wie der Begriff dieses Lebens, das bald planetarisch, bald organisch, bald geistig erscheint und das eben, weil es in allen diesen Formen erscheint, nur Eins seyn kann — finden zwei sehr verschiedene Ansichten desselben statt. Erstens: von jenem allgemeinen Leben, dem Urquell alles Lebens, gehen mehrere besondere, für sich bestehende d. i. persönliche Leben aus (die alte Emanationslehre), oder zweitens: das unendliche Leben erscheint in allen lebenden Formen, ohne sich zu trennen; es findet kein besonderes, persönliches Daseyn außer dem unendlichen statt (der eben so alte Pantheismus). Es hängt nun allerdings viel zum richtigen Auffassen der Vorstellungen des Vfs. davon ab, zu wissen, welcher von diesen Ansichten er zugethan ist. Es scheint, der erstern; — ob es so ist? Vielleicht gibt die Folge mehr Bestimmtheit.

S. 77 kommt der Vf. zu der eigentlichen Aufstellung der Hy-

pothesen, und beginnt mit der 1sten Classe: „Die Erde und die Weltkörper sind aus Urstoffen gebildet worden." Der Anfang lautet: „In den ältesten Zeiten hielt man die Welt und einen Theil derselben, den Erdkörper, für etwas Todtes, das mit dem Leben in der Pflanzen- und Thierwelt einen Gegensatz bildet." Diese Idee wird fast in allen Abschnitten, und immer in der Form des Vorwurfs gegen alle frühern Naturforscher wiederholt, und beruhet doch wohl nur, wie wir in der Folge zeigen werden, auf einem Mißverständniß. Der Verf. führt hier den Satz geschichtlich durch, wobei er wieder mit dem Urvolk anfängt, von Hindu, Birmanen, Chinesen, Japanern, Zendvolk u. s. w. spricht. S. 79 folgt nun A: „Die Urstoffe sind von einer ewigen Urkraft erschaffen." Hier machen die Mythen der Hindu von Brahm und Maja den Anfang; dann folgen die Mythen des Zendvolkes, der Aegypter, Phönizier, Moses, Orpheus u. s. w. Wir bemerken hier kurz, daß der Verf. bei den Hindu nur die Lehre der Puranas und die Mythen zu kennen scheint, nicht aber die Lehre der Vedas, die von einer Schöpfung weder der Urstoffe, noch der Welt etwas weiß. Das All ist entweder successiver Emanation aus Gott, mit besonderm Seyn, oder das All ist Gott selbst, und Gott ist das All, sich in unendlichen Formen offenbarend. Etwas Todtes — in dem Sinne, wie der Verf. dies Wort nimmt, kann es in beiden Systemen gar nicht geben; Alles lebt, und der Streit zwischen beiden besteht nur darin: ob ein besonderes Seyn oder Leben angenommen werden kann, oder ob alles nur Form des unendlichen Lebens selbst ist. Hätte der Verf. diese Ideen aufgefaßt, so würde er sich überzeugt haben, daß die von ihm ergriffene, von dem Leben der Erde, nicht, wie er glaubt, der neuesten Zeit angehört.

S. 88 folgt dann B: „Die Urstoffe sind gleichfalls ewig, wie die göttliche Urkraft, und werden von dieser nur geordnet." Der Verf. kommt hier wieder auf das Urvolk, die Buddhareligion, dann auf Pythagoras und alle griechischen Philosophen, welche dieser Lehre zugethan waren.

S. 107 folgt C: „Die Urstoffe ordnen sich selbst nach Naturgesetzen," und beginnt mit den Worten: „Jede Untersuchung über das Entstehen und Vergehen der Weltkörper und der Erde, hört auf, sobald man zur Gottheit aufsteigt, und beides unmittelbar durch sie bewirken läßt." Wenn der Vf. dies erkannte, wie kommen die Abschnitte A und B hierher? Die Antwort liegt in den verschiedenen Wegen, welche der Vf. angab; dem, den er in der Vorrede zu gehen bestimmt, und dem, den er in der Einleitung aus dem Begriff seiner Wissenschaft herleitet und die, mit einander vermischt, nothwendig zu Resultaten der Art führen mußten.

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen macht der Verf. wieder Unterabtheilungen, und so folgt S. 110 a: „Entstehen der Erde und der Weltkörper aus dem Gemisch aller Urbestandtheile (dem Chaos).“ Es wird wieder mit den Mythen der Phönizier begonnen und mit dem System des Rennes de Cartes geschlossen. Mit S. 123 beginnt b: „Entstehen der Erde und der Weltkörper aus dem Wasser.“ Der Anfang wird wieder mit den Mythen des Brahma bei den Hindu und der Buddhareligion gemacht; dann folgen Mythen von der Aphrodite, Berasus und Namen bis zu de Luc und Dolomieu. S. 138 c: „Entstehen der Erde aus der Luft,“ von Anaximenes bis Laplace. S. 142 d: „Entstehen der Erde aus Feuer,“ von Heraklit bis Breislak. S. 146: „Entstehen der Erde aus Licht und Aether,“ von Strombeck und Oken.

Es folgt dann die 2te Classe der Vorstellungen: Die Erde war früher kein Planet, sondern ist erst spät dazu umgebildet. Der Verf. theilt sie wieder in A: Entstehen aus mehrern jungen Weltkörpern, B: aus einer erloschenen Sonne oder aus Theilen unsrer Sonne, und C: aus einem Kometen. Die bekannten Hypothesen von Leibnitz, Maillet, Büffon, Whiston, Gruithuisen u. s. w. werden hier angeführt. Die neue oder zusammengesetzte Hypothese von Steffens, daß unsre Sonne ursprünglich ein Planet und die Erde ein Mond war, diese dann ein Komet wurde, der um seinen Planeten und zugleich um eine ferne Sonne lief, dann aber Planet und die Sonne aus dem Planeten zugleich zur Sonne wurde, war ihm wohl noch nicht bekannt.

Auf S. 162 folgt die 3te Classe: „Die Erde hat, wie alle übrigen Himmelskörper, einen geringen Anfang gehabt und sich nachher zu der jetzigen Größe durch innere Kräfte ausgebildet.“ Der Verf. ist in diesem Abschnitte über alle Gebühr phrasenreich und weitläuftig. „So wenig der Bewohner des Elephanten, des Waldbaums sich vorstellen kann, daß solche Massen aus den zartesten Keimen entstanden sind und sich langsam bis zu der jetzigen Größe ausgebildet haben (auch der Mensch würde es nicht glauben, wenn er es nicht täglich vor Augen sähe), ebenso wenig kann sich der Mensch überzeugen, daß seine Erde und die übrigen Weltkörper einen solchen Bildungsgang genommen haben.“ — Und doch hat sich der Verf. davon überzeugt! Wir ziehen hier nur den wesentlichen Inhalt aus: Jeder Weltkörper entsteht aus einem Keim, wächst und bildet sich aus wie Pflanze und Thier, indem er ebenso dienliche Stoffe an sich zieht, unbrauchbare ausstößt. Er muß wer-

den, wozu sein Keim ihn bestimmt, Sonne, Planet u. s. w. Uebergang aus einer Art in die andre findet nicht statt. Der Entstehungsort der Sonne ist in der Nähe der Centralsonne, der der Planeten in der Nähe ihrer Sonne, der der Monde in der Nähe ihrer Planeten. So wie ein Weltkörper wächst und sich ausbildet, entfernt er sich immer weiter von seinem Centralkörper, und so wird Raum für einen zweiten, dritten u. s. w. Planeten und Monde sind in ihrer Jugend sehr rauh, mit hohen, durch Krystallisation gebildeten Bergen angefüllt; alle aber erleben ihre ebnende Flötzzeit u. s. w. Hat ein Weltkörper sich zu einer bestimmten Größe ausgebildet, so kann er wieder die Grundursache eines neuen Lebens werden, möge dieses ein planetarisches, organisches oder uns ganz unbekanntes Leben seyn. Rec. glaubt den oft nicht klar ausgedrückten Sinn so ziemlich richtig gefaßt zu haben.

S. 179 folgt die zweite Abtheilung: „Verschiedene Annahmen über die innere Beschaffenheit des Erdkörpers." Wir übergehen hier Alles, was von andern bekannten Meinungen vorkommt, und heben blos die Meinung unsers Vfs. aus. „Bei keinem lebenden Körper finden wir nach der Schwere geordnete Schichtungen, und doch lagern sich im organischen Körper die festen und flüssigen Theile mehr nach planetarischen, als organischen Gesetzen. (Darauf wird Rec. hernach zurückkommen.) Nichts berechtigt uns, von diesem Erfahrungssatze abzugehen, und dem Erdkörper einen entgegengesetzten Bau beizulegen. Unbezweifelt sind in dem Innern desselben Massen anzutreffen, welche die dichtesten Gebirgsarten an Eigenschwere übertreffen; aber sie liegen nicht ausschließend um den Mittelpunkt der Erde, sondern wechseln mit leichtern, ähnlich dem Wasser oder der Luft." Die Erde ist also in ihrem Innern gebildet, wie Pflanze und Thier — was aus der im vorigen Abschnitt aufgestellten Idee von selbst folgt. Von S. 190 — 194 folgt noch ein kurzer Abschnitt über die Eigenschwere des Erdkörpers, der nur Bekanntes enthält.

Rec. ist bis dahin dem Vf. Schritt vor Schritt gefolgt und hier zu einem Ruhepunkt, nicht sowohl in den Abtheilungen des Werkes, als in der Sache selbst, gelangt. Sehen wir hier auf den Gang des Vfs. zurück, so wird jedem die zweckwidrige Zerstückelung auffallen, welche durch die Theilungen und Unterabtheilungen der Vorstellungen und Hypothesen nach physischen Begriffen entsteht. Diese Theilung wäre zweckmäßig gewesen, wenn mit strenger Untersuchung die vorgetragenen Hypothesen an der gesammten Erfahrung geprüft und jedesmal gezeigt worden wäre, zu welchen Einseitigkeiten es führt, wenn man den Ursprung der Erde allein aus dem Wasser, oder allein aus dem Feuer erklären will. Der Vf. aber

verfährt blos geschichtlich, referirt blos, und wird nun durch seine Theilung nicht allein zu ermüdenden Wiederholungen gezwungen, sondern es geht dadurch aus seiner Darstellung das geschichtliche Element selbst ganz verloren. Weder sieht man, wie in den neuern Zeiten eine Hypothese auf die andre wirkte, noch wie alle durch die wachsenden Entdeckungen modificirt wurden, noch wie in und durch dieselben die eigentliche Idee des Weltsystems entsprang und zu ihrer Vollendung geführt wurde. Der Vf. spricht sehr oft vom Weltenraum, daß die ältern Naturforscher ihn nicht kannten; aber umsonst sucht man die Forscher, durch welche er bekannt wurde; der einzige Herschel scheint in Bezug darauf genannt zu werden; gleichwohl bleibt Herscheln hier nur das Verdienst, durch Beobachtungen bestätigt zu haben, was die Theorie lange vorher bestimmt hatte.

Es fällt allerdings auf und macht eine Lücke in dem Werke, daß der Vf. die schon oben angeführte und 1755 gedruckte allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels von Kant nicht gekannt zu haben scheint, da dieses Werk in der Geschichte der kosmischen Hypothesen und Systeme eine Haupt-Epoche bildet. Alle nachfolgenden Hypothesen, wie die unsers Vfs., bewegen sich nur innerhalb der Sphäre, welche jener große Geist umschrieb. Er nimmt einen unendlichen Raum an und füllt ihn mit den Urstoffen aller Weltkörper, gibt diesen ursprünglich durch anziehende und abstoßende Kräfte ein eigenthümliches Leben und leitet blos daraus auf die sinnreichste Weise das Entstehen und Ausbilden aller Weltkörper, ihre verschiedene Größe und Eigenschwere, ihre Bewegung und die Richtung derselben, die Form ihrer Bahnen und ihre gesammten Verhältnisse her, die im Gesetz der allgemeinen Schwere sich ausgleichen. Von diesem schreiten seine Schlußreihen fort, und mit Bestimmtheit bezog er sich auf die zukünftige Beobachtung: daß der Ring des Saturn wenigstens aus zwei Ringen bestehen müsse. Jenseits des Saturn nahm er noch viele Planeten an, deren Bahnen immer excentrischer werden und die nach und nach in Kometen übergehen, deren abweichende Bewegungen, Beschaffenheiten und Naturen nicht minder sinnreich erklärt werden. Aber so wie Monde sich um ihre Planeten, Planeten sich um ihre Sonne bewegen, so bewegt die Sonne und die Millionen Sonnen, die wir als Fixsterne sehen, sich um eine Centralsonne, und die Milchstraße ist der „Thierkreis einer höhern Weltordnung"; denn auch die Centralsonne bewegt sich mit ihrem ganzen Sternensystem, und jeder Nebelfleck am Himmel — was vor Kant niemand ahnete — ist ein „Milchstraßensystem" mit eigener Centralsonne, und alle bewegen sich nun um eine Ursonne, den Mittelpunct der Schöpfung. Der unendliche Raum hat kei-

nen Mittelpunct, aber irgendwo im Raume begann die Schöpfung, d. i. die Bildung der Urstoffe zu Körpern, und breitet von hier aus sich in's Unendliche fort. In unendlichen Reihen, dem Raume und der Zeit nach, bilden sich immer neue Sternen- und Sonnensysteme und auf jedem Körper geistiges Leben. Da aber nichts ewig besteht, was einen Anfang hat, so lösen sich, während die neuern Sternensysteme sich bilden, die ältesten wieder auf, und so füllen Bildung und Auflösung von Welten den Gedanken der Ewigkeit. — Was haben neuere Hypothesen wohl hinzugefügt? Eigentlich — nichts! und wo sie abweichen, halten sie schwerlich die Vergleichung aus. Z. B. Kant's System ruht vorzüglich auf dem Gesetz der Schwere, das ihm nichts, wie das Resultat der Polarität, des ursprünglichen Lebens der Natur ist. Nach unserm Verf. sollen die Weltkörper sich immer mehr von ihrem Centralkörper entfernen, wie sie wachsen, folglich eine excentrische Spirallinie beschreiben; dies steht aber mit dem Gesetze der Schwere im Widerspruch. Doch — lesen wir weiter.

S. 194 beginnt ein Abschnitt, der die Frage zur Ueberschrift hat: Sind organische Geschöpfe im Innern des Erdkörpers vorhanden? Der ganze Abschnitt scheint hier an der unrechten Stelle zu stehen, da er nach der eigenen Eintheilung des Vfs. in den zweiten Theil gehört, wo er nothwendig darauf zurückkommen muß. Wir werden unsre Bemerkungen darüber bis dahin versparen.

Es folgt nun S. 205 ein 72 Seiten langer Abschnitt, mit der Ueberschrift: „Langsames Ausbilden des Erdkörpers durch eigenthümliche, planetarische Kräfte.“ Wahrscheinlich soll in diesem Abschnitte das Wie dieser Ausbildung gezeigt werden, da sie selbst als Thatsache schon angenommen ist; recht klar ist uns aber das Ganze nicht geworden. Die erste Seite wiederholt, was schon oft da war: Es ist uns kein Körper bekannt, der nicht vom Anfange seines Daseyns an bis zu seiner Auflösung sich außer ihm befindliche dienliche Stoffe aneignet — der Erdplanet macht keine Ausnahme von diesem Gesetz. — Dann sagt der Verf., daß bei dem organischen Leben Vereinigung von Kräften bemerkt werde, die zu mehreren Classen gehören; z. B. in der Pflanze sind planetarische und organische Lebenskräfte thätig; im thierischen Körper, außer den planetarischen und niedern organischen des Pflanzenlebens noch höhere organische oder thierische Lebenskräfte (206). Aber wir wissen selbst nicht, wie unser eigener Körper die fremden Stoffe umwandelt und zu seiner Erhaltung und zum Wachsthum fähig macht; ja aus Meckel und Sömmering beweist der Verf., daß wir selbst die Gefäße unsers Körpers noch nicht vollständig kennen, und bricht dann in folgende, mit sei-

nem Buche im seltsamen Contrast stehende Declamation aus: „Man muß über die Kühnheit des Menschen erstaunen, wenn er versucht, die Bildung des Erdkörpers, den er gar nicht kennt, nur etwas Weniges von dem Bau der Rinde zu erzählen weiß, bis in die kleinsten Umstände nachzuweisen. Er, der nicht die thierische Empfängniß, die Keim- und Sprossenerzeugung der Pflanzen begreift, der nicht weiß, wie der zarte Knochen des Säuglings zum Gebein des Riesen anschwillt und erhärtet, er will uns lehren, wie der Erdkörper als grobe Niederschläge aus dem Wasser, als Schlacken aus dem Feuermeer sich gebildet habe, wie Berge und Thäler entstanden, welche Kräfte thätig waren, um den Planeten in's Daseyn und seine Bewohner in's Leben zu rufen! Die großen Räthsel versucht er zu lösen, und das Räthselhafte seines eignen Körpers versteht er nicht zu deuten" (208). Befindet sich der Verfasser aber nicht vollkommen in demselben Falle? Will er nicht dieselben Räthsel lösen, oder glaubt er das Räthsel seines Körpers richtiger deuten zu können, als Meckel und Sömmering? Schon wenige Seiten nachher weiß der Verf.: „Feine, unwägbare Stoffe sind die Grundlagen des Planeten- und des organischen Lebens." Liegt in diesem Dogma nicht mehr Anmaßung, als in allen oben getadelten Hypothesen, und — ist es nicht gleichfalls doch nur und dazu falsche Hypothese, wenigstens eine nie zu erweisende?

S. 213 heißt es: „In dem organischen Körper sind drei Arten der Lebenskräfte, die kosmischen, planetarischen und organischen; in dem Erdkörper nur zwei Arten derselben thätig, indem hier die organischen ausgeschieden sind." Nachdem nun noch Manches über das Positive, Negative und dem Indifferenz- oder Nullpunct beim polarischen Wirken der Kräfte, über atomistische Naturlehre und verschiedene andre Gegenstände gesagt worden ist, theilt der Verf. S. 218 die Stoffe 1) in Stoffe des großen Weltenraums oder kosmische Stoffe, und 2) in unwägbare Stoffe des Erdplaneten. Neuere Naturforscher reden oft von kosmischen Kräften, im Gegensatz der Erdkräfte. Kräfte sind an Stoffe gebunden, und so muß man mit den kosmischen Kräften auch kosmische Stoffe annehmen. Der Verf. scheint den Begriff derselben aber nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben, wenn er sie Stoffe des großen Weltenraums nennt. Sie werden nicht gedacht, als ob sie dem unendlichen Raum angehören, sondern als ob sie Theile desselben, nämlich von einem Körper zum andern, durchdringen. Der Verf. zählt zwei solcher Stoffe, den Lichtstoff und den elektrisch-galvanischen Stoff. Der Lichtstoff durchdringt für uns unmeßbare Räume; doch ist seine Wirkung begränzt und läßt sich sogar berechnen; keine Lichterscheinung ist uns bekannt,

die nicht auf Weltkörper bezogen werden müßte, sollte es auch nur, wie vielleicht in manchem Nebelstern, noch ganz unausgebildeter Stoff seyn. Mit dem elektrischen Stoff ist es bedenklicher; wir kennen keine elektrische Erscheinung, die nicht an unsre Erde gebunden wäre, und wenn wir auch annehmen, daß das fluctuirende Licht in den Schweifen der Kometen elektrischer Natur sey: so ist der Stoff auch da an seinen Körper gebunden und wandert mit ihm durch den Raum hin. Der Vf. handelt auch zuerst von der Schwerkraft und ihrem Gegensatz, der Ausdehnungskraft (Abstoßungskraft), und ob er gleich annimmt: daß man sie ohne einen Stoff nicht denken könne, so wagt er doch nicht, ihn als wirklichen Stoff zu zählen; doch erkennt er in der Schwere das Band, was alle Weltkörper verbindet und „das Weltall beherrscht und hält."

Die unwägbaren Erdstoffe werden wieder in A. ursprünglich einfache Stoffe des Erdplaneten (S. 232) und B. später entstandene Grundstoffe des Erdkörpers (S. 257) getheilt. Der Verf. hat hier aus den besten Werken unsrer Naturforscher und andern Quellen zusammengetragen, ohne daß man immer einsieht, wozu es in dieser Verbindung dienen soll? So findet man S. 255 aus der magnetischen Periode der Erde von 864 Jahren die astronomischen Cyklen und Götter-Jahre der Hindu, und die bekannte chronologische Angabe des Berosus von der Sündfluth erklärt. Von den später entstandenen Grundstoffen wird aus bekannten Quellen beigebracht, was der Verf. fand, und auf seine Weise angewendet. Z. B. in der Pflanzenwelt sind Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff die Bestandtheile aller Pflanzenkörper (S. 260). Kommt zu diesen drei Pflanzenstoffen noch ein vierter, der Stickstoff, so erhält man thierische Stoffe u. s. w. (261). Auch in den Theilen des Erdkörpers kommen mehrfache Verbindungen der Bestandtheile vor. — „Es ist wohl nicht nöthig, anzunehmen, daß diese Urstoffe bei der Bildung des Erdkörpers und seiner Rinde anfänglich einen gasartigen Zustand durch Einwirkung der Elektricität annahmen, nachher durch stärkeres Gerinnen breiartig wurden, und daß daraus sich zuletzt die festen Theile der Erdrinde bildeten. Nur bei einigen spätern Gebirgsarten der Erdrinde, z. B. den Kalk- und Thongebirgen, möchte der frühere weiche Zustand stattgefunden haben, aber nicht bei dem Erdkörper selbst und den Urgebirgen. Sind die organischen Körper, z. B. die Eiche oder der Mensch, nicht in der Jugend ein Brei gewesen, aus dem sich dort Zweige, Holz und Rinde, hier Knochen, Muskeln und Sehnen ausschieden und erhärteten; weshalb sollen die Gebirge des Erdkörpers in der Urzeit als Brei zerflossen gewesen seyn, da die Meteorsteine gleich als festes Gestein sich dar-

stellen? Bei allen Gebilden der Erdrinde, sie mögen einen Theil der Erdrinde ausmachen, oder als selbstständige organische Geschöpfe auftreten, ist Krystallisation oder Drusung mehr oder weniger anzutreffen" (S. 262 — 63). Die Krystallisation wird dann als erster Grund aller Unebenheiten der Erdrinde betrachtet (363). Ebenso hat wohl die glatte Oberfläche der Miesmuschel und die „mit Gebirgszügen und einzelnen hohen Bergen besetzte" Oberfläche der Stachelschnecke unstreitig ihren ersten Grund in der Krystallisationskraft (264). „Die Schalen der Muscheln und Schnecken tragen sehr vieles des Planetarischen und weniger des Organischen an sich; auch sie erweitern und verstärken sich wie die Erdrinde von innen nach außen, durch aufgenommene fremdartige Theile. Deshalb berechtigt dies uns auch, ein gleiches Verhalten bei dem Erdkörper anzunehmen. Daß hier planetarische, dort organische Lebenskräfte die Ausbildung begründen, kann weiter keine Verschiedenheit machen" (264 — 65). Wir müssen auf diese Schlußreihe in der Folge zurückkommen. Der Verf. fährt fort, die Weltkörper mit den Muschel- und Schneckenschalen zu parallelisiren, und so wie es Muscheln mit glatten Oberflächen gibt, kann es auch dergleichen Sonnen und Planeten geben. Unsre Erde hat indeß ursprünglich durch Krystallisation Berge und Thäler, daher wird Cuvier's Meinung, daß diese durch Einstürzen entstanden, und Greenough's und Bourguet's Meinung, daß Wasserströme die Thäler eingeschnitten haben, verworfen und die Letztgenannten folgender Art zurückgewiesen: „Haben die vielen gleichlaufenden Ein- und Ausbeugungen auf der Oberfläche einer Austerschale auch Wasserströme verursacht? Liegt nicht ihr Grund in den Lebenskräften des Thieres? Warum mag man dem großen Erdkörper etwas absprechen, was man dem kleinen Thiere willig zugesteht!" (S. 267)

S. 267 folgt ein dritter Theil mit der Ueberschrift: „die Erdrinde." Von dieser war aber schon in dem vorigen Abschnitte die Rede, und der Gegenstand wird hier auch in demselben Sinne fortgesetzt. Die Erde hat von dem zartesten Anfange an eine Rinde gehabt. Nur Neptunisten und Vulkanisten lassen die Erde früher, als ihre Rinde, entstehen, finden dann aber große Schwierigkeiten, das Entstehen der jetzigen Rinde zu erklären. Aber „alle Schwierigkeiten verschwinden, wenn man zugibt, daß sich gleich bei dem Entstehen des Erdkeimes eine zarte, feste Rinde, ähnlich der jetzigen, erzeugt, und daß sie sich mit dem Wachsthum verhältnißmäßig ausgebildet und verstärkt habe. Dieser Gang ist der natürlichste und entspricht allen Erfahrungen, die wir an thierischen und Pflanzenkörpern machen. Wie aber sich allmälig die Erdrinde verstärkt hat, ist uns nicht deutlich und wird auch so lange undeutlich bleiben, bis

wir einsehen, wie sich die Häute des Elephanten und die Schalen der Muscheln und Schildkröten vergrößern und verstärken. Vermögen wir dieses nicht aufs genaueste nachzuweisen, selbst an unserm eigenen Körper nicht, so ist jeder Versuch, es bei dem Erdkörper zu thun, unsicher und Irrthümern unterworfen." Damit ist nun allerdings der Weg zu den leichtesten und keckesten Erklärungen gelegt; die erstern bedürfen keinen andern Grund, als die Parallele mit organischen Körpern, und das Gleichniß gilt als Beweis; die zweiten ziehen sich aus jeder Verlegenheit mit der Ausrede: das Wie kann man nicht wissen und darf folglich auch nicht danach fragen. Es fehlt in dieser Geschichte an Beispielen beider Arten nicht.

Der Gegenstand wird nun wieder getheilt, und so folgt S. 268 die erste Abtheilung: „Verschiedenartige Massen, aus denen die Erdrinde zusammengesetzt ist." Der Verf. beginnt abermals mit der Parallele zwischen den organischen und Weltkörpern und wiederholt: daß ähnliche Naturkräfte auf ähnliche Art wirken. Da nun im Allgemeinen die Rinde der organischen Körper in der zarten Kindheit aus denselben Massen besteht, welche sie im erwachsenen Zustande umschließen, so muß dies auch bei den Weltkörpern der Fall seyn. „Nun besteht jetzt die Erdrinde wenigstens aus drei Hauptmassen, dem Festen, dem Flüssigen und Luftförmigen, mithin müssen sie auch in dem zartesten Kindheitszustande vorhanden gewesen seyn. Doch waren nicht unsere jetzigen salzigen Meere, unser jetziger Luftkreis und noch weniger Urflüssigkeit im Schlammgestalt anzutreffen, so wenig, wie den jungen Eichbaum schon die grobe Rinde des Alters umgiebt; sondern eine leichte Luft, das reinste süße Wasser mußte in dünnen Schichten den Erdkörper umhüllen." (S. 269.) Wie hoch die Luftschicht hinaufreicht, und was oben alles in ihr befindlich ist, wissen wir eben so wenig, als wie tief die gröbere Rinde in die Erde hinabreicht. (271.) Da nun die äußerste Fläche der dünnen Luft die Grenze der Rinde ist, so sagt der Verf. S. 272: „Stellte jemand sogar die Behauptung auf, daß nur das Flüssige und Luftförmige die wahre Erdrinde bilde, das Feste aber schon einen innern Theil des Erdkörpers ausmache, wer könnte ihn genügend widerlegen? Nur Unwahrscheinlichkeit ist darzuthun, nicht Unrichtigkeit, da wir durchaus keine Kunde aus dem Innern des Erdkörpers uns zu verschaffen wissen." Welch ein Schwanken in Begriffen und Schlüssen! Es heißt nun weiter: „Aus Beobachtungen vieler organischen Körper schließen wir, daß die Rinden den innern Theilen des Erdkörpers ähnlich sind. Von ihnen ähneln wohl vorzüglich Pflanzenkörper mit dem Verhalten ihrer Rinden dem Erdplaneten." Diese Parallele wird fortgeführt: „So wie die Rinde des ausgewachsenen

Baumes von der leichtern Oberborke durch die festere Borke und den holzähnlichen Splint in das wirkliche, feste Holz übergeht, so möchte ein ähnliches Verhalten auch in dem festen Theile der Erdrinde stattfinden." Wie dick aber die Erdrinde ist und wie sie in das Innere des Körpers übergeht, können wir nicht wissen. „Nur wer den ganzen Erdkörper zu durchschauen vermag, dem ist solche Angabe möglich."

Nach diesen Worten führt der Verf. eine Reihe von Schlüssen auf, die wir nothwendig mit seinen eignen Worten hersetzen müssen: „Kennen wir aber die Grenzen der jetzigen, von uns bewohnten Erdrinde nicht, so müssen uns die ehemaligen Grenzen derselben in den frühern Bildungszeiten ganz unbekannt seyn, als sich noch Luft- und Wassermeere sehr von den jetzigen unterschieden und das Festland weit zerrissener war, als jetzt. Nur soviel dürfen wir annehmen, daß sich seit jenen Zeiten die feinern Hüllen weit nach oben ausgedehnt und die festen Erdrinden durch den Wachsthum des Erdkörpers weiter vom Mittelpunct der Erde entfernt haben. Waren aber damals Luft, Meer und Erde sehr verschieden von dem unsrigen (jetzigen), so konnten auch die jetzigen Thier- und Pflanzengeschlechter nicht fortkommen. Ein dem jetzigen nur ähnliches, aber doch dem jedesmaligen Zustande der feinern Erdhüllen entsprechendes organisches Leben hat die langen Zeiträume hindurch sich so lange umgewandelt, bis es die jetzigen Gestaltungen erlangte. Dieses bestätigen auch die in der Erde aufbewahrten Denkmäler untergegangener Thier- und Pflanzenwelten."

Da steht der Verf. nun mit eins auf einem Puncte, wo die Erfahrung nicht mehr belehrt, sondern nur bestätiget, was man schon weiß. Es ist nothwendig, die Schlußreihe, durch welche der Verf. sich auf diesen hohen Standpunct hebt, etwas genauer anzusehen. Sie ist folgende:

Aehnliche Naturkräfte bringen ähnliche Wirkungen hervor.

Planetarische und organische Kräfte sind ähnliche Nuturkräfte; folglich:

Da organische Körper (durch organische Kräfte gebildet) vom Anfange ihres Daseyns an eine Rinde haben, so müssen auch Planeten (von planetarischen Kräften gebildet) vom Anfange ihres Daseyns an eine Rinde haben.

Da ferner die Rinde organischer Körper im erwachsenen Zustande dieselben Massen enthält, aus denen sie in ihrer Jugend bestand, so muß auch die Rinde der Planeten im erwachsenen Zustande noch dieselben Massen, als in ihrer Kindheit enthalten.

Nun besteht jetzt die Erdrinde wenigstens aus drei Hauptmassen — mithin müssen diese auch in dem zartesten Kindheitszustande vorhanden gewesen seyn.

Man sieht, wie unbemerkt hier die Schlüsse vom Aehnlichen auf das Gleiche übergehen. — Es heißt nun weiter:

Pflanzenkörper sind dem Erdkörper am ähnlichsten. Da nun die junge Eiche noch nicht von der groben Rinde ihres Alters umgeben ist, so (wir wollen dem Verf. gern zugestehen, daß er hier blos die Eiche nannte, dabei aber an die ganze Analogie des Pflanzenreichs dachte — es ist hier ganz eins;) so konnten auf der jungen Erde auch unsere salzigen Meere, unser jetziger Luftkreis und noch weniger Urflüssigkeiten in Schlammgestalt anzutreffen seyn, sondern eine leichte Luft, das reinste süße Wasser umhüllte sie in dünnen Schichten. Der eigentliche Schluß wird hier in Analogien aufgelöst, die, obwohl an sich durchaus willkürlich, selbst als Schlüsse galten, denn es heißt weiter: — alles, was dazwischen gesagt wird, von Ausdehnen der luftartigen und Wachsen der festen Rinde, kann hier nicht in Betracht kommen. — Waren damals Luft, Meer und Erde sehr verschieden von den jetzigen (wie die junge Eiche beweist), so konnten auch die heutigen Thier- und Pflanzengeschlechter nicht fortkommen u. s. w. Guter Cuvier! wirst du dich nicht schämen, auf dem schwierigen Wege der Erfahrung den schönsten Theil deines Lebens an Resultate verschwendet zu haben, die du — in der ersten jungen Eiche finden konntest! —

Die zweite Abtheilung (S. 274.) enthält: „Muthmaßungen über die allmählige Ausbildung der Erdrinde." Zuerst schon oft dagewesene Ideen von der Unvollständigkeit unsrer Kenntnisse u. s. w. „Wer ersinnt wohl, heißt es S. 275, eine Naturgeschichte der Schnecke oder des Rosenstrauchs aus den Erhöhungen der Schneckenschale oder aus den Dornen des Rosenstrauchs? Und doch stehen diese Theile zu dem Thier und der Pflanze in einem größern Verhältniß, als der höchste Berg zu dem großen Erdkörper. Nur Staubkörner sind unsre Gebirge im Vergleich mit der Erdkugel." Nun wird die Höhe aller bedeutenden Gebirge in allen Welttheilen angegeben und das Verhältniß derselben zum Durchmesser der Erde berechnet. Wozu diese ermüdenden Declamationen, die noch auf ähnliche Art zwei Seiten füllen! Erst S. 278 kommt der Verf. seinem Gegenstande näher, und nach den Worten: „Ueber die Bildung der Erdrinde herrschen eben so verschiedene Meinungen, wie über das Entstehen der Erde," theilt er diese Meinungen in solche, welche diese Ausbildung durch unterirdisches Feuer, und solche, welche sie durch Wasser geschehen lassen. Man findet hier wieder die Hypothesen der Aelteren bis auf Hutton und Werner herab, die wir als bekannt übergehen, so wie die von dem Vf. noch berührten Hypothesen, welche sich auf die Sündfluth, auf herabgestürzte Weltmassen oder Verrückung der Erdaxe beziehen, um uns noch bei dem Abschnitt: „Ausbildung der Erdrinde durch

kosmische und planetarische Kräfte," (296.) zu verweilen. Zuerst wird das Verhältniß des Wassers zum Lande, oder, wie der Verf. sich ausdrückt, des Bodens des Luftmeers zum Bette des Wassermeers. —, angegeben, und dann die Bestandtheile der Luft nach Humboldt. Schon oft vorgekommene und ähnliche Ideen füllen nun mehrere Seiten, oft in gesucht andern und doch im Grunde denselben Bildern; z. B.: „Welcher Pflanzenkenner, der nie das Keimen der Eichel, das Wachsen eines Baumes gesehen hätte, vermöchte aus einem ihm dargereichten Stücke grober Eichenrinde die Beschaffenheit der zarten Rinde, oder gar das Innere der jungen Sameneiche zu errathen und mit völliger Gewißheit die stückenweise erfolgte Ausbildung bis zum großen Baum nachzuweisen? Hier kann nur Erfahrung belehren, die uns aber bei den Weltkörpern gänzlich mangelt. Wollte man auf das Entstehen der Meteorsteine verweisen, so wäre dieses höchst unrichtig, denn sie gehören zur Rindenbildung eines schon ausgewachsenen Weltkörpers und sind nicht der erste Lebenskeim eines neuentstandenen Körpers. Meteorsteine sind todt, sie können nicht mit dem Lebenden verglichen werden." (S. 301.)

Der Verf. kommt nun seinem Gegenstande näher. Alle lebende Körper nehmen Nahrung zu sich und stoßen das Unbrauchbare wieder aus. Die Nahrungsmittel des Thiers und der Pflanze werden charakterisirt. „Dem Erdkörper sind zu seiner Erhaltung die Weltenstoffe und vielleicht Theile der Sonnenatmosphäre angewiesen." Nothwendig müssen auf der Erde nun Anstalten angetroffen werden, jene Stoffe aufzunehmen und die untauglichen wieder auszustoßen. „Welche Anstalten es seyn mögen, das zu entscheiden, fehlt es uns noch an genügenden Beobachtungen." Doch „so viel begreifen wir wohl, daß die Weltenstoffe in den feinsten, über unserm Dunstkreis ausgespannten Schalen aufgenommen, von hier aus zum Theil schon verändert, den luftigen, wässerigen und festen Theilen der Erdrinde mitgetheilt und durch diese in das Innere der Erde geleitet werden. Hier erleiden sie ihre völlige Umbildung in Stoffe des Erdkörpers," d. i. sie werden verdaut.

Der Verf. sucht nun doch jene Anstalten der Aufnahme fremder Stoffe näher zu bestimmen. „Es scheint, als wäre es dem Festlande vorzüglich übertragen, den Lichtstoff einzusaugen und mit den irdischen Stoffen zu verbinden. Bei diesem Geschäft ist ihm die Pflanzenwelt vorzüglich behülflich, und so tritt sie nicht als zufälliges Gebilde (?) der Erdenrinde, sondern als nothwendiger Theil derselben auf." (S. 302.) Abweichend — wie es scheint — heißt es aber auf der andern Seite: „Auf dem Festlande wirkt alles zum Auflösen der Erdschichten; Elektricität, Licht, Luft und Wasser lösen die festesten Gebirgsmassen auf und rauben ihnen

das planetarische Leben. — — Die Oberfläche des Festlandes gleicht der Oberrinde des Baumes, die auch, mächtigen Einwirkungen ausgesetzt, bald alles Leben verliert und von dem Lebenden abgestoßen wird." (S. 303.)

Aber „das Wasser ist der große Behälter, in welchen unbemerkt alles Abgestorbene, alles Zertrümmerte des Festlandes abgeführt wird." — „Das Bette des Wassermeers ist die große Werkstätte, wo die fremdartigen Stoffe in die Bestandtheile aufgelöst werden. Ein großer Theil derselben, die feinern, dringen in das Innere des Erdkörpers und werden hier zur Erhaltung und weitern Ausbildung verwendet; ein andrer gröberer Theil wird zu neuen Gebirgsarten umgewandelt, und der letzte Theil verbindet sich mit dem Wasser oder steigt in Gasgestalt zur Oberfläche des Meeres, um sich mit dem Luftmeere zu verbinden. — So verstärkt sich die feste Erdrinde von zwei entgegengesetzten Seiten, von unten durch planetarische, im Innern des Körpers befindliche Kräfte, die hier ein ähnliches Verfahren anwenden, wie die organischen Kräfte in der Baumrinde oder in der Muschelschale. Von oben erhält die Erdrinde durch Umwandlung des Meerbettes in Gebirgsarten einen nicht unbedeutenden Zuwachs. Beide Arten von Rinden sind schon im Aeußern verschieden; die erstere ist mehr krystallinisch und bildet die Urgebirge; durch die letztere, mehr massige Rindenerzeugung (reine, chemische Niederschläge nennt der Verf. sie weiterhin) entstehen die Flötzgebirge." (S. 307.)

Dies ist also die Erklärung der Bildungsweise der Erdrinde. Aber wie kommt's, daß der Verf. hier zuletzt die Analogie mit dem Eichbaum verläßt, auf die er sich noch kurz vorher beruft? Wo ist da das Analogon der Flötze oder chemischen Niederschläge von oben? Man sollte meinen, der Schluß von der Erdrinde auf die Baumrinde müsse eben so gut gelten, als umgekehrt, und die Richtigkeit des erstern wird in der That durch die Unrichtigkeit des letztern gefährdet.

Der Verf. kommt nun auf Werners und Breislaks Systeme und macht auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam, welche in beiden für die Erklärung der sogenannten Uebergangsgebirge, welche, den Urgebirgen ähnlich, doch auf Flötzgebirgen liegend vorkommen, entspringen; denn bei allen Erklärungen bleibt das Wie? und Warum? unbeantwortet. Aber „alle solche Schwierigkeiten verschwinden, sobald man nur den Gedanken verläßt, daß der Erdkörper und dessen Rinde todte Massen sind. Dann wirken planetarische Lebenskräfte auf ähnliche Art, wie die organisch Lebenden. Bei organischen Körpern aber lehrt die Erfahrung, daß jede Verletzung der Haut durch eine ihr ähnliche Masse wieder verschlossen und so die Wunde zugeheilt werde." Bei jün-

gern Bäumen heilen die Wunden schneller, wie bei alten." — „In der Jugendzeit besaß der Erdkörper gleichfalls eine verhältnißmäßig zarte Rinde, welche bei dem Entstehen der ersten Flötzgebirge leicht verletzt werden konnte. Solche verwundete oder mit fremdartigen Flötzschichten zu sehr belastete Stellen suchten die planetarischen Lebenskräfte zu heilen und unschädlich zu machen. Sie umgaben sie mit einer Rindenmasse, welche zwar den Urgebirgen ähnelt, sich aber auch wieder von ihnen unterscheidet. Auch am Baume ist ja die ergänzende Rinde der alten ursprünglichen nicht vollkommen gleich, sondern nur ähnlich." (S. 308). So sind freilich die Schwierigkeiten; die einen Werner und Breislak beunruhigen können — verschwunden. Nachdem von den Flötzgebirgen noch gesagt ist: „Sie stehen als Mittelglied zwischen dem Urgebirge und dem angeschwemmten Lande, zwischen dem Lebenden und Todten der Erdrinde da —" geht der Verf zu den Vulcanen über, denen er 26 Seiten widmet.

Mit den dienlichen Welten- und Sonnenatmosphärenstoffen saugt die Erde auch viele unbrauchbare Stoffe ein, die sie wieder von sich stößt, und die Werkzeuge, wodurch dies geschieht, sind die Vulcane. Viele dieser ausgestoßenen Stoffe werden hoch in die feinern Lufthüllen hinaufgetrieben, und bilden hier Lichterscheinungen, Sternschnuppen und Meteorsteine. (S. 311.) Der Verf. beschäftigt sich dann mit diesen Gegenständen bis S. 335, theilt die Vulcane in solche, welche auf dem Boden des Luftmeers ausbrechen, und solche auf dem Boden des Wassermeers. Das Ausgeworfene wird getheilt: in Gasförmiges, Wasserflüssiges, Feuerflüssiges, Trocknes (Asche, welche im Meere wegfällt). Das Feuerflüssige bildet wieder: dichte Laven, Schlackenlaven, Schaumlaven und Glaslaven. Es kommen dann die verschiedenen Erklärungen anderer Naturforscher vor, die bekannt sind. Was der Verf. davon annimmt, was er verwirft, folgt aus seiner Idee über Vulcane selbst.

S. 336 folgt eine dritte Abtheilung: „Zeitfolge der Erdrindenbildung in großen Zeitabschnitten." Der Verf. holt wieder sehr weit aus und füllt mehrere Seiten mit Declamationen. „Der Mensch — so fängt der Abschnitt an — dieser kleine Bewohner der großen Erdkugel, legt einen eben so winzigen (?) Maßstab an, um das Alter und die Größe der Bildungszeiten des Erdkörpers auszumessen." Dann ist die Rede von Umlaufszeiten der Sonne um die Centralsonne, dieser um die Ursonne u. s. w., dann von den Umlaufszeiten der äußern Planeten, der Cometen u. s. w. und „so lange der kleine Mensch sich für die Krone der Schöpfung hält, so lange er seine Körperlänge und sein Lebensalter zum Maßstab braucht, um damit Welträume und die Zeitdauer der Weltkörper auszumessen, können seine Ansichten unmöglich nur ent-

fernt der Wahrheit sich nähern" (S. 337). Dann ist von Neuseeländern, Eskimo's u. s. w. die Rede, welche ohne alle Zeitrechnung leben und in deren Augen die Erde noch nicht lange dagewesen zu seyn scheint. „Ist aber, fragt der Verf., unsre gewöhnliche Zeitrechnung viel besser?" S. 339—40 werden kurz die vier gewöhnlichen Wasserbedeckungen der Neptunisten und die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten angeführt. S. 341 wird die eigene Hypothese des Vfs. vorgetragen. „Wie die Erdrindenbildung in drei große Zeiträume, die Bildung der Urgebirge, Flötzgebirge und der aufgeschwemmten Gebirge zerfällt, so auch die Entwickelung des Lebens." Es werden also drei Zeiträume angenommen: 1) Die Zeit der Urgebirge, planetarisches Leben, 2) Flötzzeit, organisches Leben, 3) aufgeschwemmtes Land, geistiges Leben. Der Verf. steigert also das Leben in den Zeiträumen und sagt beim Anfange des dritten: „Endlich war der Zeitpunct da, in welchem das geistige Leben im neuentstandenen Menschengeschlechte sich entwickeln konnte. Es nahm gleichfalls einen sehr schwachen Anfang und ist jetzt noch immer im Fortschreiten begriffen." Man scheint annehmen zu müssen, daß das organische Leben erst die Stufe seiner Vollkommenheit erreicht hätte, da es im Menschen die Grundlage des geistigen Lebens wurde, ja mit diesem noch fortschreite. Unserm Verf. scheint dies aber anders zu seyn; denn unmittelbar nach obigen Worten schreibt er: „Das organische Leben sank von seiner hohen Stufe der Vollkommenheit hinab, noch tiefer das planetarische Leben, das jetzt nur Schuttgebirge und aufgeschwemmtes Land erzeugen kann."

Jedem der drei Zeiträume ist nun ein eigner Abschnitt gewidmet. Wie der Verf. das Werden der Urgebirge durch planetarisches Leben sich denkt, haben wir im Ganzen schon kennen gelernt, auch wie dabei die Reihe der Uebergangsgebirge wegfällt; wir brauchen ihm hier also nicht ins Einzelne zu folgen, welches zu viel Raum wegnehmen würde. Er theilt die Urgebirge in solche mit drei Bestandtheilen und solche mit zwei Bestandtheilen und führt die einzelnen Gebirgsarten mit manchen Rücksichten und Hinweisungen auf bekannte oriktognostische Werke an.

S. 363 folgen nun noch allgemeine Bemerkungen über diesen Zeitraum, wobei die Hypothese des Vfs. über das Entstehen, Wachsen und die Bewegung der Weltkörper zum Grunde liegt. Es müßte dann allerdings auf die Bildung der Urgebirge einwirken, wenn die Erde anfangs ganz klein sich in der Nähe der Sonne befand, dann heranwuchs und sich endlich so weit entfernte, daß Raum für das Entstehen der Venus da war. Noch wichtigern Einfluß gewann der aus seinem Keim sich entwickelnde Mond, der anfangs zwar noch klein, aber der Erde sehr nahe war, dann auf

Kosten der Erde heranwuchs und sich immer weiter entfernte, bis er jetzt seine Nahrung aus dem großen Weltenraume zieht. Noch jetzt, glaubt der Verf., wirke der Mond auf Witterungsveränderungen, auf viele organische Erscheinungen, Nachtwandeln, den Verlauf mancher Krankheiten u. s. w. ein. S. 369 wird aus den Versteinerungen geschlossen, daß das organische Leben in diesem Zeitraume begann, jedoch nur in den unvollkommenen, niedrigern Gattungen, wie dies von Cuvier, Link u. a. angenommen wird.

S. 371 folgt der zweite Zeitraum: „Flötzzeit, organisches Leben." Den Ursprung oder Anfang der Flötzzeit, d. i. den Uebergang von der krystallinischen Bildung zur Massenbildung, schreibt der Verf. im vorigen Abschnitte der Einwirkung des Mondes zu, und nimmt nun ein wechselsweise erfolgtes Erheben des Meeresbodens und Versinken des trocknen Landes an. „Kleinere oder größere Theile des Meeresbodens erheben sich und drängen das darauf ruhende Wasser über das vorhandene Festland, das durch die neue Last ganz oder theilweise in die Tiefe sinkt. Der versinkende Theil ist aber nie so groß, als das emporgehobene neue Festland. Dadurch vergrößert sich der Erdkörper an Umfang. Ob dieses Emporheben und Versinken regelmäßig in der nördlichen und südlichen Halbkugel abwechsele, oder ob in der nördlichen mehr gehoben werde und in der südlichen mehr versinke, darüber fehlen uns hinlängliche Erfahrungen" (S. 373). Dies Emporheben und Versinken dauert noch ununterbrochen fort; wahrscheinlich geschieht es aber nicht in einer ununterbrochenen Folgenreihe, sondern bald hier, bald dort (375). Das erst Gesagte soll sich wahrscheinlich auf die Zeit, das Zweite auf den Raum beziehen. Die schon bekannte Idee des Vfs. über die Entstehung der Flötze wird nun noch weiter ausgeführt. S. 392 heißt es von dem Basalt: „Wird das Entstehen des Basalts durch Ausströmen eines feinen, vielleicht gasartigen Stoffs aus dem Innern der Erde in die Bildungsmasse ein vulkanischer Ursprung genannt, so möchte sich wohl nichts dagegen einzuwenden finden; nur darf mit dieser Benennung nicht der Begriff einer feuerflüssigen Masse verbunden werden. — Basalt ist auf dem Meeresgrunde erzeugt, indem die Erdstoffe sich mit den vorgefundenen Gebirgsmassen verbanden." Der Verf. kommt noch einmal auf die Erhebungen zurück, welche auch das Zerklüften der Gebirge und das Verschieben der Lager verursachten, und theilt dann nach den Verschiedenheiten der Lager und der Versteinerungen, welche sie enthalten, die Flötzzeit wieder in vier große Zeitabschnitte, nämlich: 1) Zeit der Uebergangsgebirge oder Grauwackenbildung (S. 405), 2) Bildung des Urkalks und Sandsteins (S. 413), 3) Bildung des Muschelkalks und Quadersteins (S. 441) und 4) Zeit der jüngsten

Flötzgebirge (S. 450), worauf wir uns hier nicht näher einlassen können.

S. 465 folgen noch einige Bemerkungen. „Jedes Erdengebilde durchläuft drei Zeiträume, einen des Entstehens und der Jugend, einen der völligen Ausbildung und der Blüthe und einen des Alters und Vergehens. — Auch die Flötzzeit war diesem Gesetz unterworfen, ihr Kindheitsalter die Zeit der Uebergangsgebirge, ihre Blüthenzeit die Zeit des Alpenkalks und Muschelkalks und ihr Greisenalter die Zeit der neuesten Flötzgebirge. Noch ist sie nicht ganz vorüber, und im Innern der Erde dauert sie noch, wiewohl schwach, fort" (S. 466). Dann wird von der Metallbildung überhaupt gehandelt. „In allen dem Zutritt des Luftmeeres verschlossenen leeren Räumen, Spalten und Klüften ist Elektricität thätig. Sie ist die Erzeugerin der Metalle, verschieden nach den unwägbaren Stoffen und deren Mischungsverhältnissen, im Augenblick des Entstehens. Mit dem magnetischen Stoff bildet sie Eisen u. s. w."

Der dritte Abschnitt: vom aufgeschwemmten Lande, ist seiner Natur nach einer der wichtigsten, da das angeschwemmte Land uns die meisten Entdeckungen liefert. „Alles aufgeschwemmte Land — beginnt der Verf. — erscheint als etwas Todtes, das die Erdrinde so abgestoßen hat, wie der alte Baum die äußere Rinde." Doch „in dem Scheinbartodten, heißt es weiter, sind aber noch jetzt mancherlei Kräfte des Erdkörpers thätig und beweisen ihr Daseyn. Zu ihren Erzeugnissen gehören die vielen heißen und kalten Mineralquellen u. s. w." (S. 473). Dann wird auf Werners Unterscheidung der Schuttberge und des angeschwemmten Bodens aufmerksam gemacht, die Lager des letztern aufgezählt und aus der Reihenfolge derselben S. 489 die Geschichte der Erde von der Flötzzeit an bis jetzt in drei große Zeiträume getheilt: 1) in den Zeitraum, welcher zwischen der Flötzzeit und dem Anfange der Ueberschwemmung lag; 2) den Zeitraum der Ueberschwemmungen und 3) die Zeit nach den Ueberschwemmungen. Es finden hier aber keine scharfe Abschnitte statt, sondern eine Zeit geht allmählig in die andere über.

Wir können aus diesem, von S. 490 bis 528 den Schluß dieses Werks bildenden Abschnitt nur Einiges ausheben. In allen bekannten Hauptländern der Erde finden sich Hochebenen; diese sind die Stützpuncte des organischen Lebens, da sie von keiner Fluth erreicht wurden und Pflanzen und Thiere sich von hier aus wieder verbreiten konnten. Der Ursprung der Fluthen ist aus den vorigen Abschnitten bekannt. Auf den Ländern blieben große Seen zurück, und diese Wassermenge wirkte auf das Klima ein. Das Steigen oder Sinken des Meerspiegels erhält nach der Hypothese des Vfs. einen ganz andern Sinn. Viele der historischen Fragen, die in den

drei vorigen Werken vorkommen, werden auch hier berührt und in den Gesichtspunct der Hypothese gestellt, wo denn die Resultate sich sehr verschieden gestalten und z. B. das Versinken der Atlantis als Thatsache erscheint u. s. w. Nachdem der Verf. zuletzt Manches über die fruchtlosen Versuche von Rechnungen und Bestimmungen von Epochen in der Geschichte der Erde gesagt hat, liest man auf dem letzten Blatte des Buchs: „So herrscht Ungewißheit in Allem, was der Mensch von seinem Planeten weiß. Weder der innere Bau desselben, noch die Zeit der Dauer sind bekannt.“ Diese Worte, obwohl in vielen Beziehungen nur halb wahr, können doch am Schlusse dieser „Geschichte der Urwelt“ als Resultat des Ganzen betrachtet werden.

Wir haben den Hauptinhalt dieses Werks so vollständig dargestellt, wie der Raum einer Recension es erlaubt. Wir waren dies einerseits dem Verfasser schuldig, um den Umfang seines Werks und den sich darin offenbarenden Reichthum an Kenntnissen zu zeigen; andrerseits aber geschah es auch, um das, was wir gegen die Hauptidee des Buchs zu sagen haben, darauf zu gründen.

Diese Hauptidee, oder das Wesentliche der Hypothese des Verfassers, abgesehen von allem, was sie mit allen übrigen Hypothesen gemein hat, besteht darin: Die Erde und jeder andre Weltkörper, entstand aus einem Keime, wie die organischen Körper, nimmt, wie sie, Nahrung zu sich, und stößt die unbrauchbaren Stoffe wieder aus, war anfangs klein, wuchs heran und bildet sich von innen aus, wie das organische Wesen, lebt ihr ausgewachsenes, ihr Greisenalter, und wird endlich aufgelöst, wie ein organischer Körper, geht auch vielleicht, wie dieser, in ein anderes, uns unbekanntes Leben über. Neu ist diese Vorstellung bekanntlich gar nicht; aber der Verf. stellt sie so dar, als ob sie aus allen neuern Entdeckungen und Fortschritten in den Naturwissenschaften hervorginge, als ob man ohne sie im Dunkeln getappt habe oder noch tappe und den rechten Weg nicht finden könne, mit ihr aber überall ein Licht aufgehe. — Da nach der Ueberzeugung des Rec. man aber auf diesem Wege umgekehrt das Licht der Erfahrung verläßt und sich dem Dunkel bodenloser Hypothesen hingibt, so hält er es für Pflicht, die Gründe, auf welchen diese Ueberzeugung ruht, hier öffentlich darzustellen. Er nimmt den Verf. dabei als den Repräsentanten einer Naturansicht, deren Erfinder er zwar nicht ist, die er aber wissenschaftlich zu begründen sucht und für dieselbe sagt, was jetzt so im Allgemeinen für sie gesagt wird.

Vorerst wollen wir sehen, wie der Verf. überall zu seiner Vorstellung gelangt. Wir haben schon darauf hingedeutet, daß dabei ein Mißverstehen der vorhandenen Systeme obzuwalten scheine. In

allen Abschnitten und bei jeder Gelegenheit wirft der Verf. auf alle frühere Naturforscher einen vornehmen Blick, und wirft ihnen als Grund ihrer unvollständigen Ansichten vor: daß sie die Erde und alle Weltkörper, als etwas Todtes, als todte Massen betrachten und alles mechanisch erklären wollen. Was versteht der Verf. hier wohl unter den Ausdrücken: todt und mechanisch? Todt, in dem Sinne, wie der Verf. es zu nehmen scheint, ist nichts in der Natur, und am wenigsten wollten die Naturforscher so etwas sagen, die hier getadelt werden. Todt bezeichnet ja nichts als den Unterschied zwischen planetarischem Leben und organischem Leben. Nur das lebt, was organisch lebt; todt ist alles, was nicht organisch lebt. So ist der Mensch, der aufhört, organisch zu leben, todt; damit will aber niemand sagen, daß nicht sein geistiges Leben fortdaure, oder daß nicht alle Stoffe seines Körpers ihr planetarisches Leben, oder, wie ältere Naturforscher sich passender ausdrücken, ihr elementarisches Leben fortsetzen.

Das Wort Leben bezeichnet einen sehr allgemeinen Begriff. Alles lebt, was sich aus eigner Kraft bewegen und anderes sich bewegen machen kann. So schreibt Kant allen Urstoffen einen eigenthümlichen Quell des Lebens zu, da sie durch Anziehen und Abstoßen in Bewegung gerathen, in dieser alle ihre Kräfte entwickeln und so ein allgemeines Leben der Natur hervorbringen. In diesem Sinne hat Leben keinen Gegensatz, da todt hier ein schlechthin undenkbarer Zustand wäre. Der Gegensatz Tod tritt allein bei dem organischen Leben ein. Wenn der Verf. nun behauptet: es finde zwischen dem planetarischen Leben und organischen Leben kein Gegensatz statt, so hat er vollkommen recht. Tod ist hier der Gegensatz, und so viel Rec. bekannt ist, hat kein Naturforscher, der hier in Betracht kommen kann, die Sache anders verstanden.

Was versteht der Verf. hier ferner unter mechanisch, wenn darin ein Vorwurf liegen soll? Mechanisch nennt man gewöhnlich in der Naturlehre alles, was sich nach dem Gesetz der Schwere berechnen läßt. Aber weil sich die Wirkungen der Schwere berechnen lassen, ist die Schwerkraft deswegen eine weniger lebendige Kraft, als die Kräfte der unwägbaren Stoffe, die sich bis jetzt noch der Berechnung entziehen? Läßt sich ohne Anziehen ein Abstoßen, ohne beides Polarität, ohne diese ein allgemeines Leben der Natur denken?

Das Mißverstehen dieser Begriffe führt unsern Verf. zu einem andern Irrthume. Das angeschwemmte Land ist ihm ein Todtes, Meteorsteine sind ihm todte Massen, die mit dem Lebenden, z. B. den Urgebirgen, gar nicht verglichen werden können. Zwar werden in der Folge diese Massen nur scheintodte

genannt und ihnen noch einige wirksame Kräfte zugestanden, aber der einmal ausgesprochene Gegensatz nicht zurückgenommen. Worin liegt nun hier der Unterschied, oder wie kam der Verf. zu dieser Unterscheidung des lebenden Steins vom todten oder scheintodten? Unvermerkt überträgt er den Begriff des organischen Körpers auf den Erdkörper, den Begriff des organischen Lebens auf das Leben der Erde, und den Begriff todt, den er als Gegensatz des organischen Lebens mißversteht, auf die vom Ganzen der Erde sich absondernden Stoffe. Dabei sind nun die Begriffe des organischen Lebens, als solches, und des planetarischen Lebens völlig in eins geschmolzen, oder aufgelöst in den unbestimmten allgemeinen Begriff: Leben, der aber dadurch wieder begrenzt wird, daß der Verf. das Leben der Erde als ein besonderes setzt, weil sonst von ihr ein Todtes, ihr Abgestorbenes nicht unterschieden werden könnte. Sollte der Verf. die Begriffe des allgemeinen Lebens, oder des planetarischen Lebens der Stoffe, und des besondern, organischen Lebens wohl bestimmt aufgefaßt haben? Es scheint nicht so. Jeder Stoff hat seine eigenthümlichen, lebendigen Kräfte, vermöge welcher er sich von einigen Stoffen trennt, sich mit andern verbindet, Massen bildet, in welchen die Kräfte der einzelnen Stofftheilchen in eine Kraft der Masse zusammenfließen. So wirkt die Anziehung jedes Theilchens der Erde auf die ganze Masse derselben, und die Anziehung der ganzen Masse wieder auf jedes Theilchen, und so bildet die Anziehung aller Theilchen die Schwere der Erde überhaupt. Aber so wie die Stoffe der Erde eine sehr verschiedene Eigenschwere haben, einige für uns ganz unwägbar sind, so besitzen sie noch verschiedene andere lebendige Kräfte, — die uns gewiß noch nicht alle bekannt sind — die wir mit dem Namen der Elementarkräfte oder der chemischen, im weitesten Sinne des Worts, zu belegen pflegen, die unaufhörlich thätig sind, und in deren Wechselwirkung das nie schlummernde, innere Leben der Erde besteht, und Auflösungen, Trennungen und neue Verbindungen hervorgebracht werden. Dieses Leben der Erde nennt der Verf. nun das planetarische Leben derselben. Wir haben nichts gegen diese Benennung, insofern dadurch die Gesammtheit der verschiedenen lebendigen Kräfte bezeichnet werden soll, die jedem Stofftheilchen eigenthümlich sind und in ihrer Verbindung als Kräfte der Masse wirken.

Wie verhalten sich diese lebendigen Stoffe aber zu dem organischen Leben? Nicht anders, als Baumaterialien sich zu einem Baumeister verhalten, der sie nach seinen Zwecken wählt, formt und zusammensetzt, um Gestalten aus ihnen zu bilden, wie er sie braucht, die ihnen selbst aber ganz fremd sind. Wenn das organische Leben einen Stoff ergreift und sich aneignet, so wird er seines

eigenthümlichen Lebens, oder bestimmter, des freien Gebrauchs seiner Kräfte gänzlich beraubt. Eine außer ihm liegende, nämlich die organische Kraft, benutzt ihn und seine Kräfte als Mittel zu ihren Zwecken. Er wird gezwungen, sich mit Stoffen zu verbinden, die ihm an sich zuwider sind, weil er sich augenblicklich von ihnen zu trennen und andere Verbindungen einzugehen sucht, wenn der Zwang aufhört. Kein freier Stoff scheint sich auch willig dem organischen Zwange hinzugeben — er wird mit Gewalt ergriffen und verarbeitet und eine Form zu bilden gezwungen, die ihm, sich selbst überlassen, fremd ist und nur den Zwecken des organischen Lebens entspricht. Das Wohlseyn eines organischen Körpers, seine Gesundheit, hängt allein von der freien, ungestörten Herrschaft der organischen Kraft über die gesammten Kräfte der Stoffe ihres Körpers ab, vermöge welcher sie fortschafft, was unbrauchbar wird, und anderes an die Stelle setzt. Machen Stoffe im Innern des organischen Körpers sich frei, so wirken sie augenblicklich mit eigenthümlichen Kräften dem organischen Leben entgegen, es beginnt ein Kampf oder Krankheit. Wie sich nach dieser Ansicht in thierischen Körpern die Heilung durch Arzneimittel erklären läßt, leuchtet von selbst ein. Siegt in dem Kampfe die organische Kraft, so erfolgt Genesung, erliegt sie, der Tod, das Aufhören der Herrschaft des organischen Lebens über die Stoffe seines Körpers, und augenblicklich erfolgt die Auflösung. Jeder Stoff strebt, seinem eigenthümlichen Leben zu folgen.

Zwischen dem organischen Leben und dem planetarischen Leben findet also ein wesentlicher Unterschied statt, da das letztere sich zu dem erstern verhält, wie das Mittel zum Zwecke. Das organische Leben aber ist Zweck an sich, und darin liegt eben der Begriff des Persönlichen, der dem planetarischen Leben nicht beigelegt werden kann.

Wie verhält sich nun aber die Vorstellung unsers Vfs. zu diesen Begriffen? Er spricht der Erde auf das Bestimmteste alle organischen Kräfte ab, schreibt ihren planetarischen Kräften aber eben so bestimmt alle Wirkungen zu, die dem organischen Leben eigen sind. Darin läge nun wohl ein Widerspruch, aber wir wollen keineswegs dem Verf. denselben vorwerfen. Wir wollen annehmen, er habe, worauf wir schon anfangs hindeuteten, den Begriff des besondern Lebens, des persönlichen Lebens, in Bezug auf das allgemeine Leben nicht scharf aufgefaßt und betrachte daher das Leben der Erde, die Summe aller individuellen Kräfte der Stoffe, wie sie sich als Wirkung der Masse offenbaren, als ein besonderes persönliches Leben, und zwar eben so persönlich, wie das organische Leben. Dies scheint in der That seine Meinung zu seyn, und wir wollen einmal annehmen, daß dem wirklich so sey, so fragt

sich's: Was gewinnt der Verf. dadurch für seine Hypothese, die allerdings die Persönlichkeit des Erdlebens voraussetzt, aber — ohne dasselbe bestimmt auszusprechen — auf einer ähnlichen, oder vielmehr gleichen Wirkungsart derselben mit dem organischen Leben beruht? Wie soll diese erwiesen oder festgestellt werden? Manche Naturforscher gehen bei ihren Lehren einen kurzen Weg; sie stellen sie dogmatisch auf und behaupten, gleich den alten begeisterten Propheten: So ist es. Unser Verf. hat aber noch Achtung für die Wissenschaft genug, diesen Weg nicht zu betreten, sondern seine Hypothese wissenschaftlich begründen zu wollen. Er legt dabei den Satz zum Grunde: Aehnliche Naturkräfte bringen ähnliche Wirkungen hervor. Wir haben diesen Satz oben schon ausgehoben, doch dort nur, um zu zeigen, wie der Verf. von dem Aehnlichen auf das Gleiche schloß; hier müssen wir ihn selbst näher beleuchten. Der Satz ist falsch und zwar so falsch, daß man nicht einmal sagen kann: gleiche Kräfte bringen gleiche Wirkungen hervor; man muß nothwendig hinzufügen: Gleiche Kräfte bringen unter gleichen Bedingungen gleiche Wirkungen hervor. Ja, dieselbe Kraft kann nur unter gleichen Bedingungen gleich wirken. Wenn zwei Magnetnadeln, aus einem Stück Eisen geschmiedet, von durchaus gleicher Schwere und Gestalt, auf gleiche Spitzen gelegt sind, von denen aber nur eine mit dem Magnet bestrichen worden, die andre nicht, so wird das magnetische Fluidum zwar auf beide wirken; aber wie verschieden erscheinen diese Wirkungen! Die eine wird lebendig, die andere todt scheinen, weil ihr die nothwendige Bedingung des Bestreichens mangelt.

Sehen wir nun auf die Wirkungen des organischen und planetarischen Lebens zurück, so ist klar, daß die Bedingungen, unter denen sie erfolgen, wesentlich verschieden sind, und also weder Aehnliches, noch Gleiches erwartet werden könne. Die nothwendige Bedingung, unter welcher das organische Leben sich äußern kann, ist das Organ, in und durch welches es wirkt. Nun spricht der Verf. selbst, und zwar mit allem Recht, der Erde alle organischen Kräfte ab, und so fehlen in ihr alle Bedingungen, unter welchen eine gleiche oder auch nur ähnliche Wirkung hervorgebracht werden könnte. Das planetarische Leben bedarf zu seinen Aeußerungen keines Mittels; es wirkt unmittelbar, und eben daher trennt und bildet es Massen, aber keine künstliche, den Organen ähnliche Werkzeuge zu andern Zwecken.

Fällt dieser Satz des Vfs. aber weg, so beruht alles Uebrige, was er für seine Hypothese sagt, auf Gleichnissen, Beispielen, die zwar einen dunkeln Gegenstand erläutern, deutlicher machen, aber nie etwas beweisen können. Das Ganze ist allerdings eine höchst sinnreiche, dichterische Idee — der Wissenschaft aber bringt sie keinen

Gewinn, sondern wahren Nachtheil, indem sie die Forschung dadurch, daß sie die Bedingungen, unter welchen die Naturkräfte wirken, überspringt und folglich von dem Wege ablenkt, auf welchem die Wissenschaft bis dahin ihre großen Fortschritte gemacht hat. Jede Naturkraft, von der wir wissen, gab sich uns in ihren Wirkungen zu erkennen, und nur durch Erforschung dieser, der Art und Weise, wie sie erfolgen, und der Ausmittelung der Bedingungen, unter welchen sie so oder anders erfolgen, können wir der Kraft näher kommen, wenn wir auch die Hoffnung aufgeben, sie selbst zu erreichen. Unser Verf. aber, der mit seiner Hypothese über diese ganze mühsame Forschung hinwegspringt, glaubt die Kraft selbst zu erfassen, und behauptet kühn: die unwägbaren Stoffe seyen die Grundlagen des planetarischen und organischen Lebens! Freilich befördert z. B. der Magnetismus die Krystallisation; aber deswegen können wir ihn so wenig die Grundlage derselben nennen, als das Wasser die Grundlage des organischen Lebens, weil das Samenkorn der Pflanze ohne Wasser nicht keimt. Ein Stoff kann so wenig Grundlage des Lebens eines andern Stoffs, als Grundlage des organischen Lebens seyn. Durch diese Vorstellungen und die durch einander gemischten Begriffe von dem besondern Leben eines Wesens und dem allgemeinen Leben der Natur, des planetarischen Lebens der Stoffe und des organischen Lebens auf der Erde, wird der Verf. gar verleitet, den Werth der lebendigen Wesen nur nach der Größe ihrer Körper zu schätzen. Der Mensch, ja die Menschen zusammen, als Masse, nebst allen Thieren und Pflanzen der Erde, spielen dann nur eine geringe Rolle. Der Verf. vergleicht sie mit Flechten und Schmarotzerpflanzen, mit den verschiedenen Eingeweidewürmern in unserm Körper und schließt dann mit den Worten: „Was hier Baum und Thier andern lebenden Geschöpfen sind, das ist der Erdkörper allem irdischen organischen Leben. In frühern Zeiten sahe man hierin den einzigen Zweck des großen Erdkörpers; er sollte nur da seyn, damit auf seiner Rinde einige Thier- und Pflanzengeschlechter gedeihen könnten. Aber nicht dieser höchst unbedeutende, sondern ein weit höherer Zweck ist mit seinem Daseyn verbunden. Er gehört dem planetarischen Leben an, das ihn mit Monden, Planeten und Kometen um seine Sonne treibt, und so von einer unermeßlichen Körperwelt ein kleines Ganzes bildet." — Doch wir können uns hier nicht weiter auf einzelne Behauptungen des Vfs. einlassen, zu welchen er sich, aus Unkunde des rechten Wegs, verirrt, da unsere Bemerkungen so schon fast den ihnen zugestandenen Raum überschreiten.

Sehen wir jetzt noch einmal auf alle vier Schriften zurück, die hier angezeigt und verglichen sind, so übersehen wir das ganze

Feld, auf welchem jetzt für eine Geschichte der Erde und der Urwelt gearbeitet wird. Die Ausbeute besteht aus vielem ächten Golde, wodurch die Wissenschaft wahrhaft bereichert wird, aber auch aus schimmerndem Katzengolde, das im Schmelztiegel der Kritik verfliegt. 23.

III.

Ueber E. T. W. Hoffmann's Schriften.

Nachdem nicht lange vor dem jetzigen Zeitalter Kunst und Regel für den Menschen in Einseitigkeit zu steifen, todten Formen vielfach entartet waren, sahen wir die beeinträchtigten Kräfte des Geistes die drückende Fessel zersprengen und in der durch den langen Niederdruck gereizten Stärke das bisher Widerstrebende rasch zerstören, wie der durch den hohen Damm immer mächtiger anschwellende Strom endlich bei seinem Durchbruch alles plötzlich überschwemmt. Die natürlichste Natur sollte nun allein herrschen; allein der mathematische Sinn, fast noch schwerer zu unterdrücken, als irgend ein anderer, wußte sich bald wieder in gehörigem Maße geltend zu machen, und so sehen wir jetzo, wenigstens in der Idee, sehr gesunde Begriffe über das wahre Verhältniß von Regel und Natur zu einander, und diese Begriffe bilden jetzt die herrschende Ansicht in der Beurtheilung der sogenannten schönen Künste. So wie hier im Formellen, ging auf der andern Seite zugleich im Materiellen, wenn man Ansichten so nennen darf, ein Umschwung vor, der nicht minder bedeutend war. Als die leidige bekannte Aufklärerei, die zur wahren Sucht geworden, indem man sah, wie so manches bis dahin unerklärlich und wunderbar Geglaubte durch die rasch vorschreitende Erweiterung der physikalischen Kenntnisse eine sichere und natürliche Erklärung fand, nun jede Erscheinung in den Kreis ihres Wissens zu ziehen vermeinte, da erwachte die höhere Ahnung im Menschen um so deutlicher und trat um so lebhafter als Widersacher auf, da auch sie, die nie zu vertilgende, negirt werden sollte, weil sie während jenes Treibens unthätig zugeschaut hatte. Es war ihr leicht, die zu weit gehende Aufklärung in die gehörigen Schranken zurückzuweisen, da die Dinge selbst, deren Wesenheit und Endursache ein unaufklärbares Räthsel bleiben, vor Augen lagen, als handgreifliche Wunder. Als auf diese Weise die geheimnißvolle Ahnung im Menschen wieder in ihre Rechte eintrat, ward alles, was die Aufklärerei als Wahn und Aberglauben be-

kämpft hatte, wieder mit frischer Liebe hervorgezogen und dem wiedereroberten Reiche des Wunderbaren einverleibt. Alles, was damit Aehnlichkeit hatte, ward hinzugefügt, und dieselbe Physik, die vorher dem Widersacher gedient, ward nun den neuen Herrschern dieses Reiches zinsbar und brachte in dem Magnetismus einen Tribut, der allen Ahnungen und wunderbaren, geglaubten psychischen Einflüssen zu mächtiger Stütze dienen sollte. Weil das Gefühl der Vergänglichkeit und die Sehnsucht nach dem Ewigen das Gemüth auf eine schmerzlich-süße Weise spannt und mit sanfter Melancholie durchschauert, so hat alles Vergangene und Alte, ganz vorzüglich aber, wenn es noch in unsre Kinderzeit herüberreichte und sich in die ersten sonnigen wunderbaren Träume des erwachenden Lebens in uns drängte, einen poetischen Schimmer, und zwar den, der dem Romantischen und Wunderbaren sich vorzüglich eignet, nämlich den, der die Sehnsucht weckt. Alles Altfränkische daher war und ist der Poesie des Wunderbaren ein willkommener Schmuck, die, wo sie zur Poesie des Wundersamen wird, weit mehr auf den Effect oder die Erschütterung der Seele zielt, als daß es ihr darum zu thun wäre, das Schöne zur Anschauung zu bringen. In diesem Sinne verschmähte sie nicht, Producte der Kunst und Regel, des mathematischen Sinnes, der als Rhytmus und Harmonie ihr in allem der Melodie untergeordnet ist, gegen deren allgemeine gegenwärtige Verbreitung sie viel würde einzuwenden gehabt haben, zu loben und sie zu so viel Effect, als möglich, zu verwenden. Durch das Reich des Wunderbaren hat Hoffmann, dessen Schriften wir jetzt einige Betrachtung widmen wollen, seine Leser führen und ihnen dessen Zauberschätze erschließen wollen, welches Bestreben er selbst als durchaus romantisch betrachtet, und wiewohl das Romantische viel weitern Umfang hat, kann doch auch füglich das sogenannte Wunderbare, als dahin gehörig, am besten betrachtet werden. Man dürfte aber wohl zu näherer Bezeichnung das Wunderbare in das Wunderbare und Wundersame eintheilen, unter jenem die höhere Gattung verstehend, welche den Geist wirklich mit der Ahnung des Ueberirdischen erfüllt, unter dieser die niedrige, welche mit ungewöhnlichen, aber nicht zu höhern Ahnungen weckenden Erscheinungen die Sinne erschüttert und dabei in Verwunderung setzt. Wunderbar ist eigentlich alles, dessen Endursache uns unerklärlich bleibt, mithin die ganze Welt und alles Leben. Allein die Gewohnheit, die Dinge und das Leben in gewisser fester Ordnung, in bestimmter Entwickelung und, die Endursache abgerechnet, überall Causalität zu erblicken, hat gemacht, daß wir nun vorzugsweise das wunderbar nennen, was außer jener Causalität und dem gewöhnlich Erblickten sich vor unsre Augen stellt. Daß auch dergleichen Erscheinungen der Poesie einen brauchbaren Stoff darbieten, ob-

gleich die Behandlung, wenn das Werk poetisch befriedigen soll, trotz allem Anschein, schwer seyn dürfte, läßt sich nicht bezweifeln, da es sich bewährt hat, daß eine angemessene Behandlung dieses Gebiets die in der Brust ruhende Poesie zu erwecken vermag. Wo das Wunderbare, d. h. das in einer Reihefolge von Begebenheiten Unerklärliche nicht als wirklich mit dem Leben verbunden dargestellt, sondern als Traum, der das wirkliche Leben höher potenzirt und das geahnete Höhere mit hineinzieht, ausgebildet wird, entsteht das Mährchen, das keinen andern Glauben verlangt, als unsre Sehnsucht und unsre Wünsche, und nichts anders seyn will, als die in's Leben heraustretende Phantasie. Beide Gattungen des Wunderbaren machen den Hauptbestandtheil von Hoffmann's Schriften aus; denn einige Ausbrüche von Begeisterung für die Musik sind Begeisterungen für die Kunst, nicht aber in der Kunst, und gehören daher nicht der Poesie, sondern der visionären Aesthetik an, wie sie über Malerei sich häufig findet in den Phantasien über die Kunst, von einem kunstliebenden Klosterbruder, und wozu in der Musik kein unebener Anfang in Heinse's Hildegard von Hohenthal gemacht ist. Doch auch hierin zeigt sich die Vorliebe des Dichters für das Wunderbare, romantisch Unbestimmte in der vorzüglichen Hinneigung zur Instrumental-Musik, welche unter allen Künsten diejenige ist, die am meisten die unbestimmte, reinste Sehnsucht erregt. Er selbst drückt sich darüber in den Ausbrüchen über Beethoven aus: „Sie ist die romantischste aller Künste, beinahe möchte man sagen, allein echt romantisch; denn nur das Unendliche ist ihr Vorwurf. Orpheus Lyra öffnete die Thore des Orkus. Die Muse schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußern Sinnenwelt, die ihn umgibt, und in der er alle bestimmten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben." Selbst bei einem Büchlein über Theater-direction, einem blos ästhetischen Aufsatze, vermochte der Hang, alles in ungewöhnlichem Lichte zu zeigen, den Verfasser zu dem Titel: „Seltsame Leiden eines Theater-Directors, aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfasser der Phantasiestücke in Callot's Manier." Wer hier das Seltsame angekündigt sieht von einem Schreiber von Phantasiestücken, und zwar in Callot's Manier, mag wohl bis an's Ende des Werkchens immer erwarten, jetzt werde was Besonderes kommen; allein am Ende sieht er, daß das Seltsame hier nur in der Ankündigung und in der gänzlichen Auslassung des Angekündigten besteht. Denn ein wirklicher und ein ehemaliger Theater-Director, deren letzterer mit Marionetten reist, unterhalten sich über die allergewöhnlichsten Quackeleien, die ein Theater-Director auszustehen hat, und suchen dann das allgemein Bekannte

zu lehren, daß nämlich ein Schauspieler zu seiner Kunst müsse geboren seyn, oder im Entstehungsfall sich durch Uebung zu einiger Brauchbarkeit bilden müsse; daß man die Stücke nicht verstümmeln oder ändern solle, und daß es schlimm sey, dem Rhetorischen das Uebergewicht über das Dramatische zu verstatten, so wie auch, daß allzugroße Theater ihr Nachtheiliges hätten. Hieran wird wohl niemand etwas Seltsames entdecken. Diese Abhandlung, in Form eines Dialogs vorgetragen, zeigt auch, beiläufig gesagt, deutlich, daß Hoffmann durchaus kein dramatisches Talent hatte, sondern daß ihm alles zur Erzählung ward; denn das Ganze ist doch nur ein Vortrag, ganz ohne Grund und geschickte Wendung von einem Andern von Zeit zu Zeit unterbrochen, damit es wie ein Gespräch aussehe, das aber selbst durch den dabei getrunkenen Champagner nicht in Fluß kommen will.

So sehr auch Hoffmann's Schriften von gleichem Ton und gleichem Bestreben sind, so kann man sie doch füglich in zwei Abtheilungen bringen, indem ein Theil derselben die aus der poetischen Anlage und der Sehnsucht des Gemüthes sich entwickelnde phantastische Welt des Innern darzustellen strebt, ein Theil aber das Gemüth in eine ungewöhnliche Stimmung zu versetzen sucht durch unerwartete, außer der Regel liegende und dadurch an eine verborgene, dunkle Macht mahnende Erscheinung und ihre Einflüsse auf das Individuum; woran sich noch einige gewöhnliche Erzählungen zur Unterhaltung reihen, die sich von andern nur durch das mit besonderm Bestreben herbeigezogene Grelle in der Drapperie unterscheiden, sonst aber viele ihres Gleichen in der Literatur der Erzählungen haben. Da nun der Hauptcharakter dieser Schriften ein durchaus exaltirter Zustand der Phantasie und eine durch Sehnsucht nach dem Höheren fieberhafte Entzündung des Gemüths ist, so ließe sich leicht die Frage aufwerfen, ob dieser exaltirte Zustand und die Ausbrüche eines solchen erhitzten Gemüths hinreichten zur Poesie, oder solche schon selbst wären. Weil es jedoch in der Poesie gleichgültiger ist, von wo sie ausgeht, als wohin sie geht, das heißt, wie sie gestaltet ist und zur Anschauung bringt, so ist es am besten, dem Dichter den Grund, auf den er baut, nicht streitig zu machen, sondern das darauf errichtete Gebäude zu betrachten. Wenn sich aber in der Behandlungsart eine solche Verwandtschaft mit fremder Behandlungsweise findet, daß man den lebendigen Funken, der zündend herüberkam, leicht erkennt, so gereicht dies zwar nicht dem Verfasser zum Tadel, allein es ist doch gut, daran zu denken, weil es zum Verständniß beiträgt; denn nur dann kann es gleichgültig seyn, ob die Darstellung sich hier- oder darauf beziehe, wenn sie einen sonst noch rohen Stoff erst wirklich in's Leben gerufen hat. Darum mag auch hier daran erinnert werden, daß Hoffmann, der ge-

gen ähnliche Rückblicke protestirt, doch, so viel Selbstständigkeit er auch erlangt hat, lebhaft an Tieck und Jean Paul erinnert, so wie er denn überhaupt mehr von dem Romantischen erfaßt wurde, als daß er es eigentlich erfaßt hätte, ja so sehr diesen Schriften auch der Enthusiasmus aus allen Poren dampft, so weiß derselbe doch recht gut um sich, und die Begeisterung führt einen Spiegel bei sich, in welchem sie sich mit Wohlgefallen betrachtet und sich selbst zu immer stärkerm, groteskem Mienenspiel reizt. Auf die eine Hälfte könnte man wenigstens ohne Uebertreibung setzen als Motto, was der Verfasser eine gewisse Battina zu dem reisenden Enthusiasten sagen läßt: „Ein Hexenmeister sind Sie gerade nicht, aber zuweilen etwas widerhaarigter Natur." Denn wenigstens vielen dieser Erzeugnisse sieht man, so widerhaarigt sie auch anzusehen sind, doch an, daß sie nicht, wie mit einem Zauberschlag, der innern Anschauung entsprangen, sondern daß die Idee vorherrschend ist, und daß sie gemacht sind auf dem Wege des Nachdenkens, wie sich denn überall viel Betrachtung und Erklärung hervordrängt. Der Verfasser selbst dringt zwar sehr auf die bekannte, echt poetische Darstellungsart, die nur das wahrhaft im Geist Angeschaute und Empfangene giebt; allein Wollen und Vollbringen sind, wie es scheint, nicht immer verbunden, denn sonst würden wir, statt vieler Experimente und Farben, mehr lebendige Gestalten mit wirklichen Physiognomien haben. Dieses Bestreben der Darstellung legte die in vier Bänden erschienene Sammlung von Mährchen und Erzählungen, die Serapionsbrüder betitelt, vorzüglich als unerläßlich an den Tag, und in der Geschichte des Verrückten, der sich für den Märtyrer Serapion hält und in diesem Sinne Visionen hat, die an und für sich ganz klar und rein in seinem Geist angeschaut sind, ist sie auf recht sinnreiche Art motivirt, und dadurch zugleich eine neue Einkleidung für eine Erzählungsgesellschaft gefunden. Das Bestreben derselben ist, daß jeder bei der Versammlung des schönen Bundes sich so geistreich, lebendig, gemüthlich, anregbar und witzig zeige, als es in seinen Kräften steht, und dem heiligen Serapion (nämlich dem eingebildeten, der des Bundes Schutzpatron ist) nachfolge, der selbst Geschichtliches so aus seinem Innern heraus erzählte, wie er Alles selbst mit eignen Augen lebendig erschaut, und nicht, wie er es gelesen. Als das Gegentheil davon erscheint, was gedacht, reiflich überlegt, erwogen, aber nicht wirklich geschaut ist, wo der Verstand nicht die Phantasie beherrscht, sondern sich an ihre Stelle drängt.

Dies ist freilich die richtige Ansicht für poetische Erzeugnisse und immer, seitdem Poesie besteht, anerkannt gewesen; denn nichts anders will es sagen, wenn schon die Alten von Begeisterung und einem Eingeben der Muse reden. Ueberhaupt sind die Ansichten

über die Kunst, die in Hoffmann's Schriften oft wiederkehren, meist sehr richtig und wiederholen mit Lebhaftigkeit die vorzüglichen ästhetischen Ansichten und Wahrheiten, die wiederholt ausgesprochen worden. Solche gute Ansichten zu haben, ist vorzüglich bei einem Schriftsteller ersprießlich, der weniger ein Talent an den Tag legt, Gestalten und Charaktere, die wahrhaft diesen Namen verdienen, aufzufassen und wiederzugeben, als Umstände zusammenzureihen und diese oder jene Idee dadurch zu bewähren, wie es bei diesem Verfasser oft der Fall ist. Erfreulich und von guter Vorbedeutung für das Geleistete muß es seyn, wenn man den Grundsatz anerkannt sieht, es gebe keinen höhern Zweck der Kunst, als in dem Menschen diejenige Lust zu entzünden, welche sein ganzes Wesen von aller irdischen Qual, von allem niederbeugenden Druck des Alltagslebens, wie von unsaubern Schlacken befreit und ihn so erhebt, daß er, sein Haupt stolz und froh emporrichtend, das Göttliche schaut, ja mit ihm in Berührung kommt. — Die Erregung dieser Lust, diese Erhebung zu dem poetischen Standpuncte, auf dem man an die herrlichen Wunder des Reinen, Idealen willig glaubt, ja mit ihnen vertraut wird, und auch das gemeine Leben mit seinen mannichfaltigen bunten Erscheinungen durch den Glanz der Poesie in allen seinen Tendenzen erklärt und verherrlicht erblickt, auffassen müsse sie die Natur in der tiefsten Bedeutung des hohen Sinnes, der alle Wesen zu höherm Leben entzündet, und nichts tauge, was nicht aus der Tiefe eines wackern Sängergemüthes komme, sondern nur die Frucht der Lehren irgend eines falschen Meisters sey. Nichts helfe aller Prunk, aller Schimmer, aller Glanz, wenn er nur dazu dienen solle, einen todten Leichnam zu umhüllen, wenn nur von hohen Dingen, von den Geheimnissen der Natur gesprochen werde, aber nicht, wie sie, süße Ahnung des höhern Lebens, in der Brust des Menschen aufgehen, sondern wie sie der kecke Astrolog begreifen und messen will mit Zirkel und Maßstab. Letzteres schmeckt freilich etwas nach jenem frömmelnden, mittelalterlichen, vorzüglich von Fouqué angenommenen Ton, der in gar zierreichen Worten von der blanken, sinnlichen Heidenwelt und ihren Götzen mit dem abgöttischen Naturdienst, im Gegensatz der frommen Liebe in christlichen, erleuchteten Herzen redet. Angenehm aber ist es, zu sehen, daß der Verfasser sich wenig auf die Ausübung dieser Ansicht eingelassen und da noch vor dem süßlich-widerlichen Vortrag bewahrt hat, der diese schmächtige Frömmlichkeit zu begleiten pflegt. Besser war es, daß auch er, da er gerade auf Schilderung von excentrischen Gefühlen und grellen Begebenheiten ausging, doch einsah, daß zu keinem Werk fast mehr ein klares, ruhiges Gemüth gehöre, als zu einem solchen, das, wie in regelloser, spielender Willkür, von allen Seiten ins Blaue hinausblitzend, doch einen festen Kern in sich tragen solle und müsse. Daß

der echte Genius nicht darauf sinne, zu frappiren durch erkünstelte Künstlichkeit, die zur argen Unkunst wird. Von diesem Grundsatz wäre zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte sich vorzüglich klare Rechenschaft abgelegt; denn einigemal möchte er doch wohl in diesem Puncte gefehlt haben. So auch möchte wohl mehr von ihm richtig anerkannt, als jederzeit gehörig beobachtet worden seyn, daß die Begeisterung von dem darüber schwebenden Verstande beherrscht und gezügelt werden müsse, weil nur so das classische Kunstwerk geschaffen werde, indem die Rolle von der begeisterten Person, von dem versteckten Poeten geschaffen werde, während das Bewußtseyn des eignen Ichs, der Verstand ist, der den versteckten Poeten hervorlockt und ihm die Kraft verleiht, körperlich geründet mit Fleisch und Bein in's Leben zu treten. Wenige, so meint der Verfasser, sind aber dieser Duplicität fähig, und auch er hat diese Zahl oft so gering gelassen, als sie war. So sehr auch der Verfasser von allem, was an Geschichtliches erinnert, entfernt ist, so hat er doch den Werth desselben ebenfalls eingesehen und ist für die Darstellungen Walter Scott's, der den romantischen Glauben und seinen Einfluß auf Lebensgestaltung, wie er wirklich stattgefunden hat, in historisch-treuen Bildern darstellt, nicht unempfindlich; doch könnte man nicht sagen, daß er von ihm etwas für seine Kunst gelernt hat, so leicht auch jene Werke den, der das Wunderbare darstellt, zu mancher Selbstverständigung veranlassen könnten. Er hat es blos dabei gelassen, zu bemerken, es sey nicht zu bezweifeln, daß das Geschichtliche Eigenthümliches darbietet, das der ohne Halt im Leeren schwebende Geist zu schaffen sich vergebens bemüht. Eben so gebe das geschickte Benutzen der historisch-wahren Gebräuche, Sitten, herkömmlichen Gewohnheiten irgend eines Volkes oder einer besondern Classe desselben der Dichtung eine besondere Lebensfarbe, die sonst schwer zu erlangen.

Was überhaupt die Darstellung des Wunderbaren betrifft, das die Seele ergreifen und in einem unergründlichen Schauer an den Rand des unsichtbaren Reiches der Ahnungen führen soll, daß der seltsame Hauch desselben sie anwehe, so kann unmöglich jeder Schnack ohne allen Unterschied dazu dienen, sondern die Darstellung muß historisch seyn, oder im Entstehungsfall das poetische Gefühl in seiner unmittelbaren Sehnsucht zur Natur sich entfalten und die Wunder der Phantasie in Gestalten, die ihren Charakter tragen, hervorspringen lassen. Historische Darstellung des Wunderbaren ist die, die sich nach der jedesmaligen Bildungsstufe und dem ihr zugesellten Glauben richtet, das heißt, welche die wunderbaren Erscheinungen oder die Ansichten des Unerklärlichen immer nur als die in's Leben tretenden Gestalten des Geistes einer Zeit darstellt. Das Gefühl des Unerklärlichen erzeugt immer mehr oder minder hervortretende

ahnende Ideen, die, mit passender Gestalt bekleidet, geeignet sind zur Anschauung, weil sie ein Theil des geistigen Lebens der Menschen geworden sind, mit dem es die Poesie ja einzig und allein zu thun hat. Aendert sich aber jene Anschauung und nimmt das Gefühl eine andre Richtung, so muß auch die Darstellung geändert werden, wenn sie mehr als ein bloßer, schnell vorübergehender Zeitvertreib seyn will. Ist aber die Dichtung auf geschichtlichem Boden, so kann sie jedesmal getreu alles Wunderbare, was das Zeitalter glaubte, in ihren Kreis aufnehmen, ja sie muß es sogar, weil ein solcher Glaube nicht ohne Einfluß auf die Lebensgestaltung und ein wesentlicher Theil der bestehenden Ansichten ist. So konnte, um ein Beispiel anzuführen, Walter Scott in dem herrlichen, gewöhnlich verkannten Kloster, die Sage von der weißen Frau des Hauses Avenel nicht weglassen; denn er würde das Bild der Zeit verfälscht und den Begriffen, die sich an jenes Haus knüpften, einen so wesentlichen Theil entnommen haben durch die Auslassung desselben, als hätte er ihre Burg in ein gewöhnliches Landhaus verwandelt und ihnen den Adel entzogen. Solche geglaubte Erscheinungen gewinnen eine solche Macht über die Phantasie, daß sie selbst entscheidend wirken im gewöhnlichen Leben, und sie haben durch diese historische Beziehung noch ihren ganzen Werth für uns. Allein in eine Zeit, wo der Glaube an das Unerklärliche eine andre Gestaltung gewonnen, die Wahngebilde vergangener Geschlechter, auf welche religiöse Verständnisse oder Mißverständnisse, Mangel gewisser, zu andern Zeiten allgemein verbreiteter Kenntnisse den entschiedensten Einfluß hatten und ihnen die eigenthümliche Gestalt, in der wir sie erblicken, verliehen, übertragen zu wollen, ist eine vergebliche Mühe. Der Dichter kann wohl aus der Zauberbüchse der Pandora einen solchen poetischen blauen Dunst aufsteigen lassen, aber in der verdünnten Atmosphäre der Gegenwart zerrinnt er schnell und mit ihm die Gestalten, die sich darin im Kräuseln seines Nebels bildeten. Nehmen wir z. B. die Idee des Uebels und den Glauben an seine Quelle, so mußte nothwendig zu einer Zeit, wo die Vorstellung eines teuflischen Wesens sich zu einem mit bestimmten Umrissen versehenen Bilde geformt hatte, der Einfluß, der ihm auf das menschliche Gemüth beigelegt ward, auf andre Weise stattfinden, und kann daher auch im poetischen Bilde jener Zeit anders dargestellt werden, als späterhin, wo das Bild verschwunden und nur die Idee geblieben ist. Zwar hat die Poesie die magische Beschwörungsformel in der Gewalt, alle dunkeln Gefühle des Gemüths in das Leben zu rufen, die aber auch in noch so schöner Gestaltung erst durch ihre Verbindung mit den Menschen, gleich Undine, ihre wahre Seele erhalten und darum sich seinem Glauben und Ahnen befreundet zeigen müssen.

Wohl darf man dem Verfehlen des eben ausgesprochenen Grundsatzes die Kälte zuweilen zuschreiben, mit der manche Hervorbringungen des romantischen Bestrebens mitunter aufgenommen werden, und minder gegründet möchte die Annahme seyn, daß die meisten Menschen unpoetisch und daher für wahrhaft poetische Gegenstände unempfänglich seyen. Die musikalische und pittoreske Erregsamkeit der bei weitem meisten Menschen zeigt schon, daß die Verbildung selten ganz jenen glimmenden Funken auslöscht, der in dem Dichter sich als Flamme zeigt. Es dürfte daher so schwer nicht seyn, durch wahrhaft gelungene romantische Darstellungen jene Verbildung zu beseitigen und die Phantasie auf gehörige Weise in Thätigkeit zu setzen. Wenn aber das Wunderbare ohne vollkommene Gestaltung, ohne gehöriges Eingreifen in dem Kreise, in dem es wirken soll, innerlich schlaff und mit unnöthigem Flitterstaat beladen, und in den grellsten Farben das Auge ermüdend, auftritt, wie es denn wirklich oft geschieht, so kann dergleichen freilich nicht jedermann ansprechen, sondern nur manche durch die bunten Farben anziehen, ohne weiter anzuregen, andern schon poetisch empfänglichern Gemüthern aber zur Anregung dienen, um durch diesen höhern oder geringern Grad romantischer Wärme in das Reich der Ahnung, das ihnen leicht aufgeht, versetzt zu werden. Ohne nun gerade leugnen zu wollen, daß auch das echt Romantische manchmal kalt aufgenommen werde, läßt sich doch annehmen, daß die Schuld meist am Mangel der Kunst bei der Ausführung liegt, und daß die Menschen nicht im Allgemeinen solche Philister sind, als so viele dichtende Leute in ganzem Ernste sagen; denn der Humor hat seine eignen Rechte. Jene Klage ist schon so oft vorgekommen, daß man wünschen möchte, sie einmal verstummen zu sehen; doch ist auch Hoffmann nicht frei davon, und es kann für seine Ansichten einen guten Maßstab geben, wenn er meint, die Anerkennung Tieck's in seiner ganzen, hohen Vortrefflichkeit bleibe der Nachwelt vorbehalten, während schnell aufflackernde Irrlichter, die mit erborgtem Glanz das Auge zu blenden vermochten, wieder verlöschen. Keineswegs verkennt die Mitwelt Tieck's schönen Humor und sein musikalisches Talent in der Poesie, sondern übersieht sogar dankbar für das dargebotene Herrliche die oft über Gebühr in seinen Darstellungen herrschende Schlaffheit und Nachlässigkeit, die so weit geht, daß er unter den bessern Dichtern in diesem Puncte seines Gleichen nicht findet. Allein die Nachwelt würde ihn eben so wenig verstehen können, als nach Hoffmann die Mitwelt thut, wenn es wahr wäre, was er sagt, daß nämlich nur der Dichter den Dichter verstehe, daß nur ein romantisches Gemüth eingehen könne in das Romantische, nur der poetisch exaltirte Geist, der mitten im Tempel die Weihe empfangen, das verstehen könne, was der Geweihte in der Begeisterung ausspricht. Die poetischen

Werke hervorzubringen, erfodert eine Kraft, die freilich nur ausnahmsweise stattfindet, aber das Nichtverstehen derselben ist gewiß eben so gut eine Ausnahme, und es ist durchaus eine optische Täuschung und historisch erweislich eine Unwahrheit, wenn Hoffmann mit den allzu lebhaften Verehrern früherer Zeiten behauptet: „Damals glühte in der Brust des Berufenen das innige, heilige Bestreben, das im Innersten Empfundene in herrlichen Worten auszusprechen, und selbst die, welche nicht berufen waren, hatten Glauben und Andacht, sie ehrten die Dichter und Propheten, die von einer herrlichen, unbekannten Welt voll glänzenden Reichthums weissagen und wähnten, nicht auch unberufen selbst in das Heiligthum treten zu dürfen, von dem ihnen die Poesie die ferne Kunde gab. Nun ist aber alles anders geworden, weil reich gewordene Bürgersleute die Künste zur Dressur ihrer Kinder mißbrauchen und herabwürdigen." — Allein dazumal, wie heute, waren zwar viele berufen, aber wenige auserwählet, und das Handwerksmäßige hatte einen großen und gewiß größern Einfluß, als heut zu Tage, so daß kein Mangel war an kunstlosen Schalken, wie sie Walter von der Vogelweide nennt, und ihre Behandlung nicht poetischer war, wenn auch der Stoff schon viel Romantisches hatte, weil der Glaube gestaltender auf das Leben wirkte. Die Nachahmung ihrer Manier und selbst mancher Einzelheiten vermag, trotz des Alterthümlichen, das immer einigen Reiz hat, uns doch nicht das Gezierte und mitunter Schlaffe, Unbeholfene, was dort so oft stattfand, zu verbergen. Zwar hat Hoffmann sich in der Diction fern von der Ziererei der galant verwelschten Sprache, die bei Fouqué so häufig die Erzeugnisse seiner oft kräftigen, gesunden Phantasie mit einem widerlichen Firniß übergleißt, gehalten, bis auf einige ganz leise, unbedeutende Anflüge, als z. B. das fatale: geheißen, B. oder N. geheißen. Doch mag in der Composition und Erzählungsweise der Glaube an die unbedingte Vortrefflichkeit alles dessen, was die ältern Dichter darstellten und wie sie es darstellten, seinen Einfluß auf ihn nicht verfehlt und mit beigetragen haben, ihn in der Vorliebe für Wunderbares und Wundersames in der Poesie zu bestärken. Jedoch wann gab es einen wahren Dichter, und die neuere Zeit hat allerdings einige aufzuweisen, von dem nicht gelten muß, was Hoffmann bei den alten sucht, von denen er schlechtweg im Allgemeinen sagt: „Ihr Dichten war ein Trachten aus dem Innersten heraus, diejenigen Laute anzugeben, die die Natur als ihre eignen in jedem Wesen auf tausendfache Weise wiedertönen läßt. Der Dichter Gesang war ihr Leben und sie setzten ihr Leben daran, als an das Höchste, das das Schicksal, die Natur ihnen vergönnt hatte, zu verkünden." Die wenigen wahren Dichter der alten romantischen Zeit, denn ihre Zahl ist wirklich sehr gering, können gewiß auch zur Belehrung dienen in

der Form und Behandlung, aber nicht dadurch, daß man die ihrige nachahmt, sondern erwägt, wie sie sich zu der Lebensgestaltung ihrer Zeit und dem Stoff insbesondere verhält, um auf verändertem Standpuncte nicht Formeln zu wiederholen, sondern ihre Einsicht und Besonnenheit sich zu Herzen zu nehmen, und wo sie das Rechte getroffen, aus ihrem Verhalten zu ihrer Zeit zu lernen, wie man sich zu der seinigen zu verhalten habe.

In den meisten Erzählungen Hoffmann's ist es unverkennbar wahrzunehmen, daß er sich durch alle Ideen, die er sich vom Wunderbaren, Ungewöhnlichen, Seltsamen im Leben gemacht oder angenommen hatte, durchzuexperimentiren suchte, und daß bei vielen, so sehr auch alles darin in poetischem Taumel die Haare sträubt, das von ihm aufgestellte serapiontische Anschauungsprincip nicht stattfindet. Denn wenn sich etwa die Erzähler selbst mit ihrer serapiontischen Tüchtigkeit brüsten und einander loben, so muß man das nicht so genau nehmen, und wiewohl jedem derselben aufgegeben war, wohl zu prüfen, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden, so kann man leicht denken, daß ein solches Selbstexamen nicht zu streng auszufallen pflegt. Bei einem Dichter nun, der Ideen und Principe darzustellen sucht, (denn vom Princip ist so häufig die Rede, daß man es niemand verdenken könnte, wer mit Dionysos in Aristophanes Fröschen sagte:

Allmächtiger Gott, welch große Menge Principe doch?
Ich meines Ortes will wahrhaftig in das Bad;
Denn unter diesen Principen krieg' ich Nier'ngeschwulst,)

fragt es sich, ob denselben eine Wahrheit kann zugestanden werden, oder ob Täuschungen darunter sind. Im Vorwort zur Prinzessin Brambilla protestirt zwar der Dichter gegen das Beginnen, seine bunte Mährchenwelt überall allegorisch und ernst bedeutend zu nehmen; allein so wie auch der allerwunderlichste, seltsamste Traum immer nur ein Reflex des Lebens ist, wie sehr er auch die Züge desselben verzerren mag, so auch das Mährchen. Ohne sich auf die Gefühle und Ansichten des Lebens und seine Gestaltung und Form zu beziehen, würde ein Mährchen nur unverständlicher Unsinn seyn und dem Geiste nichts zur Anschauung darbieten; es kann daher nur die Erscheinung des Lebens höher potenziren und verklären oder sie in der Allegorie abspiegeln. Dies hat auch Hoffmann gethan, und seine Mährchen sind nur loser gehalten, so daß nicht alle einzelne Züge zu einer Allegorie zusammenlaufen, sondern vieles darin arabeskenartig bleibt; aber auch die Arabeske ist nur phantastische Mischung wirklicher Formen, direct dargestellt oder in der Carricatur reflectirt. Gerade durch das Bestreben, das Allegorische allzusehr zu

überbieten und die Züge des Lebens in das Allergrellste hinein zu verzerren und zu den sonderbarsten Arabesken durch die launenhafteste Mischung zu verschlingen, leiden selbst die bessern Stücke fast alle an Ueberladung, die natürlich nirgends unangenehmer wirkt, als gerade beim Grellen, Pikanten. Zwar soll gewöhnlich der, welcher sich über dergleichen Ueberladung beschwert, nach der gewöhnlichen Ausflucht, den Grund seines beleidigten Gefühls in seinem Mangel an innerer Poesie und in seiner Nüchternheit suchen, und dies wird auch oft bei diesem Dichter hervorgehoben, wo das Häuflein Auserwählter auf seiner Höhe schmerzlich und in nothgedrungener Ironie auf die meisten Menschen herabsieht und sie für Prosaiker hält, weil besagte Auserwählte in dem beständigen Drange, in dem sie leben, nie, was still und göttlich aus der Tiefe des Herzens steigt und in ruhiger Seligkeit sich nur als Lichtblick kund gibt, bemerken können, sondern überall nur die Grimassen und starken Mienenspiele für Ausdruck des poetischen Sprudels, der im Innern kocht, halten, und sogar in der Hast so wenig Unterschied machen, daß sie selbst die Schmerzensgesichter, die es bei den chirurgischen Operationen des Lebens gibt, mit hineinziehen. Aber wer Arabesken da liebt, wo sie hingehören, ohne alle Wände seiner Zimmer nebst Fußboden und Decke und dem kleinen Rest von Außenseite, Dachziegel und seinen Hausrath damit übersäen zu wollen; wer die ganze Seligkeit der Musik fühlt, ohne sein Gehör zur Ertragung des wirresten Charivari's abgehärtet zu haben, wird sich nicht überreden lassen, daß in dem Ueberladenen der wahre Geschmack zu suchen sey, so wenig, als in dem blos Leeren. An das Gefühl zu appelliren und es zu dem Vehikel aller Verwirrung und aller verblasenen Dinge zu machen, beruht auf einem Sprachgebrauch, der die Geisteskräfte ganz trennt, aber nur im Wort, nicht in der That; denn alle geistigen sogenannten Gefühle sind die Wirkung von Vorstellungen, hängen mithin von Formen ab und sind daher durchaus von sinnlicher Anschauung ausgegangen; denn wo gäbe es je eine Vorstellung ohne Form, und wo eine Form, die nicht ursprünglich von sinnlicher Aperception ausgegangen wäre? Die höhere Ahnung, welche vor den Formen steht und das Göttliche dahinter sucht, kann daher keineswegs von der bloßen Buntheit, Bizarrerie und dem wirren Durcheinanderschwärmen vieler Gestalten geweckt werden, sondern von dem aus der Form strahlenden, göttlichen Abglanz, von dem Blick, in welchem ein dunkler, uns nicht meßbarer Geistesquell uns unser eignes Spiegelbild als treu und doch unbegreiflich zurückwirft. Sehr oft ist es nur zur Phrase geworden, was manche von dem Aufschließen des romantischen Reiches sprechen, und man wird oft in eine wunderliche Polterkammer geführt voll Reliquien, deren Echtheit man bezweifeln kann. Manchmal auch, wenn das Hochgeistige, Ueberverzückte

soll gezeigt werden, hört man die großen Schlüssel des mächtigen Schlüsselbundes rasseln, womit das Schloß soll aufgethan werden; die Thüre dröhnt in ihren Angeln und vor seinen Augen hat der Leser das — rothe Meer, wie es Eulenspiegel mit seiner Kunst zuerst gemalt; die Kinder Israels sind schon durch, Pharao aber mit den Seinen ertrunken. Zuweilen auch ist die Wand ganz weiß, und wie besagter Eulenspiegel die, welche nichts auf dem leeren Kalk erblicken würden, listig zum voraus für Hurensöhne ausgab, so schreien auch in ähnlicher Lage die Romantiker über Prosa und heißen die, welche keinen blauen Dunst vor den Augen mitbringen, Philister. Da heißt es denn, der romantische Geschmack ist selten, noch seltener das romantische Talent; daher gibt es wohl so wenige, die jene Lyra, deren Ton das wundervolle Reich des Romantischen aufschließt, anzuschlagen vermögen. Wer nicht alles für baare Münze annimmt, ist dann einer von denen, die es für gar nicht wunderbar halten, daß die Kirschen blühen und nachher zu Früchten reifen, weil sie diese dann essen können, die aber alles für unwahr halten, wovon ihnen bis daher die leibliche Ueberzeugung abgeht.

Ueber den Theil seiner Poesie, den man füglich den der Einflüsse und Principe nennen kann, hat Hoffmann, so viel möglich, sich zu rechtfertigen gesucht, eben so über die Erzählungen, die der Erschütterung halber einen schwarzen Gegenstand, gleichviel welchen, haben. Dies Feld ist groß und die Grenzen sind schwer abzustecken über das, was der Kunst hier zum Stoff dienen kann, und über die Art der Behandlung, die so oft durch ihre belebende Kraft dem sonst wenig geeigneten Stoff aufzuhelfen vermag. Doch gibt es auch Principe, die durch keine Behandlung zu einer poetisch erschütternden Vorstellung gebracht werden können, und hierin haben manche, und auch Hoffmann, gefehlt, indem sie jede Erschütterung in die Kunst aufnehmen wollten, ohne erst gehörig darauf zu merken, ob sie auch von dem Hauche geheimer Ahnung umwittert sey und fähig, uns vor das unerforschliche Räthsel des Lebens sinnend und ahnend zu führen. So kann z. B. das unter dem Namen Spitzbuben bekannte Landstraßenprincip, ohnerachtet es einen feindlichen Einfluß oder vielmehr Ausfluß rücksichtlich des Beutels der Wanderer übt, doch kein Gegenstand der Kunst seyn, so wie überhaupt alles Grauenhafte, welches in den Bereich der niedern Polizei fällt, dieser nicht entzogen und in das Gebiet der Poesie übergetragen werden sollte. Am Ende kann man Erzählungen aus allem machen und den spanischen Pfeffer von allerhand Fratzen, da dies Unkraut nicht leicht ausgeht, hineinmischen, so wie man jedes Metall ausprägen kann, aber kein Gepräge wird aus Blei Gold und aus Zinn Silber machen, und wenn auch die poetische Falschmünzerei nicht bestraft wird, und das Publicum auch hier durch das genau nachgemachte Gepräge getäuscht

werden kann, so ist wenigstens nicht jeder gehalten, dergleichen an Zahlungsstatt anzunehmen. Hoffmann hat sich in dieser Hinsicht nach Tieck umgesehen und meint, es bedürfe keiner Apologie des Grauenhaften, da die größten Dichter vermöge jener Hebel das menschliche Gemüth in seinem tiefsten Innern zu bewegen gewußt. Man dürfe nur an Shakspeare denken, so wie sich auch niemand besser darauf verstanden, als Tieck in mancher seiner Erzählungen, z. B. im Liebeszauber. Die Idee dieses Mährchens müsse in jeder Brust eiskalte Todesschauer, ja der Schluß das tiefste Entsetzen erregen, und doch seyen die Farben so glücklich gemischt, daß, trotz alles Grauens und Entsetzens, uns doch der geheimnißvolle Zauberreiz des Tragischen befange, dem wir uns willig und gern hingeben. Wahr sey, was Tieck seinem Manfred in den Mund gelegt, um die Einwürfe der Frauen gegen das Schauerliche in der Poesie zu widerlegen, das Entsetzlichste sey, was sich in der alltäglichen Welt begebe, und dies sey es eigentlich, was die Brust mit unverwindlichen Qualen foltere und zerreiße. Die Grausamkeit der Menschen, das Elend, was große und kleine Tyrannen schonungslos mit dem teuflischen Hohn der Hölle schüfen, gebäre die echten Gespenstergeschichten. Schön habe Tieck bemerkt, daß in dergleichen mährchenhaften Erfindungen das Elend der Welt nur wie von muntrer Farbe gebrochen hineinspiele, und auch ein nicht starkes Auge müßte es wohl auf diese Weise ertragen. Es könne darum nicht verwehrt seyn, den Hebel der Furcht, des Grauens und Entsetzens zu bewegen, weil etwa hie und da ein schwaches Gemüth dergleichen nicht vertrage, so wie es ja auch kein Grund sey, gar keine starke Kost aufzutragen, weil einige am Tische sitzen, die schwächlicher Natur sind und sich den Magen verdorben haben. Der richtige poetische Takt des Dichters werde es hindern, daß das Grauenhafte nicht ausarte in's Widerliche, Ekelhafte, das dann aber auch meistentheils zugleich aberwitzig genug erscheine, um auch die leiseste Wirkung auf unser Gemüth zu verfehlen.

So munter und herumcourbettirend auch Hoffmann hier sein Roß tummelt und sich der Reitschule Tieck's rühmt, so sieht man doch, daß er hier auf dem fahlen Rosse sitzt, und dies macht seine Künste unnütz. Als Euripides fragt:

> War etwa denn die Geschichte nicht wahr von der Phädra, die ich geschrieben?

antwortete ihm Aeschylos sehr richtig:

> Wohl wahr, beim Zeus! Allein es geziemt, zu verbergen das Böse dem Dichter,
> Nicht vorzubringen und aufzuführen.

Was geht es die Poesie an, daß das Leben allerhand Qualen dar-

bietet und daß Gräuel und Verbrechen geübt werden? Wo keine Würde des moralischen Menschen ist, fängt die Gemeinheit an, und die kann nicht der Vorwurf der schönen Kunst seyn. Die Behandlung kann gemeinen Gräuel nicht haben, denn die schönste gestickte Binde macht keinen Beinbruch, und die herrlichste Charpie keine Wunde zum Gegenstand der Malerei, mögen auch Beinbrüche sich täglich ereignen und Wunden stündlich geschlagen werden. So ist der Vampyrismus, wie ihn Hoffmann beschrieben hat, wo eine schöne Frau durch Krankheit, die sie geerbt, dahin kommt, auf dem Kirchhofe Leichname zu fressen, ekelhaft, widerlich, unausstehlich, scheuslich, und es ist durchaus die höchste Verirrung in der Kunst, wenn die Krankheit und ihre ekelhaften Wirkungen Effect machen sollen. Was am deutlichsten hervortritt bei jeder solchen Erzählung, ist das Bild der Person, welche die Hauptrolle spielt, und wo es den Brennpunct seines Schicksals hat, der Moment ist es, der die Hauptvorstellung bildet, und wenn in ihm keine moralische, schauerliche Seite sich darbietet, sondern blos eine physisch ekelhafte Handlung, so liegt wenig dran, ob beim Nachdenken über das Entstehen einer Krankheit allerlei interessante Motive angegeben sind, oder nicht; dies kann nichts in der Anschauung ändern. Es ist nicht an dem, daß aus einem solchen scheußlichen Leichenschmaus ein Stoff hervorgehen könne, der von einem phantasiereichen Dichter, dem poetischer Takt nicht fehlt, behandelt, die tiefen Schauer jenes geheimnißvollen Grauens erregt, das in unsrer Brust wohnt, und berührt von den elektrischen Schlägen einer dunkeln Geisterwelt, den Sinn erschüttert, ohne ihn zu verstören. Die Erzählung: der Liebeszauber, auf die sich der Dichter beruft, steht freilich über diesem widerlichen Exercitium im Scheuslichen, aber auch sie ist unbedeutend, und kann nur schwache Gemüther, die sich mit jeder Kost abfinden lassen, einen Augenblick interessiren. Ein Mädchen nämlich schlachtet ein siebenjähriges, aufgenommenes Kind mit Hülfe einer Alten, um Zauberkerzen zu weihen, die den Geliebten zur Gegenliebe zwingen sollen; dieser, der sie aber schon liebte, sieht diese That, bekommt das hitzige Fieber; nach der Heilung besinnt er sich jedoch derselben nicht mehr und macht Hochzeit, auf welcher eine Maske, die das von der Alten verkaufte rothe Wämmschen, das sie beim Mord trug, zu ihrem Anzug gewählt, ihm jene That in's Gedächtniß ruft. Nun wird er wüthend, tödtet seine Braut und fällt mit der Alten, die ihn halten will, über die Gallerie und stirbt. Da sieht man freilich, wohin es führt, Böses zu thun; aber dies sieht man auch sonst, und zur nähern Warnung melden es die langen, stark ausgedrückten Ausrufungszeichen, die unter dem Namen Galgen an den Landstraßen stehen. Ein so leichtfertig begangener Mord, ohne nur den mindesten Versuch gemacht zu haben, den Geliebten sonst zu ge-

winnen, von dem der Leser schon weiß, daß er in voller Liebe glüht, daß also jener Mord kein Verzweiflungsmittel seyn kann, sondern höchstens eine Mischung von Blödsinn und sündiger Leichtfertigkeit, erregt Widerwillen und Abscheu, und obgleich Tieck's Erzählung in allen Nebenumständen gewandt ist, so ist und bleibt sie eine gemeine Verbrechergeschichte, weil die That, von welcher alles abhängt, keinem edeln Grausen Raum gibt, sondern oberflächlich, platt und durch Mangel aller Motivirung unverzeihlich leichtsinnig ist. Obgleich einer schwachen Natur dergleichen „hintereinander fort gearbeitetes phantastisches Zeug den Sinn verwirren, ja wohl gar Kopfschmerz und Fieberanfälle (?) erregen kann," so meint der Dichter, ein jeder möge tragen, was er könne, jedoch nur nicht das Maaß seiner Kraft für die Norm dessen halten, was dem menschlichen Geist überhaupt geboten werden dürfe. Hierin irrt der Dichter bei manchem der versuchten Erschreckungsprincipe; denn gerade nur schwachen Naturen können diese geboten werden, wenn sie Glück machen sollen, denn nur in einem sehr matten Zustande vermag man über jeden Knall oder Schatten, über jedes raschelnde Laubblatt, oder gar über die Fratze, die einer einem im Vorbeigehen zeigt, zu erschrecken und sich ein feindliches Princip nahen fühlen. Für einigen gesunden Sinn und einige wenige Stärke wird die Entwickelung eines solchen Princips langweilig. — Einen großen Theil, selbst der bessern Dichtungen Hoffmann's, trifft, was Tieck, auf den er sich gern beruft, von den Gartenanlagen sagt: „Bald genügten die Effecte der Natur und der sinnigen Bäume und Pflanzen nicht mehr, dem bizarren Streben waren diese Wirkungen zu gelinde, man baute Felsenmassen, Labyrinthe, hängende Brücken, chinesische Thürmchen auf steilen Abhängen, gothische Burgen, Ruinen aller Art, und so waren diese verworrenen Räume am Ende mehr auf ein unangenehmes Erschrecken oder unbehagliche Aengstlichkeit, als für einen stillen Genuß eingerichtet. Für das Erschrecken reizbarer oder träumerischer Menschen ist oft hinlänglich gesorgt, wenn unvermuthet ein Bergmann aus einem Schacht neben dem Wege herauszusteigen scheint, oder im einsamen Dickicht eine andre widrige Puppe als Eremit vor einem Crucifixe kniet. Selbst Schädel und Beingerippe müssen dem Wandelnden zum Ergötzen dienen." Das paßt vollkommen auf einen Theil der Hoffmann'schen Erzählungen, zumal auf die Nachtstücke, wo der Dichter, um recht schwarz zu malen, das ganze Dintenfaß ausschüttete, woher es denn freilich kommt, daß es nicht an Schwärze, wohl aber an Geschmack und Poesie fehlt, und wo wirklich der anschauende Serapionsbruder seinen „leichten und leuchtenden Sinn auf's Spiel setzte und am Ende nicht vermochte, gleich blinkenden Goldfischlein im hellen Wasser lustig zu spielen und zu plätschern, sondern am Ende versank im farblosen Morast." In

diesem Buche hatte sich der Verfasser recht Tieck's Worte zu Herzen genommen: „Warum sollte denn nicht Furcht, Abscheu, Angst, Ueberraschung zur Abwechselung auch einmal in unser nächstes und alltäglichstes Leben hineingespielt werden? Alles, auch das Seltsamste und Widersinnigste, hat seine Zeit." Ja wohl! Aber, gebe der Himmel, nur eine kurze! Doch hatte er dessen Gebet vergessen, worin er den Himmel ersucht, es zu verhüten, daß jene Begeisterung nicht die Thorheit einer jüngern Zeit werde, die sie dann mit leeren Uebertreibungen weit überflügeln möchte. Das Ueberflügeln liebt zwar unser Dichter nicht, sondern „funkelt seine innere Poesie in schönen, milden Strahlen gar herrlich heraus," wie es in seiner Redemanier heißt; denn so viel Lob auch seine Sprache verdient, zumal im Vergleich mit manchen, die Aehnliches behandelten, so ist dennoch ein Anflug von Manier nicht zu verkennen, und zwar von einer süßlichen, blühendzuthulichen, nebst einem Streben, dem Humor eine kräftiger freie Rede zu geben, welches auch so gut gelungen ist, daß eigentlich nur einmal ein allzudicker Pinselstrich dem Verfasser entwischte, wenn er sagte: „Kein Miserere, das mich rein bürstete von jedem irdischen Schmutz miserabler Gedanken!"

Eine glückliche Idee Hoffmann's war es, das Mährchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu versetzen; und er hat Recht, wenn er meint, „daß die Basis, die Himmelsleiter, auf der man hinaufsteigen will in höhere Regionen, befestigt seyn müsse im Leben, so daß jeder nachzusteigen vermag. Befindet er sich dann immer höher und höher hinaufgeklettert in das phantastische Zauberreich, so wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch in sein Leben hinein und sey eigentlich der wunderbar herrlichste Theil desselben. Es ist ihm der schöne, prächtige Blumengarten vor dem Thore, in dem er zu seinem hohen Ergötzen lustwandeln kann." Durch die Ferne muß es natürlich an seinem wunderbaren, frischen Glanze verlieren, weil wir unser eignes Leben und Treiben alsdann mehr außer Acht lassen und dem Lande selbst schon einen solchen Charakter in unsrer Einbildungskraft beilegen, daß das Wunderbare dort als natürlich sich begibt. Gerade da aber ist sein Zauber am stärksten, wo es als das in unsrer Ahnung, unserm Traum schlummernde, ersehnte Reich, auf einmal wie für einen festlichen Tag von der Sonne erhellt erscheint, in welchem nun der unvertilgbare Wunsch, es möge einem einmal etwas ganz Besonderes begegnen, und das heimliche Gefühl der Dämmerung, das aus dem Stoffe das geträumte Geistige sichtbar, wenn auch in nebliger Gestalt, hervortreten läßt, zur Erfüllung kommen. Wer hätte erwartet, phantastische Mährchen in Berlin spielen zu sehen, und doch ist es Hoffmann mit dieser und ähnlicher Localität gelungen, und warum sollte

die Phantasie, die der Mensch überall mit sich herumträgt, nicht auch überall hervortreten dürfen? Sie ist der Zauberstab in der Hand des Dichters; wo er ihn schwingt, entsteigen die Geister dem Stoff und erfüllen die Scene, seinem Winke getreu. Ein wenig Raum ist alles, was sie bedürfen. Ihr eigner Glanz und Odem gestaltet sich als farbiger, transparenter Nebel zur herrlichsten Decoration, und darum ist es nicht nöthig, ihnen erst einen schon von der Natur decorirten Ort zu suchen, der oft nur dazu dienen muß, was ihnen an jenem lebendigen Glanz und Odem abgeht, zu ersetzen, dies aber doch eigentlich nie vermag. Die Mährchen sind die Träume des wachenden Menschen, die, von dem wirklichen Leben sich immer weiter und weiter entfernend, doch nach und nach wieder in dasselbe hinein erwachen.

Zuerst trat Hoffmann auf mit vier Bänden Phantasiestücke in Callot's Manier, die er Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten nannte. Jean Paul schrieb eine Vorrede dazu und bemerkte gleich, wie wenig von Callot's Manier sich vorfinde. Der Dichter selbst sagt von seinem reisenden Enthusiasten: „Er trennt offenbar sein inneres Leben so wenig vom äußern, daß man beider Grenzlinie kaum zu unterscheiden vermag. Aber eben weil du, günstiger Leser, diese Grenze nicht deutlich wahrnimmst, lockt der Geisterseher dich vielleicht herüber, und unversehens befindest du dich im fremden Zauberreiche, dessen seltsame Gestalten recht in dein äußeres Leben treten und mit dir auf du und du umgehen wollen, wie alte Bekannte. Daß du sie wie diese aufnehmen, ja daß du, ihrem wunderbaren Treiben ganz hingegeben, manchen kleinen Fieberschauer, den sie, stärker dich erfassend, dir erregen könnten, willig ertragen mögest, darum bitte ich, günstiger Leser, recht von Herzen. Was kann ich mehr für den reisenden Enthusiasten thun, dem nun einmal überall so viel Seltsames und Tolles begegnet ist?" So arg ist es nun gerade nicht mit dem Seltsamen, was diesem Enthusiasten begegnet ist, und die Fieberschauer, die sich etwa erheben könnten, lassen sich leicht durch vier Gläser kaltes Wasser, für die der Dichter gesorgt hat, niederschlagen, und diese sind vier Satyren, die wirklich, wenn auch nicht mit Kunst gemacht, doch selbst voll Kunst sind, da sie es verstehen, dem Leser den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Sie sind in der schon von Rabener empfohlnen Manier geschrieben, nämlich so, daß man das Lobenswerthe, Edle tadelt und das Erbärmliche im Gegentheil lobt, und bei Jean Paul findet sich diese Weise ebenfalls, aber auch bei ihm gehört sie oft zu dem Schwächsten, was er gemacht hat. Nur in der kaustischen Manier des herrlichen Gianozzo vermag diese Gattung Wirkung zu thun, nicht aber, wenn nur die Dinge in ihrem gewöhnlichen Gange umgedreht werden. Zwei dieser matten Saty-

ren beziehen sich auf Musik; die erste als drittes Kreislerianum: Gedanken über den hohen Werth der Musik, läßt den Enthusiasmus der Musiker und das Hohe dieser Kunst vorüber am Auge gehen und erklärt es für Thorheit, in dieser matten Sprache, wie z. B.: „Das Talent, oder in der Sprache dieser Thoren, der Genius der Musik, glühe, sagen sie, in der Brust des die Kunst übenden und hegenden Menschen und verzehre ihn, wenn das gemeinere Princip den Funken künstlich überbauen oder ableiten wolle, mit unauslöschlichen Flammen." Dieser gutmüthige Spott erregt sicherlich keine Fieberschauer, wohl aber zu Zeiten einiges Gähnen, welches in der Redemanier unsers Dichters heißen würde: „man gähnt was Erkleckliches." Die zweite: der Musikfeind, ebenfalls wieder ein Kreislerianum, stellt den wahren Musikfreund als Feind dieser Kunst dar, und zählt nun die ihm anhaftenden Eigenschaften als Beweise dafür auf. Die dritte: Nachricht von einem jungen gebildeten Manne, Brief des cultivirten Affen Milo an seine geliebte Aeffin Pepi, zählt als wahre Bildung läppischen Gesellschaftsschnack auf, und hier war das Terrain für Schärfe und Kraft der Satyre günstig, aber auch hier streift alles nur laff und schlaff an der Oberfläche hin. Fast über jedes Thema ließe sich ein solches Exercitium schreiben, und zwar ohne besondre Anstrengung; doch ist zu wünschen, daß es so selten, wie möglich, d. h. gar nicht, geschehe. Das vierte ist der vollkommene Maschinist.

In den Phantasiestücken machen wir die erste Bekanntschaft des Kapellmeisters Johannes Kreisler, die vorzüglich im Kater Murr zu größerer Vertraulichkeit wird. Für diesen zerrissenen, in bitterster Verstimmung oft wild aufzuckenden und auf und davon laufenden Musiker ist die Darstellung, die der Dichter wählte, höchst passend, indem sie ebenfalls fragmentarisch ist, und der Leser ihn oder Spuren von ihm an verschiedenen Orten findet. Dieser theure Kapellmeister ist ein kleiner, wunderlicher Mann, mit einer Physiognomie, „welche man in einiger Hinsicht dem von Alcibiades belobten Sokrates vergleichen kann; nämlich weil der Gott im Gehäuse sich versteckt hinter einer wunderlichen Maske." Sein Reich ist nicht von dieser Welt; Bürger einer unbekannten Stadt, ist er in seinem äußern Thun und Treiben seltsam, mit einem treuen Gemüth für alles Gute und Wahre, mit einer tiefen Verachtung alles oberflächlichen, allem Heiligen entarteten Weltsinnes. Er naht den Menschen mit dem Humor eines tief verletzten Gemüthes, oft mit einer Verbitterung, die, von dem Mißverhältniß des innern Gefühls mit der Gestaltung des Lebens erzeugt, sich beinahe bis zum Gehässigen steigert. Dies Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben treibt ihn denn zu besondern Grimassen, „die die ruhigen Gesichter, über die der Schmerz so wenig Gewalt hat als die Lust,

nicht begreifen können, sondern sich nur daran ärgern." Es erzeugt den krankhaften Ueberreiz, der in bitter höhnende Ironie ausbricht, die oft in Verzweiflung alle günstigen Einwirkungen des Höhern ansicht. Aber dieser krampfhafte Kitzel, den das schmerzlich berührte, wunde Gemüth empfindet, und sein Lachen ist nur der Schmerzenslaut der Sehnsucht nach der Heimath, die im Innern sich regt. Mit tiefer, innerer Musik, mit der glühendsten Sehnsucht geboren, verlebt er älternlos und in trostlosem Einerlei die Knaben- und einen Theil der Jünglingsjahre; mit tiefem Seufzen denkt er daran, wie seine Jugendzeit einer dürren Haide gleicht, ohne Blüthen und Blumen, Geist und Gemüth erschlaffend in trüber Oede. Die musikalische Tante Sophie, an der das Kind einzig hing, starb frühe und weht in sein Leben herüber als wehmüthiger Flötenklang aus der dadurch gänzlich verwaisten Jugend. Auch sie mochte der Schmerz des Lebens verzehrt, und die Sehnsucht frühe die Melodie ihrer Seele aus der beklommenen Brust geführt haben. Durch sie und ihre Laute war die Musik in seinem Innern frühe mächtig hervorgelockt, in die Brust des Knaben mit tausend Adern verwachsen und diese so reizbar gestimmt, daß, ward sie nur leise verwundet, ihr gleich heißes Herzblut entquillt. Der Mann, der Vaterstelle an ihm zu vertreten berufen war, sein Oheim, konnte ihm nicht anders, als in all seinem Thun und Wesen lächerlich erscheinen, er konnte ihn nicht wahrhaft achten. Dieser von ewiger Unruhe gequälte, nirgends befriedigte, in heißer Sehnsucht glühende Geist wird nun in den Karren des Lebens gespannt mit seiner wunden Brust; aber nirgends ist seines Bleibens und rastlose Unruhe jagt ihn umher. Als Kapellmeister am Hofe eines Großherzogs, hatte er gehofft, daß, der Kunst lebend, diese Stellung ihn ganz beschwichtigen, daß der Dämon in seinem Innern besiegt werden würde. Aber die fade Spielerei mit der Kunst daselbst, zu der er nothgedrungen die Hand bieten mußte, die Albernheit seelenloser Kunstpfuscher, abgeschmackter Dilettanten, das ganze tolle Treiben einer Welt voll Kunstgliederpuppen jagte ihn bald von dort weg, als er zu genesen glaubte von dem vorher im bürgerlichen Amte ihn ergreifenden Gedanken eines ganzen verlornen Lebens, der ihn mit trostlosem Weh erfaßte, als er sich in Ketten geschlagen sah, die ihm unzerbrechlich dünkten. Als er sich frei fühlte, da erfaßte ihn jene unbeschreibliche Unruhe, die seit seinen frühen Jugendjahren ihn so oft mit sich selbst entzweit hatte. Nicht die Sehnsucht ist es, die, wie jener tiefe Dichter so herrlich sagt, aus dem höhern Leben entsprungen, ewig währt, weil sie ewig nicht erfüllt, weder getäuscht, noch hintergangen, sondern nur nicht erfüllt wird, damit sie nicht sterbe: nein, ein wüstes, wahnsinniges Verlangen bricht oft hervor nach einem Etwas, das er in rastlosem Treiben außer sich selbst sucht, da es doch,

in seinem Innern verborgen, ein dunkles Geheimniß, ein wirrer, räthselhafter Traum ist von einem Paradies der höchsten Befriedigung, das selbst der Traum nicht zu nennen, nur zu ahnen vermag, und diese Ahnung ängstigt ihn mit den Qualen des Tantalus. Dies Gefühl bemeisterte sich schon, als er noch ein Kind war, seiner oft so plötzlich, daß er mitten aus dem frohesten Spiel mit seinen Cameraden davonlief in den Wald, auf den Berg, dort sich niederwarf auf die Erde und trostlos weinte und schluchzte, ohnerachtet er eben der tollste, ausgelassenste von allen gewesen. Später lernte ich, so sagt er, mich selbst bekämpfen; aber nicht auszusprechen vermag ich die Marter meines Zustandes, wenn ich in der heitersten Umgebung gemüthlicher, wohlwollender Freunde, bei irgend einem Kunstgenuß, ja selbst in Momenten, wo meine Eitelkeit in Anspruch genommen wurde auf diese oder jene Weise, ja, wenn mir dann plötzlich alles elend, nichtig, farblos, todt erschien und ich mich versetzt fühlte in eine trostlose Einöde. Nur Einen Engel des Lichts gibt es, der Macht hat über den bösen Dämon. Es ist der Geist der Tonkunst, der oft aus ihm selbst sich siegreich erhebt und vor dessen mächtiger Stimme alle Schmerzen irdischer Bedrängniß verstummen. In den Kreisen, in denen sich unser ganzes Seyn bewegt und aus denen wir nicht herauskönnen, mögen wir es anstellen, wie wir wollen, dreht sich der arme Kreisler bis zum Schwindeln herum, und so kommt es, daß er oft, ermüdet von den Sprüngen des St. Veitstanzes, zu dem er gezwungen, rechtend mit der dunkeln, unerforschlichen Macht, die jene Kreise umschrieb, sich mehr, als es seiner ohnedies schwächlichen Constitution zusagt, hinaussehnt in's Freie. Der tiefe Schmerz dieser Sehnsucht wird dann jene Ironie, jener Humor, der nichts gemein hat mit seinem ungerathenen Stiefbruder, dem Spott. In den Ergüssen seiner überspannten Laune schneidet er denn freilich zuweilen einige besondre Gesichter, und die verstimmten Saiten seines Innern erklingen dann in einem tollen Murki der bittersten Ironie. Auch ihn ergreift, dessen ganzes Wesen ja Liebe ist, die Liebe: aber es zerrann in Nebel die himmlische Gestalt, die geheimsten Herzfasern des Lebens erfassend, und namenloser Schmerz zerschnitt seine Brust, und jeder wehmuthsvolle Seufzer der ewig dürstenden Sehnsucht wurde zum tobenden Schmerz des Zorns, den die entsetzliche Qual entflammt hatte. Wer kann sich wundern, wenn der unglückliche Kapellmeister von der fixen Idee ergriffen wird, daß der Wahnsinn auf ihn laure, wie ein nach Beute lechzendes Thier, und ihn einmal plötzlich zerfleischen werde; ja daß sein Bild durch eine Astrallampe einst ihm als Doppeltgänger sich aufdrängt, und dieser aus den Blutstropfen der zerrissenen Brust emporgekeimte Doppeltgänger ihn in den Wahnsinn des Fiebers treibt? Ihm ist es wohl vergönnt, wenn er es nicht aushalten

kann, mit zweien auf einander gestülpten Hüten auf und davon zu gehen, was einem gesetzten Manne leicht an der Reputation schaden könnte. Welch Kleid könnte ihm auch schöner stehen, als jenes, das er sich einst im höchsten Unmuth über ein mißlungenes Trio gekauft hatte, dessen Farbe in Cismoll geht, weshalb er zu einiger Beruhigung der Beschauer einen Kragen aus Edur-Farbe darauf setzen lassen; ein Rock, dessen Farbe man seltsam nennen würde, wäre der Kragen nicht von noch seltsamerer, und dessen Form zwischen Ueberrock und Leibrock streitet. Wer es ihm aber übel nimmt, gegen den darf der Freund ihn füglich entschuldigen: Kreisler trägt nicht eure Farben, er versteht nicht eure Redensarten, der Stuhl, den ihr ihm hinstellt, damit er Platz nehme unter euch, ist ihm zu klein, zu enge, ihr könnt ihn gar nicht für eures Gleichen achten, und das ärgert euch. Er will die Ewigkeit der Verträge, die ihr über die Gestaltung des Lebens geschlossen, nicht anerkennen; ja er meint, daß ein arger Wahn, in dem ihr befangen, euch gar nicht das eigentliche Leben erschauen lasse. Liebt er doch auch vor allen Dingen Scherz, der sich aus der tiefern Anschauung des menschlichen Seyns erzeugt und der die schönste Gabe der Natur zu nennen, die sie aus der reinsten Quelle ihres Lebens schöpft; denn nur in dem Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle geht das höhere Leben auf. Innig und zart ist sein Verhältniß zu einigen reinen, tief fühlenden musikalischen Jungfrauen, zu der holden Julia an des Fürsten Irenäus Hofe, und dem lieben Kinde in des Consistorialpräsidenten Hause. Wie ein Schutzengel bewacht er die keusche Flamme ihres Herzens, daß sie nicht entheiliget werde. Sie sind ihm Kunstideal, ein Abglanz aus seinem romantischen Reiche, und er vermählt sich mit ihnen in der Musik, und ihre Sehnsucht glüht vereint empor.

Dieser Kapellmeister erfreut gewiß jeden, wo er ihm begegnet, was bei seinem vagabondirenden Leben verschiedentlich geschieht. Er ist bei weitem die interessanteste Person, die unser Dichter vorgeführt hat, und deren Anlage und Ausführung wirklich gelungen zu nennen ist. Nur einmal will er dem guten Johannes etwas aufbürden, was derselbe aber gewiß, wenn es ihm zu Ohren kommen sollte, von sich ablehnen würde. Er soll nämlich in seinem musikalisch-poetischen Clubb die Prinzessin Blandina, ein romantisches Spiel in drei Aufzügen, mit veranstaltet haben. Allein der geistreiche Mann hat zu viel Verstand und Gefühl von romantischer Poesie, um nicht etwas Besseres zu veranstalten, als diese flache, schlaffe Nachäfferei des Tieck'schen Humors, eine Abzeichnung, die am Fenster geschehen, wo aber das aufgelegte Blatt öfters gerutscht hat, und dessen Färbung leblos, matt und monoton ist. Hat Kreisler hier die Hand im Spiele gehabt, so ist es gewiß

nur in der Veranstaltung, daß nur der erste Act vorgelesen ward; denn was auch von den folgenden Gutes gesagt wird, so fühlt man sich doch wenig geneigt, die Fortsetzung eines solchen Exercitiums zu begehren. Dergleichen ist nicht gemacht, oder er macht vielmehr dergleichen nicht, um sich von seinen musikalischen Leiden zu erholen, wo die Fadheit ihn zu sehr verfolgt, als daß er selbst in dieselbe gerathen könnte.

Der zweite Theil der Phantasiestücke enthält Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza, auf Veranlassung des Gesprächs der beiden Hunde Scipio und Berganza, von Cervantes. Freilich hat so ein Hund alle Gelegenheit, sich von vielem zu unterrichten, und die Wechselwirkung zwischen Menschen und Hunden muß einleuchten, wenn man auch nicht gerade an den versificirten Grund ihrer wechselseitigen Liebe glaubt. Was in diesem Potpourri von Hundegeschwätz über das Theater vorkommt, ist zwar alltäglich, auch oft und mit weit mehr Schärfe und Eindringlichkeit gesagt worden, allein für einen Hund immer noch gut genug gesagt; dagegen sollte sich selbst ein dito von leidlicher Dressur nicht erlauben, zu erzählen, was er von der Hochzeitnacht vorbringt; denn auch für einen etwas robusten Geschmack bleibt es gemein, widerlich und unausstehlich. Dergleichen muß entweder ganz vermieden oder besser vorgetragen werden, als es von diesem wohlmeinenden Hunde geschieht. Weiter jedoch, als Jean Paul in der Scene von Bouverot und Liane ging, kann niemand hierin gehen, ohne die Grenzen des Erträglichen zu überschreiten.

Die zweite Erzählung dieses Bandes ist der Magnetiseur, eine Familienbegebenheit. Dieser Erzählung ist die dritte des dritten Bandes der Serapionsbrüder, überschrieben: der unheimliche Gast, ganz ähnlich. Wo unser Dichter nicht die bloße Poesie des Innern in bunten Bildern heraustreten läßt, sondern das wirkliche Leben zu seinen Darstellungen wählt, reitet er in der Regel auf seinem Steckenpferde gestreckten Galopps in die Welt der Ahnungen, Träume, psychischen Einflüsse, Sympathien, Idiosynkrasien u. s. w. und sitzt gewöhnlich auf der Station des Magnetismus ab. Von diesem aber möchte doch nur sehr bedingt Gebrauch für die Poesie gemacht werden können; denn im Falle, daß selbst seine Kraft so weit reichte, daß eine Person die völlige Herrschaft über eine andre erlangte, wie unser Dichter es dargestellt hat, so erscheint dies mehr als physische Krankheit, denn als Poesie. Diese bezieht sich immer auf den moralischen Theil des Menschen und seine Sehnsucht nach Höherem, und die Seele darf darin nie von der physischen Gewalt absolut abhängig erscheinen, wie es der Fall ist, wenn magnetisch auf die Nerven gewirkt wird; sie muß im Gegentheil mächtiger auf den Körper wirken, als dieser auf sie. Alles

Leben ist bedingt durch Nothwendigkeit und Freiheit, und erst wo die letztere überwiegt, geht das Gebiet der Dichtung und der Schönheit an, die einzig und allein unser Geschöpf ist, wenn auch nach ursprünglichen, nothwendigen Regeln. Denn so weit unser Verstand menschliche Nothwendigkeit und Freiheit zurückverfolgen kann, selbst bis auf das Gebiet des Geschaffenseyns, — und da mögen beide, als Eins erscheinend, in das uns undurchdringliche Dunkel sich verlieren, — wir müssen uns an die Erscheinungen halten und das, was in ihnen auf uns wirkt, unterscheiden. Unmöglich kann etwas bloß darum, weil es uns mit Schauer erfüllt oder erschüttert, der Kunst geeignet seyn. Hängen, Wasserscheu, hitziges Fieber, absolute Raserei des Narren können keine Gegenstände im Gebiet der Dichtung seyn. Nur in secundairem Verhältniß kann eine solche physische Nothwendigkeit, die Wirkung eines Nervenfluidums von außen, in die Darstellung aufgenommen werden, nur dienend und untergeordnet der moralischen Welt als blindes Mittel. Wenn der Wille des Einen auf sein Nervenfluidum eine solche Wirkung hat, daß es, die Nerven des Andern berührend, sein Denken überwältigt, da wird der Ueberwältigte mehr oder minder maschinenartig, sein Geist ist der freien Werkzeuge beraubt, die er für das Erkennen des Lebens bedarf; er ist ein geistig Befangener; und eine allen freien Willen hemmende Befangenheit, die durch körperliche Afficirung kommt, kann kein Gegenstand der Kunst seyn, die im Stoff immer einen freien Geist darstellen muß. Hoffmann verwechselt den Magnetismus mit dem eigentlich Wunderbaren; denn so wunderlich er auf den ersten Blick erscheinen mag, bald tritt, was davon fest steht, regelrecht in die physischen, medicinischen Erscheinungen ein und ist keineswegs eine unerklärlichere Sache oder Ahnung, als die Befangenheit des Geistes durch die Wirkungen hitziger Getränke oder die Visionen im hitzigen Fieber. Alles, was man über die neuerweckte Heilmethode Geistreiches vorbringen mag, wird nie einen Halt in dem wahren geistigen Leben finden, das nur erst mit der Freiheit desselben beginnen kann. Darum halte, wer da wolle, viel von solchen nachhelfenden Erklärungen, wie sie Hoffmann gibt: „Wunderglaube müsse in jedem wahrhaft poetischen Gemüthe wohnen, und eben deshalb habe auch Jean Paul über den Magnetismus solche hochherrliche Worte gesprochen, daß eine ganze Welt voll hämischer Zweifel dagegen nicht aufkomme. Nur in der Poesie liege die tiefere Erkenntniß alles Seyns. Die poetischen Gemüther wären die Lieblinge der Natur, und thöricht sey es, zu glauben, daß sie zürnen solle, wenn diese Lieblinge darnach trachteten, das Geheimniß zu errathen, das sie mit ihren Schleiern bedecke, aber nur wie eine gute Mutter, die das köstliche Geschenk den Kindern verhüllt, damit sie sich desto mehr freuen sollen, wenn, ist ihnen die Enthüllung gelungen, die herr-

liche Gabe hervorfunkelt." Ja, die wunderlichsten Wirkungen des Magnetismus, d. h. die man ihm zuschreibt, werden von den meisten Menschen bezweifelt, und sie haben bis jetzt auch noch keine sicherere Garantie, als Philadelphia's Wunder. Dies würde, wenn sie selbst an und für sich der Kunst zusagten, ihren Gebrauch zweifelhaft machen; denn unerwiesene, auf vagen Gerüchten beruhende Dinge verlieren das Interesse, wenn der Glaube daran nicht durchdringt. So wenig Jean Pauls Autorität, groß in dem, was die Empfindungen und die Tiefe der Seele betrifft, da er selbst der herzlichste und seelenvollste Dichter ist, hier entscheiden kann, so wenig ist auf eine andre Phrase unsers Dichters zu geben: „Wie, wenn in dieser alles vergeistigenden Zeit, in dieser Zeit, da die innige Verwandtschaft, der geheimnißvolle Verkehr des physischen und psychischen Princips klarer, bedeutender hervortritt, da jede Krankheit des Körpers sich ausspricht im psychischen Organismus; wie, wenn da der Magnetismus die im Geist geschaffene Waffe wäre, die uns die Natur selbst darreicht, das im Geist wohnende Uebel zu bekämpfen?" Hier berührt der Dichter ein Thema, das bei ihm zur bloßen Phrase geworden; denn in unsern Tagen ist von jenem geheimnißvollen Verkehr nichts klarer geworden, sondern man hat darüber genaturphilosophirt, und das poetischste, glänzendste Resultat, das dabei herauskommt, ist, daß Eins Alles ist, und was weiter daraus folgt, mit der besten Kraft behandelt in den Söhnen des Thales. Nach dieser Lehre ist schon die Sprache der angeführten Stelle sich in sich selbst widersprechend. Auf eine andre Weise aber hat unsre alles zu einem Eins und Alles machende Zeit jenes Problem einer Erklärung um keinen Schritt näher gebracht. Verzeihlicher ist es einem Dichter, wenn er sagt: „Doch wollen wir auch nicht vergessen, daß wir dem Magnetismus schon deshalb nicht ganz abhold seyn können, weil er uns in unsern serapiontischen Versuchen sehr oft als tüchtiger Hebel dienen kann, unbekannte, geheimnißvolle Kräfte in Bewegung zu setzen." Allein keineswegs ist unserm Dichter die Behandlung des Magnetischen gelungen, da er es zur Hauptsache der dahin einschlagenden Erzählungen machte, wozu ihn denn freilich auch der Glaube von dem hier vorherrschenden „psychischen Princip" mag bewogen haben, denn einen höhern Zustand will er durchaus hierin erkennen. „Was ist der Magnetismus," sagt er, „als Heilmittel gedacht, anders, als die potenzirte Kraft des psychischen Princips, das nun vermag, das physische ganz zu beherrschen, es ganz zu erkennen, jeden, auch den leisesten abnormen Zustand darin wahrzunehmen, und eben durch die volle Erkenntniß dieses Zustandes ihn zu lösen. Unmöglich kann man die Macht unsers psychischen Princips wegläugnen, unmöglich das Ohr verschließen wollen den wunderbaren Anklängen, die in uns hinein,

aus uns heraustönen, die geheimnißvolle Sphärenmusik, die das große, unwandelbare Lebensprincip selber ist. Es ist gewiß, daß es erhöhte Zustände gibt, in denen der Geist, den Körper beherrschend, seine Thätigkeit hemmend, mächtig wirkt und in dieser Wirkung die seltsamsten Phänomene erzeugt. Ahnungen, dunkle Vorgefühle gestalten sich deutlich, und wir erschauen das mit aller Kraft unsers vollen Fassungsvermögens, was tief in unsrer Seele regungslos schlummerte. Der Traum, gewiß die wunderbarste Erscheinung im menschlichen Organismus, dessen höchste Potenz, meines Bedünkens, eben der sogenannte Somnambulismus seyn dürfte, gehört ganz hieher. Aber gewiß ist es auch, daß solch ein Zustand irgend eine Abnormität in dem Verhältniß des psychischen und physischen Princips voraussetzt. Die lebhaftesten, stärksten Träume kommen, wenn irgend ein krankhaftes Gefühl den Körper ergreift. Man sieht, daß das fremde psychische Princip auf höchst mysteriöse Weise in irgend ein Fluidum, oder wie man es sonst nennen mag, in das vom Magnetiseur ausgehende Agens überhaupt verkörpert und ausströmend (bei der magnetischen Manipulation) die geistige Potenz des Magnetisirten erfaßt und jenen Zustand erzeugt, der von der Regel alles menschlichen Seyns und Lebens abweicht und selbst in seiner hochgerühmten Verzückung alles Entsetzen des fremdartigen Geisterreichs in sich trägt." In dem Einfluß des Körpers auf den Geist kann sich unmöglich ein fremdartiges Geisterreich zeigen, da es das Allergewöhnlichste ist; und wo erreicht denn der Magnetismus für den unbefangen Nachdenkenden je das Wunder der Geburt und das Forterben geistiger Kräfte, selbst specieller Anlagen in dem Kinde? Reicht er auch nur von weitem an die wunderbare Einwirkung vibrirter Luft vermittelst der Nerven auf unsre Seele in der Musik? Sicherlich nicht. Was man aber zum erstenmal sieht, verwundert einen; aber nicht alles Verwunderliche soll der Künstler ergreifen, sondern prüfen, wie es seiner Natur nach beschaffen und welche Stelle es bei allgemeiner Verbreitung und längerer Gewohnheit einnehmen kann, und darnach auch die Stelle, die ihm in der Kunst gebührt, ermessen. Am wenigsten aber können Erzählungen Interesse gewinnen, die im wirklichen Leben darstellen, was nur, wenn es wahr ist, den Knoten der Geschichte schürzt, sonst aber nicht ergreifen kann; und auch hierin hat unser Dichter gefehlt: denn die Wirkungen des Magnetismus, wie er sie darstellt, sind durchaus unerwiesen; und wenn sie auch mehr Grund haben mögen, als der trügerische Wahn einer Nonne von Dülmen oder eines Hohenlohe, so darf man doch glauben, daß zwischen der wirklichen Macht des Nervenfluidums und den ihm von unserm Dichter beigelegten Kräften noch ein großer Unterschied sey. Alles demnach erwogen, können wir nicht anders urtheilen, als: ist es so, wie der Dichter es

darstellt, so kann ihm nur eine secundaire Stelle in der Poesie eingeräumt werden, indem erst der wirklich freie Zustand der Seele in gewöhnlichem körperlichen Zustande hinzukommen und der Magnetismus für denselben Verwickelungen knüpfen muß, die sich poetisch gestalten; allein höchst wahrscheinlich ist es gar nicht einmal wahr, was als Hauptsache jener Erzählungen dasteht.

Doch wollen wir vom herrlichen Kapellmeister über den Graben des Magnetismus springen zu dem guten Studiosus Anselmus, wo man auf sicherm Boden fußt, und zwar dem schönsten obendrein, um da auszuruhen und Kraft zu gewinnen zum Anlauf vor neuen Gräben. In dem Gemüth des Studiosus blüht nicht weniger, als die ganze Poesie, und er wandelt, von ihrem Zauberkelche berauscht, etwas taumelnd durch die Welt, und stößt natürlich überall an, zumal an Aepfelkörben der Hökerweiber bei Thoren, die in's Freie führen, und sieht die Gegenstände wenig in ihrer gewöhnlichen Form; denn seine Augen, von dem süßen Tranke der Dichtkunst verklärt und umflort zugleich, bringen alle Bilder des Aeußern in seltsamer Gestalt in sein Inneres, wo sie geläutert werden von aller Schwere, damit sie sich schicken mögen, in der göttlichen Atlantis zu wohnen, wohin der gute Anselmus sich so innig sehnt und stets mit großen Schritten vorwärts reist, ob er gleich nicht vom Fleck zu kommen scheint. Sein Ohr, von der Tiresiasschlange geleckt, vernimmt durch alle Klänge durch ein seltsam Lispeln und Flüstern, und wohl muß er davor oft zusammenschaudern, wenn ihm in der Klingel einer Hausthüre plötzlich die Metallgeister zurufen mit deutlicher Stimme, wo andre Menschen nur einen unangenehmen Schall hören. Seine Nerven, von dem in den Adern rinnenden Glühtrank aufgereizt und gespannt, ertönen fein in seinem Innern in wundersamen Sehnsuchtsmelodien, wenn das Wehen südlicher Luft oder der kühle Abendhauch sie berührt. Der Archivar Lindhorst, der Zeit der Alte vom Berge, nämlich der vom poetischen Carmel, konnte keinen bessern poetischen Assassinenjünger finden, als unsern Anselmus, der ihm, wenn er einmal das Paradies der göttlichen Atlantis betreten und in seinen Genüssen die Weihe des Taumels geschöpft, sein ganzes Leben der Dichtkunst treu, alles und sogar dieses für sie opfern würde. Zwar während ihm der alte Archivar mit dem Zauberschlüssel seiner Hieroglyphen das Archiv der Natur aufschließen will, damit er durch das Thor eintrete in die ersehnte Atlantis, die ihm verkörpert schon in dem goldgrünen, tönenden Schlänglein, worin sich die Natur gekleidet, im Hollunderbusch erschienen war, tritt auch der irdische Wunsch auf ihn zu und will ihn in die Freuden der Alltagswelt führen. Aber ach! da schließt sich diese dumpfe Welt, durch die er hinblicken muß in endlose, selige Gefilde, wenn sie ihm nicht zu eng seyn soll für

all seine Träume und seine sehnende Brust, über dem armen Anselmus dicht zusammen, und gefangen sitzt er in der Flasche, durch die er schauen, aber nicht entrinnen kann. Doch er entsagt dem Irdischen, und der Bann ist gelöst; denn die irdische Fessel kann den nicht binden, der sich von ihr mit heiligem Ernste lossagt; und nun schwimmt er genesen und selig in dem goldnen Schifflein der Sonne über das südhelle Krystallmeer der Phantasie, das wie Harmonikaglocken unter dem gleitenden Schifflein ertönt und ihn bei offenen Augen in die seligsten Träume wiegt, bis er aussteigt auf der Frühlingsinsel, wo die Düfte zugleich klingen und die Töne zugleich duften. Versteht sich, nur sein sehnender, seliger Geist; denn dessen Anhängsel, der Leib, treibt sich noch eine Zeitlang aus alter Gewohnheit in den Straßen und der Umgegend der Stadt herum. Obgleich in dieser Erzählung auch etwas Breite zu verspüren ist, so ist doch die Anlage und Durchführung anmuthig und sinnvoll; ein schönes, buntes Blatt aus dem Buche der Phantasie, mit dem ein lauer Frühlingswind herumspielt und uns die Bilder gaukelnd vor den Augen herumtreibt.

In großem Abstande von dieser Erzählung stehen die Abentheuer der Sylvester-Nacht, wo der reisende Enthusiast in Berlin die geliebte Julie bei einem Thee wiederfindet, aber weil sie eigentlich nur eine die Männer in's Verderben lockende Teufelsmaske ist, sofort durch inneres, grauenhaftes Unbehagen dies merkt und in einen einsamen Bierkeller rennt, wohin auch Peter Schlemihl mit seinen Meilenstiefeln und Erasmus Spikher kommen, der, wie jener seinen Schatten, so sein Spiegelbild verloren in Italien durch Giulietta, welche eben die verlockende, teuflische Julie ist. Die Nachahmung erreicht aber hier durchaus nicht das einfache, schöne, wahrhaft rührende Original. Denn daß der Teufel, als fratzenhafter Doctor, mit Giulietta verbündet erscheint, bringt eine Fratze mehr in's Spiel, aber kein Interesse mehr und kein ergötzliches Bild. Affectirt und gespannt, nicht aber spannend, sind diese Spikheriana. Doch sieht man auch nicht ab, warum gleich alles nachgeahmt und jede Idee gleich durch alle Kategorien durchexperimentirt seyn muß. Bei einer so bekannten Geschichte, als die des Peter Schlemihl ist, kann sich der Leser der Vergleichung nicht erwehren, wodurch die Nachahmung schon leidet und nicht das Interesse findet, das dieselbe Erzählung als Original finden könnte, als welches aber auch die Spikheriana nicht sehr anmuthig wären. Die Idee des mangelnden Schattens ist allgemeiner, für die Allegorie weit passender und eher geeignet, einen rührenden Effect hervorzubringen, als das geraubte Spiegelbild. Dem Schatten jagen die Menschen nach und vergessen oft ihr ganzes Leben über ihn das Echte und Wahre, und wehe dem, wer dies Kainszeichen des allgemein gültigen Schattens entbehrt, ihn

wird das Schattengeschlecht hassen und verfolgen. Anders aber mit dem verlornen Spiegelbilde, das nur ein Reflex von jener Idee ist und mehr von der Stube ausgeht, so wie die Sache selbst darin eigentlich vorgeht. — Mit seiner mit Baron Wallborn geführten Correspondenz und seinem Lehrbrief begleitet der Kapellmeister den Leser zur Thüre der Phantasiestücke hinaus, und wer schiede nicht mit Herzlichkeit und gerührt von dem guten Johannes, der so viel musikalischen Thee leiden und in Geduld ausharren muß, so viele vielseitig gebildete, poetische, künstlerische Weiber ertragen muß, die ihm in den Tod zuwider sind, so gern er auch von einer feinen Mädchenhand sich streicheln läßt und seinen Kopf auf eine zierliche Schürze legt? Ist es denn dem glühenden Musiker, wenn er so eine Frau ohne alles tiefe Gefühl, ohne allen höhern Sinn in's Blaue hinein in allerlei eingelernten poetischen Floskeln schwatzen hört, nicht immer gewesen, als müsse er ihr in irgend einen empfindlichen Theil ihres Leibes mit seinen scharfen Zähnen einen tüchtigen Denkzettel beißen? Während der ganze Thee sich freut, bleibt es ja todt und kalt um ihn; und indem man eine schwierige Roulade, eine gelungene Manier beklatscht, greifen eisige Hände in sein glühendes Herz. Darum correspondire nur, armer Kreisler, mit Wallborn; denn auch ihm ist das wunderbare, romantische Reich aufgegangen, wo der göttliche Zauber der Dichtung wohnt. Lebe denn wohl, guter Mann, bis auf Wiedersehen, und möge dies bald sich ereignen! Wie wird dein liebevolles Herz insgeheim den Leser bedauern, wenn du hörst, daß derselbe stracks von dir weg sich in die

Nachtstücke (2 Theile) begeben soll, worin Erzählungen sind, so platt, als es welche geben kann, die freilich Nachtstücke sind, da sie sich bei Tag nicht wohl dürfen sehen lassen, und wo alles schwarz angestrichen ist und grell abstechend zinnoberrothe Teufel drauf gemalt sind, den Leser zu schrecken. Allein diese Kienrußwolken schrecken ihn nicht, denn er weiß aus seinen technologischen Wörterbüchern, daß sie nicht aus der Hölle stammen, sondern von Menschen bereitet werden.

I. Die erste Rauchsäule, der wir hier begegnen, ist der Sandmann. Student Nathanael ist der Held der Erzählung, der in seiner Kindheit mit seinen Geschwistern oft Abends zu Bette getrieben wurde, unter dem Bedeuten, der Sandmann komme. Er hörte dann wirklich jemand die Treppe herauftappen, und versteckt sich aus Neugierde eines Abends im Zimmer, um den Sandmann zu sehen, welches der Advocat Coppelius, grau gekleidet, mit widerlichem Gesicht ist, der, zuweilen mitessend, den Kindern sich gram und freudestörend bewies. Es treibt derselbe mit seinem Vater Goldmacherkünste, was aber schwül auf dem Hause lastet und bei einem verunglückten Experiment den Vater durch die

Explosion tödtet. Coppelius verschwindet, Nathanael bezieht die Universität, wo ihm ein italienischer Wetterglashändler aufstößt, in welchem er jenen erkennt, sich jedoch darüber täuschen läßt. Derselbe verbindet sich mit dem italienischen Professor der Naturwissenschaft zu Nathanaels Untergang; es wird eingerichtet, daß dieser dem Professor gegenüber zu wohnen kommt und dessen angebliche Tochter, ein kunstreiches Automat, im Zimmer, in das er schauen kann, mit starren Augen dasitzend, erblickt. Leidenschaftliche Liebe ergreift ihn und er vergißt seine Braut Clara, wird zum Tanzthee des Professors eingeladen, wo die Automattochter zum ersten Mal erscheint, von der Gesellschaft für steif gehalten, von Nathanael mit Liebe bestürmt und von nun an besucht wird, ohne daß er die Täuschung merkt. Eines Tags aber streitet Coppelius mit dem Professor um das Automat, und Nathanael, dazu kommend, lernt sein Holzpüppchen kennen und verfällt in Raserei. Geheilt, will er sich mit Clara, seiner ehemaligen Braut, verbinden; eine Aussicht von einem Thurme, auf den er mit ihr gestiegen war und wo er den Coppelius kommen sieht, weckt die Tollheit, und er will die Braut hinabstürzen, die noch durch ihren Bruder befreit wird, wogegen er sich nun, unter Coppelius Lachen, über die Gallerie stürzt. — Wo soll nun das Schreckhafte, Geisterartige in dieser Erzählung liegen? Das Einzige, was einen Sinn in diese Darstellung brächte, wäre, daß sich die Anschauung daraus ergäbe, wie ein reizbares Gemüth durch das Einwirken eines ihm feindlichen nach und nach könne verstrickt und zu Grunde gerichtet werden. Hier ist aber die Darstellung so ungeschickt und trotz aller groben Pinselstriche so matt, daß kein Interesse, kein Leben sichtbar ist. Denn eine solche Anwendung eines Automats vermag nicht die Wirkung hervorzubringen. Um sich in dasselbe zu verlieben und längere Zeit in seiner Gesellschaft getäuscht zu leben, muß (jedem drängt sich dies Gefühl auf) schon ein Grad von Verrücktheit stattfinden, der für's Irrenhaus, nicht für die Poesie paßt. Hätte dieser Wahnsinn schon in früherer Leidenschaft und der durch sie bewirkten Zerrüttung seinen Grund, so stünde die Sache ganz anders; hier muß er bloß des Coppelius Einwirkung zugeschrieben werden, die sich aber nicht erklären, gar nicht in diesem Grade denken läßt. Und warum verfolgt denn dieser Mensch den reizbaren Nathanael? Aus bloßer Idiosynkrasie? Kurz, der Wahnsinn des Studenten, die Wirkung des Wetterglashändlers, die Liebe zu dem Automaten sind durchaus nicht motivirt; die letztere drängt sich als lächerlich und unglaublich zugleich auf. Kurz, es fliegen hier einige Fratzen dem Auge vorüber, ohne daß sich eine Bedeutung ergäbe, die durchaus in Nathanaels Gemüth tief begründet erscheinen müßte, nicht aber als bloße Kränklichkeit, die nur medicinisches Mitleid erweckt, und eine scheusliche Beleidigung des

Gefühls durch die Rohheit des Advocaten, einen nervenschwachen Menschen zum Narren zu machen, mit sich führt. Denn daß derselbe hier etwas mit seinem widerlichen Gesicht in's Dunkel gestellt wird, fast als gebiete er über dunkle Naturkräfte, kann nichts motiviren, da dergleichen eine leere Erfindung wäre, was der Dichter auch selbst mag gefühlt haben, wenn er sagt: „Gibt es geheimnißvolle, thätige Kräfte, die mit bedrohlichen Angriffen auf uns zutreten, so kann uns dagegen nur irgend eine Abnormität im geistigen Organism Kraft und Muth zum standhaften Widerstande rauben, mit einem Wort, nur geistige Krankheit. Die Sünde macht uns unterthan dem dämonischen Princip." Auch er kann keineswegs an unbedingte Herrschaft eines geistigen Princips über das andre glauben, sondern will vielmehr annehmen, daß irgend eine Abhängigkeit, Schwäche des innern Willens oder eine Wechselwirkung stattfinden müsse, die jener Herrschaft Raum gibt. Aus welchem Gesichtspuncte man daher auch Coppelius Verhältniß zu Nathanael betrachten mag, nirgends zeigt sich eine wahrhaft begründete Einwirkung, die so Schreckliches hervorbringen könnte.

II. Ueber die zweite Erzählung: Ignaz Denner, muß man erstaunen. Man hatte von einem geistreichen Dichter eine solche gemeine Räuber-, Teufel-Spectakelgeschichte nicht erwartet. Jägerhaus im Walde, Räuberei Teufelskünste in Neapel, wo der böse Feind als Hahn auftritt, das sind die Ingredienzien zu dieser lamentabeln, langweiligen Geschichte, deren Porträt zu entwerfen, überflüssig, ja gehässig ist, da man wohl sagen könnte mit dem griechischen Epigramm: Es ist schon an einem zu viel, was braucht man gar zwei? Dergleichen Gesindel, als hierin spukt, knüpfe man auf, beschreibe aber nicht ein Langes und Breites davon.

III. Die Jesuiterkirche in G. Maler Berthold ringt nach dem Kunstideal; es erscheint ihm in der holden Angiola. Als er jedoch zu ihrem Besitz gelangt ist, verschwindet das Ideal aus seinem Innern und trostlose Zerrissenheit quält und martert seine Seele. In dieser traurigen Stimmung malt er in jener Kirche.— Diese Erzählung soll zur Anschauung bringen, daß der Künstler nicht das ihm erscheinende Ideal im Leben heirathen dürfe, weil die an das Weib geknüpfte Idee bei dem Besitze desselben schwinde. Diese Ansicht drückt auch in den Serapionsbrüdern die Erzählung: der Artushof in Danzig, aus, wo der Maler dem Ideal, das er nach Neapel gegangen glaubt, nacheilt, bei seiner Rückkehr hört, die Angebetete sey verheirathet und habe einen stattlichen Titel. Dies zeigt denn dem Maler, daß sie leichtfertig sey (die Erzählung nimmt es nämlich nicht genau damit, da sie zu Ende eilt; denn sonst sieht man die Leichtfertigkeit derselben nicht ein), und er merkt, wie sie nur sein Ideal gewesen. Außerdem, daß Aehnliches beim Kapell-

meister Kreisler angedeutet wird, wiederholt sich derselbe noch in dem Meister Martin dem Küfner und seinen drei Gesellen, wo der Maler, sobald er das Bild der Geliebten auf die Leinwand gebracht hat, sich von seiner Liebe frei fühlt. Man sieht also, daß es unserm Dichter Ernst damit ist; denn nur ein einziges Mal widerspricht er sich in dem Signor Formica, wo der Maler sein schönes Ideal, auch nachdem es schon auf der Leinwand prangte, heirathet, Kinder zeugt und froh sein Leben in Malerei hinbringt. Welche von beiden Angaben soll nun die richtige seyn? Doch wohl die letztere, da alles Idealisiren aus der innern Sehnsucht, die nach dem Unendlichen, Ueberirdischen strebt, entspringt, wovon die Liebe ein Theil, oder richtiger zu reden, die sie ganz selbst ist. Zwar mag durch den Besitz jene Idee, jener glänzende, schimmernde Traum nicht mehr den Gegenstand umfließen; muß er aber darum vergehen? Ist das blühende Arkadien unsrer Kindheit denn zerstört, sind seine bunten Bilder zerronnen, weil wir herangewachsen, oder steht nicht vielmehr dies Blumenland in einem südlichen Schimmer als ganz abgesondert, unverwelklich immer da? Ueberhaupt kann aber das Kunstvermögen nicht in einem einzigen Bilde bestehen, sondern es ist wie eine feine Krystallfeuchte aller Gefühle, die jeden Gegenstand, der in den Gesichtskreis des Dichters tritt, mit einer Krystallisation überzieht, unter der er in erhöhtem Glanze strahlt. Aber auch das einzelne Bild kann durch den Besitz nicht zerstört werden, wenn die Sehnsucht darnach nicht bloße Täuschung der Phantasie war, sondern wirkliche Liebe; denn daß die Liebe keine Füße habe, um auf der Erde auszuruhen, sondern ewig in den Lüften schwebe, wie der Paradiesvogel, ist so gut, wie letzteres, nur ein Mährchen, und wo es statt zu finden scheint, wird man immer sehen, daß sie da eigentlich weder Hände noch Füße hat. In unsers Dichters Darstellung herrscht demnach ein zwiefacher Irrthum: der erste, daß er vorgibt, das durch ein Ideal geweckte oder in ihm zuerst aufgegangene Kunstvermögen hänge auch immer davon ab und sey nicht vielmehr eine Kraft, die, eingeboren, einmal aus ihrem Schlummer geweckt, in die Reihe der selbstständigen Vermögen und Naturkräfte tritt; der zweite, daß er in diesem Puncte die wahre Liebe mit einer Täuschung der Phantasie verwechselt; denn erstere kann nicht durch den Besitz zerstört werden, letztere aber wohl.

IV. Das Sanctus. Bettina kann nicht mehr singen, weil sie einmal versucht, Heiliges zu singen mit weltlichen Gedanken im Herzen; sie muß sich daher erst wieder von dieser Sünde läutern und bessern. Als Parallele ist die Geschichte der schönen Mohrin Zulema eingeflochten, der es eben so ging. Auch diese Idee ist in jener süßlich-frömmelnden Manier, an der Fouqué's Dichtung zuletzt unselig erkrankt ist, überspannt, und man sollte

diese Manier billig allein Franz Horn für seine manierirten, steifen, verschrobenen Automaten, die er unter dem Namen Dichtungen herausgibt, lassen. Dies ist eine Spielerei mit dem Heiligen, die nicht aus dem Herzen kommt; denn aus ihm würde schon keine Spielerei kommen, sondern sich in tändelnder Reflexion gestalten. Die Innigkeit des Gefühls, die im Gesange sich ausdrückte, kann durch einen innern Sündenfall leiden und zu einer eiteln, nach leerem Prunk haschenden Manier werden; aber was soll für Schönheit darin liegen, dies so weit zu treiben und vorzugeben, es finde ein solches Befangenseyn statt, daß die Stimme überhaupt versage? Dem Leser zumuthen, daß er dies geradezu für baare Münze annehmen soll, wäre lächerlich; als Allegorie fehlt die Wahrheit und das Einleuchtende, weshalb auch hier, wie anderwärts, gerathener wäre, das Uebertriebene, wenn es daseyn soll, in die Drapperie zu bringen, wo es weniger schaden kann, weil hier mehr Willkür seyn darf, als in dem Inhalte der Erzählung.

Zweiter Theil. I. Das öde Haus. Der magnetische Rapport, selbst aus der Ferne zwischen Personen, die sich nicht kennen, ist der Inhalt dieser Erzählung, die übrigens unfreundlich ist. Wäre es möglich, daß jener Rapport stattfände, so hätte dies Geschichtchen einen Halt, obgleich auch dann noch der Fehler in der Darstellung bliebe, daß es mehr als nöthig aus dem Menschlichen in das Haschen nach Effect getrieben ist, so daß mehr seltsam seyn sollende Einzelnheiten zusammengehäuft werden, als die Auflösung befriedigen kann. Das genaue Abwägen zwischen den Situationen, dem Aeußerlichen und dem Inhalte ist, wie überall, so doch vorzüglich in Erzählungen, die Schauer erwecken sollen, nöthig, fehlt aber oft bei unserm Dichter, wodurch mitunter die erregte Spannung eine zu schnelle und unangenehm fühlbare Nachlassung erfährt. Gesellen sich nun zu solcher oft um nichts seltsamen Darstellung lauter von Principen besessene Personagen, so entsteht nicht ein ahnungsvolles Regen des Geistes und schauerndes Sinnen am Rande einer dämmernden Geisterwelt, sondern eine langweilige Unbehaglichkeit, die immer falsches Haschen begleitet. Es hält dann schwer, sich des Wunsches zu enthalten, daß doch mit der Heerde der Gergesener alle die somnambul-magnetischen Principe möchten ausgerottet worden seyn, um nicht nach einer langen Metempsychose wieder ihren Unfug zu treiben in zwar scheinbar fieberheißen, doch aber innerlich frostigen Berichten einer poetischen Pathologie.

II. Das Majorat. In einem Schlosse an der Ostsee spukt's, weil da jemand ist ermordet worden. Wer dies nicht glauben kann, für den ist diese Erzählung ohne Interesse, da sich wirklich alles nur um diesen Spuk dreht. Unser Dichter nimmt dergleichen nicht ohne allen Ernst, sondern läßt seine psychischen Prin-

cipe nach Gefallen wirken, und auch das vom Körper geschiedene, wie er deutlich zu verstehen gibt, wenn er sagt: „daß unser Geist im Traum an das höhere, nur in Ahnung sich gestaltende Seyn oft Gemeinplätze des befangenen Lebens hängt, dieses aber dadurch auf bittere Weise zu ironisiren weiß. Kann diese Ironie, die tief in der ihrer Entartung sich bewußten Natur liegt, nicht auch der entpuppten, der Traumwelt entzogenen Psyche eigen seyn, wenn ihr Rückblicke in den verlassenen Körper vergönnt sind? So würde das lebhafte Wollen und Einwirken des fremden geistigen Princips, welches den Wachenden im Wachen in die Traumwelt führt, jede Erscheinung bedingen, die er mit äußern Sinnen wahrzunehmen glaubt; und es wäre doch komisch, wenn wir dieser Erscheinung irgend eine sittliche Norm nach unsrer Art geben wollten." Es ist Schade, daß wir nicht erfahren, wie das abgeschiedene psychische Princip auf physische Weise unsern Sinnen vernehmbar wirkt; eine Sache, die gerade dieser Erzählung erst den rechten Werth geben würde, da die Spukgeschichten, aus Mangel dieser Erklärung, etwas in Unwerth gekommen sind. Die Situation und Umgebung des Majorats erinnert in manchem an die Braut von Walter Scott; aber während unser Dichter alles Grunds und Bodens ermangelt, ist bei jenem das Geisterreich nur ein wunderbares Rauschen der Luft aus alter Zeit, ein Wehen vergangener Tage, das den alten Stamm und seinen Sitz magisch umzieht und einweiht mit Geisterbannspruch, was natürlich geschieht, damit der Bach, aus geheimer Ferne durch das Thal der Gegenwart rinnend, nicht gemein versiege, sondern nach vollbrachtem Lauf wieder in heiligem Dunkel verschwinde.

III. Das Gelübde. Unter allen magnetischen Geschichten ist diese die widerlichste und abstoßendste. Ein Mädchen sieht im magnetischen Rapport an der polnischen Grenze, was mit dem Geliebten in Italien vorgeht; ein ihm ähnlicher Verwandter schwängert sie, während sie in magnetischer Verzückung ist. Sie weiß es anfangs nicht, sondern glaubt sich die Frucht dieser ungezogenen Handlung gleichsam wie durch Wechsel übermacht; aber es erfahrend, wird sie närrisch, findet zuletzt einigen Trost in der Religion und trägt nun bis zum Tode eine Maske vor dem Gesicht. Der Hauptpunct bleibt für die Anschauung die sie zu Grunde richtende Handlung; diese ist absolut gemein, strafbar als schweres Verbrechen, gehört vor die Gerichte, nicht in die Kunst, und kann keiner poetischen Erzählung auf diese Weise zum Stoff dienen.

IV. Das steinerne Herz. Bei weitem das beste Stück dieser zwei Bände und in mancher Hinsicht sinnvoll und anmuthig durchgeführt. Hofrath Reutlinger liebte einst, und noch ist sein Herz nicht geheilt von der alten Flamme. Er bewohnt ein altfränkisches Gut, d. h. nach französischem Geschmack angelegt, worin ein Pa-

villon in Form eines Herzens erbaut ist, und in demselben ist am Boden ein rothes marmornes Herz, das sein im Leben brennendes einmal, wenn es erkaltet, bedecken soll. Dieser schöne, sinnvolle Gedanke verbreitet über das Ganze eine rührende Liebe und erquickende Wärme. Er lebt in der Vergangenheit, in der Rückerinnerung sonniger Jugendzeit, und diese gibt seinen französischen Anlagen eine edle Bedeutung. Diese Anlagen mögen auch unserm Dichter als altfränkisch wohl willkommen seyn, besonders wenn sein Vorbild, Tieck, sich der seltsamen Verirrung erinnert, daß man jetzt vorsätzlich auch viele Gärten zerstört, die in dem sogenannten französischen Geschmack angelegt sind, um eine unerfreuliche Verwirrung von Bäumen und Gesträuchen an die Stelle zu setzen, die man nach dem Modeausdruck Park benennt, und so bloß einer todten Formel fröhnt, indem man sich in dem Wahne befindet, etwas Schönes zu erschaffen. Das Fest, welches der humoristische Hofrath gibt, wo alles im Costume von 1760 erscheint, ist durch die Bedeutung, die ihm zum Grunde liegt, rührend schön; und das Ganze erhält dadurch einen herrlichen Schluß, daß die Tochter von der Geliebten des Hofraths durch diesen mit seinem Neffen verbunden wird, und so gleichsam seine alte Liebe in dem Reflexe eines sonnigen Nachsommerblicks in Erfüllung geht.

Besser ausgestattet, als die Nachtstücke, sind die Serapionsbrüder, welche 23 Erzählungen in 4 Bänden enthalten, die sich meist in dem Kreise der schon angegebenen Ideen und Ansichten unsers Dichters bewegen. Die erste, den Wahnsinn erzählend dessen, der sich für den heiligen Serapion hielt, stellt, wie schon oben angeführt, das wirkliche, innere Erschauen des zu Erzählenden als für wahre Dichtung unerläßlich auf. „Der Einsiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geschaut, was er verkündet, und deshalb ergriff seine Rede Herz und Gemüth. Armer Serapion! worin bestand dein Wahnsinn anders, als daß irgend ein feindlicher Stern dir die Erkenntniß der Duplicität geraubt hatte, von der eigentlich allein unser irdisches Seyn bedingt ist? Es gibt eine innere Welt und die geistige Kraft, sie in voller Klarheit, in dem vollendetsten Glanze des regsten Lebens zu schauen; aber es ist unser irdisches Erbtheil, daß eben die Außenwelt, in der wir eingeschachtet, als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung setzt. Die innern Erscheinungen gehen auf in dem Kreise, den die äußern um uns bilden, und den der Geist nur zu überfliegen vermag in dunkeln, geheimnißvollen Ahnungen, die sich nie zu deutlichen Bildern gestalten. Aber du, o mein Einsiedler, statuirtest keine Außenwelt, du sahst den versteckten Hebel nicht, die auf dein Inneres einwirkende Kraft, und wenn du mit grauenhaftem Scharfsinn behauptetest, daß es nur dein Geist sey, der sehe, höre, fühle, der That

und Begebenheit fasse, und daß also auch sich wirklich das begeben, was er dafür anerkenne, so vergaßest du, daß die Außenwelt den in den Körper gebannten Geist zu jenen Functionen der Wahrnehmung zwingt nach Willkür. Dein Leben, lieber Anachoret, war ein steter Traum, aus dem du in dem Jenseits gewiß nicht schmerzlich erwachtest." Er selbst sagt: „Bin ich nun wirklich wahnsinnig, so kann nur ein Verrückter wähnen, daß er im Stande seyn werde, mir die fixe Idee, die den Wahnsinn erzeugt hat, auszureden. Wäre dies möglich, so gäbe es keinen Wahnsinnigen mehr auf der ganzen Erde: denn der Mensch könnte gebieten über die geistige Kraft, die nicht sein Eigenthum, sondern nur anvertrautes Gut der höhern Macht ist, die darüber waltet. — Ist es nicht der Geist allein, der das, was sich um uns her begibt in Raum und Zeit, zu erfassen vermag? Ja, was hört, was sieht, was fühlt in uns? Vielleicht die todte Maschine, die wir Auge, Ohr, Hand u. s. w. nennen, und nicht der Geist? Gestaltet sich nur etwa der Geist seine in Raum und Zeit bedingte Welt im Innern auf eigne Hand und überläßt jene Functionen einem andern uns inwohnenden Princip? Wie ungereimt! Ist es nun also der Geist allein, der die Begebenheit vor uns erfaßt, so hat sich das auch wirklich begeben, was er dafür anerkennt." So gesinnt, erzählt er denn Novellen, angelegt, durchgeführt, wie sie nur der geistreichste, mit der feurigsten Phantasie begabte Dichter anlegen und durchführen kann. Alle Gestalten treten mit einer plastischen Ründung, mit einem glühenden Leben hervor, daß man, fortgerissen, bestrickt von magischer Gewalt, wie im Traume daran glauben muß, daß Serapion alles selbst wirklich erschaut. So herrlich sind aber freilich die hier vorgetragenen Novellen keineswegs, sondern gehören meist zum Mittelgut, obgleich die Erzähler, die sich hier vereinigt haben, keine geringe Meinung von sich hegen, und jeder von sich meint: „er habe einen verdammten Hang, alles so hell und farbigt mit Worten auszumalen, wie es vor seines Geistes Angesicht steht."

II. Krespel. Hier erblicken wir einen grotesken Kreisler, in welchem der Schmerz des Lebens sich zum Spleen gestaltet hat. Die von ihm ganz eingezogen gehaltene Tochter Antonie sieht der tief verwundete Kapellmeister, sein letztes Liebesgut, früh dahinwelken. In ihrer Brust wohnt der göttlichste Gesang, aber sie darf nicht ohne Lebensgefahr singen, und hört nun gern die Töne einer Geige, in welchen sie die melodischen Töne, die die Sehnsucht aus ihr selbst zwingen will, vernimmt und davon einigen Trost fühlt. Diese innige Liebe Antoniens zu dem Instrumente, das ihre Sehnsucht ausspricht, soll, wie einer der serapiontischen Pfefferfresser bemerkt, rührend seyn auf eine Weise, daß man heißes Herzblut ein-

nen fühlt; weil keiner derselben etwas gern in seiner natürlichen Gestalt betrachtet.

III. Die Fermate. Deutung eines Bilds von Hummel. Hier wird bei einem Musiker der oft von unserm Dichter oben schon berührte Satz ausgedrückt, ein Künstler müsse sein Ideal nicht heirathen. „Jeder Componist erinnert sich wohl eines mächtigen Eindrucks, den die Zeit nicht vernichtet. Der im Ton lebende Geist sprach, und das war das Schöpfungswort, welches plötzlich den ihm verwandten, im Innern ruhenden Geist weckte. Mächtig strahlte er hervor und konnte nie mehr untergehen. Gewiß ist es, daß, so angeregt, alle Melodien, die aus dem Innern hervorgehen, nur der Sängerin zu gehören scheinen, die den ersten Funken in uns weckte. Wir hören und schreiben es uns auf, was sie gesungen. Es ist aber das Erbtheil von uns Schwachen, daß wir, an der Erdscholle klebend, so gern das Ueberirdische hinabziehen wollen in die irdische, ärmliche Beengtheit. So wird die Sängerin unsre Geliebte, wohl gar unsre Frau! Der Zauber ist vernichtet und die innere Melodie, sonst Herrliches verkündend, wird zur Klage über eine zerbrochene Suppenschüssel oder einen Tintenfleck in neuer Wäsche. — Glücklich ist der Componist zu nennen, der niemals mehr im irdischen Leben die wiederschaut, die mit geheimnißvoller Kraft seine innere Musik zu entzünden wußte. Mag der Jüngling sich heftig bewegen in Liebesqual und Verzweiflung, wenn die holde Zauberin von ihm geschieden; ihre Gestalt wird ein himmelherrlicher Ton, und der lebt fort in ewiger Jugendfülle und Schönheit, und aus ihm werden die Melodien geboren, die nur sie und wieder sie sind. Was ist sie denn nun aber anders, als das höchste Ideal, das aus dem Innern heraus sich in der äußern fremden Gestalt spiegelte?" Die Unzulänglichkeit dieser Idee ist schon oben berührt worden.

IV. Der Dichter und der Componist. Sehr schlecht dialogisirtes Gespräch über die Oper, in welchem ästhetisirt wird auf gewöhnliche Weise, ohne neue Ansichten vorzubringen. Es wird dargethan, daß der Dichter nicht zugleich Componist seyn könne, weil das zum Componiren nöthige Feuer verknistere und verdampfe bei der Versification, und am Ende müßten dem Componisten seine Verse selbst nur armselig vorkommen, wie die papiernen Hülsen der Raketen, die gestern noch in feurigem Leben prasselnd in die Lüfte fuhren. Denn in keiner Kunst sey es so nöthig, das Ganze mit allen seinen Theilen bis in's kleinste Detail im ersten, regsten Feuer zu ergreifen, als in der Musik, und nirgends sey Feilen und Aendern untauglicher und verderblicher. Ganz hingerissen von den Melodien, die ihm zuströmten, würde er vergebens nach den Worten ringen, und gelänge es ihm, sich mit Gewalt dazu zu treiben, so würde jener Strom, brauste er auch noch so gewaltig in

hohen Wellen daher, gar bald, wie in unfruchtbarem Sande versiegen. — Auch hier, wie gewöhnlich, nimmt unser Dichter die Kunst zu sehr als augenblickliche Fieberaufwallung des Enthusiasmus, obgleich er bei der Musik noch am ersten Recht haben könnte; aber doch kann diese Ansicht nicht unbedingt gelten; und da alle Kunst nur mit Besonnenheit und Ruhe das Ideal, das ihr aufgegangen, ausbilden kann, so braucht auch die musikalische Begeisterung nicht Worte zu scheuen, und wenn Dichten und Componiren getrennt werden, so ist dies nicht nothwendig, im Gegentheil wäre sehr zu wünschen, daß ein großer Künstler sie einmal vereinigte.

V. Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde. Leicht und anmuthig ist die Verliebung dreier Freunde im Thiergarten zu Berlin geschildert, und die Entwickelung dieser Liebe nicht ohne Laune, aber die eingeflochtene spukende Tante langweilig, wie es freilich mit derlei Fratzen nicht leicht anders seyn kann; dagegen ein tief erschütternder Zug ist es, wie das Leben dieser Tante traurig zerdrückt, immer in ihrem Weh beharrend, das verlorne Gut wie im Wahnsinn festhält und von neuem verliert. Sie war einmal wirklich versprochen, ja der Hochzeittag war da, und sie erwartete in vollem Brautschmuck den Bräutigam, der aber ausblieb, weil er für gut gefunden hatte, mit einem Mädchen, das er früher geliebt, an demselben Tage die Stadt zu verlassen. Die Tante zog sich dies sehr zu Gemüthe, und ohne im mindesten verwirrten Verstandes zu seyn, feierte sie von Stund an den Tag des verfehlten Ehestandes auf eigne Weise. Sie legte nämlich früh Morgens den vollständigen Brautstaat an, ließ, wie es damals geschehen, in das sorgfältig gereinigte Putzzimmer ein kleines, mit vergoldetem Schnitzwerk verziertes Nußbaum=Tischchen stellen, darauf Chocolade, Wein und Gebacknes für zwei Personen serviren, und harrte, indem sie seufzend und leise klagend im Zimmer auf und ab ging, bis zehn Uhr Abends des Bräutigams. Dann betete sie eifrig, ließ sich entkleiden und ging still, in sich gekehrt zu Bette. — Ja, diese stille, rührende Todtenfeier, die resignirte, nur in's Innere hineintönende Klage um den Treulosen kann nicht anders, als aus einem tiefen, zarten Gemüthe kommen. Aber schroff steht freilich in der Erzählung der alberne Schnack ihres Spukens, und widerlich ist die Beendung desselben dadurch, daß ihr Neffe sich auf die Weise vermählt, wie sie es für sich angeordnet hatte. Jener tiefe Schmerz ist zu heilig, um solchen Fratzen zum Spotte zu dienen.

VI. Die Bergwerke zu Falun. Die von Schubert gegebene Nachricht eines in den Bergwerken verschütteten und dann als versteinert hervorgegrabenen Menschen, der von einem alten Mütterchen als ihr ehemaliger Bräutigam erkannt wurde, gab Veranlassung zu diesem serapiontischen Versuch. Die Hauptidee, die sich

als der Faden des Stücks kund gibt, ist, daß niemand sich einer Sache widmen dürfe, außer um ihrer selbst willen, sonst gerathe er in's Verderben. Ein Schiffer reist hier nach Falun, und obgleich vor dem trüben Bergbau schaudernd, bringt ihn die Liebe zu der Tochter eines Bergwerkbesitzers dahin, sich diesem Geschäfte zu widmen. Aber Wahnsinn ergreift ihn, und scheinbar genesen und im Begriff, sich zu vermählen, rennt er, wieder in Verirrung ausbrechend, in das Bergwerk, welches über ihn zusammenstürzt. Daß es nicht ohne Berggeist abgeht, versteht sich bei einer serapiontischen Erzählung von selbst, da sie eher des Geistes, als der Geister entbehren mag. Daß die Idee für poetische Behandlung vorzüglich geeignet ist, leuchtet gleich ein, indem das ganze Gemüth des Menschen hier der Spielraum der Dichtung seyn kann, aber in der Behandlung, die sie von unserm Dichter erfahren hat, weniger hervorgehoben wird, sondern einem geschraubten Helldunkel der äußern Umstände Platz macht. Wo so viel Anlaß zu herzlichen Zügen war, ist kein einziger zu finden.

VII. Nußknacker und Mausekönig. Ein Kindermährchen. Die Ingredienzien zu einem Kindermährchen finden sich hier vor, Kampf der Mäuse und Püppchen, köstliche Kandieswiese, und daß das Kind auf dieselbe durch den Aermel eines Pelzes im Schranke gelangt, ist eine echte Kindermährchenidee, wie es nur eine seyn kann; denn der nächste Winkel, das erste, beste Möbel, nun gar ein wunderlicher Pelz, nimmt die Phantasie dieser Kleinen auf und leitet sie in den bunten, kleinen Irrgarten der jungen Träume, die das erste erwachende Fieber des Lebens entzündet. Daß der Dichter überzeugt ist, daß dergleichen Phantasiegebilde, auch noch so bunt gewebt, die Kinder ansprechen und von ihnen gefaßt werden, ist gewiß keine Täuschung, wie jeder, der die Kleinen etwas beobachtet hat, weiß. Denn nichts ist leichter, als ihre Phantasie aufzuregen und sie mit geringen Mitteln lange in dieser Spannung zu erhalten.

Zweiter Theil. I. Der Kampf der Sänger. Die Wartburg ist der Schauplatz und der Inhalt die poetische, süßliche Frömmelei, womit kränkliche Schwachheit oder Affectation in unsern Tagen buhlt. Der bekannte Sängerverein dort ist treu der Liederkunst ergeben; weil aber die schöne Gräfin Mathilde sich mehr zu Wolfram von Eschenbach neigt, so sucht Heinrich von Ofterdingen höhern Glanz der Kunst, um seinen Nebenbuhler zu überwinden. Der Teufel erscheint gleich, gibt ihm ein Buch, worin die weltliche Kunde von der Natur steht, und nun gar bei Klingsohr in Oestreich lernt er vollends die weltliche Liederkunst. Dieser soll den auf Tod und Leben gehenden Kampf, den Landgraf Ludwig dem Heinrich von Ofterdingen verhängt, entscheiden; aber trotz aller Hülfe

des Teufels weiß er selbst, daß er kein wahrer Dichter ist, weil er mit Weisheit und Gelahrtheit das serapiontische „Hervorfunkeln" der innern, unschuldigen Kraft und Frommheit ersetzen will. Im Kampf erscheint nun der Teufel unter der fremden Maske und fliegt besiegt auf und davon, nicht ohne Gestank. Mit Erzählungen der Art kann der Leser unmöglich in das Mittelalter versetzt werden, da hierzu weit mehr Eigenthümlichkeiten des Zeitalters müssen dargestellt werden, wie Walter Scott vergangene Zeiten dadurch zur klaren Anschauung bringt; zur Ergötzung aber kann unmöglich etwas dienen, was ohne allen Halt dasteht und für die Gegenwart keinen Sinn hat: denn der Gesang müßte aus unverdorbenem Herzen kommen, ist aber hier so übertrieben und verzerrt in dem affectirten, lüderlichen Buhlen mit süßlicher Frömmelei, und verbrämt mit der Hanswurstjacke von Fratzen, daß das Ganze eine höchst miserable Lectüre darbietet. Es ist Schade, daß unser Dichter sich so leicht von allen Influenzen anstecken ließ, da sein Sinn, sich selbst überlassen, eigentlich gesund war.

II. Die Automate; der redende Türke. Hier wird auch, wie im Sandmann, ein Mensch durch Automate geneckt und getäuscht, verliebt sich wahrscheinlich und kommt enttäuscht mit gesundem Verstande davon. Das Ganze ist schon ziemlich vorne abgebrochen und hätte nicht geschrieben werden sollen: denn was soll die Erzählung von einigen Automaten, mit welchen jemand getäuscht wird, wenn nicht etwa durch die Scenen dieser Täuschung einige Unterhaltung soll hervorgebracht werden, wo aber diese alsdann nicht fehlen dürfen, wie es hier der Fall ist. Lächerlich ist das Berufen auf das göthe'sche Lied vom braunen Mädel, welches durch das plötzliche Abbrechen wirkt: denn hier ist die Scene bis auf einen Punct geführt, wo das Grauen auf's Höchste gesteigert ist; wogegen gar kein Interesse dabei abzusehen ist, wenn man sagt, es habe jemand sich in ein Automat verliebt, ohne etwas hinzuzufügen.

III. Doge und Dogaresse. Nach einem Bilde von Kolbe. Der alte Marino Falieri wird Doge von Venedig und läßt sich vom Oheim der schönen, jungen Annunziata bereden, diese zur Frau zu nehmen; allein sie liebt immer noch aus ihrer Kinderzeit einen Knaben, den sie einst als spielendes Mädchen in einem Park gesehen. Dieser Knabe ist der als unbedeutender Mensch in gemeiner Arbeit lebende Antonio, Sohn eines dort enthaupteten reichen deutschen Kaufmanns, der seine Herkunft nicht weiß, sich aber wohl der Kinderzeit noch erinnert und ebenfalls von da die Liebe zu Annunziata im Herzen trägt. Eine alte Bettlerin bemüht sich um ihn; denn sie, einst seine Wärterin, hatte ihn gerettet. Als Marino Falieri enthauptet ward, wollte er mit Annunziata fliehen, aber

der Kahn geht mit Beiden unter. Dies ist der mit mancherlei Nebensachen verzierte Inhalt der Erzählung, die mit einzelnen schönen Momenten, und öfters die Aufmerksamkeit spannend, zuletzt versiegt und nicht befriedigt, weil eben alles nur Einzelheit bleibt. Die rechte Macht der Liebe, gleichsam als Naturnothwendigkeit, in dem Kinde schon glimmend und durch's ganze Leben nicht wieder versiegend, soll hier freilich zur Anschauung gebracht werden; allein die Erzählung ist nicht genug zusammengehalten, um dies zu bewirken, sondern diese Liebe erscheint ziemlich farblos, wie sie denn auch mehr auf einer bloßen Idee beruht und eigentlich nur eine Hypothese ist. Trotz allem serapiontischen Anschauen behandeln diese Erzählbrüder „bei ihren herrlichen, lichtvollen Kenntnissen, bei ihrem steten, in Brillantfeuer auflodernden Humor, und an allem Mystischen mit ganzer Seele hängend," doch eigentlich niemals das wahre menschliche Leben, weder das innere, noch äußere, sondern beliebige Theorien, die einen gespannten Seelenzustand fingiren, und laufen so Gefahr, wenn die Theorie nicht wahr befunden wird, etwas Geschraubtes und Seelenloses geliefert zu haben. So möchte es auch dieser Idee gehen, da keineswegs die wahre Liebe eine schon in der Kindheit hervorbrechende Seelenprädestination ist, sondern dem erwachten Leben angehört. Doch leicht „findet der Serapiontiker Trost bei den holden Frauen, denen er sein Werk mittheilte, und die über die ganze Gestaltung recht inniges Wohlgefallen aussprachen und ihn mit Lob überhäuften." „Jeder derselben spricht ja nur, wie es ihm im Innersten recht aufgegangen ist, ohne seine Gedanken für etwas ganz Besonderes und Außerordentliches halten oder dafür ausgeben zu wollen, wohl wissend, daß das erste Bedingniß alles Dichtens und Trachtens eben jene gemüthliche Anspruchlosigkeit ist, die allein das Herz zu erwärmen, den Geist wohlthuend anzuregen vermag." Daß zwar diese Serapionsbrüder höchst eingebildet sind und weit von jeder Anspruchlosigkeit entfernt, thut nicht viel, da man ja ihren guten Willen sieht und dieser immer zu betrachten und zu loben ist, wenn auch „solche blinkende Goldfischlein zuweilen versinken im farblosen Morast."

IV. Meister Martin Küfner und seine Gesellen. Nach einem Bilde von Kolbe. Meister Martin in Nürnberg besitzt eine schöne Tochter, Rosa, und will sie, sein Handwerk hochhaltend, nur dem besten Küfner geben. Ein junger Goldschmidt liebt sie, sie ihn; er lernt das Handwerk und geht dann zu Meister Martin und bekommt, wie billig, zuletzt die Braut. Reinhold, ein Maler, ebenfalls sie liebend, wird auch des Meisters Gesell, so wie ein Junker. Der Maler malt sie und wird dadurch seiner Liebe quitt und sieht, „daß das Ringen nach Rosa's Besitz eine Täuschung war, die sein irrer Sinn sich bereitet. Als er Rosa's Bild vollen-

det, ward es in seinem Innern ruhig, und oft war ihm, freilich auf ganz verwunderliche Art, nur so zu Muthe, als sey Rosa nun das Bild, das Bild aber die wirkliche Rosa geworden." Und „wie konnte auch das Himmelskind, wie er es im Herzen getragen, sein Weib werden? Nein, in ewiger Jugend, Anmuth und Schönheit soll sie im Meisterwerke prangen, das sein reger Geist schaffen wird. Wie konnte er auch nur der göttlichen Kunst abtrünnig werden?" Der Junker prügelt, wie billig, den Meister derb durch und heirathet ein Frauenzimmer, das Rosa ähnlich sieht und natürlich das wahre Ideal, das er in seinem mannlichen Jagdherzen getragen, gewesen, indem Rosa nur eine Täuschung, ein Surrogat war. Wie sollte sich auch sein Ichor, sein schönes, rothes Junkerblut mit dem Bürgerblute vermischen! Wenn es auch kein Verbrechen wäre, so könnte es doch ein ritterlich-frömmlicher Dichter, dem das Musenroß zugleich gepanzertes Junkerroß ist, nicht zu geben, und wenn auch Hoffmann nicht von der Art ist, so konnte er doch den Influenzen nicht widerstehen; wie man denn auch nicht umhin kann, einzugestehen, daß ihm die Liverei, wenn er sie anzieht, gut steht. Der Goldschmidt dagegen ist Rosa treu, kehrt aber auch zu seiner Kunst zurück und erfüllt sogar durch einen silbernen Becher den Ausspruch der Großmutter Rosa's, die sterbend ihr als Gemahl den prophezeiht hatte, der ein gewisses Weingefäß fertigen würde, welches Martin von einem wirklichen Weinfaß verstand und wodurch er zu der Hartnäckigkeit kam, Rosa nur einem Küfner geben zu wollen. Der Prophezeigesang der Alten ist etwas abgeschmackt, konnte aber nicht ausgelassen werden, da sich sonst keine gute Gelegenheit zu einem Spuk zeigte, der doch in jeder serapiontischen Erzählung seyn muß, und sollte es auch nur als Zeichen seyn, wie die Maler auf ihre Werke mitunter welche setzten, um den Meister jedem gleich anzudeuten. Dennoch ist diese Erzählung im Vortrag natürlich, Rosa ein so lieblich Kind, Martin ein so wohlgezeichneter Handwerksmann, mit Tüchtigkeit und Dünkel, daß sie sich vor den übrigen dieses Bandes vortheilhaft auszeichnet, obgleich einzelne Züge an Affectation leiden. Wie sich schon mehrmals ergeben, befällt auch unsern Dichter, doch nur bald vorübergehend, der christlich-frömmelnde, so wie auch der deutsche Pips, der auch in dieser Erzählung hervorbricht, wenn der Maler Reinhold sagt: „Da brachte aber einst ein Bilderhändler ein Madonnenbild von dem alten Albrecht Dürer in die Galerie des Herzogs, welches auf wunderbare Weise mein Innerstes durchdrang, so daß ich meinen Sinn ganz abwandte von der Ueppigkeit der italischen Bilder." Wer sollte denken, daß die Urdeutschelei das Auge sogar für das Göttliche der italienischen Malerei umfloren könnte!

V. Das fremde Kind. Herr von Brakel auf Brakelheim

stellt mit seiner Familie in dieser Erzählung das menschliche Gemüth in der Fülle des unverdorbenen kindlichen Gefühls für die Natur und das Leben darin dar. Die Kinder leben in der freien Natur und dem Walde, und der lebendige Odem derselben bringt die Blüthe des Herzens und der Phantasie zu ihrer üppigsten Entfaltung und macht ihr Auge klar, die Wunder Gottes zu erschauen, die das fremde Kind, im Walde erscheinend, gesandt von der ewigen Natur, ihnen deutlich zeigt. Da kommt aber der Herr Ohm, gesteift und gebügelt im Stadt- und Hofleben, mit seinen am Spalier gezogenen Zwergbäumchen von Kindern, auf denen nur schlechtes, saures Steinobst unnützer Gelahrtheit wächst, und, die fröhlichen Naturkinder ungezogen und ungebildet findend, verspricht er, den Hofmeister zu schicken, der sie einfangen und in das Mistbeet seines Unterrichts stecken soll. Magister Tinte langt auch an und quält die Kinder sattsam; aber sie wollen in der Kräuterpresse seiner Erziehung nicht trocknen, und da es sich am Ende kund gibt, daß er nur ein Käfer ist, so jagen ihn Aeltern und Kinder fort, als er letztern nachschwirrt gegen das Fenster. Die frische Natur tritt nun wieder in ihre Rechte ein und das anmuthige Kindermährchen hat ein Ende. Die Darstellung des Magister Tinte als Käfers ist eins der gelungensten komischen Phantasiespiele und ironischen Allegorien unsers Dichters, vorzüglich da sie nicht über Gebühr überladen ist.

Dritter Theil. I. Teufelsgeschichte aus der berliner Chronik. Ganz gewöhnlich, weder zum Lesen, noch zum Beurtheilen.

II. Die Brautwahl. Neckend tritt hier das Wunderbare hervor, und die Hand höherer Macht greift ein in das Alltagsleben und treibt ihr Spiel mit der gewöhnlichen Prosa. Ein sehr kunstreicher Goldschmidt, in alter Zeit der Verbindung mit dem Teufel angeklagt, kommt als Revenant und, wie billig, den Maler Edmund, der wahrhaft begeistert ist, liebend und schützend, treibt er den Kanzleisecretair Tusmann, ein ziemlich eingewelktes Blatt aus dem Gemüsgarten des täglichen Lebens, der mit Edmund zugleich Albertine, Tochter des Commissionsraths Melchior Voßwinkel, liebt, oder eigentlich mehr heirathen will, im Kreise herum und läßt ihn lustig, das antiquarische Büchermännlein, allerlei Entrechats machen, wovor sich des anständigen Kanzleisecretairs Seele, als vor ganz Unpassendem, entsetzt. Schwer erfaßt den guten Mann das Wunderbare und er weiß nicht fertig damit zu werden; doch tritt er endlich mit einem hübschen Fund eines seltenen, gewünschten alten Buchs vom Schauplatz der Liebe ab, wo er zum Ergötzen des Lesers viel Schnack erduldet, bis er sich aus der fremden Sphäre wieder auf die Kanzlei gerettet. Edmund aber wandert, ehe er Albertinen hei-

rathen soll, nach Italien und wird dort in der Kunst von seiner Liebe befreit, nach der schon öfters angeführten Idee unsers Dichters. Als Zwischenact tritt der in Wien baronisirte Jude Bansch auf, um Albertine freiend; aber als er sie umarmen will, wächst ihm die Nase ellenlang, wenn er zurücktritt, sich wieder einziehend, beim Vortreten wieder vorspringend. So wird der Mauschel mit langer Nase und einigen Ducaten, die eigentlich auch allein seinen Herzbeutel ausfüllen können, abgefunden, und die mehr heiraths- als liebelustige Jungfer Voßwinkel verehelicht sich bald mit einem jungen, anständigen Mann. — So tritt die Prosa, nachdem sie eine Zeit lang geneckt worden und sich fast toll gelaufen in dem bunten Irrgarten der Poesie und des Wunderbaren, wieder auf ihr Gebiet und fährt fort in dem alten Gleise, froh, die Qual des Spuks los zu seyn.

III. Der unheimliche Gast. Magnetische Geschichte, gleich dem Magnetiseur in den Phantasiestücken, was zu bedauern ist, da es schon an einer Erzählung der Art zu viel war, geschweige gar an zweien. Wir sehen hier, daß ein Mann durch Magnetisiren die Nerven eines Mädchens in einen solchen Zustand versetzt, daß sie ihres ersten Geliebten halb vergißt, indem sich das Bild des sie Magnetisirenden vor ihre Sinne stellt; allein zuletzt kommt romanmäßig alles in's Gleiche, den Magnetiseur rührt der Schlag und die Liebenden werden copulirt. Kann man durch Magnetisiren die Nerven auf die hier dargestellte Weise afficiren, so könnte es wohl zu einer Preisaufgabe dienen, aber nicht zum Hauptgegenstand künstlerischer Darstellung. Es ist dies eine „Materie, die für die Kunst ein fremdes Gebiet bleibt, in dem wir nur einige durch Farbe und Aroma verlockende Früchtlein pflücken zu poetischem Verbrauch, oder woraus wir höchstens ein hübsches Bäumchen verpflanzen dürfen in unsern kleinen poetischen Garten."

IV. Fräulein Scuderi. Diese Erzählung ist veranlaßt durch eine in Venedig erfolgte Begebenheit, wo ein Schuster dem Schutzpatron seines Handwerks, dem heiligen Rochus, gelobt hatte, ein Sümmchen zusammenzusparen, und nun, den Ruf eines redlichen Mannes genießend, mordet und stiehlt. Hier ist die Sache vom gewöhnlichen Geiz weggebracht und auf einen andern Grund geführt worden. Die Stehlsucht wird nämlich von einem tiefen, sonderbaren, unüberwindlichen Hang zu Geschmeiden und glänzenden Steinen hergeleitet, welcher als eigne dämonische Sucht dargestellt wird. Cardillac, der beste Goldschmidt in Paris, stößt jedesmal Abends die nieder, für die er Schmuck verfertigt, wenn er weiß, daß sie denselben bei sich haben, bis er endlich von einem, der sich vorgesehen, ermordet wird. Die Erzählung ist spannend, der Knoten gut geschürzt und die Sprache rein. Durch Cardillac's

seltsame, dämonische Liebe zu Juwelen sollte die gemeine Habsucht umgangen und etwas Edleres, vorzüglich etwas seltsam Geistiges, als Seele des Ganzen, gewonnen werden. Ob dies aber nicht der Kraft der ganzen Erzählung schadet, mag dahin gestellt seyn; denn jene Lust an Juwelen ist weder auf der einen Seite so gespenstisch, noch auf der andern so einleuchtend, daß sie das Allgemeinere der Habsucht ersetzen dürfte, die hier als das Natürlichste erscheint.

V. Spielerglück. Der Zufall, daß, wenn jemand oft im Spiele gewinnt, solches ein beständiges, unerklärliches Glück sey, das fortdaure, bis ein andres ähnliches Glück ihm den Preis abgewinnt, wird hier dargestellt mit solchen Verzierungen, die die Erzählung beleben, auch der traurige Zustand des verunglückten Spielers geschildert. In moralischer Hinsicht mag es gut seyn, durch Schilderung des Spielerunglücks davon abzuhalten, falls dies auf solche Weise geschehen kann. Auch sonst wirkt der Zufall auf die Einbildungskraft, und wirklich wird durch allgemeine Verbreitung dieses Gedankens das Schicksal oder der Zufall als ein bestehendes Einflußreiches genannt, und nimmt ohne weitere Untersuchung darüber in der Phantasie auch solcher Platz, die außer dem ewigen Naturgesetz keinen Eingriff in die Ereignisse gestatten. Dieser völlig unbestimmte Begriff, ja dies unmittelbare Gefühl von Schicksal, von dem man, so paradox es auch klingt, doch mit Wahrheit sagen kann, daß ohne Glauben daran doch daran geglaubt wird, weil der Sinn alle Handlungen an einen Willen knüpft, und auch bei der jetzt willenlosen Handlung doch in seinem Gefühl wenigstens den Willen vorausdatirt, hat in einer schön erfundenen Erzählung viel Reiz, und wenn nicht gleich auf gut serapiontisch bunter Hokuspokus eingemischt wird, gewährt dergleichen eine angenehme Unterhaltung. Auch ist vorliegende Erzählung durch die mit jenem Zufall in Verbindung gebrachten andern Umstände und durch gehöriges Maaß wirklich angenehm zu lesen, wenn auch der Ausgang ein poetischer Gewaltstreich ist. Man kann von diesem Geschichtchen sagen: „Es bleibt unbegreiflich, wie sich das begeben konnte, was sich wirklich begab, und das ist genug, um eine lebhafte Einbildungskraft zu allerlei geheimnißvollen und abenteuerlichen Hypothesen zu entzünden.

Vierter Theil. I. Signor Formica. Novelle. Salvator Rosa, der gut dargestellt wird, hilft dem jungen Maler Antonio, den alten Gecken Pasquale Capuzzi, der seine schöne Nichte Marianna selbst heirathen will, um dieselbe prellen. Alles jedoch soll hier in Umgebung und Ausführung ungewöhnlich und piquant seyn, wodurch manches Unnütze, Groteske angebracht ist. Ein verschnittener Zwerg, Patichinaccio, steht in greller Widerlichkeit dem lächerlich gezeichneten Capuzzi zur Seite und schwächt, da er ganz

unnütz und überflüssig ist, die Wirkung, die dieser hervorbringt. Eben so ist der Pyramidendoctor zwecklos und verpfuscht. Daß Salvator Rosa als Signor Formica auf einem kleinen Budentheater erscheint, wo Persönlichkeiten der römischen Bevölkerung die Würze sind, und, den Capuzzi lächerlich machend, auf diese Weise dem Antonio die Geliebte verschafft, so wie späterhin auf ähnliche Weise erhält, ist über die gewöhnlichen Novellenintriguen und liest sich angenehm. Hübsch war es von dem sonst bei Künstlern unerbittlichen Dichter, daß er diesmal, gerührt von der Liebe des jungen Malers, ihm gütigen Dispens ertheilte zur Heirath der holden Marianna, die auch fröhlich und glücklich gedeiht und den Maler in seiner Kunst nicht irre macht.

II. Erscheinungen. Ein sinnloses Nichts. Graf Lobau macht in Dresden einen Ausfall, aber der Feind ist schon benachrichtigt. Das wird nun hier, als auf seltsamliche Weise geschehen, angedeutet. Bei dem Marsch der Truppen über die Elbbrücke sitzt da nämlich ein Alter bettelnd, verwundersamlich mit dem Haupte nickend, über den Strom murmelnd und wimmernd. Hernach spricht es russisch aus dem Strom und ein Mädchen steigt daraus herauf, Agafia von dem Alten genannt, welches aber das Bauermädchen Dorothea, Pachterstochter aus Sachsen, war, dienend in einem dresdner Haus. Sie ist ganz stupid, aber gewiß nicht so sehr, als die Erzählung von ihr; denn Alberneres kann wohl nicht erdacht werden, als allerlei Gestalten um nichts in ein wunderliches Zwielicht zu stellen und mit allerlei Lappen zu behängen, um in dem Leser eine Art Erwartung rege zu machen, die sich auf nichts gründet und keine Befriedigung findet.

III. Der Zusammenhang der Dinge. Euchar ficht in Spanien, befreit ein Mädchen, das nachher mit dem verbannten Vater nach Deutschland kommt und ihn mit Musik und Tanz, die sie überall aufführt, ernährt. Hier sieht sie Euchar wieder und heirathet sie. Diese einfache, ordinaire Geschichte ist aber hier lebhaft und ohne die gewöhnliche serapiontische Seltsamthuerei erzählt, und so läßt sich diese Novelle einmal mit Vergnügen lesen; denn zum Wiederholen sind freilich Erzählungen der Art nicht, wo nur die Verwickelung der Umstände unterhaltend ist, mit deren Bekanntschaft das Interesse an dem Geschichtchen verschwindet.

IV. Die schon oben berührte Vampyrgeschichte. Hier vergaß der Dichter, daß sein Vorbild, Tieck, sagt: „Wir sollen weder den moralischen noch physischen Ekel in uns zu vernichten streben." Aber freilich haben die Serapiontiker ästhetische Truthahnsmägen, die alles verdauen und aus allem Nahrung zu ziehen wissen, und sie finden darum auch diese Erzählung noch leidlich, indem sie sich äußern: „Alles darin ist scheuslich interessant und mit

Asa foetida so überreichlich gewürzt, daß ein überreizter Gaumen, dem alle gesunde, natürliche Kost nicht mehr mundet, sich daran sehr erlustiren mag. — Und doch ist manches verschleiert, über manches hinweggeschlüpft, daß es nur eine vorübergehende, schreckhaft schauerliche Ahnung erregt, wofür wir ihm dankbar seyn wollen. Die Geschichte stand wirklich in einem alten Buche, und wiewohl es garstiges Zeug ist, muß man doch gestehen, daß bei der Erzählung so ziemlich an den Schutzpatron, den heiligen Serapion, gedacht worden, und daß manches, wenigstens der Schluß, flüchtige Schauer erregt hat. Wir wurden alle ein wenig blaß, am mehresten aber der Erzähler selbst." Dieser hätte wenigstens lieber erröthen sollen, wozu er mehr Grund hatte, als zum Blaßwerden.

V. Die Königsbraut. Dapsul von Zabelthau treibt Astrologie, und seine Tochter Aennchen findet das höchste Behagen am Gemüsgarten und hat nichts wider des Studenten Amandus von Nebelstern Liebe einzuwenden, die derselbe auf der Universität zu Gedichten benutzt, die das gute Aennchen in Erstaunen setzen, den Leser aber weniger, der schon ähnliche genug in poetischen Almanachen und Gedichtesammlungen kennt, die sich aber freilich in den Gemüsegarten Aennchens nicht verirren. Dahin kommt dagegen der Carottenkönig Corduanspitz oder Daucus Carota, der sie endlich durch das Königthum zur Gegenliebe bringt und den Amandus zum Hofpoeten macht, der aber durch ein Lied den edlen Carota wieder in das Möhrenland schlüpfen macht und Aennchen, nachdem sie in dem herrlichen Gemüslande geherrscht, zum Weibe nimmt. Man kann dem Dichter wohl zugeben, „daß, wenn die Erfindung des Mährchens auch nicht eben besonders zu rühmen, doch das Ganze sich nicht sowohl im wahrhaft Humoristischen, als im Drolligen rein erhalte ohne fremdartige Beimischung und eben daher ergötzlich zu nennen sey." Allerdings ist es ergötzlich, zu sehen, wie dem guten Landfräulein im geliebten Gemüsgarten, mitten in ihrer behaglichen Prosa, ein Mohrrübenfeld aufsteht und seltsam neckend ins Leben tritt, als liege sie im Fieberwahnsinn und phantasire über ihre Gartenbeete, die ihr im Traume lebendig geworden sind. Höhern Anspruch, als den neckender Ergötzlichkeit, kann freilich ein Schwank dieser Art nicht machen, und wenn der Erzähler sagt, er sey an der Tafel aufgefordert worden von einer Dame, die einen Ring am Finger gehabt, der einmal, an einer Mohrrübe sitzend, aus der Erde sey gezogen worden, über diesen Ring ein Mährchen zu erfinden, so muß man gestehen, daß er sich seiner Aufgabe nicht anmuthiger entledigen konnte.

Höher und glänzender, als in diesen Erzählungen, bewährte sich das Talent unsers Dichters in den Elixiren des Teufels,

nachgelassenen Papieren des Bruders Medardus, eines Capuziners. In keinem seiner Werke hat der Dichter diese Reinheit der Sprache und das Ergreifende der Situationen wieder zu erreichen vermocht, und in allen seinen auf Effect berechneten Erzählungen findet sich nichts, was an das Erschütternde in dieser Dichtung reicht. Medardus, aus einem Geschlechte entsprungen, das, vom Heiligen abgefallen, in glühender Lust sich der Sünde hingab und Verbrechen auf Verbrechen häufte, soll, sich dem Himmel weihend, den Cyclus schließen und den Stamm sühnen. Aber in seinen Adern wallt mit heißem Brande die Erbsünde und brennt fieberhaft in seinem Haupte. „Wie, wenn die Natur die Regel des körperlichen Organism auch im Geistigen befolgte, daß gleicher Keim nur Gleiches zu gebären vermag? Wenn Neigung und Wollen, wie die Kraft, die, im Kern verschlossen, des hervorschießenden Baums Blätter wieder grün färbt, sich fortpflanzt von Vätern zu Vätern, alle Willkür aufhebend? Es gibt Familien von Mördern, von Räubern. Das wäre die Erbsünde, des frevelhaften Geschlechts ewiger, durch kein Sühnopfer vertilgbarer Fluch. Doch der ewige Geist schuf einen Riesen, der jenes blinde Thier, das in uns wüthet, zu bändigen und in Fesseln zu schlagen vermag. Bewußtseyn heißt dieser Riese, aus dessen Kampf mit dem Thiere sich die Spontaneität erzeugt. Des Riesen Sieg ist die Tugend, der Sieg des Thieres die Sünde." Medardus ist in den Kampf getreten, aber der Trank der Hölle ist zu berauschend und der wildeste Schwindel reißt ihn fort, und schwer wird ihm der Sieg, und „wer hat dieses oder jenes der höllischen Getränke des Bösen nicht einmal schmackhaft gefunden? Aber das ist der Wille des Himmels, daß der Mensch der bösen Wirkung des augenblicklichen Leichtsinns sich bewußt werde und aus diesem klaren Bewußtseyn die Kraft schöpfe, ihr zu widerstehen. Darin offenbart sich die Macht des Herrn, daß, so wie das Leben der Natur durch das Gift, das sittlich gute Princip in ihr erst durch das Böse bedingt wird." Mit irdischer Liebe im Herzen, wird Medardus Mönch und predigend gewinnt er Beifall; aber unter den Reliquien sind zwei Flaschen Elixire, die einst der Versucher dem heiligen Antonius in der Einsamkeit hingestellt hatte, und aus ihnen trinkt Medardus Kraft, jedoch die Kraft der Hölle. Seine Reden sind nun glänzender, als je, aber es fehlt ihnen die Frömmigkeit des Herzens. Ergreifend ist die Scene, als er in einer heiligen Rede in Wahnsinn ausbricht, sich für den heiligen Antonius haltend. Von der Krisis hergestellt, mag er flehen um Ruhe, wie er will, sie wird ihm nicht zu Theil; das Elixir der Erdenlust glüht übermächtig in seinen Adern und erfüllt ihn mit der Qual der Hölle, sein Mark verzehrend, wie das giftige Centaurgewand des Herkules. Nach Rom gesandt in Klostergeschäften, stürzt er sich in das

Leben, und gleich der Eintritt ist spannend. Diese Spannung zu erhalten, oft bis zum erhabenen Grauen zu steigern, hat der Dichter wohl verstanden, und zwar auf eine sehr natürliche Weise, und so selbst dargethan, wie wenig es nöthig sey, Spuk zu citiren, um das Gemüth zu erschüttern und in grauenhafte Spannung zu versetzen. Sein ihm unbekannter Zwillingsbruder, Graf Victorin, begegnet ihm, sitzend an einem Abhange, in welchen er durch Medardus stürzt, der dann, für denselben gehalten, in seine Rolle tritt und in die Arme der Wollust eilt, die des Grafen warteten. Auf dem Schlosse, wohin er gekommen und als verkappter Graf Victorin mit der Gebieterin des Hauses in sündigem Umgange lebt, findet er die Stieftochter derselben, Aurelie, gleichend dem Bilde der heiligen Rosalie in seiner Kirche, und eine glühende Liebe zu ihr erfaßt ihn. Auch sie hatte ihn schon in dem Beichtstuhl seiner Kirche besucht, heftig in ihn selber entbrannt, und ihm ihre Liebe gestanden und Absolution dieser frevelhaften Neigung begehrt. Nach ihrer Minne ringend, benutzt er die geistlichen Uebungen dazu, sie zu entflammen, und neben ihr kniend, strebt er die herrliche Blume zu vergiften. Ihr Bruder tritt, als er einst in ihre Kammer eilt, dazwischen; Medardus ermordet ihn und flieht. In der Residenz kommt er an den Hof; Aurelie erscheint, und wie er in der Versammlung gleichsam unwillkürlich lacht, erkennt sie ihn deutlich an diesem teuflischen Tone, und das Gefängniß nimmt ihn auf. Aber nun erscheint sein Doppelgänger, der von dem Sturze wahnsinnig gewordene Victorin, hat die von Medardus im Walde abgelegte Kleidung und hält sich für diesen. Medardus wird frei und der Doppelgänger soll für ihn büßen. Im Begriff, Aurelien zu heirathen, und neben der geschmückten Braut stehend, sieht er Victorin zum Gericht geführt. Wahnsinn ergreift ihn, er zückt den Dolch nach Aurelien und flieht. Vom Wahnsinne genesend, findet er sich wieder unfern Rom und ist so am Orte seiner Klosterbestimmung bald angekommen. Hier entdeckt sich ihm sein frevelhaftes Geschlecht; Aurelie ist ihm verwandt und das Bild der heiligen Rosalie von dem sündigen Ahnherrn gemalt. Er kehrt zurück; Aurelie soll eben eingekleidet werden. Er sieht die Geliebte der Welt entsagen, aber der wahnsinnige Victorin erscheint in dem Augenblicke und ermordet sie. Medardus lebt nun und stirbt als Mönch. — Diese Skizze der Geschichte hat der Dichter aber so lebendig auszumalen verstanden, daß alle Theile durch das rascheste Leben ergreifen und den Leser in der höchsten Spannung hinreißen. Der ganze Boden dieser Geschichte ist schwanger von dem sündigen Feuer von Medardus Geschlecht, und wie brennende Naphthaquellen bricht es überall hervor, mit glühendem Odem anschauernd, und das Elixir des Teufels umzieht mit einem südlichen, aber sündig-üppigen

Duft das ganze Werk. Selbst unter den grotesken Figuren unsers Dichters reicht keine an den hier so trefflich gezeichneten Peter Schönfeld, der sich Pietro Belcampo nennt. Gescheidt von Natur, machte ihn der Haarkräuslerhochmuth zum Narren, der aber mit der Narrheit über seine Haarkünste einen scharfen Blick in vielen Dingen und eine ungemeine Einsicht in das Wesen der Menschen verbindet. „Sein Licht ist in dem Dampfe der Narrheit verlöscht, in die sich in seinem Innern die Ironie des Lebens umgestaltet;" so sagt in diesem Buche ein geistlicher Herr von ihm; er irrt sich aber, denn sein Licht brennt fort, steht aber am unrechten Orte und erhellt andre Gegenden, als die es sollte nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge. In den Reden über seine Haarkünste herrscht so viel Ergötzliches, ein solches Ineinanderschmelzen von scharfem Verstand und der lächerlichsten Verrücktheit, daß Pietro Belcampo sich rühmen darf, unter die ersten und angenehmsten Narren, die es je gegeben hat, zu gehören. Er ist wohl, genau betrachtet, von allgemeinerer Natur, als es wegen der komischen Uebertreibung auf den ersten Blick scheinen mag; denn ihn hat die Eitelkeit verrückt gemacht, die zwischen seinem angebornen Verstande und seiner äußern Lage, deren Druck er nicht entfliehen konnte, die ihm durchaus, als zu niedrig, nicht genügte, eine Kuppelei geschlossen, deren Frucht die Narrheit ist, wie es unter glimpflicherem Scheine so oft der Fall in der Welt ist. Doch ist auch Pietro Belcampo keinesweges ein allgemeiner oder wahrer Charakter, sondern streift nur wie im Vorbeigehen daran, da unser Dichter durchaus nicht vermocht hat (oder vielleicht auch nicht gewollt hat), irgend einen Charakter geradezu oder in der Parodie zu zeichnen, sondern die Menschen in seinen Landschaften des Wunderbaren, Wunderlichen und Seltsamen nur als Staffage gebraucht hat. Zwar sieht er selbst recht gut ein: „es gehöre ein eigner Sinn, ein durchdringender Blick dazu, die Gestalten des Lebens in ihrer tiefern Eigenthümlichkeit zu erschauen, und auch mit dem Erschauen sey es noch nicht gethan. Alle die aufgefaßten Bilder, wie sie in ewigem, buntem Wechsel sich ihm zeigten, bringt der Geist, der in dem wahren Dichter wohnt, erst auf die Capelle, und, wie aus dem Niederschlag des chemischen Processes, gehen als Substrat die Gestalten hervor, die der Welt, dem Leben in seiner ganzen Extension angehören. Dies sind die wunderbaren Personen, die ohne Rücksicht auf Ort, Zeit ein jeder kennt, mit denen ein jeder befreundet ist, die fort und fort unter uns lebendig sind, z. B. Sancho Pansa, Fallstaff u. a. m." Den Wahnsinn, als einen abnormen Zustand, grell in seinen Erscheinungen, zieht unser Dichter, wo es angeht, gern in seine Darstellungen. Er meint, „daß einiger Wahnsinn, einige Narrheit so tief in der menschlichen Natur bedingt ist, daß man diese gar nicht

besser erkennen kann, als durch sorgfältiges Studium der Wahnsinnigen und Narren, die wir gar nicht in den Tollhäusern aufsuchen dürfen, sondern die uns täglich in den Weg laufen, ja am besten durch das Studium unsers eignen Ichs, in dem jener Niederschlag aus dem chemischen Proceß des Lebens genugsam vorhanden." In dieser Ansicht werden offenbar Wahn und Wahnsinn vermischt, da der chemische Proceß des Lebens eigentlich keinen Wahnsinn erzeugt, der nicht in der verkehrten Meinung selbst besteht, sondern in dem Mangel der Fähigkeit, die sinnlichen Werkzeuge des Denkens auf die menschlich naturgemäße Weise zu gebrauchen, und die Wahrnehmungen vollständig zu erkennen. Irgend ein kranker Zustand der Nerven, deren sich die Seele bedient, muß daher stattfinden, wenn Wahnsinn da ist; denn ein kranker Zustand der Seele selbst könnte nur angenommen werden, wenn sich darthun ließe, wie derselbe möglich sey; was schwerlich je geschehen dürfte, da die Sache absolut undenkbar ist, wenn natürlich die Seele für sich seyend angenommen wird, und nicht als bloßer Ausdruck, die Art, wie die Materie existirt, zu bezeichnen. Unser Dichter täuscht sich demnach, wenn er den Verkehr mit Wahnsinnigen sehr belehrend über das Wesen des Geistes glaubt und sagt: „Immer glaubt' ich, daß die Natur gerade beim Abnormen Blicke vergönne in ihre schauerlichste Tiefe, und in der That, selbst in dem Grauen, das mich oft bei jenem seltsamen Verkehr befing, gingen mir Ahnungen und Bilder auf, die meinen Geist zu besonderem Aufschwung stärkten und belebten." Denn, wo der Geist, weil die Werkzeuge, die zu seiner vollkommenen Offenbarung gehören, schadhaft sind, in befangenem Zustande ist, bekommen die Aeußerungen desselben, wegen der Abweichung von dem Gewöhnlichen, ein seltsames Ansehen und werden dadurch für uns, weil uns jeder menschliche Zustand durch natürliches Mitgefühl in den unmittelbarsten Anspruch nimmt, sehr erregend, je nachdem die Aeußerungen sind, schreckhaft und tief erschütternd. Damit aber wird uns keineswegs ein tiefer Blick in das Innere vergönnt, der weit mehr stattfinden kann, wo die Seele in ihrer vollen Kraft ist, so wie denn überhaupt niemals etwas Beschädigtes oder Krüppelhaftes, mag es auch das groteskeste und seltsamste Aussehen haben, eine solche Einsicht in die Wesenheit der Natur, wozu es gehört, vergönnt, als das Vollkommene derselben Gattung. Ueberhaupt hat die äußere Erscheinung unsern Dichter oft zu weit fortgerissen in seinen Ansichten, so daß ihm manchmal die gehörige Würdigung derselben fehlt, was oft eine Anwendung über die gebührenden Grenzen hinaus mit sich führte. Wahnsinn kann in der Poesie nur eine bedeutende Stelle einnehmen, wenn ihm Gefühle, die der Poesie sich eignen, vorhergehen, oder wenn seine Wirkungen auf das Gefühl und Seyn Andrer poe-

tische Momente erzeugt, an und für sich nicht, da seine Schauerseite keine poetische, sondern blos pathologische ist.

Ueber dem Ergreifenden und immer mit stärkern Schlägen Erschütternden der Elixire übersieht man gern, daß das Legendenartige derselben mit der Zeit, in der die Geschichte sich begibt, contrastirt. Denn eine sehr neue Zeit hat der Dichter in der ganzen Umgebung ausgedrückt, in der Hof und Residenz sehr weimarisirt sind, und doch ist zumal der Schluß ganz eine Legende. Der Ahnherr des Geschlechts von Medardus, der immer, bis er durch diesen entsühnt ist, auf Erden wandelt als Revenant; der Rosengeruch, als Medardus stirbt, erinnernd an die heilige Rosalie, deren Bild der Ahnherr gemalt und welches Aurelien glich, müßten in frühere Zeit versetzt werden, wo sie, im Glauben gegründet, diesen abspiegelnd, eine historische Wahrheit hätten, die wegen des poetischen Gehalts sich zur Dichtkunst eignet. In neue Zeit versetzt, wirkt es störend: denn was dahin ist, ist dahin und läßt sich nicht wieder erzwingen. Unser Dichter sucht nach Vertheidigung und sagt: „Die Wunder sind geblieben; denn wenn wir selbst das Wunderbarste, von dem wir täglich umgeben, deshalb nicht mehr so nennen wollen, weil wir einer Reihe von Erscheinungen die Regel der cyclischen Wiederkehr abgelauert haben, so fährt doch oft durch jenen Kreis ein Phänomen, das alle unsre Klugheit zu Schanden macht, und an das wir, weil wir es nicht zu erfassen vermögen, in stumpfsinniger Verstocktheit nicht glauben. Hartnäckig leugnen wir dem innern Auge deshalb die Erscheinung ab, weil sie zu durchsichtig war, um sich auf der rauhen Fläche des äußern Auges abzuspiegeln." Dies ist eine leere Tirade und es paßt hierauf, was der Dichter selbst anderswo sagt: „Was die Leute nicht verstehen und handhaben können, das soll gleich was Uebermenschliches seyn, was dem Himmel angehört oder der Hölle." Wunderbar ist das Dunkel, in das sich alles Daseyn verliert, dies aber ist in seiner Erscheinung der festen Regel unterworfen, und darum muß seine Erkenntniß dahin führen, den Phänomenen nicht eine neue, wunderbare Existenz zu gestatten, sondern sie auf die Regel alles Daseyns zurückzuführen, solange, bis ein triftiger Grund sich findet, der dies unstatthaft macht, was bis jetzt noch nicht geschehen, da der bloße, wenn auch noch so sehnliche Wunsch darnach dies nicht bewirken kann. Was auch die begünstigten Sonntagskinder reden mögen, alles dahin Einschlagende ist eine Mystification, die noch nie die Beleuchtung in der That ausgehalten und darum sich nicht geltend machen kann. Niemand kann hierin wegen besonderer Kraft besondern Glauben fordern: denn es gibt keine Seelenkraft, die nicht allgemein wäre, und sie ist nur durch mehrere oder mindere Aeußerung und Stärke verschieden, ohne was die Seelenkraft sich

den Andern nicht in ihren Aeußerungen verständlich machen könnte, was ja von dem Verstehenden den ähnlichen Sinn voraussetzt. Es ist daher auch mehr poetische Floskel, als eigentliche Wahrheit, wenn unser Dichter sagt: „Glaubst du denn nicht, daß das Erkennen, das beinahe noch schönere Ahnen der Wunder unsers Lebens manchem verliehen ist, wie ein besonderer Sinn? Um nur gleich aus der dunkeln Region, in die wir uns verlieren könnten, heraufzuspringen in den heitern Augenblick, werf' ich das scurrile Gleichniß hin, daß Menschen, denen die Sehergabe, das Wunderbare zu schauen, verliehen, mir wohl wie die Fledermäuse bedünken wollen, an denen der gelehrte Anatom Spalanzani einen vortrefflichen sechsten Sinn entdeckte, der, als schalkhafter Stellvertreter, nicht allein alles, sondern viel mehr ausrichtet, als alle übrigen Sinne zusammengenommen. — Jener sechste Sinn vermag an jeder Erscheinung, sey es Person, That oder Begebenheit, sogleich dasjenige Excentrische zu schauen, zu dem wir in unserm gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden und es daher wunderbar nennen." Einen sechsten Sinn hat kein Sonntagskind, sondern höchstens, außer den fünf Sinnen, einigen Unsinn, mit dem es, wie die Fledermäuse in der Dämmerung, sich herumtreibt. — Anders verhält es sich mit dem Wunderbaren oder auch Legendenartigen, wie die Elixire des Teufels sind, mit denen er den heiligen Antonius versucht, und die nun den Medardus mit Höllengluth erfüllen. Dergleichen ist immer ein hoher allegorischer Schmuck der Poesie; denn es erscheint nur als der bildliche, poetische Ausdruck des Natürlichen, der die Phantasie kräftig anregt, ohne ein Widerstreben in dem unmittelbaren Gefühl zu finden, das durch Verstandesgründe von so schwacher Art, als die angeführten des Dichters sind, sich nicht beschwichtigen läßt. Noch weniger vermag das weder im unmittelbaren Gefühl, noch in der wirklichen Anschauung des Lebens Gegründete sichern Halt zu gewinnen durch Phrasen, wie folgende: „Hält man sich nur an das Resultat irgend eines Ereignisses, das sich wirklich begeben, so ist dies Resultat der gräßlichste Spuk, den es geben kann." — „Nichts ist so toll und wunderlich zu ersinnen, als was sich von selbst im Leben darbietet." Dergleichen Redensarten beweisen nichts, da erst von irgend einem Ereigniß mit Sicherheit die Abweichung von dem unveränderlichen Gesetz, das jede Erscheinung, alles Leben befolgt, nachgewiesen werden muß, um dem Wunderlichen zum Stützpuncte zu dienen; denn wunderlich muß man die kleine Welt der Hokuspokus nennen, im Gegensatz des Wunderbaren der Schöpfung und des Lebens. Unser Dichter sagt: „Wunderlich sind alle Aeußerungen der Erkenntniß und des Begehrens, die sich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen lassen; wunderbar aber, was man für unmöglich, für unbegreiflich hält; was die bekannten Kräfte

der Natur zu übersteigen, oder, wie ich hinzufüge, ihrem gewöhnlichen Gange entgegen zu seyn scheint. Gewiß ist es, daß das anscheinend Wunderliche aus dem Wunderbaren sproßt, und daß wir nur oft den wunderbaren Stamm nicht sehen, aus dem die wunderlichen Zweige mit Blättern und Blüthen hervorsprossen." Allein diese Abtheilung ist grundlos, denn nur der Sprachgebrauch bezeichnet den in den Worten selbst nicht gegründeten Unterschied zwischen beiden, und gibt den Namen des Wunderlichen dem Unbegreiflichen niedrer Gattung, den des Wunderbaren aber dem Höhern und Feierlichen. So lange jener Beweis von Abweichung nicht geführt wird, kann die Dichtung nicht etwas Unglaubliches im Ernste und ohne alle Allegorie beliebig setzen und in das Leben eintreten lassen. Mögen auch die Serapionsbrüder darüber einig seyn, daß die wirklichen Erscheinungen im Leben oft viel wunderbarer sich gestalten, als alles, was die regste Phantasie zu erfinden trachtet, so ist es z. B. doch für uns widernatürlich und ohne wahre poetische Wirkung, wenn man uns Legenden im Leben dichtet, deren Zeit vorüber ist, und welche die Dichtung darum nur in ihrer Zeit darstellen darf. Daß unser Dichter eines festen Begriffs des Wunderbaren und seiner Anwendung ermangelte, hat ihn zu manchem Vergeblichen geführt, da er es einmal zu seiner Aufgabe gemacht, das Phantastische mit dem wirklichen Leben aufs innigste zu verbinden, indem er vor nichts solchen Abscheu äußert, als vor jener gesetzten, kaltblütigen Philisterei. Darum glaubte er, er müsse wohl bewandert seyn in allen möglichen Zauber- und Hexengeschichten und andern Teufeleien, ja sich selbst etwas weniges auf das Zaubern und Hexen verstehen, da solches zu manchem Dichten und Trachten nützlich sey. Hätte der Dichter das Legendenhafte in der Anlage seines Werks etwas weniger hervortreten lassen, so würde der Genuß unstreitig höher seyn, der aber auch so durch die ungemein kraftvolle Darstellung so vieler an und für sich natürlicher und dabei doch wie mit magischer Gewalt überraschender und erschütternder Situationen groß ist.

Klein Zaches, genannt Zinnober, strebt in scharfem Gegensatz mit der poetischen Welt und dem höhern geistigen Leben, die Alltagswelt und ihr thörichtes Treiben darzustellen. Die Darstellung selbst spielt frei im Grotesken, Feenhaften und Phantastischen, deren flüchtige Strahlen oft zu humoristischen Gebilden aufschießen. Es ist zwar der Boden der gewöhnlichen Welt, auf dem wir in diesem Mährchen wandeln, aber wie verzaubert nimmt plötzlich alles eine andre Gestalt an und neckt den Leser mit seltsamer Gaukelei, wie der verkörperte, bunte Traum, und zieht sich eben so plötzlich wieder in seine natürliche Gestalt zurück. Es ist das Phantastische, das zum Theil aus dem abenteuerlichen Schwunge einzelner Cha-

raktere, zum Theil aus dem bizarren Spiel des Zufalls entsteht, und das keck in die Alltagswelt hineinfährt und alles zu oberst und unterst dreht. Klein Zaches, der an Geist und Körper gänzlich verkrüppelte Sohn sehr armer Aeltern, erhält von der Fee Rosabelverde, die sich trotz aller Aufklärung im Lande noch ein Plätzchen zu erhalten wußte, durch das Kämmen mit einem goldenen Kamme den Zauber, daß alles, was in seiner Gegenwart irgend ein andrer Vortreffliches denkt, spricht oder thut, auf seine Rechnung kommen, ja daß er in der Gesellschaft wohlgebildeter, verständiger, geistreicher Personen auch für wohlgebildet, verständig und geistreich geachtet werden und überhaupt allemal für den vollkommensten der Gattung, mit der er im Conflict, gelten muß. Wie dem guten Peter Schlemihl der Mangel des Schattens durch keine Vortrefflichkeit aufgewogen werden konnte, so überwiegt bei Zaches der Zauber einiger goldnen Haare, obgleich eben so unbedeutend, alles, was es Edles gibt, und so feenhaft es aussieht, ist es doch der gewöhnliche Philistergang des Lebens, daß von unbedeutender Kleinigkeit und vorzüglich vom geschickten Aneignen des Fremden die Menge bethört wird. Zaches kommt auf die Universität, und ihm tritt gegenüber der Student Balthasar, ein Jüngling, der Sehnsucht und Liebe im reinen Herzen trägt, in dessen Innerm noch jene herrlichen Accorde wiederhallen, die dem fernen Lande voll göttlicher Wunder angehören Ein echter Dichter, trägt er die göttliche Musik seines Herzens in die Wälder und lebt dort im Zauberlande der Phantasie; aber Schwermuth wölkt seine Stirn, denn die herrliche Candida liebend, die Tochter des Mosch Terpin, des Professors der Naturkunde, besucht der schüchterne Jüngling die Vorlesungen des Mannes, wo ihn die Naturanatomie quält, aber er weiß sonst der Geliebten nicht zu nahen. Bei Mosch Terpin in Gesellschaft, sieht er, wie Zaches alle bezaubert und selbst der theuern Candida angenehm wird und sie, wie in unauflöslichen Banden, fest umstrickt. Schnell beim Fürsten Basanuph sich zum ersten Minister aufschwingend, steht Zaches im Begriff, die schöne Candida zu heirathen, aber da wird dem Jüngling Rettung durch Prosper Alpanus, den auf einem Landhause wohnenden Doctor, einen zweiten Archivar Lindhorst, der bei der allgemeinen Aufklärung sich hinter das Schild eines Doctors zurückgezogen hat, eigentlich aber ein wunderbarer Zauberer ist, hausend in seiner wundersamen Zauberburg, dem herrlichen Landhause der Natur und der romantischen Traumwelt. Er belehrt den geliebten Dichterjüngling Balthasar über die Eigenschaft einiger Haare des Zaches und wie er, sie ihm ausreißend, den Zauber zerstören werde. Aber den Freund und Begleiter Balthasars, den prosaischen, ungläubigen Fabian, berührt er, und siehe, als derselbe in die Stadt zurückkehrt, erlebt der Zweifler an allen

Wundern das schreckliche Wunder an sich, daß ihm die Rockschöße ins Ungeheure wachsen, die Aermel aber ganz einschrumpfen. Keine Kunst der Schneider kann helfen, und der Rock sey von welchem Stoff er wolle, an Fabians Leibe ist er verzaubert, bis Prosper Alpanus, als jener, bis zur Siechheit geängstet, darniederliegt, den Zauber löst. Balthasar führt am Verlobungstage den Angriff auf Zaches aus, und nach dem Verlust des Haares steht er in seiner Blöße da, und alle erkennen den Elenden. Verfolgt nach Haus eilend, stürzt er sich in der Angst in eine Flasche und ertrinkt, worauf aber Rosabelverde ihm im Tode mit dem Feenkamm wieder die erlogene Schönheit gibt. Sie hatte es freilich mit dem armen Zaches, diesem Stiefkinde der Natur, sehr gut gemeint, aber sie sieht selbst ein, daß es wohl Thorheit seyn mochte, daß sie glaubte, die äußere schöne Gabe, womit sie ihn beschenkt, würde hineinstrahlen in sein Inneres und eine Stimme wecken, die ihm sagen müßte: du bist nicht der, für den man dich hält, aber strebe, so viel an dir ist, der Meinung, die man von dir hat, zu entsprechen. Trotz all dem ist das Ende beleidigend für das Gefühl und stört die volle Wirkung des Mährchens. Ein von der Natur geistig und leiblich so stiefmütterlich bedachter Mensch erregt unser Mitleid, und seine bloße Dummheit, die seiner Anmaßung zum Grunde liegt, kann dies nicht aufheben. Der bizarre Zufall des Aeußerlichen hebt ihn auf eine hohe Stufe; daß er dies aber mit dem Tode büßen muß, ist zu hart und vermehrt das Mitleid, welches jedoch von dem Mährchen keineswegs an dieser Stelle bezweckt wird und nicht bezweckt werden konnte, weil es keine Befriedigung findet. Der Dichter, welcher Menschen schildert, kann es durch keine Schilderung dahin bringen, daß das natürliche Gefühl der Liebe oder des Hasses gegen dieselben in dem Leser verstumme; denn es kommt unmittelbar aus dem Herzen und ist mächtiger, als alle Phantasie, weil alles Menschliche von dem Menschen immer auf ihn selbst bezogen wird und jeder sich in dem andern erblickt. Doch bleibt trotz des etwas beleidigenden Schlusses Klein Zaches immerhin ein wahrhaft anmuthiges Mährchen, in dem die Prosa der poetischen Welt mit genialer Laune zum Spiel gegeben ist, und selbst der phantastische Schnörkel von Fabians Rock ist von der ergötzlichsten Art. Denn weil die Situation des armen prosaischen Teufels so überaus lächerlich, und in dem Wesen doch nur eine unschuldige Züchtigung für seinen trocknen Unglauben ist, so ersetzt die lächerliche Anschauung die Wahrheit, und man zweifelt nicht an einem Zauber, der so spaßhaft wirkt. Das Bemühen, Klein Zaches so grotesk darzustellen, als es sich thun ließ, kann wenig Wirkung hervorbringen, da es durchaus nur das Aeußerliche betrifft und in den bizarren Zufällen besteht. Soll die äußere Er-

scheinung des Menschen auf irgend eine seltsame, grelle Weise wirken, so muß das Sonderbare an ihm als bloßer Abdruck geistiger Anlagen und Kräfte sich darthun, weil es sonst beziehungslos, todt bleibt. Bei der absoluten Dummheit, die der Dichter Klein Zaches zugetheilt, wird darum sein groteskes Aussehen erst etwas, doch nicht viel gehoben durch die Bethörung der Menschen und ihre Verblendung gegen einen so in jeder Hinsicht unbedeutenden, selbst abschreckenden Gegenstand. Der Dichter sagt von seinem Mährchen in der Vorrede zur Prinzessin Brambilla: „Das Mährchen Klein Zaches, genannt Zinnober, enthält nichts weiter, als die lose, lockere Ausführung einer scherzhaften Idee. Nicht wenig erstaunte indessen der Autor, als er auf eine Recension stieß, in der dieser zu augenblicklicher Belustigung ohne allen weitern Anspruch leicht hingeworfene Scherz mit ernsthafter, wichtiger Miene zergliedert und sorgfältig jeder Quelle erwähnt wurde, aus der der Autor geschöpft haben sollte." Dem Schreiber dieser wenigen Blätter über Hoffmann, der zwar Recensionen mitunter schreibt, dagegen selten eine liest, ist jene Zergliederung des Klein Zaches unbekannt, und er vermag daher nicht zu beurtheilen, welche Ideen dieselbe in diesem Mährchen finden wollte. Die oben angegebene von dem Einschreiten der poetischen Welt in die Prosa und ihr Necken derselben tritt jedoch so deutlich hervor, daß, wollte auch der Dichter sie etwa nicht ausdrücken, sondern blos spielen mit phantastischen Gebilden, sie dennoch nicht minder wahr wäre. Denn bei Gebilden kommt es nicht allein auf das Wollen dessen, der sie schuf, sondern noch weit mehr darauf an, zu was unter seinen Händen sich das Bild gestaltet hat; und wie nicht jedesmal eine Physiognomie des Malers Willen nachkommt, sondern wohl mitunter einen andern Ausdruck annimmt, so geht es vielleicht auch manchem Mährchenschreiber.

Die Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Jakob Callot, wird von dem Dichter mit folgender Einleitung begleitet, die auf die eben angeführte Stelle über Klein Zaches folgt: „Um nun jedem Mißverständniß vorzubeugen, erklärt der Herausgeber dieser Blätter im voraus, daß eben so wenig, wie Klein Zaches, die Prinzessin Brambilla ein Buch ist für Leute, die alles gern ernst und wichtig nehmen. Dem geneigten Leser, der etwa willig und geneigt seyn sollte, auf einige Stunden dem Ernste zu entsagen und sich dem kecken, launischen Spiel eines vielleicht manchmal zu frechen Spukgeistes zu überlassen, bittet aber der Herausgeber demüthiglich, doch ja die Basis des Ganzen, nämlich Callot's phantastisch karikirte Blätter, nicht aus dem Auge zu verlieren und auch daran zu denken, was der Musiker von einem Capriccio verlangen mag. Wagt es der Herausgeber, an jenen Aus-

spruch Carlo Gozzi's (in der Vorrede zum Re de' geni) zu erinnern, nach welchem ein ganzes Arsenal von Ungereimtheiten und Spukereien zu schaffen, die es erst durch den tiefen Grund, durch die aus irgend einer philosophischen Ansicht des Lebens geschöpfte Hauptidee erhält, so möge das nur darauf hindeuten, was er gewollt, nicht was ihm gelungen."

In diesem fragmentarischen, durchaus phantastischen Commentar des Carnevals sucht der Dichter darzustellen, wie der öde Druck des Lebens und seine Farblosigkeit weichen müssen der echten komischen Lust und dem wahrhaft bedeutenden Lachen, die sich entzünden, wenn der Mensch die Welt und sich in verkehrter Abspiegelung zu erschauen und zu erfassen vermag. Denn in dieser Anschauung werde das ganze Daseyn und die Welt erst vollkommen klar, und lachend thue sich der von allen Wolken der Lebensverwirrung gereinigte Himmel auf vor den Augen des Erkennenden, und unter diesem klaren Himmel voll Sonnenschein sprosse in dem Herzen die fröhliche, aber tiefe, wahrhaft innige Liebe. Der Gedanke zerstört die Anschauung, und losgerissen von der Mutter Brust wankt in irrem Wahn, in blinder Betäubtheit der Mensch heimatlos umher, bis des Gedankens eignes Spiegelbild dem Gedanken selbst die Erkenntniß schafft, daß er ist und daß er in dem tiefsten, reichsten Schacht, den ihm die mütterliche Königin geöffnet, als Herrscher gebietet, muß er auch als Vasall gehorchen. Weit entfernt von jenem Lachen ist das gewöhnliche oberflächliche Gelächter des Alltagslebens; denn nur der ist des wahren Lachens fähig, dessen Seele nach der Anschauung des Lebens in tiefer Sehnsucht gerungen, und in welchem zugleich der wahre Ernst wohnt. Spielen kann mit dem Leben und seinen Erscheinungen nur der, dem in begeisterter Ahnung seine Bedeutung aufgegangen, denn die Klarheit des Auges, daß es sich nicht durch eiteln Schein trügen läßt, wird ihm zu Theil, und sein Sinn, von dem trüben Gewölke aller Verwirrung befreit, wird leicht; jedoch wird dieser leichte Sinn nie Leichtsinn, denn obgleich in unvergänglicher Sehnsucht nach dem Höhern ringend, hat die Seele doch für das irdische Daseyn ihren Mittelpunct gefunden, wohin alle ihre Bewegungen, soweit sie auch über alle Bahn hinauszugehen scheinen, nach dem festen Gesetz der Attraction zurückkehren.

Das Carneval, als fesselloser Scherz des Lebens, dient unserm Dichter, um die callot'schen Maskenfiguren in eine Erzählung zu reihen. Es erfaßt den Schauspieler Giglio und die schöne Giacinta, seine geliebte Putzmacherin, und reißt sie in seinem Strudel bis zur Tollheit fort. Die schlummernde Kraft ihrer tiefern Natur entwickelt sich in der Glut, in die sie der rasche Wirbel gaukelnder, toller Carnevalsbewegung setzt; es tritt in derselben der Zwiespalt

der Seele hervor, die sich noch nicht selbst versteht, und bis zum Wahnsinn umgetrieben, müssen sie so lange sich immer heißer und heißer entzünden, immer rascher und rascher, vom tollsten Spuk geneckt, auf dem Irionsrade fieberglühender Phantasie umdrehen, bis die in sich selbst aufgestandene, verwirrte Seele in dieser Glut völlig geläutert worden und nun beide dastehen geklärt und gestärkt zum wahren Humor, zur echten komischen Anschauung des Lebens. So geht aus dem Carnevalsspuk ein Paar hervor, das nicht allein von wahrer Phantasie, von wahrem Humor im Innern beseelt, sondern auch im Stande ist, diese Stimmung des Gemüths objectiv, wie in einem Spiegel, zu erkennen und sie so ins äußere Leben treten zu lassen, daß sie auf die große Welt, in der die kleine Welt des Theaters eingeschlossen, wirke, wie ein mächtiger Zauber.

Durchaus glänzend ist die Darstellung, bunt, und wer die Geschichte auch nur mit einer bunten, willkürlich zusammengefügten Mosaik vergliche, müßte wenigstens dem Dinge, wenn er es auch wunderlich toll nennte, eine kaleidoskopische Natur einräumen, nach welcher die heterogensten Stoffe, willkürlich durch einander geschüttelt, doch zuletzt artige Figuren bilden. Ob das Ganze nicht etwas zu überladen sey und ob die Grundideen desselben gehörig in der Zusammenfügung der Begebenheiten wirklich mit Klarheit hervortreten, hängt freilich sehr von dem Geschmack des Einzelnen ab, da es für die Phantasie, in deren Gebiet einzig die Prinzessin Brambilla gehört, weniger eine Begrenzung geben kann, als für das Gefühl. Von dem Boden der Idee aus ziehen ihre glänzenden Nebelgestalten ins Unendliche und kennen keine andern Schranken, als das Erlöschen ihrer eignen Kraft.

Meister Floh, ein Mährchen in sieben Abenteuern zweier Freunde, flüstert dem Leser mit einer zwar deutlichen, aber, wie es einem Floh ziemt, phantastisch hüpfenden Sprache ins Ohr, daß nur das tiefe, liebevolle Gemüth des Menschen der Schrein des höchsten Glückes sey, und wenn es in wahrer, inniger Liebe sich erschließe, das öde, vereinsamte Leben aufblühe in ein Paradies; eitel aber sey das blos sinnliche oder auch bloße Ideenbestreben. Peregrinus Tyß, dem mit seinen Aeltern alles Befreundete gestorben, trägt die tiefe, kindliche Liebe still im Herzen und lebt wie ein Kind, an der Gegenwart wenig Antheil nehmend. Zu Weihnachten kauft er sich in reichlichem Maße die Spielsachen und setzt sich in ein dunkles Zimmer, wartend, bis seine alte Haushälterin das Christbäumchen gehörig erleuchtet hat, und nun tummelt er das Steckenpferdchen und ißt vom Marcipan, wie in den vergangenen Tagen der Kindheit, bis er dann die schönen Sachen nimmt und armen Kindern bescheert. Es liegt in diesem Fortleben der Kindheit, da

von ihr an das liebevolle Gemüth keine Befriedigung seiner Sehnsucht fand, sondern mit all dem Oeden, Kalten und Farblosen der Alltagswelt sich nicht befreundete, und doch noch ohne Erwachen der ganzen Gemüthswelt ist, die erst durch den Strahl der Liebe sich üppig entfalten sollte, eine so rührende Anmuth, wie sie nur irgend empfunden werden mag. Es gehört dieser Zug zu den bei unserm Dichter nicht häufigen, das Herz mit sanftem Flötenhauch berührenden Klängen, wo das Leben sich in ungetrübter Reine selbst anschaut und, frei von allem Eingedrungenen und Umhüllenden, den unmittelbaren warmen Pulsschlag des Daseyns fühlt. Als Peregrinus einst die Weihnachtsgeschenke weggetragen zu den Kindern eines armen Buchbinders, tritt ihm die kleine, schöne Aline entgegen, und die Liebe des Herzens, die sich immer in ihm regt und nur des Gegenstandes harret, der sie, mit wahrer Liebe entgegenkommend, aus ihrem Bann erlöse, rührt sich mächtig in ihm. Doch es ist nicht das rechte Gemüth, das ihm entgegentritt, sondern das Eitle, Weltliche, Absichtliche; aber wie er sie begleitet, wie in der kalten Abendluft ihr leichtgekleideter Körper zusammensinken will und er sie nun in die Arme faßt, sie in seine Wohnung zu tragen, zieht der warme Odem ihrer Lippen und der berauschende Kuß erschütternd in sein Inneres, heißer strömt das Blut in seinen Adern und alle Pulse schlagen schneller, nach Liebe ringend. Dadurch wird die Phantasie des Peregrinus in volle Thätigkeit gesetzt, er glaubt, Aline zu lieben, aber er liebt sie nicht, sondern es ist nur das stärker aufgeregte Herz, das, noch unbefriedigt, aber mächtig angeregt, sein Blut rascher treibt. Alles tritt neckend und verwirrend auf ihn zu, wobei es ihm jedoch zu manchem Nutz und Frommen gereicht, daß sich ihm ein Floh hinter's Ohr gesetzt hat und das bekannte Sprichwort diesmal in wörtliche Erfüllung gegangen ist. Meister Floh bewirkt nun, daß er wohl versteht, was die Worte, die Peregrinus hört, sagen wollen, und der Sinn ist freilich oft anders, als sie lauten. Löwenhoek war eigentlich Besitzer dieses Flohs, wie er überhaupt Flöhe zähmt, und sucht denselben durch Aline wieder zu bekommen; doch Peregrinus läßt sich nicht bethören, wie sehr auch sein Inneres schwankt und wogt in glühenden Flammen, wann er die schöne Zauberin auf dem Sopha liegen sieht, die üppigen Glieder in Silberzindel gehüllt. Den Mechanismus der Natur will Löwenhoek erlauschen, aber ohne Herz und Gemüth in eitlem Wissen und luftiger Idee; deshalb ist all sein Streben nichtig. Der Egelprinz, eine vollkommene irdische Sumpfnatur, tritt, Aline begehrend, in spaßhafte Kämpfe mit Löwenhoek, und beide verwirren den in innerer Gährung lodernden Peregrinus noch mehr, wozu sich noch sein Freund Pepusch gesellt, der Aline liebt, aber verwirrten Kopfes und wunderlich, doch nie

zum rechten Humor gedeiht, so sehr er auch in demselben Beruhigung seiner Verwirrung sucht, weshalb es glaublich, daß er wirklich sonst nur die Distel Zeherit gewesen, und man ihn auch ohne Verwundern wieder zu einem Cactus werden sieht. Doch aller eindringende Spuk der thörichten, nicht von der höchsten Liebe in tiefem Gemüth entzündeten Welt auf den liebevollen, aufgeregten und dadurch in seiner Phantasie etwas verwirrt gewordenen Peregrinus zerstiebt, als das reinste, vom höchsten Lebenshauche bewegte Herz Röschens in demselben Hause des Buchbinders ihm entgegenkommt, wo ihm zuerst Aline in lockender Gestalt erschienen war. Klar ist nun der Himmel seines Lebens, und alle die lang zurückgehaltenen Blüthen desselben brechen in dem milden Sonnenschein der wahren Liebe hervor. Zwar bunt und phantastisch ausgelassen ist auch die Darstellung in diesem Mährchen; doch bildet das kindliche Gemüth des Peregrinus für alles einen so gefälligen und anziehenden Hintergrund, daß die bunte Gaukelei, die die Phantasie neckisch zu betäuben strebt, nur wie ein knisterndes, flimmerndes Feuerwerk erscheint, abgebrannt zur Feier von Peregrinus und Röschens Hochzeittag.

Die Lebensansichten des Katers Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Capellmeisters Johannes Kreisler, in zufälligen Maculaturblättern, erschienen 1820 und 1822 und stellen im Kater Murr vorzüglich das Burschenleben der Studenten in leichter Ironie dar; doch ist der Gedanke, dies mit Fragmenten aus Kreisler's Leben zu durchweben, ein glücklicher Einfall, da die Darstellung menschlicher Dinge in der Thierwelt zwar komisch, aber doch immer bald erschöpft ist und in das Eintönige fällt. Dagegen tritt hier immer zu gehöriger Zeit Kreisler ein und man sieht ihn, wie schon früher in den Phantasiestücken, im Kampf mit dem Leben und ringend mit seinem Spleen. Ein ebenfalls humoristischer Freund desselben begegnet unter dem Namen Abraham dem Leser, aber dieser wird bald inne, daß Abraham dem Dichter nicht vollkommen gerathen, weil er in ihm eine Abart des Humors darzustellen sich bemühte, dem zwar auch die tiefe Sehnsucht des Gemüthes und Anschauung des Lebens zum Grunde liegt, der aber doch oft weit mehr erscheint, als das entschiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es ins Leben zu schaffen. Derselbe baut Orgeln und treibt auch eine Zeit lang Magnetistereien mit einem unsichtbaren Mädchen, so wie auch die Prinzessin Hedwiga, die nebst dem Hof des Fürsten Irenäus in Kreisler's Maculaturblättern vorkömmt, an dem unglücklichen Magnetismus leidet, mit welchem auch ein Neapolitaner sein Wesen treibt, dessen bösen Absichten aber der reine, gemüthvolle Capellmeister durchaus entgegentritt. Er liebt mit höherer Kunst-

lerliebe die schöne Julie, die Freundin der Prinzessin, und der Dichter sagt von dieser idealen Liebe: „Es begibt sich wohl, daß besagten Musikanten unsichtbare Hände urplötzlich den Flor wegziehen, der ihre Augen verhüllte, und sie erschauen, auf Erden wandelnd, das Engelsbild, das, ein süßes, unerforschliches Geheimniß, schweigend ruhte in ihrer Brust. Und nun lodert auf in reinem Himmelsfeuer, das nur leuchtet und wärmt, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten, alles Entzücken, alle namenlose Wonne des höhern, aus dem Innersten emporkeimenden Lebens." So gern man aber auch in Gesellschaft des Capellmeisters seyn mag, so ermüdet doch in dieser Schrift der so häufig sich darbietende Hokuspokus der Magnetisterei und der in allerlei Aeußerlichkeiten mit sorgfältiger Mühe herbeigezogenen Mysticisterei, um Effect hervorzubringen und das wahre Leben und die Poesie durch optische Täuschungen zu ersetzen. Unter allen Schriften unsers Dichters erinnert die Farbe mancher Darstellung in dieser am meisten an Jean Paul. Was den Kater Murr betrifft, so verspottet derselbe das Burschenleben der Studenten, ohne gerade dabei besonders scharfe Krallen zu zeigen, und persiflirt auch noch sonst einiges im Leben; doch ist nicht zu leugnen, daß gerade das Studentenleben zu unbedeutend, um einem länger fortgesetzten Spott Interesse genug zu geben. Murr's Liebe und die Leichenrede auf einen seiner wackern Katzfreunde zeichnen sich besonders angenehm aus, wie denn die höhern Gefühle der Liebe oder des Schmerzes durch den grellen Gegensatz mit der thierischen Natur die meiste Schärfe der Ironie enthalten.

In dem zweiten Bande der von Biedenfeld und Kuffner herausgegebenen Feierstunden lieferte unser Dichter eine Erzählung unter der Aufschrift: die Doppeltgänger, welche zu den schwächsten und mißrathensten gehört, die er geschrieben hat. Ein Fürst nämlich hat einen Minister, den er sehr liebt, der aber noch mehr von der Fürstin geliebt wird, die einen ihm sehr ähnlichen Sohn gebiert. Der Minister hat ebenfalls einen Sohn, der dem Vater sehr gleicht, und weil der Fürst nun von eifersüchtigem Verdacht gequält wird und Mutter und Kind verstößt, verwechselt der Minister, der auch verbannt wird, beide Kinder, um den Erbprinzen vor Nachstellungen zu sichern. Doch später löst sich alles noch gut auf und die sämmtlichen Leute werden so ziemlich glücklich. Die Verwechselung dieser Doppeltgänger nun ist der Gegenstand dieser Erzählung, aber alles nach dem Seltsamen hin geschraubt, ohne daß sich irgend aus den erzwungen seltsamen Situationen etwas Befriedigendes entwickelte. Die verstoßene Fürstin erscheint als Zigeunerin, die wahrsagt und einen krächzenden Raben bei sich hat. Dieser Rabe hat in dieser Geschichte nicht die mindeste Bedeutung und es paßt ganz darauf, was unser Dichter an einem andern Orte

sagt: „Der vierte ließ eine wahnsinnige Hexe mit einem weißagenden Raben auftreten und erregte Grauen ohne Noth, ohne Beziehung.“ Ganz was andres ist es, wenn an Titan der zum Tode überreife Karl einem Raben den Chor in seiner Abschiedstragödie aufträgt; denn da ist die Spannung des Ganzen so, daß der Rabe wahrhaft als Todtenvogel erscheint und Schauer erweckt. Was hilft das Aushängen schwarzer Teppiche, das Aufstellen von allerhand Fratzen und eine ganze Menagerie schwarzer, krächzender Vögel oder auch vierfüßiger Thiere und Amphibien, wenn kein Sinn dahinter ist? Das Bunte kann nur wirken, wenn es sich zu einer Vorstellung vereinigt, nicht, wenn es als regellose Farbenmengerei erscheint, und es kann von derlei Haschen nach Fratzen füglich gelten, was Tieck sagt: „Nicht blos Tabak, auch philosophische Phrasen, Systeme und manches Andre wird heut zu Tage geraucht und beschwert den Nichtrauchenden ebenfalls mit unleidlichem Geruch.“

So sehen wir in den Schriften unsers Dichters eine lebhafte Einbildungskraft, die aber ohne wahres Dichtergenie sich nur in dem Bunten, Grellen der Erscheinungen herumtreibt und darum ohne gehörige Sichtung (denn Besonnenheit und Klarheit muß die dichterische Begeisterung beherrschen, ja die wahre Begeisterung ist nur der Abglanz innerer Klarheit) alles, was eine seltsame Außenseite hat, aufgreift, wenn ihm auch der erforderliche Gehalt fehlt. Von der Idee des Romantischen und Wunderbaren ergriffen, suchte er das Gebiet der Phantasie in bunten Gemälden wiederzugeben, und dies ist ihm am besten gelungen, so daß Klein Zaches, Prinzessin Brambilla, Meister Floh und der Student Anselmus immer artige und ergötzliche Erzählungen bleiben, zumal für die, welche sich nicht vom Ueberladenen leicht abgestoßen fühlen. Denn unter denen, die, von Ideen der Zeit ergriffen, sich dem Geistreichen, was in vielen gangbaren Phrasen steckt und anlockend daraus hervorschimmert, hingeben und sich davon erhitzt fühlen, behauptet unser Dichter einen vorzüglichen Rang und würde bei der Darstellungsgabe, die er in so mancher schön gezeichneten Situation bewährt, und bei der Kraft der Rede, die nur selten einen Anflug von Manier hat, noch manches Schöne und wohl bei gereifterer Einsicht auch immer Besseres haben leisten können, hätte ihn der Tod nicht so früh der Literatur entrissen. Da unser Dichter strebte, das Reich des Wunderbaren darzustellen, so bedurfte es bei seiner Darstellungsgabe für das Phantastische nur einer Läuterung seiner Ansichten über das Wunderbare, um das Gehaltlose und blos Fratzenhafte abzuscheiden und die Welt der Phantasie in harmlosen, bunten Mährchen auszumalen. Die Elixire des Teufels berechtigen selbst, anzunehmen, daß, hätte der Dichter das wirkliche Leben zum Vorwurfe seiner Poesie machen

wollen, er auch hier manches Erfreuliche hätte leisten können. Doch nehmen wir dankbar das Gelungene von ihm an und behalten es im Gedächtniß, seine Verirrungen in manchem Ideenspuk der Zeit vergessend; und wer dies thut, wird das Andenken des Dichters liebevoll segnen und seinen frühen Tod aufrichtig beklagen.

38.

IV.

Materialien zur Phytologie. Erste und zweite Lieferung. Herausgegeben von Ferdinand Runge. Berlin 1820 u. 1821.

Nach einem zweiten Titel:

Neueste phytochemische Entdeckungen zur Begründung einer wissenschaftlichen Phytochemie. Erste Lieferung. XIV und 204 Seiten. Zweite Lieferung. XVIII und 264 Seiten. Von Ferdinand Runge, Doctor der Heilkunde. (Motto: Das Pflanzenreich ist in der Idee eine Einheit, in der Erscheinung ein unendlich Mannichfaches.) Mit vier Kupfertafeln. Berlin 1821 (erste Lieferung), 1822 (zweite Lieferung). Gedruckt und verlegt bei G. Reimer.

Dieses in Form einer Zeitschrift erscheinende Werk war ursprünglich, und nach der ganzen ersten Lieferung auch wirklich ausschließend der Phytochemie (Pflanzenchemie) — einer noch im Entstehen begriffenen, gleichsam erst aufkeimenden Wissenschaft — gewidmet, erhielt aber nachher aus Gründen, welche später mitgetheilt werden sollen, bei der zweiten Lieferung eine auf die ganze Phytologie (Pflanzenwissenschaft) sich erstreckende Erweiterung. — Wir können nicht umhin, vorläufig zu bemerken, daß wir es mit einem Werke zu thun haben, das in jeder Hinsicht die Aufmerksamkeit aller gebildeten Naturforscher (besonders Botaniker, Aerzte und Pharmakologen) und Freunde der Naturwissenschaft verdient, und dessen Verfasser sich eben sowohl durch wissenschaftlichen Geist, Scharfsinn und Umsicht, als durch Muth und Beharrlichkeit in Bekämpfung der Schwierigkeiten auszeichnet. Wir hoffen, daß die folgende unbefangene Darstellung dieses vorgreifende Urtheil vollkommen bestätigen wird.

Es ist bekannt, daß die Chemie in der neuern und neuesten Zeit mächtige, ja riesenhafte Fortschritte gemacht hat. Dies gilt aber mehr von empirischer und praktischer, als von eigentlich wissenschaftlicher (echt theoretischer) Seite; doch ist zugleich auch das Streben unverkennbar, in die große vorhandene Masse von Erfah-

rungen, Beobachtungen und Versuchen in diesem Gebiete mehr wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, wovon die Schriften philosophisch gebildeter Chemiker Zeugen sind. Aber dieses Streben konnte schon deswegen nur sehr unvollkommen gelingen, weil man gewissermaßen den Theil für das Ganze nahm, indem die bisherige Chemie sich vorzugsweise mit der Stofflehre des Mineralreichs beschäftigte, während andre Theile dieser Wissenschaft, die als Hauptabtheilungen oder besondere chemische Wissenschaften sich geltend machen können, z. B. die Chemie des Pflanzenreichs (Phytochemie) und die des Thierreichs (Zoochemie) vernachlässigt, fast nur beiläufig und als etwas jenem vermeinten Ganzen Untergeordnetes behandelt wurden. Da die Chemie, als Ganzes, als Stofflehre, die ganze erscheinende Natur, hinsichtlich der Stoffe, woraus die Naturkörper bestehen, zum Gegenstande hat, so ist klar, daß diese Wissenschaft in eben so viel Hauptabtheilungen, als gleichwerthige Wissenschaften, zerfallen muß, als es Hauptabtheilungen der materiellen Natur gibt. Denn es ist hier ganz derselbe Fall, wie mit der Naturgeschichte, die sich nach den Reichen der Natur zunächst in die großen besondern Wissenschaften: Mineralogie, Botanik (besser Phytologie) und Zoologie abtheilt. Und so muß auch, außer der Mineralchemie, eine Phytochemie (Pflanzenstofflehre) und Zoochemie (Thierstofflehre) möglich seyn, beide als ganze Wissenschaften, an sich von gleichem Werthe mit der Mineralchemie, in Beziehung aber auf das Stufenverhältniß in der Natur von noch höherm Range, als die Mineralchemie, wenn das Pflanzenreich höher steht, als das Mineralreich, das Thierreich höher, als das Pflanzenreich.

Wenn man nicht umhin kann, die Wahrheit dieser Bemerkungen anzuerkennen, worauf der Verf. den Leser zunächst aufmerksam macht, so wird man sich auch gedrungen finden, des Verfassers freimüthigen Aeußerungen in der Vorrede beizustimmen, obgleich sie den Stolz vieler Chemiker beleidigen werden, welche die besten Kräfte ihres Lebens diesem Studium widmen, und nun erfahren müssen, daß sie sich bisher keineswegs mit dem Ganzen der Chemie, sondern nur mit einem Theile des Ganzen beschäftigten, nicht ahnend die Möglichkeit höherer Abtheilungen dieser Wissenschaft, die bisher noch ganz unbearbeitet im Dunkel schlummerten. Je weiter aber der Verf. von eitler Prahlerei und gelehrtem Egoismus, der sich auf Kosten Andrer, durch Herabsetzung ihrer Verdienste, erheben will, entfernt ist (denn er beweist, was er behauptet, leistet, was er verspricht, und gesteht gern die Unvollkommenheit seiner Leistungen), desto weniger wird man ihm Aeußerungen, wie die folgende, verargen dürfen:

„Mit dem allgemeinen Namen „Chemie" war man bisher gewohnt, eine Wissenschaft zu bezeichnen, die über das ganze Mi-

neralreich sich erstreckt, hingegen das Pflanzen- und Thierreich nur obenhin und oberflächlich berührt. Die Wörter: Mineralchemie, Pflanzenchemie, Thierchemie, sind noch nie mit Erfolg als von einander specifik verschiedene Ganze ausgesprochen worden; alles kam unter die allgemeine Benennung „Chemie", die aber bis dahin nichts weiter, als Mineralchemie war. Der Idee, daß Mineral-, Pflanzen- und Thierchemie sich zu einander verhalten, wie $n^1 : n^2 : n^3$ [der mathematische Ausdruck für drei verschiedene Potenzen oder Stufen der Wissenschaft], hat man bisher keinen Raum gegeben, da sich dies Verhältniß doch aus einer ganz einfachen Vergleichung zwischen Mineral, Pflanze und Thier ergibt, [die aber freilich mit philosophischem Auge — das nicht jeder Chemiker hat — angestellt werden muß]. Man hat vielmehr dieses Verhältniß umgekehrt, hat Pflanzen- und Thierchemie der Mineralchemie untergeordnet, das Pflänzliche und Thierische nicht nur mineral-chemisch bearbeitet, sondern auch beurtheilt. Daher kennt und ahnet man die wahre Pflanzenchemie auch nicht; was man bisher zuweilen mit diesem Namen belegte, ist eitel Hirngespinnst und leere Träumerei, die der Sinnige nicht achtet und kaum einiger Aufmerksamkeit werth halten kann, weil sie ihn keineswegs befriedigt. — [Das klingt freilich stark! Wer aber Lust hat, den Verf. deshalb zu schelten, muß sich zuvor das Recht dazu durch eine gründliche Widerlegung seiner im vorliegenden Werke durchgeführten Behauptungen und Lehrsätze zu erwerben suchen.] — Derlei Betrachtungen, die sich dem Verfasser so oft aufdrängten, veranlaßten ihn endlich, die Pflanzenchemie vorzugsweise zu seinem Studio zu machen und einige gemachte Entdeckungen, die ihm von großer Wichtigkeit schienen, weiter zu verfolgen. Zeit, Mühe und sonstige Aufopferungen wurden daran gesetzt, um ein in der Idee gestecktes Ziel zu erstreben. Der mit gutem Glück eingeschlagene Weg wurde theoretisch und praktisch weiter verfolgt, und so entstand dieses Werkchen, das der Verf. jetzt dem Publicum zu übergeben wagt." (Vorrede S. VII, VIII.)

So läßt sich der Verf. vernehmen, nachdem er zuvor die neuern Fortschritte der Naturwissenschaften mit freudiger Anerkennung gerühmt und die Namen der würdigen Naturforscher, welchen man diese Fortschritte verdankt, mit Ueberzeugung genannt hat. — Noch einige Mittheilungen aus der Vorrede zur ersten Lieferung mögen die Leser des Hermes, die sich für das Studium der Chemie und Phytologie interessiren, auf diese gehaltvolle Zeitschrift und das lebendige Streben ihres wackern Herausgebers vorläufig noch aufmerksamer machen. Mancher Chemiker und Pflanzenkundige wird sich beim Lesen dieser Vorrede des Urtheils nicht enthalten können, der Verfasser, der hier zum ersten Mal mit den Resultaten

seiner Forschungen vor einem großen Publicum auftritt, hätte wenigstens einen bescheidnern Ton anstimmen sollen, bevor das Urtheil gewiegter Männer über den Werth seiner Leistungen entschieden hat. Diese Bemerkung könnte richtig scheinen, wenn die Erfahrung nicht bewiesen hätte, daß eine Sprache, worin die Tugend der Bescheidenheit bis zur Verleugnung des eignen Werths vorherrscht, nicht der Weg ist, auf welchem man heut zu Tage, bei der Menge von Schriftstellern in allen Zweigen des großen Baums der Erkenntniß (der Wissenschaft nämlich), im deutschen Publicum Aufmerksamkeit erregt. Wessen Stimme also in diesem großen Hörsaale nicht unbemerkt verhallen soll, muß stark und deutlich sagen, was er zu leisten vermag. Kein billig Denkender wird übrigens das sich aussprechende Bewußtseyn der eignen Kraft und Bildung mit Unbescheidenheit verwechseln. Das Gegentheil der letztern offenbart sich deutlich genug, wenn der Verf. bekennt, daß er für sich allein zu schwach sey, das von ihm begründete Gebäude weiter fortzuführen, und daß er hierzu der Hülfe und des Beistandes Andrer bedürfe. „Mehrere müssen daher — so fährt der Verf. in dieser Beziehung fort — zusammen wirken, um nur erst die jetzt sogar noch fehlenden Baumaterialien zusammen zu bringen, damit sich in Zukunft ein Ganzes daraus gestalte. Es gilt zu dem Ende, für die Phytochemie zu werben und zu ihrer speciellen Bearbeitung aufzufordern; vorzugsweise nimmt aber der Verf. in dieser Hinsicht seine deutschen Landsleute in Anspruch, ihm bei diesem großen Unternehmen hülfreiche Hand zu leisten, der Pflanzenchemie nach Kräften ihre Aufmerksamkeit zu widmen und sie aus ihrer Dunkelheit zu ziehen, um durch dieselbe die so lange entbehrten Stützpuncte einer Pflanzenphysiologie, einer Materia medica aus dem Pflanzenreiche und endlich einer Zoochemie [Thierstofflehre], (die nur auf die Pflanzenchemie fußt), zu gewinnen."

Wichtig also, sehr lobenswerth und der begehrten Unterstützung würdig ist des Verfassers unternommene Bearbeitung dieses großen, bisher noch brach und wüst liegenden Feldes, von welchem der Verf. in Beziehung auf dessen beabsichteten sorgfältigen Anbau S. x der Vorrede mit Wahrheit sagt: „So unermeßlich und ausgebreitet das Pflanzenreich selbst ist, so groß ist auch das Feld zu den in ihm zu machenden Entdeckungen, und darum wohl werth, daß eine Zeitschrift bestehe, worin sie niedergelegt, zusammengestellt und in Verbindung mit höhern Gesichtspuncten dem Publicum vorgelegt werden. Diesem hohen Zweck sollen unsre phytochemischen Lieferungen entsprechen, sie sollen streben, das für die Phytochemie zu werden, was Schweigger's Journal für die Mineralchemie, was Gilbert's Annalen für die Physik, was Hufeland's Journal für die praktische Heilkunde, was Kiesers Archiv für den

menschlichen Magnetismus sind" u. s. w. — Von dem Ernst des Verfassers in seinem Streben, von seinem kräftigen Willen, von seiner Thätigkeit für den vorgesetzten Zweck zeugt auch die S. xi enthaltene Nachricht, welcher zufolge er sich mit einer Anzahl junger Männer verbunden hat, denen das Wohl der Wissenschaft am Herzen liegt und die in der Folge unter dem Namen „phytochemische Gesellschaft" auftreten soll, deren Hauptgrundsatz der ist, daß keiner Mitglied werden kann, der sich nicht wenigstens durch einige phytochemische Entdeckungen dieser Auszeichnung würdig gemacht hat. Nur vom subjectiven Werthe dieser Ankündigung ist übrigens hier die Rede; in objectiver Hinsicht dürfte sie noch zu früh kommen, da das Gedeihen und der Bestand einer solchen Gesellschaft von zu viel Umständen abhängt, wovon die wenigsten in der Gewalt des Verfassers seyn dürften.

Um unsre Leser zunächst mit der ersten Lieferung des vorliegenden Werks näher bekannt zu machen, wollen wir der ausführlichen Mittheilung einen vorbereitenden Blick auf das Ganze ihres Inhalts vorhergehen lassen. Dieses Ganze (der ersten Lieferung) hat der Verf. in elf Capitel abgetheilt: Erstes Capitel. Phytochemische Principien. (Es enthält I. den Begriff der Mineralchemie; II. die Phytochemie und ihr Verhältniß zur Mineralchemie; III. wissenschaftliche Eintheilung der Phytochemie; IV. die Objecte der Phytochemie, nämlich die Pflanzenstoffe und deren Eintheilung; V. Eintheilung der Phytochemie nach ihrem praktischen Nutzen. Zweites Capitel. Reagentien. (Gibt zuerst die Definition, dann die Eintheilung der Reagentien in 1) physikalische, 2) anorganische, 3) organische, und jede dieser Abtheilungen oder Gattungen erhält ihre nähere Bestimmung, Erläuterung und weitere Ausführung.) Drittes Capitel. Zerlegungsweise der Pflanzen. (Zerfällt in zwei Abschnitte, wovon der erste die hydrochemische oder Extractionsmethode, der zweite die halochemische oder Präcipitationsmethode kürzlich abhandelt, um die Begriffe und den Werth dieser Methoden ins Licht zu stellen.) Viertes Capitel. Kritische Bemerkungen über die jetzt herrschende Namenmacherei in der Phytochemie. (Enthält beherzigenswerthe Bemerkungen über die Willkürlichkeit und das Nachtheilige der bisherigen Stoffbenennungen in der Phytochemie, so wie über die Nothwendigkeit zweckmäßiger, nach wissenschaftlichen Gesichtspuncten bestimmter Namen.) Fünftes Capitel. Versuch einer Zerlegung der drei sogenannten Narkotica: *Hyoscyamus niger*, *Atropa Belladonna* und *Datura Stramonium*. Sechstes bis achtes Capitel incl. handelt von der chemischen Zergliederung (analysis) des Kaffee, der China, des Safrans (Crocus sativus) und der Aloe. Neuntes Capitel. Der narkotische Stoff der Bilse,

der Bellabonna und der Datura im Conflict mit dem lebenden, pflänzlichen und thierischen Organismus. Zehntes Capitel. Qualitative Bestimmungen ohne directe Anwendung von Maß, Wage und Gewicht. Elftes Capitel. Ueber die Extractbereitung aus Narkoticis. (Den Schluß macht eine Zugabe über die drei Arzneiformen: Decoct, Infusion und Pflanzensaft.) — Wir wenden uns nun zur nähern Darstellung dieses vorläufig überblickten Inhalts.

Das Verhältniß der Phytochemie zur Mineralchemie muß gleich seyn dem Verhältnisse der Pflanze zum Mineral, da sich der Rang und die Bedeutung der Wissenschaften nach ihren Gegenständen richtet. — Der Hauptzweig echter Naturwissenschaft ist der: die Naturdinge nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhange zu betrachten. Die verschiedenen Hauptstufen in der Natur sind durch die Naturreiche bezeichnet; aber sobald diese als Stufen anerkannt sind, so folgt von selbst, daß sie sich aus einander entwickelt haben, mithin in genetischem (Verwandtschafts- oder Abkunfts-) Verhältnisse zu einander stehen. So die Pflanze zum Mineral; sie ist das lebendig oder organisch gewordene Mineral, das Mineral auf einer höhern Stufe, wie das Thier die zu einer höhern Stufe entwickelte Pflanze, gleichsam die empfindend oder sinnlich gewordene, mit willkürlicher Bewegung begabte Pflanze ist. Indem die Pflanze sich aus dem Mineral entwickelt, muß sie dieses in sich aufnehmen, in sich enthalten, und wie also die Pflanze nicht ohne das Mineral seyn kann, so auch die Pflanzenchemie nicht ohne die Mineralchemie, welche für jene, als sie begründend, vorausgesetzt werden muß. Die mathematische Formel für dieses Verhältniß beider Wissenschaften ist demnach $n^1 : n^2$. „Das Mineralchemische ist in der Pflanze zum höhern Seyn erhoben und die Pflanzenchemie sucht dieses höhere Seyn zu erfassen und zu enträthseln," und „wie das Mineral charakterisirt ist durch Masse und Bestand, die Pflanze hingegen durch Kraft und Wechsel, so hat's die Mineralchemie mit dem Materiellen, Beständigen, die Pflanzenchemie mit dem Dynamischen, Wandelbaren vorzugsweise zu thun, und jener entsprechen mehr materielle, dieser mehr dynamische Behandlungsarten." (S. 4. 5.)

Durch die wissenschaftliche Eintheilung der Phytochemie wird nun der Begriff dieser Wissenschaft noch weiter ausgebildet oder näher bestimmt. „Die Phytochemie, als die Wiederholung der Mineralchemie in der höhern, pflänzlichen Form, zerfällt, wie diese, in drei Haupttheile, nämlich in den empirischen, mathematischen und speculativen Theil.

Der empirische, welchen der Verf. den phytochemischen nennt, repräsentirt den empirischen Theil der Mineralchemie auf einer höhern, dem Wesen der Pflanze angemessenen Stufe. Er be-

schäftigt sich mit der Darstellung und nähern Charakteristik der Pflanzenbestandtheile und hat daher zwei Abschnitte:

1) den analysirenden, darstellenden oder scheidenden,
2) den distinguirenden, Qualität bestimmenden.

Der mathematische Theil heißt, chemisch ausgedrückt, der stöchiometrische. Er erforscht die Gesetze der Verbindungen der Pflanzenstoffe und der Verbindungen der Pflanzenstoffbestandtheile, so daß man ihr quantitatives Verhältniß durch Zahlen ausdrücken kann.

Der speculative Theil, den der Verf. den phyto-physiologischen nennen möchte, weil er die chemische Grundlage der Pflanzenphysiologie ausmacht, bildet einen directen Gegensatz zum empirischen und hat es mit Enträthselung der Art des Vorhandenseyns der Stoffe in der lebenden Pflanze vorzugsweise zu thun. Er hat also das durch die Empirie Gegebene gehörig zu deuten und zu würdigen, und muß, wenn jene nur den analytischen Weg gehen kann, den umgekehrten, den synthetischen, einschlagen: er muß das in der Idee reconstruiren und [oder] wiederschaffen, was jene durch die Analyse zernichtet hat.

Zwischen beide Pole [den empirischen und speculativen Theil der Phytochemie] tritt die Stöchiometrie als vereinigendes, verbindendes Mittelglied, das beiden angehört und sie so zu dem harmonischen Ganzen verbindet, was wir im Allgemeinen mit dem Namen Phytochemie bezeichnet haben." (S. 5. 6.)

Es folgt nun in der Ordnung die nähere Erörterung dieser drei Theile der Wissenschaft. Für den empirischen Theil der Phytochemie ist zu bemerken, daß auf geschichtlichem Wege drei Analysir- (Zergliederungs-) Methoden zu unterscheiden sind, nämlich:

1) die pyrochemische oder Combustionsmethode;
2) die hydrochemische oder Extractionsmethode;
3) die halochemische oder Präcipitationsmethode.

Nr. 1. war bei den Alten üblich; ihr Rösten, Brennen und Destilliren der Pflanzen konnte nur negative Resultate geben. Nr. 2. trat in neuerer Zeit an die Stelle jener und besteht im Extrahiren (Ausziehen, Abscheiden durch Lösung) der Pflanzenstoffe durch die indifferenten Lösungsmittel: Alkohol, Aether, Weingeist und Wasser. Die meisten der auf diesem Wege gewonnenen Pflanzenstoffe, z. B. der Extractivstoff, der gummöse, harzige, mucöse Stoff werden von unserm Verf. nicht anerkannt. N. 3., nämlich die Präcipitationsmethode, ist neu und gehört dem Verfasser an, indem sie bisher nur hier und da und mehr zufällig, ohne Bewußtseyn ihres Werths, geübt wurde. Die Leser sollen weiter unten die nähere Bekanntschaft dieser Analysirmethode machen.

Es kann aber für den empirischen Theil der Phytochemie nicht genügen, die Pflanzen zu analysiren, sondern es ist auch nöthig, die qualitativen Beziehungen (Eigenschaften) der Stoffe zu erforschen. Die Qualität eines Stoffes ist aber nur durch seine Wechselwirkung mit einem andern Stoff (Körper oder Potenz), mit dem man ihn in Berührung bringt, zu ergründen. Alles, was hierzu dient, wird in der Chemie Reagens (ein Gegenwirkendes) genannt. Das Reagens ist ein Qualitätenforscher. — Es gibt so viele Reagentien, als es Stoffe und Potenzen (Körper oder Kräfte, welche eine Stufe in der Natur bezeichnen) in der Natur gibt. Daher die in der Uebersicht schon berührte Eintheilung der Reagentien in kosmische (welche wieder in solare, als Licht, Wärme, Schwere, und in tellurische, als Wasser, Luft, Erde und Voltaismus, zerfallen), anorganische (z. B. Laugen, Säuren, Salze) und organische oder dynamische (wohin alles, was lebendig ist, gehört). Durch die Anwendung dieser Reagentien offenbart sich die Beschaffenheit eines Stoffes auf dreifache Weise und man erfährt dadurch den physikalischen, mineralchemischen und dynamischen Charakter desselben. In Beziehung auf letztern sagt der Verf. S. 22 sehr treffend: „Das Gleiche ist nur durch das Gleiche zu erforschen! — Die dynamische Qualität mitteln nicht chemische, sondern dynamische, lebendige Reagentien aus! — Dies haben die Phytochemiker ganz übersehen. Die Alten verbrannten alles: tödteten den Stoff; die Neuern präcipitirten, solvirten und krystallisirten alles: tödteten den Geist! — Die lebendigen Reagentien sind sicher ein hoher Triumph für die Phytochemie und eröffnen ihr ein bis jetzt noch unabsehbares Feld zu Entdeckungen, wovon freilich die bisherige Pflanzenchemie, die nur gewohnt war, ihre Reagentien in Flaschen und Gläser zu bannen, keine Ahnung haben konnte."

Diese zwei Abtheilungen, nämlich einerseits die Analyse, andererseits die Erforschung der Qualitäten durch Reagentien, machen also den ganzen empirischen Theil der Pflanzenchemie (wie auch der Mineral- und Thierchemie) aus. Der mathematische Theil oder die Stöchiometrie ist Product der Forschungen neuerer Zeit, aber nur erst in Beziehung auf die Mineralchemie; die Phytochemie erwartet noch ihre mathematische oder stöchiometrische Bearbeitung, wozu nur erst, besonders durch Döbereiner, die Bahn gebrochen ist. Die Stöchiometrie wird einst die Pflanzenchemie zur Wissenschaft vollenden, indem sie die Bestimmung hat, die beiden Extreme derselben (den empirischen und speculativen Theil) harmonisch mit einander zu verbinden.

Zur nähern Verständigung über den speculativen Theil wird Folgendes bemerkt: Die Empirie zerstört durch die Analyse das

natürliche, ursprüngliche Stoffverhältniß, wie es in der lebenden Pflanze vorhanden ist, und schafft ihnen gleichsam ein neues Seyn, was der Verf. im Vergleich mit dem ursprünglichen primairen Seyn (dem Seyn der Stoffe in der lebenden Pflanze) das secundaire nennt. Man kann das primaire Seyn auch das individuelle, das secundaire das universelle nennen, weil die durch die Analyse aus ihrer natürlichen, besondern (individuellen) Verbindung herausgerissenen Stoffe nun mit der Außenwelt (mit Reagentien außer der Pflanze) in Wechselwirkung treten. Wenn nun das secundaire Seyn der Pflanzenstoffe Gegenstand des empirischen Theils der Phytochemie ist, so hat dagegen der speculative Theil das primaire Seyn zum Gegenstande, und die wissenschaftliche Erkenntniß dieses Seyns ist der Zweck seines Forschens. Der speculative Theil gibt also die Grundlage einer wissenschaftlichen Pflanzenphysiologie ab und verdient daher mit Recht den Namen des phyto-physiologischen Theils der Pflanzenchemie. — Kundige werden wissen, daß einige Naturphilosophen der Chemie alles Stimmrecht bei der Construction (philosophischen Erörterung) des Organischen abgesprochen haben; sie hatten aber — was nun klar ist — nur insofern Recht, als man die Resultate der Pflanzen- und Thierstoff-Analyse auf die Erklärung des Lebens und dessen Erscheinungen anwenden wollte. Der Verf. wird sich also um die Wissenschaft sehr verdient machen, wenn er zum speculativen Theil der Phytochemie, der bisher noch ganz im Dunkel lag, die Bahn bricht und den empirischen durch seine praktischen Bemühungen damit in Uebereinstimmung bringt.

Da der Verf. im ersten Capitel, wozu das bisher Mitgetheilte gehört, den Begriff der Pflanzenchemie sehr zweckmäßig nach dem ganzen Umfange dieser Wissenschaft entwickelt und dadurch auf ihre Wichtigkeit aufmerksam macht, so ist es in der Ordnung, daß er sich über die Pflanzenstoffe, als den eigentlichen Gegenstand der Phytochemie, in einer reichhaltigen Erörterung (Nr. IV. S. 21 — 49.) verbreitet hat. Nach S. 21 können die Pflanzenstoffe auf dreifache Weise eingetheilt werden:

1) nach ihrer Dignität (ihrem wissenschaftlich bestimmten Werthe oder Range), die von ihrer Abstammung oder ihrem Vorkommen hergenommen ist;
2) nach ihrer Qualität, die ihr Verhalten gegen physikalische, chemische und dynamische Reagentien berücksichtigt;
3) nach ihrer chemischen Constitution oder Zusammensetzung (aus Sauer-, Kohlen-, Stick- und Wasserstoff).

Was nun zunächst die Eintheilung nach der Dignität oder dem Stufenwerthe betrifft, so ist sie vor der Hand noch eine Aufgabe, welche die vorschreitende Wissenschaft in der Zukunft lösen soll. Es ist aber eine sehr gegründete Voraussetzung, daß bei der

Entwickelung der Pflanze, deren Stufen durch die Formen verschiedenen Ranges, als: Wurzeln, Stengel, Laub, Blüte u. s. w. bezeichnet sind, eine gleiche Entwickelung der Stoffe, woraus die genannten Formen bestehen, in der Pflanze vorgehen müsse, so daß die Stoffe sich stufenweise immer mehr verfeinern und veredeln, je höher die Pflanze in ihren Bildungsstufen (Formen) steigt. Dies folgt schon aus der Einheit von Stoff und Form, welche überall in der Natur stattfindet, so daß man sagen kann, die Form und Beschaffenheit eines Dinges, z. B. eines Organs, sey nur der Ausdruck, die äußere Darstellung seiner Stoffe und deren eigenthümlicher Verbindung in ihm. Eine Bearbeitung der chemischen Pflanzenmetamorphose (Pflanzenformentwickelung) hat es demnach mit Stoffen zu thun, deren Benennung von ihrer Abstammung (dem Organ oder System, worin sie sich finden) hergenommen ist. In diesem Sinne gibt es Wurzelstoffe, Stengelstoffe, Blattstoffe, Wurzelrinden- und Wurzelholzstoffe, Stengelrinden-, Stengelbast-, Stengelholzstoffe u. s. w. — Die Stoffbildung muß der Organenbildung parallel gehen. Was die Wurzel nicht erreicht, geschieht im Stengel; was dieser nicht vollbringt, wird dem Blatte vorbehalten seyn, und Stoffverfeinerungen, die der Thätigkeit des Blattes noch nicht gelingen, treten erst in der Blüthe in ihrer höchsten Vollendung auf. So ist z. B. der narkotische Stoff der Datura Stramonium in der Wurzel noch sehr unvollendet und von geringer Wirksamkeit, im Blatt schon vielmehr und häufiger entwickelt und in der Frucht von größter Intensität. Auch andre Erfahrungen bestätigen jene wissenschaftliche Voraussetzung. Man darf nur die flüchtigen ätherischen Blüthenstoffe mit den basischen, alkalischen Eigenschaften der Wurzelstoffe vergleichen, um auf dem Wege der Erfahrung und sinnlichen Beobachtung dem Scharfblick der Wissenschaft zu begegnen und dessen Richtigkeit zu erkennen. Hier ist also für die chemische Pflanzenanalyse ein weites, aber noch wüstes Feld eröffnet, dessen baldige Bearbeitung die Wissenschaft fordert.

Bei der Eintheilung der Pflanzenstoffe nach der Qualität geht der Verf. in seiner Erörterung nach der Ordnung des oben erwähnten dreifachen Qualitätsverhältnisses der Stoffe, nämlich des physikalischen, chemischen und dynamischen Verhältnisses zu Werke. Nachdem er das erste Qualitätsverhältniß nach den verschiedenen physikalischen Reagentien gehörig ins Licht gestellt und dem gemäß die physikalische Qualität zu umfassend, zu allgemein und unbestimmt gefunden hat, als daß eine Stoffeintheilung nach derselben für die Phytochemie von Nutzen seyn könnte, lenkt er die Untersuchung auf die chemische Qualität der Pflanzenstoffe, hinsichtlich der Eintheilung derselben nach diesem Gesichtspuncte. Die Untersu-

chung geht durch die Erörterung des allgemeinen und besondern Gegensatzes von Base und Säure hindurch und gelangt zu dem Resultate: daß es eine fortlaufende Stoffreihe von dem entschiedensten Säurepol zur stärksten Basicität durch die Amphoteren hindurch gibt, welche letztere hier den Scheide- und Einigungspunct bezeichnen. Dieses Resultat bedarf für die Laien in der Chemie einiger Erläuterung. Daß Base oder Basis die allgemeine Benennung des Gegensatzes von Säure ist, daß eine Base, z. B. eine Lauge (Alkali) oder Erde sich zu einer Säure polar verhält, d. h. wie z. B. der Südpol des Magneten zum Nordpol, oder wie die negative zur positiven Elektricität, wird den Meisten bereits bekannt seyn. Nun hat man sich aber neuerlich überzeugt, daß zwischen den schroffen Gegensätzen der entschiedensten Säure und Base Mittelglieder vorhanden sind, die unter verschiedenen Umständen bald den einen, bald den andern Pol darstellen, nämlich gegen Basen sauer, gegen Säuren basisch sich verhalten, und diese Mittelglieder hat man angefangen, Amphoteren zu nennen. Der Verf. kommt auf jenes Resultat, nachdem er dargethan hat, daß alle Pflanzenstoffe entweder sauer oder basisch oder neutral seyn müssen, oder daß es in der ganzen chemischen Pflanzenstoffwelt durchaus keine andere, als Basen oder Säuren (mit ihren Mittelgliedern, den Amphoteren,) und die (salzartigen) Verbindungen von beiden gibt.

Einer nähern Erwähnung verdient nun ferner die Eintheilung der Pflanzenstoffe nach ihrer verschiedenen dynamischen Qualität (S. 34 ff.), die man gewöhnlich durch das Wort Wirkung bezeichnet. — „Jeder Stoff hat ein eigenthümliches Seyn und eine eigenthümliche Thätigkeit, und somit auch eine eigenthümliche Wirkung. Jede dynamische Wirkung eines Stoffs äußert sich durch Kampf mit einem andern, mit dem er in Wechselwirkung kommt. Dieser Kampf ist bei bestimmten Stoffen und Organen (lebendigen Reagentien) stets ein bestimmter, eigenthümlicher, und muß sich anders darstellen, sobald die Factoren (wechselwirkenden Stoffe) wechseln oder sich ändern. Folglich ist die Qualität und Quantität der Wirkung von dem Wesen der Factoren abhängig, und es ist unmöglich, daß verschiedene Factoren (Pflanzenstoffe) mit verschiedenen Factoren (dynamischen Reagentien) gleiche Wirkung hervorbringen. Jeder bedingt eine eigenthümliche, specifische. Jeder Pflanzenstoff ist ein Specificum.

Ist die Wirkung Resultat des Kampfes zwischen Organismus und Stoff, so sind im Allgemeinen drei Fälle oder Ausgänge möglich, nämlich:

1) es siegt der Stoff über den lebenden Organismus (Thier, Organ oder System);

2) es siegt der lebende Organismus über den Stoff;

3) es siegt keiner von beiden, sondern es bleibt bei einem Kampfe, in welchem beide sich das Gleichgewicht halten, der sich als ein Schwanken, als oscillatorische Bewegung im lebenden Körper darstellt.

Hiernach zerfallen die Pflanzenstoffe in drei große Abtheilungen: 1) in Gift, 2) in Nahrung, 3) in Arznei. Gift heißt derjenige Stoff, der den lebenden Organismus im Wechselkampf besiegt, ihn tödtet; besitzt demnach eine so ausgezeichnete Qualität, daß die lebende Kraft sie nicht überwältigt. — Nahrung bildet zum Giftstoff einen Gegensatz. Ihr Hauptcharakter besteht in einem Ueberwiegen des Materialen und im gleichmäßigen Zurücktreten des Dynamischen. Der Organismus verhält sich zum Nahrungsstoff wie das Gift zum Organismus, nämlich tödtend, zerstörend, seine [des Nahrungsstoffs] Individualität aufhebend. Der Nahrungsstoff hat also eine so geringe dynamische Qualität, daß die Wirksamkeit des Organismus sie sogleich zernichtet, ihn sich assimilirt (verähnlichend aneignet)."

Indessen bemerkt der Verf. selbst nachher, daß die dynamische Qualität keine absolute, sondern eine relative ist, welche mit den Factoren (den lebenden Organismen) wechselt, die mit ihm in Wechselkampf treten, daß alles unter Umständen Gift, Nahrung und Arznei werden kann, weil dies nicht von dem wirkenden Körper allein, sondern auch von dem, auf den gewickt wird, abhängt. — Wir können nicht umhin, hier zu bemerken, daß in diesem Verhältniß sich zugleich eine nothwendige Wechselbeziehung der Wissenschaften kund gibt. Bei dieser Eintheilung der Stoffe nach der dynamischen Qualität kann nämlich die Phytochemie nicht für sich allein handeln, sondern nur im engsten Bunde mit der Medicin und Physiologie, und es dürfte schwer zu bestimmen seyn, welche von diesen Wissenschaften sich den meisten Antheil an der erwähnten Eintheilung mit Recht zueignen dürfe.

Endlich kommt auch noch die chemische Zusammensetzung der Pflanzenstoffe oder die Eintheilung der letztern nach ihren Bestandtheilen in Betrachtung. — Die Grundstoffe (chemischen Elemente), in welche die Pflanzenstoffe zerlegt werden können, sind Sauer-, Kohlen-, Wasser- und Stickstoff. — „Diese vier Pflanzenstoffbestandtheile stehen sich polar gegenüber, denn sonst könnten sie sich nicht verbinden. Diese Polarität ist eine chemische, so daß das saure und basische Verhältniß der Stoffe zu einander auch zwischen ihren Bestandtheilen wiederkehrt. Der Sauer- und Koh-

lenstoff entspricht dem sauren, der Wasser- und Stickstoff dem basischen Pol.

Heißt nun die Vereinigung eines Sauren mit einem Basischen Salz, so kehrt auch in diesen Verbindungen der Stoffbestandtheile der Salzcharakter wieder, wiewohl in einer höhern, veredeltern Form, eben so wie der Sauer- und Kohlenstoff die Säure, der Wasser- und Stickstoff das Alkali oder die Base gleichsam idealiter wieder vorstellen.

Wenn den Pflanzenstoffen nun die vier genannten Bestandtheile als wesentlich zukommen, so muß ihre große Mannichfaltigkeit ihren Grund in Folgendem haben:

1) in dem Daseyn oder Nichtdaseyn des einen oder des andern der Bestandtheile;
2) in dem Vorwalten des einen oder des andern der Bestandtheile;
3) in der Art der Combination derselben.

Das Vorhanden- oder Nichtvorhandenseyn eines oder mehrerer Bestandtheile gibt nun die Eintheilung in die binairen (zweifachen), ternairen (dreifachen) und quaternairen (vierfachen) Verbindungen der Bestandtheile.

Rücksichtlich der Quantität [des Vorwaltens] wird es vorwaltend sauer-, kohlen-, wasser- und stickstoffige Pflanzenkörper [Pflanzenstoffe] geben."

Was nun die Art der Combination (Verbindung) der Stoffbestandtheile betrifft, so ist in dieser Beziehung von der gegenseitigen vollkommenen oder unvollkommenen Neutralisation derselben und den daraus hervorgehenden Erscheinungen die Rede. — In der Ausmittelung der Stoffzusammensetzung ist der empirischen Forschung ein großes Feld zur Bearbeitung aufgegeben, wovon der Verf. die Nachweisung des Zusammenhangs zwischen Wirkung und Zusammensetzung des Stoffs mit Recht für die wichtigste Aufgabe hält, weil mit dieser Nachweisung die Bedingung zur Begründung einer wissenschaftlichen Materia medica gegeben seyn würde.

Zuletzt versucht der Verf. auch eine Eintheilung der Phytochemie nach ihrem praktischen Nutzen, wobei die Hauptbedürfnisse des Menschen das Bestimmende sind. In dieser Beziehung findet sich S. 41. §. 96. folgende Anordnung:

„Der Mensch bedarf zum physischen Seyn nur dreierlei:

1) Mittel zur Erhaltung der Gesundheit: Nahrung;
2) Mittel zum Schutz gegen die Außenwelt: Kleidung;
3) Mittel zur Herstellung der verlornen Gesundheit: Arznei.

Da nun diejenige Wissenschaft, welche uns über die zweckmäßige Erlangung, Bearbeitung und Anwendung (?) jener drei generalen Bedürfnisse: Nahrung, Kleidung und Arznei, Aufschluß

gibt, die Chemie ist [sie kann diesen Aufschluß aber nicht für sich allein, sondern nur an der Hand der Medicin und Technologie geben], und insofern die Stoffe dazu aus dem Pflanzenreiche sind, die Phytochemie, so zerfällt dieselbe in drei Theilganze:

1) in die diätetische oder Nahrungschemie;
2) in die technologische oder Bedeckungschemie (Techno-Phytochemie);
3) in die pharmakologische oder Arzneichemie (Pharmako-Phytochemie).

Wir bemerken hier, daß die Benennung für Nr. 2. unrichtig gewählt ist, da die technologische oder technische Chemie nicht auf die Bedeckung beschränkt ist, sondern sich über alles erstreckt, was hinsichtlich der physischen und anderer Bedürfnisse des Menschen sich zum künstlichen Gewerbe gestaltet hat. Da hier vom praktischen Nutzen die Rede ist, so sind die vom Verf. bemerkten drei Theilganzen eigentlich nur Abtheilungen der technischen Chemie; denn nicht blos diejenigen Gewerbe, welche sich mit der Kleidung, dem Bauen u. s. w. beschäftigen, sondern eben sowohl die Kochkunst, das Backen, Brauen u. s. w., wie die pharmakologischen Beschäftigungen des Apothekers, sind technischen Charakters und bedürfen, wenn sie mehr als Empirie (praktisches Stückwerk) seyn wollen, der Hülfe der Chemie, welche in dieser nützlichen Thätigkeit den Namen technische Chemie erhält, von der eine Abtheilung die Techno-Phytochemie ist, welcher, als einem Ganzen, die obigen drei Theilganzen untergeordnet sind. — Uebrigens kommen unter dieser Rubrik, betreffend den praktischen Nutzen der Phytochemie, noch sehr treffende und scharfsinnige Bemerkungen vor.

So reich an geordneten Ideen und neuen Bestimmungen zum Behuf einer wissenschaftlichen Phytochemie ist also schon das erste Capitel, dessen Inhalt wir im Bisherigen nach seinen Hauptzügen mitgetheilt haben. — Im zweiten Capitel folgt nun das Nähere über die Reagentien, nach der Ordnung der oben schon erwähnten Eintheilung in physikalische, anorganische und organische. Zur Erläuterung des Begriffs der Reagentien kann unter den physikalischen das Wasser als Beispiel dienen, da in ihm das egoistische Streben eines jeden Körpers, das ihn Umgebende sich gleich zu machen, sich zu assimiliren, auf eine sehr anschauliche Weise hervortritt. Sein Hauptstreben ist, die Körper sich gleich, nämlich flüssig zu machen. In der Lösung (z. B. des Zuckers) ist dies Streben erreicht, in der Auflösung (Zersetzung durch Wasser) ist es vollendet. Beide Erscheinungen und deren Mangel hängen von der mehr oder minder starken Reaction (Gegenwirkung) des Stoffes ab, der mit dem Wasser in Wechselwirkung kommt. Ist nämlich die Reaction des Stoffs (z. B. einer Erde) zu stark, so er-

folgt keine Lösung, er heißt dann unlöslich; ist sie zu schwach, so erfolgt Auflösung, gänzliche Zerstörung der Individualität des Stoffs, dann heißt er durch Wasser zersetzbar; in der Lösung endlich hält sich die Wechselwirkung zwischen Wasser und Stoff das Gleichgewicht, indem der gelöste Stoff seine Individualität (Eigenthümlichkeit) noch behauptet. Das Wasser ist also hier ein physikalisches Erforschungsmittel oder Reagens für die Fähigkeit des Stoffs, seiner flüssigmachenden Einwirkung zu widerstehen. Die nachgewiesenen Erscheinungen, als Stufen des Erfolgs der Wechselwirkung zwischen Stoff und Wasser, bezeichnen das Quantitative des Vorgangs (Processes); von den qualitativen Verschiedenheiten dieser Wechselbeziehungen werden wir durch unser Sinnorgan des Geschmacks (ein dynamisches Reagens) unterrichtet.

Das Interessanteste in diesem Capitel sind, wegen ihrer Neuheit, des Verfassers Mittheilungen über die organischen, besonders dynamischen Reagentien. Organisches und Dynamisches ist nämlich zu unterscheiden wie Lebloses und Lebendiges. Das erwürgte Thier oder der einzelne Thier- und Pflanzenstoff ist noch organisch, aber nicht mehr dynamisch zu nennen, und letzteres ist hier also gleichbedeutend mit lebendig. Sowohl die organischen Reagentien im engern Sinne, oder die leblos organischen, als auch die dynamischen theilt der Verf. nach den organischen Reichen, jene in organisch-vegetabilische und organisch-animalische, diese in dynamisch-vegetabilische und dynamisch-animalische Reagentien.

Die dynamisch-animalischen Reagentien oder die lebenden Thiere kommen in diesem Capitel vorzugsweise zur Sprache, und des Verfassers Leistungen, hinsichtlich der nähern Betrachtung und Anwendung dieser Reagentien, verdienen, als der Anfang der Bearbeitung eines neuen Feldes in der Phytochemie, alle Aufmerksamkeit. Indessen kann hier nur so viel von dieser Angelegenheit mitgetheilt werden, als zu einem der Sache entsprechenden Begriffe nöthig ist. „Im Allgemeinen — sagt der Verf. S. 63 — kann das Thier für zweierlei als Reagens dienen: einmal für den Stoff, welchen es sich vor vielen andern zur Nahrung wählt; ein andermal für denjenigen, der ihm, zufällig oder absichtlich beigebracht, das Leben kostet. Mittelst der Fliegen wird man von hundert weißen Pulvern den Zucker, und von einer Menge bitterer Flüssigkeiten das Quassieninfusum zu unterscheiden im Stande seyn, abgesehen von allen andern Unterscheidungsmerkmalen. Die Fliege ist also in diesen Fällen ein Reagens für Zucker und Quassia. Eine Menge hierher gehöriger Beispiele fallen dem Sinnigen von selbst ein."

Indem der Verf. vom Allgemeinen dieses wichtigen Gegenstan-

des zum Besondern übergeht, kommen zunächst die niedern Thiere als Reagentien in nähere Betrachtung, und es wird bemerkt, daß sich hierzu vorzugsweise die Wasserthiere qualificiren (weil ihnen der zu prüfende Stoff am besten beizubringen ist), unter diesen vorzüglich die verschiedenen Infusorien (Infusionsthierchen), die Kaulquappen, die Wasserwanzen (Notonecta), der Salamander (Triton s. Salamantra palustris et lacustris) u. s. w.

Der Verf. theilt zunächst die von Gehlen (Journal für Chemie und Physik ꝛc. VIII. Berlin 1809. S. 511 u. f.) über das Verhalten der Infusorien in verschiedenen Aufgüssen angestellten Versuche mit und läßt darauf seine eignen, mit dem Salamander angestellten folgen. Das Resultat davon war dieses:

„Der Salamander stirbt in einem Aufgusse

von	Ledum palustre . . .	binnen	1	Stunde,
=	Digitalis purp. . . .	=	1	=
=	Kaffee	=	2	=
=	Nicotiana fruticosa . .	=	2	=
=	Solanum verbascifolium	=	7	=
=	— lycopersicum .	=	8	=
=	Viola tricolor	=	18	=
=	Chelidonium majus .	=	24	=
=	Coronilla coronata . .	=	26	=
=	— varia . . .	=	50	=
=	Aconitum napellus . .	=	30	=
=	— Lycoctonum	=	7	Tagen
=	Conium maculatum .	=	9	=

Besonders empfiehlt er daher den Salamander, wegen seiner leichten Anwendbarkeit als Reagens oder Entdeckungsmittel des dynamisch Wirksamen gewisser Pflanzen, und rühmt besonders seine Unfehlbarkeit zur Auffindung des sogenannten narkotischen Stoffs im Ledum, in der Digitalis, im Kaffee u. s. w., bei der Anwendung der von ihm selbst (im dritten Capitel) angegebenen Zerlegungsweise, von welcher weiter unten die Rede seyn wird.

Von der Anwendung ganzer (lebender) Thiere zur Erforschung der dynamischen Qualität der Stoffe geht der Verf. S. 71 zu den Organen und Systemen der höhern Thiere, als Reagentien, über. „Wenn ein Stoff, — heißt es in dieser Beziehung — der alle Organe des Leibes auf ganz gleichmäßige Weise afficirt [auf sie wirkt] und der freien Einwirkung ihrer Vitalkräfte [Lebenskräfte] sich bequemt, als die vollkommenste Nahrung gelten muß, so ist hingegen der Stoff, der ein Organ oder System vor allen andern afficirt und überwältigt, das stärkste Gift, weil er die größte Differenz [den gewaltigsten Kampf] im Organismus hervorruft.

Hieraus folgt, daß jeder Gift- und Arzneistoff, die nur relativ verschieden sind, vorzugsweise auf ein Organ des ganzen Thierleibes einwirke, dadurch ein Specificum sey, und das specifisch afficirt (erregt) werdende Organ wiederum ein Reagens oder Entdeckungsmittel für den Stoff abgebe." Der Verf. zeigt hierauf, daß auch die Sinnorgane (z. B. Zunge, Nase, Auge) und selbst die Sinnesfunctionen (Geschmack, Geruch, Gesicht u. s. w.) als Reagentien dienen können, die letztern jedoch nur mittelbar (indirect), die erstern dagegen (nämlich die Sinnorgane) unmittelbar (direct), wenn von der Sinnesfunction (eigenthümlichen Thätigkeit des Sinnorgans) abgesehen wird. Zur Erläuterung dieses Verhältnisses kann z. B. das Auge und dessen Function (das Sehen) dienen. Mit Hülfe des Gesichts erhalten wir Kunde von den Eigenschaften, welche ein Stoff in Wechselwirkung mit dem Lichte entwickelt; denn ohne Licht gibt es keine Farbe, und ohne Gesicht fühlen wir keine. Das Gesicht ist demnach ein mittelbares Farbenreagens, und insofern das Auge zugleich tastet (gleichsam in der Ferne tastet), ein mittelbares Formenreagens. Abgesehen von seiner Function, ist das Gesichtsorgan, das Auge, ein unmittelbares, sehr brauchbares Reagens. Diesen Dienst leistet vorzüglich die Iris, welche den Muskel, überhaupt das irritable (zur Bewegung erregbare) System im Auge darstellt. Für diejenigen Stoffe also, welche, mit dem Auge in Berührung gebracht, zusammenziehend auf die Iris wirken und dadurch die Pupille erweitern, ist das Auge, oder vielmehr die Iris, ein unmittelbares Reagens, und wir werden weiter unten sehen, wie es der Verf. zur Erforschung der dynamischen Qualität verschiedener Stoffe benutzt hat. Die nähere Erörterung über dieses wichtige Reagens macht daher auch einen bedeutenden Theil dieses zweiten Capitels aus, aber dessen auszügliche Mittheilung würde hier zu viel Raum erfordern.

Wir gehen zum Inhalt des dritten Capitels über, welches sich die Zerlegungsweise der Pflanzen zum Gegenstand nimmt. Der Inhalt zerfällt in zwei Abschnitte: der erste begreift in sich die Ausziehung der pflänzlichen Stoffverbindungen durch die Lösungsmittel: Wasser, Weingeist, Alkohol (höchst gereinigter Weingeist). Hier kommt es also blos auf die Gewinnung der sämmtlichen Pflanzenstoffe in ihrer natürlichen Verbindung durch die erwähnten Lösungsmittel an. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der Scheidung der mit einander organisch verbundenen, durch die Lösungsmittel gewonnenen Stoffe, vermittelst der Salze. Der erste Abschnitt hat es also mit der obenerwähnten hydrochemischen oder Extractionsmethode, der zweite mit der halochemischen oder Präcipitationsmethode zu thun.

Die genannten Lösungsmittel: Wasser, Weingeist und Alkohol werden in drei verschiedenen Temperaturen, nämlich kalt, warm und kochend, nach einander auf dieselbe Pflanze angewendet, um dadurch verschiedene Auszüge zu erhalten, und es finden bei dieser Methode, nach Umständen, verschiedene Modificationen statt, welche aber hier, wie alles, was für die Relation zu speciell ist, übergangen werden müssen. Das Zweckmäßige dieser Verfahrungsart beim Ausziehen der organisch verbundenen Pflanzenstoffe ist sehr einleuchtend, und der Verf. konnte davon mit vollem Rechte sagen: „Nur durch eine solche Behandlung der Pflanzen mit den indifferenten Lösungsmitteln ist die richtige, ihrer Natur angemessene Analyse vorzubereiten. — Jeder auf oben angeführte Weise erhaltene Auszug ist für sich zu scheiden und durch das gleich anzugebende Verfahren in seine Bestandtheile zu zerlegen, wodurch man Stoffe erhalten wird, wovon die bisherige Zergliederungsweise, die die kalten und warmen Auszüge zusammengoß und alles zum dicken Brei — Extract verkochte, also die organischen Stoffverbindungen in ein Chaos verwandelte, keine Ahnung hatte." —

Alle übrigen, hierher noch gehörigen Bemerkungen, z. B. über den Zustand der zu analysirenden Pflanzen, sind sehr belehrend und zeugen von der Fruchtbarkeit einer durch wissenschaftliche Principien geleiteten Beobachtung.

Der zweite Abschnitt dieses Capitels gewährt dem Leser die nähere Bekanntschaft mit des Verfassers halochemischer Methode, durch welche die Stoffe aus ihrer organischen Verbindung zweckmäßig geschieden werden. Die Scheidung geschieht, nach dem Verf., in den allermeisten Fällen durch Salze, selten durch einen ihrer Bestandtheile, die Base oder die Säure. Der Verf. hat bisher mit sehr glücklichem Erfolge das saure und basische essigsaure Blei angewandt, die vor andern Metallsalzen durch folgendes sich auszeichnen:

1) Durch die Leichtzersetzbarkeit beider Verbindungen [der beiden Bleisalze nämlich] mittelst Pflanzensalze (organische Verbindungen von Pflanzensäuren und Pflanzenbasen) und die Eigenschaft derselben, mit dem größten Theile der sauren Pflanzenstoffe unlösliche Verbindungen zu bilden.

2) Durch die leichte Trennbarkeit der pflanzensauren Bleiverbindungen mittelst Schwefelwasserstoffs, vermöge dessen man den durch Blei gefällten sauren Pflanzenstoff rein darstellen kann.

3) Die Eigenschaft des essigsauren Bleis, organische Selbstentmischungen (Gährung u. s. w.) zu verhüten — denn man kann ein mit demselben versetztes (sonst leicht veränderbares) Pflanzeninfusum ziemlich lange mit unveränderter Qualität aufbewahren.

4) Die Fähigkeit des Bleies, aus seiner sauren Auflösung durch Hydrothionsäure gefällt [niedergeschlagen] zu werden, wodurch man sehr leicht das einem Infusum [Aufguß] überschüssig zugesetzte Blei entfernen kann.

5) kommt die Essigsäure in Betracht. Keine bis jetzt bekannte Pflanzensäure bietet ähnliche Vortheile dar. Sie ist bei gelinder Wärme flüchtig, zerstört oder verändert die Pflanzenbestandtheile nicht, wegen ihrer geringen chemischen Qualität, hat zum Blei eine so geringe Verwandtschaft, daß fast jede andre Säure sie abscheidet und sich mit dem Blei verbindet, und bildet, was die Hauptsache ist, auflösliche Bleisalze."

Uebrigens geht der Verf. hier nicht in das Specielle dieser Scheidungsmethode ein, da in der Folge des Verfassers Analysen, welche in diesem Werke mitgetheilt werden, zu erläuternden Beispielen dienen. Er gesteht zwar, daß die neue Zerlegungsweise nicht in dem Sinne neu ist, daß nicht ein oder der andere Chemiker sie schon einmal angewandt hätte, bemerkt aber mit Recht, daß man, ihren hohen Werth verkennend, die Nothwendigkeit ihrer allgemeinen Anwendung zur Gründung einer wissenschaftlichen Pflanzenchemie nicht ahnete.

Die nun im vierten Capitel folgenden „kritischen Bemerkungen über die jetzt herrschende Namenmacherei in der Phytochemie" stellen das Unzweckmäßige, ja mitunter Lächerliche der bisherigen Benennungen der Pflanzenstoffe gehörig ins Licht, und der Verf. gibt zugleich nicht nur Winke zu zweckmäßigern Namen, sondern auch das Beispiel zu deren Einführung. „Da es nun — sagt er S. 98 — chemisch betrachtet, im ganzen Pflanzenreiche keine andern Stoffe, als basische, saure und amphotere oder neutrale gibt, so ist es am zweckmäßigsten, von diesen ihren Eigenschaften ihre Benennungen herzunehmen und alle Pflanzenstoffe entweder basisch, sauer oder neutral zu nennen." — Dem zu Folge hat es der Verf. gewagt, die von ihm entdeckten Stoffe auf diese Weise zu bezeichnen, z. B. Chinabase und Chinasäure, Kaffeebase und Kaffeesäure, Safranbase und Safransäure u. s. w., wodurch er allen Verwechselungen dieser neuen Stoffe mit den schon bekannten, z. B. „Chinchonin", „Kaffeestoff" u. s. w. am besten zu begegnen glaubte, ohne nöthig zu haben, ganz neue Namen zu erfinden, welches er, aus Gründen, die er hier mittheilt, mit Recht für sehr mißlich hält.

Im fünften Capitel, wo der Verf. den Versuch einer Zerlegung der oben erwähnten drei sogenannten Narkotika: Hyoscyamus niger u. s. w. mittheilt, führt er seine Leser in das Specielle seiner zweckmäßigen Zerlegungsmethode ein; wir aber

können nur wenig Umständliches davon mittheilen, da noch vieles zu berichten übrig ist, was das Ganze dieser Wissenschaft und dessen neu entstehenden Bau betrifft, und da man hoffen darf, daß jeder denkende Chemiker, ja jeder Freund dieser Wissenschaft, der sich für deren systematische Ausbildung interessirt, durch Anschaffung des vorliegenden Werks dessen nähere Bekanntschaft machen werde. Der Verf. hat sich hier einen Gegenstand zu seinen Versuchen gewählt, der gerade der Aufklärung durch zweckmäßige, praktische Behandlung an der Hand einer geläuterten Theorie am meisten bedarf, da man weiß, wie problematisch bisher die chemische Mischung der sogenannten Narkotika war und wie viel Unhaltbares man über den narkotischen Stoff, wie man es nannte, gesagt oder vielmehr geträumt hat. — „Der größte Theil der Chemiker — sagt der Verf. bei dieser Gelegenheit — befand sich jedoch auf einem bessern Wege. Sie gestanden offenherzig, daß die eigentliche Zerlegungsweise der meisten narkotischen Pflanzen noch unentdeckt sey und die bisherigen Arbeiten nur unvollkommene Versuche genannt werden könnten, um dieselbe aufzufinden. Dies wird auch uns trösten, wenn wir bei unsern Arbeiten noch mit Fehlern und Mängeln zu kämpfen haben, die nur durch das Zusammenwirken Mehrerer zu besiegen sind." — Der Verf. schickt seinen Versuchen eine sehr beherzigenswerthe Einleitung voraus, in welcher Folgendes das Wesentlichste ist: „Die Pflanze ist ein Lebendiges, in jedem Momente sich Veränderndes; sie steht während ihres Lebens keinen Augenblick still, und so wie ihre Form vor unsern Augen sich täglich metamorphosirt, eben so der Stoff, nur im Geheimen (für uns), Unbemerkbaren. Die Pflanze vor der Blüte ist eine andere, wie nach der Blüte, vor der Saamenreifung eine andere, wie nach derselben" u. s. w. „Aus dieser Veränderlichkeit der Pflanze, ihres Stoffs, wie ihrer Form, folgt für die Pflanzenchemie:

1) daß es nicht gleichgültig seyn kann, in welcher Lebensperiode man die Pflanzen untersucht;
2) daß die Jahreszeit, das Klima, der Boden u. dgl. der zu untersuchenden Pflanze in Betrachtung kommt;
3) daß ältere getrocknete Pflanzen nie dieselben Resultate, wie die jüngern, geben können" u. s. w.

Der Verf. hat sowohl die Blätter, als die Wurzeln der oben genannten narkotischen Pflanzen, hier zunächst der Bilse (S. 106) einer vergleichenden Analyse unterworfen, und sein Hauptbestreben dabei war: reine Darstellung des narkotischen Princips, für welches ihm das Auge (das Katzenauge nämlich oder dessen Iris) ein nicht genug zu empfehlendes dynamisches Reagens ist. Der narkotische Stoff — bemerkt er ferner — ist basischer Natur und dieser narkotischen Basis ist ein saurer Stoff oder mehrere entgegenge-

setzt, deren Darstellung eine sehr sorgfältige Extraction der Pflanzentheile nöthig macht. Hier folgt nun das, wovon man sich aus dem Werke selbst näher unterrichten muß, nämlich 1) die ganze Procedur beim Ausziehen und Scheiden der Auszüge aus den Wurzeln und Blättern der schwarzen Bilse, 2) vergleichende Tabellen über das Verhalten der gewonnenen Bilsenbase und zweier ihr entgegengesetzten Säuren gegen die verschiedenen Reagentien, 3) vergleichende Versuche über die pupillenerweiternde Kraft der Bilsenbase aus der Wurzel und aus den Blättern, welche in einem Anhange vorgetragen werden, und wozu ebenfalls eine Tabelle beigegeben ist.

In gleicher Abhandlung folgt dann die Untersuchung über Atropa Belladonna (S. 120 ff.) und über Datura Stramonium (S. 133 ff.). Auch theilt der Verf. in einem Anhange zur Analyse der drei Narkotica (S. 140) vergleichende Versuche über die Zerstör- und Nichtzerstörbarkeit der Bilsen-, Belladonna- und Daturabasen und ihrer aufs Auge wirkenden Kraft durch chemische Potenzen (Stoffe) mit. Der Analyse des Kaffee, der China, des Crocus sativus (Safran) und der Aloe sind eigne Capitel, nämlich das sechste (S. 144 — 160), das siebente (S. 160 — 172) und das achte (S. 172 — 180) gewidmet.

Das neunte Capitel enthält interessante Versuche über das Verhalten des narkotischen Stoffs der Bilse, der Belladonna und der Datura in Wechselwirkung mit lebenden Pflanzen und Thieren. Aus diesen Versuchen geht unter andern hervor, daß das narkotische Princip durch die Vegetationskraft der Pflanzen (welche zu diesen Versuchen gebraucht wurden) zersetzt und angeeignet wird, daß mithin die Pflanzen durch den narkotischen Stoff nicht nur nicht vergiftet werden, sondern vielmehr das Wachsthum derselben befördert wird. Ein gleiches Resultat ergab sich aus den Versuchen mit einem Kaninchen, welches mit den erwähnten Giftpflanzen gefüttert wurde. Ueberhaupt bestätigt der ganze Inhalt dieses Capitels die schon oben berührte Wahrheit, welche der Eingang desselben aufstellt, nämlich: „Jedes Arzneimittel ist ein Specificum, und so auch jedes Gift; daher sind beide in ihrer Wirkung relativ. Was für den Menschen Gift ist, ist es damit noch nicht für das Thier; was das Thier tödtet, ist darum der Pflanze noch nicht schädlich. — So verzehren das Pferd, das Schaf, die Ziege die Belladonna ohne Schaden, der Wassersalamander vegetirt in den Aufgüssen von Conium maculatum, Aconitum Lycoctonum, an 7 — 10 Tage, und stirbt nur, weil diese Infusa in Gährung übergehen" u. s. w.

Die im zehnten Capitel vorkommenden quantitativen Bestimmungen ohne directe Anwendung von Maaß, Waage

und Gewicht (S. 188 f.) gründen sich auf folgenden Versuch „Wenn man einen Gran der narkotischen Base der drei aufs Auge wirkenden Narkotica (Belladonna, Hyoscyamus und Datura) in einer Unze Wasser löst und einen bestimmten Theil dieser Lösung aufs rechte Auge einer jungen Katze mittelst eines Haarpinsels applicirt und auf das linke Auge ein gleiches Quantum einer noch einmal so starken Lösung bringt, so wird man nach einer halben oder ganzen Stunde eine, aber ungleiche, Pupillenerweiterung beider Augen wahrnehmen, nämlich so, daß die Pupille des linken Auges fast noch einmal so stark erweitert ist, als die des rechten." (Die Katze empfiehlt der Verf. zu solchen Versuchen [von welchen in ähnlicher Beziehung schon oben die Rede war] aus dem Grunde, weil ihre Pupille ursprünglich nur eine schmale Ritze ist und weil man beide Augen zugleich übersehen kann.) Da also die Pupillenerweiterung in gleichem Verhältniß mit der Stärke (Intensität) des narkotischen Stoffs erfolgt, so begreift man leicht, wie durch dieses Mittel der narkotische Gehalt verschiedener Flüssigkeiten mit ziemlicher Gewißheit erforscht werden kann. Diese Entdeckung hat nun der Verf. zu Folgendem benutzt:

„1) Zur Beurtheilung der Güte der Wurzeln, Blätter, Saamen und Extracte, die man von den drei Narkoticis in den Apotheken vorräthig erhält.

2) Zur chemisch-physiologischen Unterstützung der Bildungsstufen, welche der narkotische Stoff gleichzeitig mit der Ausbildung der Organe und Systeme, also in den verschiedenen Lebensperioden [der Pflanze] durchläuft, mit Berücksichtigung der einwirkenden kosmischen und tellurischen Potenzen [kosmischen und irdischen Elemente]."

Die nähere Betrachtung dieser Puncte macht nun den Inhalt dieses Capitels aus. In Beziehung auf Nr. 2. gibt der Verf. schätzbare Andeutungen zu Versuchen, welche zu wichtigen Resultaten führen werden.

Im elften Capitel, welches den Schluß dieser ersten Lieferung macht, ist nun noch die Rede von der Bereitung der Extracte aus Belladonna, Hyoscyamus und Datura. (S. 198—204.) Nachdem der Verf. die bisherigen Mißgriffe hinsichtlich dieser Präparate gehörig entwickelt hat, zeigt er (S. 200), wie die Vorschrift zu einer zweckmäßigen Extractbereitung jetzt nicht mehr schwer zu geben sey, da man aus seinen (oben angeführten) analytischen Versuchen weiß, daß das Wirksame der narkotischen Extracte an ein leicht im Wasser lösliches, organisch-vegetabilisches Salz (bestehend aus der narkotischen Base und einer Säure) gebunden ist und es daher nur darauf ankommt, dieses pflänzliche Salz in seinem natürlichen Zustande unverändert zu erhalten. Dies

geschieht, nach dem Verf., am besten und einfachsten durch Erwärmen und Filtriren des frisch gepreßten Saftes und gelindes Verdampfen des klaren Flüssigen zur Trockne, wobei die dynamisch völlig unwirksamen Stoffe, das Eiweiß und das grüne Satzmehl, ganz entfernt bleiben, indem auf diesem Wege durch Entfernung dieses unnützen Ballastes ein Extract entsteht, das noch einmal so stark als das gewöhnliche ist. — Sehr zu beachten und in medicinischer Hinsicht wohl zu beherzigen sind übrigens auch des Verfassers schlüßliche Bemerkungen über den Unterschied und die Eigenschaften der drei Arzneiformen, des Decocts, der Infusion (des Aufgusses) und des frisch gepreßten Pflanzensaftes.

Die zweite Lieferung des gegenwärtigen Werks sollte, dem Versprechen des Verfassers gemäß, in Zeit von einem halben Jahre der ersten nachfolgen, ist aber erst nach Verlauf eines ganzen Jahres erschienen. Ueber diese Zögerung gibt nun der Verf. in einer ziemlich langen, übrigens interessanten und lehrreichen Vorrede dem Publicum genügende Rechenschaft, wie auch über die nöthige Abänderung seines Plans, welche eben die Hauptursache dieser Zögerung war. Dem ernsten Vorsatze des Verfassers gemäß, sollte diese zweite Lieferung vorzugsweise mit empirischen Thatsachen ans Licht treten, wozu ihm dann die angekündigte Widerlegung der Annahme eines sogenannten Extractivstoffs u. s. w. Stoff genug an die Hand geben mußte. Auch hatte den Verf. die Untersuchung über diesen wichtigen Gegenstand über ein Jahr lang anhaltend beschäftigt. — Je weiter er aber auf analytischem Wege vorwärts drang, desto klarer wurde ihm das pflänzliche Stoffverhältniß, und je mehr er über dieses speculirte, um so leichter wurde ihm die experimentelle Forschung, so daß sich ihm aus den zerstreuten und heterogenen Objecten des sogenannten Extractivstoffs bald ein Ganzes gestaltete, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. — Aber — die Mittheilung dieses Ganzen auf wissenschaftlichem Wege war mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden, was der Verf. in dieser Vorrede deutlich genug erörtert. Genug, er fühlte, daß die Pflanzenchemie, so wenig als irgend eine andere besondere Wissenschaft, unabhängig für sich seyn könne, daß sie ein Theil einer größern Wissenschaft, nämlich der Phytologie, sey, von deren wissenschaftlicher Gestaltung eine Phytochemie als Wissenschaft großentheils abhängig ist. Und so kam es, daß sich des Verfassers ursprünglich phytochemische Zeitschrift in eine phytologische umwandeln mußte, worin nicht blos der Pflanzenstoff betrachtet wird, sondern auch das pflänzliche Leben und die pflänzliche Form. Daher ist auch der Inhalt dieser zweiten Lieferung keineswegs rein-phytochemisch, und kann es auch — wie S. IX der Vorrede bemerkt wird — in Zukunft nicht wieder werden, weil das gänzliche Los-

trennen der Stoffwissenschaft von der der Form und des Lebens zu einer Einseitigkeit führt, die der Pflanzenwissenschaft (Phytologie), welche doch einmal als ein Dreieiniges von Leben=, Stoff= und Formwissenschaft sich gestalten muß, in ihrer Entwickelung und Ausbildung nur hinderlich seyn kann.

Mit diesen Vorbemerkungen wird man nun den Inhalt der zweiten Lieferung, vorerst nach einem Ueberblick des Ganzen, übereinstimmend finden. Er besteht aus fünf Capiteln und einem Anhange. Erstes Capitel. Die Phytologie und das Verhältniß der Botanik und der Phytochemie zu ihr. Zweites Capitel. Metamorphose der Pflanzen (Darstellung ihrer Entwickelungsgeschichte). Drittes Capitel. Die Pflanzenstoffwelt (systematische Eintheilung der Pflanzenstoffe). Viertes Capitel. Zur Zerlegungsweise der Pflanzen. Fünftes Capitel. Reagentien. Anhang. Ueber den Extractivstoff und die Darstellung der Pflanzenbasen und Pflanzensäuren. — Wir schreiten sogleich zur nähern Darstellung dieses Inhalts.

Die Gesammtheit der Pflanzen heißt das Pflanzenreich. Das Pflanzenreich ist ein Ganzes, ist eine Pflanze in größerm Maßstabe und darum ein Organismus, welchem Systeme und Organe wesentlich sind. Die Systeme stellen sich als Sippschaften oder Familien, die Organe als Gattungen u. s. w. dar. — Die Wissenschaft vom Pflanzenreichs=Organismus ist die Phytologie. — Der Theil ist Abbild des Ganzen oder wiederholt das Ganze in sich auf seiner Stufe der Entwickelung. So die Pflanze das Pflanzenreich; dieses ist die große, jene die kleine Pflanze. Die Phytologie ist daher auch Wissenschaft von der Pflanze, dem Theil des Pflanzenreichs=Organismus.

Das Pflanzenreich theilt die Natur aller irdischen Dinge und stellt sich, wie diese, in drei Erscheinungsweisen dar, als Leben, Stoff und Form. Leben und Stoff verhalten sich polar zu einander, wie zwei Pole eines Ganzen. Sie sind verschieden und doch eins: einer Urquelle entsprossen. Das Leben ist Stoff, thätig gesetzt, der Stoff ist Leben, mit relativer Ruhe hingestellt. Denn Thätigkeit (Handeln) und Seyn (räumliches Bestehen, Ruhe) sind nirgends von einander getrennt; aber im Leben waltet die Thätigkeit, im Stoff das Seyn vor. Diese Pole gleichen sich aus, wie alles Polare. Thätigkeit und Materie, Leben und Stoff gelangen zu einem relativen Gleichgewicht, das sich auf besondere Weise verwirklicht und Form heißt. In der Form neutralisiren sich Handeln und Bestehen, keines waltet vor.

Mehr Erscheinungsweisen der Pflanze, als diese drei: Leben, Stoff und Form, gibt es nicht, und da sie dem Pflanzenreich wie der Pflanze wesentlich sind, und da die Wissenschaft die ideale

Darstellung des Realen (Wirklichen) ist und diesem entsprechen muß, so ist hiermit die wissenschaftliche Eintheilung der Phytologie nothwendig als ein Dreifaches gegeben. Die Phytologie besteht daher:

I. aus der Wissenschaft vom pflänzlichen Leben: Phyto-Biologie;

II. aus der Wissenschaft vom pflänzlichen Stoff: Phyto-Stöchiologie (Pflanzenchemie);

III. aus der Wissenschaft von der pflänzlichen Form: Phyto-Morphologie.

Jede dieser Wissenschaften ist Abbild des Ganzen, dem sie angehören. Wie daher die Phytologie eine ideelle Seite hat in der Phyto-Biologie, eine reale in der Phyto-Stöchiologie und endlich eine ideal-reale in der Phyto-Morphologie, so kommt die entsprechende Dreiheit auch jeder einzelnen derselben zu. Ihre ideale Richtung ist bezeichnet durch die Speculation, ihre reale durch die Empirie (Auffassung der Erscheinung nach sinnlichen Merkmalen) und ihre ideal-reale, als die Ausgleichung beider durch die Mathesis. Dem zufolge zerfällt z. B. die Biologie in folgende drei Theile:

1) Empirischer Theil: Phyto-Bioskopie.
   Faßt die Lebensäußerungen der Pflanzen, wie sie sich in der Erscheinung den Sinnen darstellen, auf und leitet Versuche ein, deren Resultat Erfahrungen und Entdeckungen sind.

2) Speculativer Theil: Phyto-Biogenie.
   Leitet aus der Idee des Pflanzenlebens die Nothwendigkeit seiner wirklichen Erscheinung ab, beschäftigt sich also mit der Genesis (Entstehungsgesetzen) des Pflanzenlebens.

3) Mathematischer Theil: Phyto-Biometrie.
   Tritt einigend und ausgleichend zwischen beide Pole. Die Resultate der empirischen Forschung knüpft dieser Theil der Wissenschaft an höhere Gesichtspuncte, indeß er die speculativen in einen mehr realen Kreis herunterzieht, ihr Verhältniß zu einander und zu andern Lebensverhältnissen abwägt und alles, seinem Charakter gemäß, in mathematischer Form darstellt.

Und eben so begreift die Phyto-Stöchiologie und Phyto-Morphologie die genannten drei Theile in sich, nämlich den empirischen, speculativen und mathematischen Theil, welche nach dem obigen Schema ihre Benennungen erhalten.

Dies gibt nun die ganze Phytologie in ihrer Erscheinung als Wissenschaft. Nichts ist hier zufällig oder willkür-

lich, sondern alle drei mal drei Theile sind innig verbunden durch das Band der Nothwendigkeit, was allein den Prüfstein für das echt Wissenschaftliche gibt. Man darf daher nicht glauben, daß diese Theile an sich so getrennt und gesondert sind, als sie hier successiv neben einander dargestellt sind. Diese Form der getrennten Darstellung bequemt sich nur der beschränkten Fassungskraft des Menschen, für welche das Nacheinander gilt, an sich aber, in der Idee sowohl als in der Wirklichkeit, sind sie nicht getrennt, sondern es gilt das Durch- und Ineinanderseyn der Theile, welche in inniger Durchdringung das organische Ganze der Phytologie darstellen. Es kann und darf daher in der Stöchiologie (Stofflehre) der Pflanze nie allein vom Stoff, in der Phyto-Biologie nie allein vom Leben, in der Phyto-Morphologie nie allein von der Form die Rede seyn, sondern immer von allen dreien zugleich, eben weil sie nur scheinbar (in der Erscheinung) gesondert sind. Denn die Pflanzenstoffe sind ja nur körperlich gewordene Pflanzenthätigkeiten, und das Pflanzenleben ist das thätig gewordene Pflänzlich-Materielle. Es ist daher unmöglich, den Stoff zu handhaben, ohne sich gleichzeitig mit seiner Lebendigkeit zu befassen; und eben so undenkbar ist es, daß man mit dem Pflanzenleben experimentire und sein Wesen erforsche, ohne daß man sich zugleich an dem Stoff vergreife.

Nachdem der Verf. auf diesem Wege dargethan hat, was zu einer vollendeten Phytologie gehört und was zu ihrem Behuf geschehen muß, richtet er seinen Blick auf das, was geschehen ist, und findet das unerfreuliche Resultat, daß man noch sehr weit von einer Phytologie als Wissenschaft entfernt ist. Und wer will ihm das leugnen? Denn ist es nicht wahr, daß „in der Stofflehre der Pflanzen (Phytochemie) noch wenig, in der Lebenslehre (Biologie) fast gar nichts, in der Formlehre einerseits sehr viel, andererseits hingegen nichts gethan ist“? Der Verf. hat Recht, wenn er behauptet, daß das, was man jetzt Botanik nennt, nur ein Drittheil der wissenschaftlichen Morphologie, nämlich die Morphoskopie (sinnliche Auffassung und Beschreibung der Pflanzen nach ihrer äußern und innern Form) ist; daß an eine Pflanzenformgenesis und an eine mathematische Darstellung derselben Form noch nicht gedacht ist. Wenn aber der Verf. sich ferner beschwert, daß die Botaniker thun, als ob beides (die Morphogenie und Morphometrie) nicht mit zu ihrer Wissenschaft gehöre, daß sie immer nur nach neuen Formen haschen, neue Pflanzen zu entdecken suchen, und, wenn sie dergleichen habhaft geworden, sich nur mit der empirischen Auffassung und Beschreibung der neu entdeckten Form beschäftigen; so kann man zu ihrer Entschuldigung hinzusetzen, daß die meisten Botaniker das gar nicht anders wissen, in-

dem sie das, was nach unserm Verf. nur Morphoskopie ist, für das Wesen ihrer Wissenschaft halten. Auch darin hat der Verf. Recht — und billig werden hier seine Verdienste anerkannt — daß „die Stofflehre freimüthig das Bekenntniß von sich ablegen darf, hier der Formlehre mit Beispiel vorangegangen zu seyn, indem sie bereits öffentlich unter dem Namen Phytochemie, als ein Dreieiniges von Speculation, Empirie und Mathesis aufgetreten ist und sich auf dem Wege befindet, sich als solches zu beglaubigen" (wovon die erste Lieferung dieses gehaltvollen Werks ein sprechender Zeuge ist). — Es ist übrigens nicht zu ändern, wenn die bisherige Botanik sich ein wenig schämen muß, indem sie hier (S. 12 der vorliegenden zweiten Lieferung) erfährt, wie sie sich zur ganzen Phytologie und Phytochemie verhält, daß sie nämlich nur ein Drittel des Drittheils, mithin ein Neuntel der Phytologie ist. Wenn dies zugegeben werden muß, so finden wir dagegen die nun folgende Behauptung: die Botanik verhalte sich zur Phytochemie, wie 1 : 3, viel weniger treffend, da hier nicht in gleichem Sinne, wie im vorhergehenden Falle, von einem Verhältniß des Theils zum Ganzen die Rede seyn kann, und da das Verhältniß überdies richtiger durch $\frac{1}{3}$: 1 oder $\frac{1}{3}$ ausgedrückt werden müßte. Denn die Meinung ist, daß die Phytochemie ein aus drei Theilen bestehendes Ganze (dem empirischen, speculativen und mathematischen Theile), die Botanik aber nur $\frac{1}{3}$ ihres Ganzen (der Phyto-Morphologie) ist. — Daß übrigens der Phyto-Biologie noch sehr viel, ja fast noch alles fehlt, um eine Wissenschaft heißen zu können, ist leider wahr, wiewohl der Verf. anerkennt und gehörigen Orts zu würdigen gedenkt, „was Saussure, Schrader, Link, John, Kieser, Oken, Grischow u. a. Herrliches und Folgenreiches für eine künftige Phyto-Biologie geleistet haben."

Nachdem der Verf. auf solche Weise die Zerfällung der Phytologie in besondere Wissenschaften nach ihren innern Verhältnissen entwickelt hat, lenkt er die Betrachtung auf die äußern Verhältnisse dieser großen, vielgegliederten Wissenschaft, und stößt auf diesem Wege auf eine Reihe anderer phytologischer Wissenschaften, welche aus dem Verhältniß der Phytologie zu andern Wissenschaften, oder — was dasselbe sagt — aus der Betrachtung der Wechselwirkung der Pflanze und des Pflanzenreichs mit der Welt und den Dingen oder Stufen der Welt hervorgehen. Er macht zu diesem Behuf seine Leser auf die allgemeine Wechselwirkung der Dinge, auf den Kampf aufmerksam, in welchem die Naturwesen, kraft ihres Selbsterhaltungstriebes, nothwendig mit einander fortwährend begriffen sind, da jedes nur auf Kosten anderer fortbestehen, sich erhalten kann. Werden nun die Naturkräfte und Naturkörper, welche mit den Pflanzen in lebendiger Wechselwirkung stehen, stufengemäß ein-

getheilt in kosmische und planetare Elemente, in die bekannten drei Naturreiche u. s. w., so können die Wissenschaften oder Lehren, welche aus der nähern Betrachtung jener Wechselwirkung und der daraus hervorgehenden Erscheinungen entstehen, nach den Kräften, Potenzen oder Factoren benannt werden, welche diese Erscheinungen, durch ihre Einwirkung auf die Pflanzen, erzeugen. So entstehen nun dem Verf. folgende phytologische Wissenschaften: 1) Die Kosmo-Phytologie — hat die Erscheinungen zum Gegenstande, welche aus der Wechselwirkung des Lichts, der Wärme, der Finsterniß und Kälte mit der Pflanze erzeugt werden. 2) Die Planeto-Phytologie — hat es mit den Verhältnissen der Luft, des Wassers, der Erde zur Pflanze und mit den Folgen zu thun, welche aus diesen Wechselwirkungen hervorgehen. 3) Die Kosmo-Planeto-Phytologie. Die Mineralien, die Pflanzen, Thiere und Menschen, hinsichtlich ihres dynamischen Einflusses auf die Pflanzen, kommen hier in Betrachtung. Wie nun jede dieser Wissenschaften wieder in untergeordnete Lehren zerfällt, wollen wir an einem Beispiele zeigen. Die Planeto-Phytologie theilt sich nach der Zahl der hierher gehörigen Agentien (wirkenden Kräfte), der irdischen Elemente nämlich, nach welchen sie auch benannt werden. Sie heißen: 1) Aëro-Phytologie — erfaßt die Verhältnisse der Luft zur Pflanze und umgekehrt; 2) Hydro-Phytologie — handelt die Einwirkung des Wassers auf den Pflanzenorganismus und seine Bestandformen ab; 3) Geo-Phytologie. Der organische Zusammenhang der Pflanze mit dem Erdboden, die Wechselwirkung derselben mit den Mineralien ist ihr Gegenstand.

Bei dieser Eintheilung der Phytologie in besondere Wissenschaften hat der Verf. diese Wissenschaft als ungetheiltes Ganzes genommen; beleuchtet man sie dagegen in ihrer Dreiheit als Bio-, Stöchio- und Morphologie und jede dieser drei Wissenschaften wieder in der Dreiheit von Speculation, Empirie und Mathesis, so geht natürlich die Spaltung der Phytologie in besondere und untergeordnete Wissenschaft noch sehr ins Weite, was der Verf. auch wirklich umständlich ausgeführt hat, wir aber übergehen zu dürfen glauben. Wir halten es zwar für nothwendig, daß bei der Ausbildung der Pflanzenwissenschaft auf alle diese Beziehungspuncte und Wechselverhältnisse sorgfältige Rücksicht genommen werde, und es ist gut, wenn man für jeden Beziehungspunct oder für jede Gattung der genannten Verhältnisse im Nothfall eine treffende Benennung hat; daß aber alle diese Rücksichten einst als besondere Wissenschaften auch besonders abgehandelt werden sollen, ist wohl schwerlich des Verfassers Meinung gewesen. Auch dürften noch Jahrhunderte hingehen, bevor man im Stande ist, alle diese Fächer

auch nur nothdürftig auszustatten. Aber gut ist es dennoch, einer Wissenschaft auf solche Weise im voraus mit sichern Zügen ihren ganzen Umfang vorzuzeichnen. Auch hat dies der Verf. nicht nur wörtlich gethan, sondern auch im eigentlichen Sinne bildlich dargestellt, und es erscheint (auf der ersten Steindrucktafel) die Phytologie als ein Baum, in welchem man die ganze große Verzweigung dieser Wissenschaft vor Augen hat, und man könnte mit Wahrheit sagen, daß der sehr consequente, gleich der Natur organisch ordnende und gestaltende Geist des Verfassers aus jedem Blatte dieses Baums hervorblickt. — Den Schluß dieses ersten Capitels, wovon das so eben Mitgetheilte der auszügliche Inhalt ist, macht eine kritische Würdigung desjenigen, was die drei ausgezeichneten Naturforscher, Oken, Kieser und Nees von Esenbeck, hinsichtlich der wissenschaftlichen Eintheilung der Phytologie geleistet haben.

Eine wichtige Stelle in dieser zweiten Lieferung nimmt das zweite Capitel: die Metamorphose der Pflanzen, ein. Man versteht unter dieser Benennung die organische Entfaltung (Entwickelung, Evolution) der Pflanze, wie sie sich in ihren Formen (Organen und Systemen) und deren Umwandlung in gesetzmäßiger Aufeinanderfolge zeitlich und räumlich ausprägt. Von der rechten Einsicht in die Metamorphose der Pflanzen hängt die wissenschaftliche Kenntniß der Pflanze, wie deren Gesammtheit, des Pflanzenreichs, ab und sie gewährt den einzig sichern Grund, auf welchen ein naturgemäßes System des Pflanzenreichs wissenschaftlich gebaut werden kann. — Die Hauptgedanken, welche der Verf. seiner Darstellung des Metamorphosengangs der Pflanze vorausschickt, sind folgende:

Im Lebenslaufe der Planeten spiegelt sich der Lebenscyclus jedes existirenden Dings. Wie der Planet sein Leben nur in der Form einer Ellipse beschreibt und in seinen kleinern jährlichen Lebensperioden dies auf eine so anschauliche Weise verwirklicht, so wiederholen alle seine Abkömmlinge, und folglich auch die Pflanzen, diese Urlebensform ihres Vaters: sie durchkreisen auch ihre Lebensbahn auf elliptische Weise.

Der Charakter der Ellipse ist Bipolarität. Sie ist doppelter Kreis, zwei Centra (focos) in sich habend, deren gegenseitiges Verhältniß das Wesen und die Form der Ellipse gibt. Da nun dies Verhältniß ein unendlich mannichfaches seyn kann, so sind in der Wirklichkeit, und hier in Bezug auf die Pflanzen, auch unendlich viele Ellipsen möglich, und jede Pflanzenspecies verwirklicht deren eine besondere, in welcher sich gleichfalls zwei Brenn- oder Wendepuncte, mit einem bestimmten Verhältniß zu einander, auffinden und wissenschaftlich nachweisen lassen.

Dieses treffende Bild wird in der Folge, bei der gedrängten Darstellung der Metamorphose selbst, ganz klar werden. Man erinnere sich vorerst an die oben erwähnten drei Erscheinungsweisen der Pflanze, welche Leben, Stoff und Form heißen. Alle drei sind eigentlich nur drei verschiedene Stufen der Form; aber die sichtbare Gestalt und Beschaffenheit der Pflanze oder ihrer Theile, worin Leben und Stoff in relativem Gleichgewicht sind, heißt vorzugsweise Form, und in ihr und deren Verschiedenheit wird sich also der Lebenslauf der Pflanze vorzugsweise darstellen, d. h. er wird sich in der Metamorphose offenbaren, welche das Handelnde und Seyende (Leben und Stoff) zur Einheit verknüpft. Aber auch das Leben, d. h. die Form mit vorwaltender Thätigkeit, und der Stoff, d. h. die Form mit vorwaltendem Seyn, werden an dem Metamorphosengange (dem sichtbar sich darstellenden Lebenslaufe) der Pflanze Theil nehmen müssen, da alle die Erscheinungsweisen in der innigsten Verbindung mit einander stehen.

Die Ellipse zerfällt als Bipolares in zwei Theile (Arme), die sich zu einander wie Gegensätze verhalten: der positive und negative Arm der Ellipse. So auch die Pflanze. Ihr Lebenslauf durchschreitet zwei Hälften, die ein ganz entgegengesetztes Verhältniß charakterisirt. Man kann sie als positive und negative (antipositive) Lebenshälfte bezeichnen. Die erste stellt sich als Entwickelung, Fortschritt, Evolution, die andere als Rückentwickelung, Rückschritt, Revolution dar. Beiden kommt, gleich den Armen der Ellipse, ein Brennpunct zu, um welchen die Pflanze sich (gleichsam) rotirend bewegt.

Die Entwickelung der Pflanze beginnt mit dem Niedern. Die Wurzelbildung ist die erste (niederste) und vorwaltendste; sie lebt in der Finsterniß der Erde. — Die Wurzel ist fast vollendet, wenn der Stengel sich erst seiner Ausbildung nähert. Der Stengel ist die aufgestiegene Wurzel (die Wurzel auf höherer Stufe); er lebt in den höhern Elementen der Luft und des Lichts. Seiner Entstehung folgt die Blattentwickelung. Das Blatt, als der entfaltete, ausgebreitete (verflachte) Stengel, setzt demnach das Daseyn des letztern voraus.

Eine Pflanze mit diesen drei Entwickelungsstufen ist ein Ganzes, dessen Bestandtheile wiederum als Ganze zu betrachten sind. Nennt man diese Systeme, so hat eine solche Pflanze drei Systeme: 1) das Wurzel-, 2) das Stengel-, 3) das Laub-System. Diese drei Systeme bestehen nicht neben (unabhängig von), sondern durch einander; denn eins setzt das andere voraus. Das höchste unter denselben ist das Laub-System. Es charakterisirt und vollendet dieses Ganze und ist die Grundlage alles Nachfolgenden.

Nun ist aber wohl zu beachten, daß die Gesammtheit von Wurzel-, Stengel- und Laubsystem, als Theilganzes, nur der vierte Theil der ganzen Pflanze (nach ihrer vollständigen Entwickelung betrachtet) ist. Denn die Blüte, welche sich aus dem Laubsystem entwickelt, ist wieder ein solches aus drei Systemen bestehendes Theilganze; eben so die Frucht, ebenso der Same. — Für diese vier Haupttheile oder (gleichwerthigen) Theilganzen (Hauptformen) der Pflanze suchte der Verf. eine (noch fehlende) passende, gemeinsame Benennung und fand sie in dem Worte Pflänzchen. Die erwähnten vier Theilganzen der Pflanze, als Hauptstufen ihrer Entwickelung, heißen sonach nun 1) Kraut- oder Laubpflänzchen (Gesammtheit von Wurzel, Stengel und Laub), 2) Blütenpflänzchen, 3) Frucht-, 4) Samenpflänzchen.

Die wissenschaftliche Deutung dieser vier Hauptstufen der Pflanzenentwickelung ist dem Verf. vorzüglich gelungen, und dieses ganze Capitel ist Zeuge, daß die Natur ihm tiefere Blicke in das Wesen der Pflanze und ihre Metamorphose gestattet hat, als keinem Naturforscher vor ihm. Wir wollen das Wesentliche davon mitzutheilen suchen, so weit es die Grenzen des Raums gestatten. — Von dem Laubpflänzchen, als der ersten untersten Hauptstufe und als organischer Gesammtheit von Wurzel, Stengel und Laub, war schon die Rede; es ist die Grundlage und das Vorbild für alle folgende Stufen. Mit der Vollendung des Niedern beginnt aus diesem sich das Höhere herauszubilden. — Die Vollendung des Kraut- oder Laubpflänzchens in seiner höchsten Stufe, dem Laub, bezeichnet daher den Anfang für ein Anderes, Edleres, das daraus hervorgeht. — Die Entwickelung der Blütenknospe ist das Emporwachsen eines neuen Pflänzchens, der Blüte, aus dem Laubpflänzchen. Die Blüte ist der Parasit (Schmarotzer) des Laubpflänzchens, ein ganzer, vollständiger Organismus, der sich auf Kosten jenes ausbildet, welches hier als das Tragende, Wurzelige erscheint.

Die Blüte ist aber ihrem Wesen nach das Laubpflänzchen selbst, wiederholt auf einer höhern Stufe. Es kehren daher auch die Systeme des Laubpflänzchens, wiewohl in Blütenform, wieder. Die Blüte hat ihre Wurzel, ihren Stengel und ihr Laub und verdient sonach auch den Beinamen Pflänzchen. — Die Bestimmung der drei Systeme des Blütenpflänzchens ist folgende: als Blütenwurzel erkennt der Verf. den Fruchtboden (Receptaculum), der, wie er richtig bemerkt, Blütenboden genannt werden müßte, weil nicht die Frucht, sondern die Blüte ursprünglich ihren Sitz auf demselben hat. Mit ihm beginnt die Entwickelung der eigentlichen Blüte. — Der Blütenstengel findet sich im weiblichen Geschlechtsorgan (dem Griffel)

realisirt. Der innige Zusammenhang dieses Bestandtheils der Blüte mit dem Stengel des Laubpflänzchens spricht für die Richtigkeit dieser Deutung. — Das Blütenlaub endlich stellt sich im männlichen Organ (dem Staubfaden) dar; eine Deutung, die diesem Organ schon früher von Oken und Kieser aus physiologischen Gründen gegeben wurde.

Mit einem Male erreicht aber das Laubpflänzchen eine solche Aufsteigung und Veredlung zur Blüte nicht; es sind bestimmte Uebergangsstufen nothwendig, die einen Mittelzustand zwischen Laub- und Blumenpflänzchen bezeichnen und sich in der Blütenknospe darstellen. Diese Knospe bildet die Blütenwurzel und den Stengel im Kelche vor, indeß sie in der Entwickelung der Blumenkrone (Corolle) die Staubfadenbildung vorbereitet. Kelch und Corolle wären sonach Zwischenstufen, Uebergangspuncte, um das Höchste der Entwickelungsperiode zu erreichen: — und somit erscheint die Blüte als eine Verdoppelung des Laubpflänzchens, aus der sie hervorwuchs. — Kelch und Corolle sind sonach gleichsam die Zwischenblüte, welche die Charaktere des Laub- und Blütenpflänzchens gleichermaßen in sich vereinigt, indeß der Fruchtboden, das männliche und weibliche Organ, die vollendete Blüte oder die Blüte auf ihrer eigenen Stufe bilden.

Daß nun gleichzeitig mit der Metamorphose der sichtbaren Pflanzenform auch eine entsprechende Heraufbildung des Stoffs und Veredlung des Lebens vorgehen müsse und wirklich vorgehe, wird von unserm Verf. ebenfalls nachgewiesen. Wir müssen uns aber, der Kürze wegen, vorzüglich an die formelle Pflanzenbildung halten und verfolgen daher mit dem Verf. in dieser Beziehung vorzugsweise den Lebenslauf der Pflanze bis zu dessen Endpuncte.

Mit der Blütenausbildung ist die positive Lebenshälfte, die Entwickelungsperiode, geschlossen. Nach der Vollendung ihres höchsten Systems (des männlichen Organs) kehrt nun die Pflanze in sich selbst zurück und beschreibt rückwärts, revolvirend denselben Weg, den sie vorwärts schreitend durchlief. — Die Rückentwickelung (Revolution) der Pflanze geht den Weg der Entwickelung in umgekehrter Richtung. — Der pflänzlichen Begattung, als höchstem Act des Blütenlebens, muß daher ein anderer Act gegenüberstehen, mit dem die rückschreitende Periode beginnt. Dies ist die Befruchtung, die sich stoffig und formell als Fruchtknotenausbildung darstellt. — Begattung und Befruchtung greifen innig in einander, bilden ein Moment und bezeichnen den Gipfelpunct des Auf- und Niedersteigens; jene das Ende der aufsteigenden, diese den Anfang der rückschreitenden Entwickelung.

Wenn die Pflanze auf ihrer höchsten Entwickelungsstufe, der Blüte, sich in den möglichst kleinen Raum zusammengezogen, in gleichem Verhältniß aber sich zugleich veredelt, gleichsam vergeistigt hat, so beginnt sie mit dem Anfange der Frucht sich wieder in materieller Bildung auszubreiten, auszudehnen, indem der Fruchtknoten wächst und sich zur Frucht ausbildet.

Das Fruchtpflänzchen ist seinem Wesen nach die Blüte selbst auf einer andern Stufe der Entwickelung. Wie in dem Blütenpflänzchen sich das Laubpflänzchen gleichsam noch einmal gestaltete in edlerer Form, so erfolgt auch hier eine Wiederholung der Blüte, aber nach der Richtung des Rückschritts und der niedern Bildung. Es kehren daher auch die Systeme der Blüte (Blütenwurzel, Stengel und Laub) in der Frucht, wiewohl mit Fruchtcharakter, wieder. Diese Wiederkehr erfolgt aber nothwendig in umgekehrter Ordnung: das Laub der Frucht ist ihr Anfang, die Wurzel ihr Beschluß. Man könnte daher das Fruchtpflänzchen als ein auf den Kopf gestelltes Laub- oder Blütenpflänzchen ansehen. — Die Bestimmung der Fruchtsysteme, wobei es auf richtige Deutung der bekannten Fruchttheile ankommt, ist folgende:

1) Das Fruchtlaubsystem ist die zuerst hervortretende Fülle des Fruchtknotens, die bei fernerer Entwickelung das äußere, peripherische System der Frucht bildet. Im Allgemeinen ist also die Schale das Laub der Frucht, wohin auch das Gleichbedeutende, nur nach der Form anders Benannte, z. B. Hülse, Kapsel, Schote, Fleisch, mit gehört. — 2) Das Fruchtstengelsystem bildet sich später aus, als das Fruchtlaub, und wird durch das Harte, Holzige der Frucht dargestellt. Alles Stengelbedeutende der Frucht, z. B. die sogenannten Steine der Steinfrüchte, das Gehäuse des Apfels, besonders aber die Nuß, begreift der Verf. unter dieses Fruchtsystem und schlägt die Benennung Nuß in einem allgemeinen Sinne zur Bezeichnung dieses Systems vor. — 3) Das Fruchtwurzelsystem. Wie der Fruchtstengel aus dem Fruchtlaube (Schale), so wächst die Fruchtwurzel aus dem Fruchtstengel hervor. Die Fruchtwurzel muß derjenige Theil seyn, welcher eine organische Verbindung zwischen den beiden zuvorgenannten Fruchtsystemen und den Samenpflänzchen vermittelt. Da dies nun außer dem sogenannten Nabelstrang (Keimgang) durch die den Samen umgebenden Häute (Lederhaut) bewirkt wird, so sieht der Verf. letztere Theile vorzugsweise für die Fruchtwurzel an und zeichnet dieselbe unter dem allgemeinen Namen Samenhülle aus, von welcher er in der Folge zeigt, daß sie nichts dem Samen Wesentliches, sondern etwas der Frucht Angehöriges sey. Mit der Ausbildung der Wurzel (Samenhülle) ist das Frucht-

pflänzchen am Ziele seiner Metamorphosen. Sie bereitet den zweiten Abschnitt der absteigenden Lebenshälfte des Ganzen vor in einer der Blütenknospe entsprechenden Bildung, nämlich im Embryo. Der Embryo ist unentwickelter Same, Samenknospe, und darum der Blütenknospe gleichbedeutend, die auch Blütenembryo heißen könnte. (Der Verf. bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß, was man gewöhnlich Embryo nennt, der wahre vollendete Same sey, der noch nicht durchs Keimen — Entwickelung von Plumula und Rostellum — seine Samenindividualität verloren hat.)

Das Samenpflänzchen ist das für die Frucht, was das Blütenpflänzchen für das Laubpflänzchen ist, nämlich Wiederholung auf höherer Stufe: Fruchtblüte. Es wächst aus den Fruchtsystemen hervor, wie die Blüte aus den Laubpflänzchensystemen. Darum hat auch die Samenhülle Wurzelbedeutung, die schicklich mit dem Uterus zu vergleichen ist, zu welchem sich der menschliche Embryo gerade so verhält, wie der pflänzliche hier zur Samenhülle.

Da der Same, wie die Frucht, zur absteigenden Lebenshälfte gehört, so entwickeln sich die Samensysteme ebenfalls in umgekehrter Ordnung der aufsteigenden Lebenshälfte. Das Samenlaubsystem, welches seine Ausbildung zuerst vollendet, stellt sich in den sogenannten Cotyledonen dar, an welchen der Laubcharakter unverkennbar ist. Das Samenstengelsystem findet der Verf. in demjenigen Theile, welches die organische Verbindung zwischen Cotyledon und Knötchen bewirkt, während er im Knötchen selbst das Samenwurzelsystem erkennt, indem es sich bei den Dicotyledonen nach zwei Seiten hin zum Samenstengel verlängert und sich so mit dem Samenlaub (Cotyledon) vereinigt.

Die nun folgenden vergleichenden Bemerkungen des Verfassers über das gegenseitige Verhalten dieser vier Hauptstufen der Pflanzenentwickelung sind scharfsinnig, treffend und dienen sehr zur Bestätigung der Richtigkeit seiner Deutung der Pflanzentheile, wie überhaupt zur Bewährung seiner ganzen Darstellung des Metamorphosengangs der vollendeten Pflanze. Wir finden, daß dem Verf. zu dieser gelungenen Darstellung vorzüglich Oken (in seinem Lehrbuche der Naturphilosophie. 2. B.) den Weg gebahnt hat, und ohne einen solchen Vorgänger und Erreger würde er nicht geleistet haben, was er leistete. Wenn aber Oken's Darstellung der Pflanzenmetamorphose noch unvollkommen war und Runge ihm die begangenen Fehler nachweist, so ist dies in der Ordnung; denn dadurch nur kommen wir weiter in den Wissenschaften, wenn einer des andern anerkannte Leistungen sorgfältig benutzt, um darauf weiter fortzubauen. Dagegen hemmt den Fortgang der Wissenschaft nichts

mehr, als jener gelehrte Egoismus, der, die Arbeiten der Vorgänger nicht achtend oder sie gar herabsetzend, alle Ehre darin sucht, nagelneue Systeme aufzubauen, je neuer, desto besser, und um so befriedigender für den Ehrgeiz der Urheber, je mehr sie darauf berechnet sind, alle frühern Systeme von Grund aus niederzureißen. — Nur ein Natursystem kann das wahre seyn, dasjenige, welches die Natur selbst erfunden hat; nur das soll der wahre Ehrgeiz der Naturforscher seyn, durch sinnige, unbefangene Forschung dieses System wissenschaftlich darstellen zu lernen, und nur dann bewährt sich der echte Forschergeist, wenn er, die Verdienste der Vorgänger beachtend, sich freut, den angefangenen Bau berichtigend und ergänzend weiter fortsetzen zu können.

Zur Rechtfertigung der elliptischen Form und deren Construction, als der echten mathematischen Formel für den Lebenslauf der Pflanze, mögen noch folgende Worte des Verfassers (S. 73) dienen:

„Hiermit ist nun die Pflanzenellipse beschrieben. Wir begannen mit dem Wurzelsystem des Laubpflänzchens, aus welchem sich Stengel und Laub hervorbildeten, ließen Blüte und Frucht in ihren Entstehungsmomenten an uns vorüberschreiten und gelangten endlich, nachdem auch der Same sich gestaltet hatte, mit der Samenwurzel bei der Laubpflänzchenwurzel wieder an. So berühren sich unten Wurzel und Wurzel, oben Blatt und Blatt (Blüten- und Fruchtblatt, Staubfaden und Fruchtschale). Zwischen beiden Extremen, die sich handelnd als Begatten und Befruchten, als Reifen und Keimen darstellten, oscillirt der ganze pflänzliche Metamorphosencyclus (Entwickelungsgang). Sie bilden die Brennpuncte, und ihr gegenseitiges Verhältniß gibt die Form der Ellipse, die jegliche Pflanze durchläuft. Je größer der Zwischenraum ist, der zwischen Keimen und Begatten und zwischen Befruchten und Reifen liegt, desto länger ist der von der Pflanze zu beschreibende Weg und also um so länger ihre Dauer. Je kleiner hingegen, desto kleiner" u. s. w. — Auch hat der Verf. dieses treffende mathematische Bild für die Pflanzenentwickelung durch eine sorgfältig eingetheilte, mit den Namen der Haupt- und untergeordneten Stufen versehenen Zeichnung der Pflanzenellipse auf der zweiten Steindrucktafel für seine Leser noch anschaulicher gemacht.

Im Zusammenhange mit obiger Darstellung und als Folge derselben kommt in diesem Capitel noch zur Sprache: 1) ein Entwurf der ganzen Wissenschaft der concreten (besondern) Pflanze, wozu die dritte Tafel eine bildliche Anschauung gewährt. Dieser Entwurf stellt wieder ein ganzes System von Wissenschaften dar, für welches folgende Eintheilungsgründe gelten: a) die Zerfällung der Pflanze in vier Hauptformen (Pflänzchen), b) die Eintheilung der

Wissenschaft nach den drei Erscheinungsweisen (Leben, Stoff und Form) der Pflanze und jedes Theils derselben, c) die Zerfällung der Wissenschaft und jedes Zweigs derselben nach drei Richtungen (der speculativen, mathematischen und empirischen (S. 83 — 86); 2) eine kritische Würdigung der Leistungen eines Göthe, Kieser, Oken, hinsichtlich der wissenschaftlichen Darstellung der Pflanzenmetamorphose (S. 86 — 94); 3) eine systematische Eintheilung des Pflanzenreichs, gegründet auf das System der Formen der concreten Pflanze, welches sie in ihrem (auf- und absteigenden) Lebenslaufe entwickelt (S. 94 — 102). Hier verweilen wir noch ein wenig, um mindestens die Begründung der natürlichen Systematik des Pflanzenreichs, (ein wichtiger Gegenstand!) wie sie der Verf. gegeben hat, mitzutheilen.

Ist das Pflanzenreich ein Ganzes, eine colossale Pflanze, die alles das in einem größern Style wieder darstellt, was bei der einzelnen kleinen Pflanze sich vorfand, so wird auch der Entwickelungsgang dieses großen Ganzen dem der kleinen Pflanze analog seyn, dergestalt, daß das von dieser Nachgewiesene auch das Grundschema für die Metamorphose des Pflanzenreichs abgibt.

Man erinnere sich zunächst an die Zerfällung der kleinen Pflanze (nach obiger Darstellung) in vier Hauptformen, Pflänzchen genannt, nämlich in das Laub-, Blüten-, Frucht- und Samenpflänzchen; ferner an die Zerfällung jeder Hauptform in die drei Systeme: Wurzel, Stengel und Blatt. — Das System (von dessen Zerfällung oben noch nicht die Rede war) ist nun wieder zusammengesetzt, und seine Bestandformen können Organe genannt werden. So sind z. B. die Organe des Stengels: Rinde, Bast und Holz, die des Blatts: Oberfläche, Unterfläche, Stiel (nach Kieser's Anatomie der Pflanzen. Jena 1815). Ein jedes dieser Organe besteht unleugbar wieder aus Organen niederer Ordnung (Gewebe genannt), nämlich aus Zelle, Spiral, Gefäß oder Gang. Das Holzorgan z. B. besteht sonach aus Zellgewebe, Spiralgewebe und Gang oder Gefäßgewebe. — Betrachtet man nun das bis jetzt bekannte einfachste dieser Organe, das Gewebe nämlich, als die Urform (Elementarorgan), woraus sich die andern stufengemäß gebildet haben, so erscheint die Pflanze als eine vierfache Potenzirung (stufengemäße Steigerung) dieser Organe nach folgender (mathematischen) Bezeichnung:

1) Organ (Elementarorgan) = Gewebe: Zell-, Spiral- Gang- ꝛc.

2) Organ^2 = Organ (im engern Sinne): Rinde, Bast, Holz ꝛc.

3) Organ^3 = System: Wurzel, Stengel, Blatt ꝛc.

4) Organ[4] = Pflänzchen: Laub-, Blüten-, Frucht- und Samenpflänzchen.

5) Organ[5] = kleine Pflanze (im Gegensatz der großen = Pflanzenreich).

Diese fünf Bestandformen der Pflanzen müssen nun auch im Pflanzenreich dargestellt seyn, so daß, wenn die Pflanze aus Pflänzchen, das Pflänzchen aus Systemen, das System aus Organen und endlich das Organ aus Geweben besteht, das Pflanzenreich ähnlichen Eintheilungen gehorcht und in Pflanzengruppen, Familien, Gattungen und Arten zerfällt, die den Bestandformen der Pflanze folgendermaßen entsprechen:

Pflanze = Pflanzenreich;
Pflänzchen = Pflanzengruppe;
System = Pflanzenfamilie (Sippschaft);
Organ = Pflanzengattung (genus);
Gewebe = Pflanzenart (species).

Denn auch das Pflanzenreich offenbart sich, gerade so wie die Pflanze, als ein vom Niedern zum Höhern hinaufstrebender Organismus, dessen integrirende Theile Potenzen (Stufen) von einander sind. Setzt man nun die Pflanzenart als dasjenige, womit das Pflanzenreich beginnt, so lassen sich alle andere Bestandformen desselben als Pflanzenarten höherer Ordnungen betrachten und als Art mit dem entsprechenden Exponenten folgendermaßen bezeichnen:

1) Art = (Art im engern Sinne) Species;
2) Art[2] = Gattung (genus);
3) Art[3] = Familie;
4) Art[4] = Gruppe;
5) Art[5] = Pflanzenreich.

In dieser Formel liegt zugleich die wissenschaftliche Bedeutung dieser Abtheilungen, die bisher noch nicht genügend gegeben worden ist.

Hiermit ist nun allerdings die Grundlage zu einem Pflanzensystem im strengsten Sinne des Worts gewonnen; denn es kommt nun blos darauf an, den Metamorphosengang der kleinen Pflanze mit beharrlicher Consequenz auf das Pflanzenreich, die große Pflanze, überzutragen, um jenes System richtig darzustellen. — Aber der Verf. erkennt dies selbst für eine Riesenarbeit, die eine Umsicht und einen Ueberblick des Pflanzenreichs erfordert, wie sie nur von seltenen Talenten erworben werden. — Wir halten es indessen für einen Irrthum, wenn man — wie der Verf. zu thun scheint — voraussetzt, daß diese Riesenarbeit von einem Einzelnen vollendet werden könnte. Ein künstliches System mag wohl, seiner Beschränktheit wegen, Sache des Einzelnen bis zur

Vollendung seyn, aber das natürliche System — ist Aufgabe für die Gesammtheit der Naturforscher. Von Einzelnen muß zwar die Arbeit begonnen werden, und es ist schon viel Verdienst, wenn dadurch die rechte Bahn gebrochen wird; aber es dürfte noch viel Zeit hingehen, bis nur die Grundlinien durchgängig richtig gezogen sind. Und wenn der Grundriß fertig und keinem Tadel mehr ausgesetzt seyn wird, dann ist wieder eine lange, lange Arbeit vor uns, welche dazu nöthig ist, um alle Abtheilungen des Systems richtig auszufüllen, alle Pflanzenarten an die entsprechenden Glieder des großen organischen Ganzen, dem Sinne der Natur gemäß, zu vertheilen. Auch dürfte an die Vollendung des Pflanzensystems nicht zu denken seyn, bevor das vollkommene Mineraliensystem erschienen ist, dessen Vollendung wir uns ebenfalls noch nicht rühmen können. Es ist also von einem gemeinschaftlichen Bau die Rede, welcher Aufgabe für die Gattung ist und wozu das Individuum nur beitragen kann. Jeder Versuch des Einzelnen, den Bau zu beginnen, wird daher unvollkommen ausfallen müssen; aber jeder Versuch dieser Art ist schätzbar, wenn er im Bunde mit der Natur gemacht ist. In diesem Sinne muß auch des Verfassers Versuch; die Grundzüge des Systems „in leichten Strichen" zu zeichnen (S. 98 — 106), gewürdigt und mit Dank anerkannt werden, woran wir vor der Hand nur dieses aussetzen wollen, daß er den Abtheilungen des Systems (z. B. Wurzelpflanzenfamilie, Stengelpflanzenfamilie rc.) keine Beispiele von Pflanzen, die in diese Abtheilungen gehören, beigefügt hat, wodurch der Entwurf viel anschaulicher geworden wäre. Er trifft in vielen Puncten mit Oken (der bekanntlich das natürliche Pflanzensystem nicht nur zu begründen, sondern auch [in seiner Naturgeschichte für Schulen. Leipzig, Brockhaus 1821.] auszuführen versucht hat) zusammen, weicht aber in noch mehreren von ihm ab, da des Verfassers Begründung des Systems sich, in Vergleichung mit Oken's, einer größern Consequenz und Vollständigkeit rühmen kann. Denn alle bisherigen Begründer des wissenschaftlichen Pflanzensystems durch Darstellung der Metamorphose der concreten Pflanze, namentlich Göthe, Kieser, Oken, versahen es darin, daß sie die Pflanzenmetamorphose in gerader Linie, blos aufsteigend, nicht in Form der Ellipse (auf- und absteigend) erkannten, wovon die Folge Mangel an durchgängig richtiger Bestimmung oder Deutung der Hauptstufen oder Hauptformen seyn mußte. Wir bedauern übrigens, daß der Verfasser, der die Arbeiten seiner Vorgänger durch seine eigne Darstellung der Pflanzenmetamorphose so genügend berichtigen und ergänzen konnte, nicht Lust zu haben scheint, sich selbst mit der weitern Ausbildung des wissenschaftlichen Pflanzensystems zu beschäftigen, indem er sich begnügt, Andere zu dieser Arbeit angeregt und aufgemuntert zu ha-

ben, da er doch seinen vorzüglichen Beruf dazu so schön beurkundet hat. — Das Capitel schließt sich mit einem Nachtrage, enthaltend eine Selbstberichtigung, hinsichtlich der Bedeutung einiger Blütentheile, nämlich des Kelchs und der Corolle, welche er hier (S. 111) für wesentliche Theile der Blütenwurzel erklärt, welche beide in Verbindung mit dem Receptaculum (Fruchtboden), nicht also dieses allein, das Blütenwurzelsystem darstellen, auf welche bessere Ueberzeugung ihn erst später der Gang der Untersuchung, Behufs der Stoffbezeichnungen (als Gegenstand des folgenden Capitels) geführt hatte.

Das nun folgende dritte Capitel (S. 112 — 174) mit der Ueberschrift: „Die Pflanzenwelt," ist wieder sehr reich an systematischem Inhalte und vielen dahin gehörigen, zur Begründung der Stoffsystematik nöthigen Erörterungen. Wir müssen uns aber mit der Mittheilung der bloßen Inhaltsanzeige dieses Capitels begnügen: A. Stoffsystematik nach der natürlichsten Abstammung der Stoffe. (Hier ist nämlich die Pflanzenmetamorphose leitendes Princip für die Eintheilung der Stoffe; diese richtet sich also nach der Eintheilung der Pflanze sowohl, als als des Pflanzenreichs. Es gibt also z. B. Stoffe der Laubpflänzchen, Stoffe der Blütenpflänzchen u. s. w.; dann aber auch: Stoffgruppen, §. 6 — 9, Stofffamilien, §. 10, 11, Stoffgattungen, §. 12 — 15, Stoffarten, §. 16 — 19. — Verhältniß dieser Stoffabtheilungen gegen einander, §. 20. — Phytochemische Ansicht der Pflanzenstoffwelt, §. 21 — 25. — Zerfällen der Stoffe in drei Reihen: 1) gleichzeitige Stoffreihe, §. 30, 2) vorzeitige und 3) nachzeitige Stoffreihe, §. 31. — B. Stoffeintheilung nach der künstlichen Auseinanderlegung der Stoffe (Analyse). Eintheilung der Stoffe in 7 (Salz-) Classen, §. 46 — 48. — Zerfallen der Pflanzensalze in natürliche und künstliche, §. 50. — Naturgemäße Bezeichnung der Pflanzensalze, §. 51 — 67.

Der Inhalt dieses Capitels dient zum Theil zugleich zur Bestätigung (durch nähere Erörterung) der Wahrheit des Inhalts vom Vorhergehenden, wohin z. B. eine sinnreiche Nachweisung der Organe gehört, woraus jedes System der vier Hauptformen der Pflanze, nach der Meinung des Verfassers, besteht. Indessen bezieht sich diese Nachweisung vor der Hand nur auf die Systeme der beiden ersten Hauptformen der Pflanze, nämlich des Laubpflänzchens und der Blüte, welche der aufsteigenden Lebenshälfte angehören; aber der Verf. setzt die gleiche Dreiheit der Organe auch von den Frucht- und Samensystemen voraus, läßt sich aber für dieses Mal auf die speciellе Anführung und Deutung dieser Organe nicht ein, weil er findet, daß dazu ein emsiges Studium erfordert werde, um über diese verwickelten Bildungen eine Entscheidung zu wagen.

— Wir möchten fast behaupten, daß dieses Studium nicht nur schwierig, sondern auch vergeblich seyn würde; denn wir können nicht glauben, daß es eine lösbare Aufgabe sey, in der einfachen Frucht und dem noch einfachern Samen, wo die Mannichfaltigkeit schon so verwischt ist, daß kaum noch die Andeutung im Systeme erkannt werden kann, noch dreimal drei = 9 Organe ausfindig zu machen. Man darf nicht vergessen, daß der spaltende Verstand, indem er der Wissenschaft dient, doch seine Natur nicht verleugnet, die Mannichfaltigkeit hartnäckig festzuhalten und dadurch den Forscher leicht verleiten kann, von der Natur abzuweichen. Wir geben gern zu, daß es dem Verf. gelungen ist, für die Systeme des Laub- und Blütenpflänzchens die entsprechenden Organe, als Bestandformen dieser Systeme, richtig zu bestimmen. Allein hier hatte er es mit der Entwickelungsperiode der Pflanze zu thun, welche zugleich die Vermannichfaltigungs-, gleichsam die Analysirungsperiode ist, in welcher die Natur aus der Einheit der Pflanze alles individuell hervorhebt und darstellt, was, vermöge der Pflanzenidee, in der Wirklichkeit darstellbar ist. Aber die Rückbildungsperiode, als zweite Hälfte des elliptischen Lebenslaufs der Pflanze, ist, nach dem Verf. selbst, in aller Hinsicht das Umgekehrte von jener; sie ist also als Revolutions- zugleich Involutionsperiode, gleichsam die Synthesirungs- (Einigungs-) Periode der Pflanze, in welcher die Pflanzennatur alles stufengemäß wieder zu involviren (einzuwickeln), zu verschmelzen, sinnlich ununterscheidbar zu machen strebt. Man kann also sagen, daß es der Wille der Natur nicht war, in der Frucht und im Samen, wo sie schon die Spuren der Systeme halb verwischt hat, auch noch die Organe dieser Systeme empirisch darzustellen; sie sind in der materialen Einheit verschmolzen, und man muß in der Natur nicht suchen wollen, was sie selbst nicht geben wollte. — Indem wir diese Bemerkung unserm scharf- und tiefblickenden Verfasser zur Prüfung ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit empfehlen, wenden wir uns zu den Hauptpuncten des Inhalts der beiden noch übrigen Capitel.

Im vierten Capitel liefert der Verf. schätzbare Nachträge zur Zerlegungsweise der Pflanzen, also zum Inhalt des dritten Capitels der ersten Lieferung. Was dort nur angedeutet und im Allgemeinen vorgeschrieben werden konnte, wird hier durch bestimmtere Anwendung ins Leben eingeführt. Das polare Verhalten der Pflanzenstoffe, ihr Zerfallen in Base und Säure bestätigte sich dem Verf. durch fernere Versuche so vollkommen, daß er diese für die ganze Pflanzenchemie so folgenreiche Ansicht als erwiesen betrachten konnte, und hier kommt es darauf an, das ursprüngliche, natürliche Stoffverhältniß in den Pflanzen, ihr primaires Seyn durch naturgemäße Anwendung der Extractions-

methode oder Abscheidungsart der Stoffe aus den Pflanzentheilen zu erforschen.

Gegen bisherige, atomistisch-mechanische Verhältnisse streitend, vermöge welcher man die Lösung als eine bloße mechanische Mischung des Lösungsmittels mit den Pflanzenstoffen, mithin als ein beziehungsloses Nebeneinander ansah und nur in der Auflösung eine Durchdringung der chemischen Pole erkannte, hatte der Verfasser schon früher (in der ersten Lieferung S. 146, §. 40 f.) darauf aufmerksam gemacht, daß man auch im Lösungsmittel den Salzcharakter nicht verkennen darf, daß das Lösen ein polarer Act, eine Wechselwirkung zwischen Base und Säure sey, das Lösungsmittel sich zum Pflanzenstoff (welcher ausgezogen oder gelöst werden soll) sich entweder sauer oder basisch verhalte, die Lösung selbst mithin als ein Salzartiges erfaßt werden müsse. Schon der Umstand, daß die Wirkung des Lösungsmittels eine specifische ist, daß jedes von den drei Lösungsmitteln: Aether (Schwefeläther), Alkohol und Wasser, sich andere Stoffe aus den Pflanzentheilen aneignet, beweist die Wahrheit dieser Ansicht.

Wichtig ist auch folgende, damit in Beziehung stehende Bemerkung, wobei der Verf. zugleich auf die Unentbehrlichkeit der Phytotomie (Pflanzenanatomie, Pflanzentheillehre) aufmerksam macht: „Behandelt man irgend einen Pflanzentheil mit den drei Lösungsmitteln, so wird ein sehr beträchtlicher Theil von denselben aufgenommen (ausgezogen), aber ein eben so beträchtlicher bleibt als sogenannte Faser rc. zurück. Diese Faser hat man in Bezug auf den Lösungsproceß ganz verkannt und ihre Bedeutung für die Theorie des Lösens nicht geahnet. Die Faser rc. ist aber das für den Lösungs-, was der Koth für den Dauungsact, nicht ein indifferent und todt Zurückbleibendes, sondern ein Product. Die Faser rc. ist nicht das, was die Lösungsmittel ungelöst liegen lassen, also gleichsam umgehen, sondern das von denselben durch Wahlverwandtschaft Abgeschiedene, Ausgestoßene; eben weil beide Theile, das Gelöste und Ungelöste (die Stoffe und die Faser rc.), in dem behandelten Pflanzentheil ursprünglich als Einheit innig verbunden betrachtet werden müssen. Die Zellwände eines Pflanzenorgans haben keinen willkürlichen oder zufälligen Inhalt, sondern einen bei ihrer Entstehung durch die Wände selbst geforderten, durch sie bedingten; und umgekehrt ist, weil alles wechselseitig gilt [durch Wechselwirkung besteht], die Zellwand, abhängig von ihrem Inhalt, ein durch ihn Bestimmtes. Wenn nun ein Lösungsmittel auf den Zellinhalt wirkt und diesen in sich aufzunehmen strebt, so muß es nothwendig, wegen des genetischen Zusammenhangs desselben mit der Zelle, auch auf diese einwirken;

um den Einfluß, den dieselbe auf ihren Inhalt übt, aufzuheben, gerade so, wie wenn eine Säure der andern die Base nehmen will, sie nicht blos auf die anzueignende Base, sondern auch auf die Säure einwirken, sie abstoßen muß, die diese Base an sich hält." (S. 178.)

Diese Betrachtung rechtfertigt vollkommen des Verfassers Ansicht, die Pflanzenzelle oder Pflanzenfaser in ihrer natürlichen (genetischen) Verbindung mit ihrem Inhalt als ein Salz zu betrachten, welches durch das Lösungsmittel zerlegt wird, und daß die verschiedenen Pflanzentheile, als eben so viel verschiedene Salze, auch specifische Lösungsmittel fordern. Dies führt auf interessante Resultate, z. B. in Beziehung auf die Färberei, deren Theorie dadurch neues Licht erhält. — Auf das eben erwähnte specifische Verhältniß des Lösungsmittels zu einem bestimmten Pflanzentheil legt nun der Verf. mit Recht vorzüglichen Werth. Gemäß diesem Verhältniß weicht dort die Faser nur dem Wasser, hier auch dem Alkohol, und jene Verbindung läßt sich, außer durch diese beiden, auch durch Aether zerlegen — oder man kann auch sagen: dieser Stoff ist nur allein bezwingbar durch Wasser, jener unterwirft sich neben dem Wasser auch dem Alkohol, und endlich fügt sich ein dritter allen dreien, nämlich auch dem Aether. — Daraus folgt nun, daß die Lösungsmittel auf gemischte — durch anatomisches Präpariren nicht wohl zu sondernde — Pflanzentheile, z. B. auf ganze Pflanzenorgane oder Systeme in bestimmter Folge nach einander angewendet werden müssen. Gesetzt, die Zellstoffe, die Spiralstoffe und die Gangstoffe (Intercellulargangstoffe) eines gegebenen Pflanzenorgans seyen mit Wasser, die Zell- und Spiralstoffe, aber nicht die Gangstoffe, auch mit Alkohol, und endlich blos die Zellstoffe mit Aether ausziehbar, so ergibt sich, wenn man der Hauptforderung der chemischen Analyse, die Stoffe von einander geschieden (rein) darzustellen, nachkommen will, die einfache Regel, den Pflanzentheil erst mit Aether, dann mit Alkohol und endlich mit Wasser zu behandeln. Der Aether nimmt dann, nach der Voraussetzung, den Zellstoff in sich, der ihm folgende Alkohol findet nur noch den Spiralstoff, und endlich bleibt dem Wasser nichts als der Gangstoff zu lösen übrig. Allgemeiner ausgedrückt ist also Folgendes die für die Extraction zu erfüllende Forderung: „Dasjenige Extractions- oder Lösungsmittel zuerst anzuwenden, das am wenigsten chemisch indifferent ist [kein vielseitiges polares Verhalten äußert], also die geringste Menge an natürlichen Pflanzenstoffverbindungen zerlegt." — Der Verf. zeigt hierauf das Verkehrte in dem bisherigen Verfahren, in solchen Fällen gleich anfangs Wasser anzuwenden, wodurch unter andern auch die falsche Ansicht von einem sogenannten „Extractiv-

stoff" veranlaßt wurde u. s. w. — Weiter dürfen wir jedoch in unsrer Relation dem Verfasser nicht ins Einzelne folgen, und bemerken daher nur noch, daß er in der Folge (S. 183) auf den nicht genug erkannten Werth des Aethers für den hydrochemischen oder Extractionstheil der Analyse aufmerksam macht, und später (S. 186) auf die Vortheile zu sprechen kommt, welche ihm bei seinem Verfahren die Rommershausensche Luftpresse geleistet hat, von welcher a. a. O. eine durch die vierte Steindrucktafel erläuterte und veranschaulichte Beschreibung, nach den Verbesserungen dieser Vorrichtung durch Döbereiner und Semmelbauer, folgt.

Am Schlusse dieses Capitels finden wir noch die Bemerkung, daß, bei näherer Beleuchtung, die ganze hier angedeutete (dem Verf. angehörige, von ihm erfundene) Verfahrungsart doch im Grunde nur ein Nothbehelf sey, um den Mangel eines genügenden Beistandes von Seiten der Pflanzenanatomie zu ersetzen, und er ist überzeugt, daß es in vielen Fällen dieser zusammengesetzten Anwendung der Lösungsmittel nicht bedürfte, wenn die Phytotomie im Stande wäre, die Zellen, Fasern rc. rein von einander abgesondert hinzustellen; eine Vollkommenheit, die er von dieser zum Dienst für die Phytologie, besonders die Phytochemie, berufenen Kunst in der Zukunft zu erwarten scheint. Wir nehmen dieses Bekenntniß für einen rühmlichen Beweis, wie vielmehr dem Verf. die Wissenschaft, als sein eigner Ruhm, am Herzen liegt; eine Gesinnung, von welcher man wünschen muß, daß sie allgemeiner und in der gelehrten Welt einheimisch seyn möchte.

Das fünfte Capitel endlich — das letzte dieser zweiten Lieferung — handelt von der Anwendung der Reagentien, und enthält also gleichsam den Commentar zum Inhalt des zweiten Capitels der ersten Lieferung, worin der Begriff und die Eintheilung der Reagentien gegeben wurde. Indessen wird auch hier, im Eingange dieses Capitels, das Besondere durch treffende Bemerkungen über das Allgemeine zweckmäßig vorbereitet. — Wir zweifeln nicht, daß mancher Chemiker, der sich um das eigentlich Wissenschaftliche seines Studiums zu wenig bekümmert hat, es paradox finden wird, wenn der Verf. gleich anfangs behauptet, das Reagens sey, seinem Wesen nach, das die bestimmte Qualität eines Körpers Erzeugende, seiner Anwendung nach hingegen das dieselbe bemerk- und erkennbar Machende. Man darf aber, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, nur bedenken, daß das, was man Qualitäten oder Eigenschaften nennt, nichts an und für sich Daseyendes, dem Körper gleichsam Anhängendes seyn könne, daß kein Körper irgend eine Eigenschaft oder Qualität anders äußern kann, als durch Wechselwirkung mit andern Körpern,

Substanzen oder Kräften. Man setze z. B. die Farbe eines Körpers als eine seiner Qualitäten, so kann er diese nicht anders äußern, als durch Wechselwirkung mit dem Lichte; denn diese Qualität, die Farbe des Körpers, besteht nicht für sich, als eine allein vom Körper, dem sie anhängt, abhängige Eigenschaft, sondern sie wird erst durch jene Wechselwirkung erzeugt, wie durch die Finsterniß wieder vertilgt, ja sie hängt mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit sogar von der Qualität des mit dem Körper wechselwirkenden Lichtes ab, indem die Farbe anders im Tageslichte, als bei dem künstlich erzeugten Nachtlichte erscheint. Oder man betrachte die Lösbarkeit eines Körpers als eine seiner Qualitäten, so besteht diese in der Fähigkeit, sich durch Wechselwirkung mit dem Wasser oder überhaupt mit dem Flüssigen, in diesem zu lösen, d. h. selbst flüssig zu werden und in dieser Form, sich mit ihm (dem Flüssigen) zu verbinden. Die Lösbarkeit kann sich nicht für sich, sondern nur durch die erwähnte Wechselwirkung offenbaren. Letztere ist das Bedingende dieser Qualität und das Zeugende bei jeder wirklichen Lösung. In jenem Falle ist nun das mit dem Körper wechselwirkende Licht, in diesem das mit dem Körper wechselwirkende Wasser oder Flüssige das Reagens, das die bestimmte Qualität Erzeugende. — Daher ist auch des Verfassers erklärende Benennung: Qualitäterforscher für das Reagens, hinsichtlich seines Wesens und seiner Anwendung, zweckmäßig gewählt, und man kann nicht umhin, seiner Bemerkung beizustimmen, daß durch Verwechselung des Wesens mit dem Nutzen des Reagens die wahre Bedeutung des letztern und mit dieser die volle Würdigung seiner Wichtigkeit für die chemische Forschung (bisher) unerkannt geblieben ist, woraus sich die bisherige beschränkte Anwendung der Reagentien in der Phytochemie erklärt, indem das Verhalten der Stoffe gegen bestimmte, gewählte (z. B. mineralische, pflänzliche, thierische) Reagentien noch nie wissenschaftlich gewürdigt und erörtert worden ist.

Erwägt man, daß im Körper, abgesehen von seinen Eigenschaften (Qualitäten) nichts ist, und daß diese Eigenschaften Erzeugnisse seiner Wechselwirkung mit andern Dingen sind, so führt der obige Begriff des Reagens auf den Satz: daß, um zur Kenntniß der Eigenschaften eines Körpers (mithin des Körpers selbst) zu gelangen, man ihn mit allen vorhandenen (Gattungen von) Körpern = Reagentien, in wechselwirkende Beziehung bringen müsse, und daß daher dem Chemiker, namentlich dem Phytochemiker, zu diesem Zweck alles dienstbar ist, sogar sein eigner Leib, insofern er zu solchen Diensten ohne Gefahr benutzt werden kann.

Nachdem der Verf. die Nothwendigkeit eines wissenschaftlichen Verfahrens in der Phytochemie, im Gegensatz des bisherigen (un-

wissenschaftlichen) sehr einleuchtend und eindringlich gemacht hat, nachdem er, zur Vorbereitung auf das Folgende, gezeigt hat, wie auch im Reiche der Wahrheit und Wissenschaft nichts (keine einzelne Wahrheit oder Unwahrheit) für sich besteht, sondern alles nur durch gegensätzliche Wechselbeziehung sich geltend macht und erkannt wird, daß mithin das Wahre nur an dem Falschen, und umgekehrt, geprüft werden kann, daß aber das Falsche (wie überhaupt alles Böse, im Gegensatz des Guten) kein Mangel, sondern nur die Umkehrung, der Gegensatz (das entgegengesetzte Positive) des Wahren sey, kommt er auf einen zwar längst bekannten, aber seinem ganzen Inhalte nach nicht erkannten, gleichwohl für den vorliegenden Gegenstand sehr wichtigen und wohl zu beachtenden Satz. Es ist folgender:

Eine Verbindung = A + B kann weder durch A noch durch B zerlegt werden, wohl aber möglicher Weise durch C, D, E ꝛc. Dieser Satz ist nur der mathematische Ausdruck von folgendem: „Gleiche Salze zerlegen sich nicht, nur ungleiche.“ In ihm ist der zweifache Weg aller Erkenntniß, nämlich die Erforschung des Wahren und die Nachweisung des Nichtwahren oder Falschen angedeutet und der Verf. macht auf seine Wichtigkeit aufmerksam, indem er beweist, daß in ihm das leitende Princip für alle Reactionsversuche und sonstige Anwendung der Reagentien liegt, die ohne seine Berücksichtigung nie zu einer wissenschaftlichen Betrachtung gelangen können. Es liegt in diesem Satze die doppelte Forderung:

1) Beweise das von einem Salze für wahr gelten Sollende durch das ihm Gleiche; und
2) das in Bezug auf dasselbe Unwahre oder Falsche durch das ihm Ungleiche (durch andere Salze);

d. h. wende in dem Fall, wo du erweisen willst, daß ein Salz eine bestimmte Säure, z. B. Kleesäure, enthalte, die die gleiche Säure enthaltenden Salze, also kleesaure Salze, an. Durch Nichtreaction gegen diese (weil die Kleesäure die Kleesäure nicht austreiben kann) ist es dann von der einen Seite her (durch das Gleiche) bewiesen, daß die Säure im geprüften Salze die gleiche, also Kleesäure, sey. Dieser Beweis von dem, was die Säure ist, ist aber ein einseitiger und kann nur dann erst auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen, wenn ihm der andere von dem, was die Säure nicht ist, gegenübersteht, der dadurch geführt wird, daß man zeigt, die als Kleesäure schon halb und halb erwiesene Säure sey nicht Weinsteinsäure, nicht Citronensäure, nicht Apfelsäure ꝛc., wozu das Ungleiche, die, die zu prüfende Kleesäure nicht, sondern andere Säuren enthaltenden Salze ihre Anwendung finden, also weinsteinsaure, citronensaure, apfelsaure ꝛc. Salze; die durch

Veränderungen (Reactionen), welche das zu prüfende kleesaure Salz in ihnen hervorbringt, kund thun, daß die zu bestätigende Säure nicht Weinsteinsäure, Citronensäure, Apfelsäure rc. sey (weil nur ungleiche Säuren sich austreiben, also Veränderungen in der bestehenden Verbindung bewirken). Ganz ähnlich ist es mit auszumittelnden Pflanzenbasen.

Da man nun aber die Natur der Säure oder Base in einem gegebenen (erst zu prüfenden) Salze nicht weiß, sondern dieselbe erst durch Versuche ausmitteln soll, so stellt sich die Sache anders, und die zu befolgende Vorschrift ist diese:

„Wende, um das Daseyn einer bestimmten (vermutheten) Säure oder Base zu bejahen oder zu verneinen, vorzugsweise die Salze als Reagentien an, die diese vermuthete Säure oder Base als Bestandtheil enthalten, und schließe (mit Beachtung der unten anzugebenden Vorsichtsmaßregeln) bei stattfindender Reaction auf das Nichtdaseyn der muthmaßlichen Säure oder Base; dagegen aber auf ihr Daseyn, wenn keine Reaction erfolgt." (S. 203.)

Es ist klar, daß mit der Erfüllung dieser Vorschrift der obigen doppelten Forderung Genüge geleistet wird, indem man zeigt, was ein Salz ist, und was es nicht ist. Um hier aber sicher zu gehen und nicht die Resultate beider entgegengesetzter Wege zu verwechseln, das Wahre für's Falsche, das Falsche für's Wahre zu nehmen, findet es der Verf. für nöthig, in's Einzelne zu gehen und durch Beispiele neben der Sicherheit, die die vorsichtige Befolgung dieser Ansichten gewährt, auch die Klippen zu zeigen, woran der Forscher scheitern kann. Dies gibt nun, für die Ausführung dieses Capitels, einen interessanten Stoff, den wir aber nur durch Mittheilung des hierher gehörigen Inhaltsverzeichnisses andeuten können. Betrachtet man nämlich das so eben Mitgetheilte über das Wesen des Reagens und über das leitende Princip bei der Anwendung der Reagentien, als das Wesentliche der Einleitung in dieses Capitel, so ist der nähere Inhalt folgender:

„Reagentien für Pflanzensäuren. Reagentien für Pflanzenbasen. Farben als Reagentien: Versuche, das Bräunen der Curcuma- und Rhabarberfarben durch Laugen betreffend. Darstellung der Curcuma- und Rhabarberfarbe. Charakteristik dieser Farben. Zerlegung der Farben in Base und Säure. Charakteristik der Curcuma-Farbenbase und Säure. Charakteristik des Basischen und Sauren der Rhabarberfarbe. — Bemerkungen über den weingeistigen und alkoholischen Chemismus. — Gerbsalze als Reagentien. Darstellung des Gerbsalzes aus zwölf verschiedenen Pflanzen. — Ueber das quantitative Verhältniß von Agens und Reagens. Das Aufbewahren pflänzlicher und thierischer Reagentien. Tabellarische Darstellung des Verhaltens der zwölf Gerbsalze gegen Reagentien. Re-

sultate aus den Reactionsversuchen: große Verschiedenheit der Gerbsalze. Anhang: Ueber Extractivstoff und die Darstellung der Pflanzenbasen und Pflanzensäuren." (S. 208 bis Ende. S. 264. §. 9 — 50.)

Wir glauben, hiermit von dem Charakter dieses gehaltvollen Werks und von dem gediegenen Inhalt der beiden bis jetzt erschienenen, vor uns liegenden Lieferungen eine treue Relation gegeben zu haben, und schließen mit der Wiederholung des Wunsches, daß kein denkender Chemiker und Phytolog, und selbst kein Freund der Naturwissenschaft, die Anschaffung dieser für die auf dem Titel genannten Wissenschaften so förderlichen Zeitschrift versäumen möge, damit ihrem genialen Verfasser nicht ermangele, was er zur erfolgreichen Fortsetzung seiner Leistungen bedarf und was er so sehr verdient, nämlich Unterstützung durch denkende und kenntnißreiche Mitarbeiter und Aufmunterung von Seiten des Publicums durch thätigen Beifall. 13.

V.

Mémoires de la vie privée de Marie Antoinette, Reine de France et de Navarre etc. par Mad. *Campan*.

Seit Jahrhunderten hat man den Franzosen das vorzügliche Talent zu der Art geschichtlicher Darstellung eingeräumt, welche die Entwickelung der Begebenheiten von einem persönlichen Gesichtspuncte betrachtet und das Geschehene nicht sowohl in seinem Verhältnisse zur Bestimmung der Menschheit, auch nicht als Erzeugniß jener allgemeinen Bewegung der Geister, welche seine letzte und wichtigste Ursache ist, beleuchtet, als vielmehr nur die nächsten Veranlassungen der Ereignisse, den Antheil der handelnden Personen, ihre Absichten und Empfindungen und das ganze Spiel der Leidenschaften und Ränke, welches bei jedem wichtigen Vorfalle wirksam ist, aufzudecken bemüht ist. Wie klein und dünn sind oft die Fäden, an welchen die Schicksale der Völker und Fürstenhäuser gehangen haben! Wie viel Großes und Gutes ist durch die kleinlichsten Rücksichten, durch die Erbärmlichkeiten des Neides, der Eifersucht, des Eigennutzes verhindert worden! Wie dürftig und des Lobes keineswegs würdig sind oft die Triebfedern der größten Unternehmungen heldenmüthiger Thaten und Aufopferungen gewesen, wenn ihnen durch die geheime Geschichte des individuellen Wirkens der Schimmer entzogen wird, mit welchem sie bei dem öffentlichen Erscheinen bekleidet waren.

Diese Darstellungen der Persönlichkeiten sind nun zwar keine Geschichte. Denn so frei sich auch der einzelne Mensch zu seyn dünkt und je höher sich gerade diejenigen, welche am wenigsten selbstständige Kraft besitzen, in ihrer Selbsttäuschung über den Einfluß der Zeit und äußern Umgebungen erheben: so ist doch diese individuelle und freie Wirksamkeit auch der Mächtigsten der Erde im Verhältniß zum Ganzen außerordentlich gering anzuschlagen. Ein jeder ist ja doch selbst mit allen seinen Ansichten und Einsichten, Vorurtheilen und Bestrebungen nur ein Product seiner Zeit, ein Werkzeug in der Hand der höhern Macht, welche die Bewegung hervorbringt und lenkt, ein reflectirender Strahl des Geistes, welcher das Ganze durchdringt. Was sich auch einer selbst zu thun einbilde, er wird dennoch mehr von fremden Kräften getrieben, als er glaubt, und manche von denen, welche sich einen sehr bedeutenden activen Einfluß auf die Weltbegebenheiten ausgeübt zu haben schmeichelten, werden dereinst erstaunen, wenn sie, zu höherer Klarheit gelangend, gewahr werden, wie passiv dennoch ihre Thätigkeit gewesen ist; welche Masse von Vorurtheilen, von Kindheit an eingesogenen Irrthümern, ja welches künstliche und weit verbreitete Gewebe von Mystificationen den größten Theil ihres Wirkens bestimmt haben. Darin liegt es denn auch, daß gerade die mit dem größten Eifer unternommenen Bestrebungen aller Art von jeher öfter demjenigen, was man bekämpfen wollte, am Ende den Sieg verschafft haben, und die am sorgfältigsten vorbereiteten Entwürfe an kleinen Umständen scheitern, welche keine menschliche Klugheit zu berechnen vermochte. Man kann, die Geschichte bestätiget es auf allen Blättern, mit unfehlbarer Gewißheit voraussagen, daß die größten Combinationen der Politik vielleicht in dem Augenblicke, wo niemand an ihrem vollständigen Gelingen mehr zu zweifeln wagt, an irgend einem geringfügigen Hindernisse scheitern werden. Es ist dies der schöne Glaube der Alten an die Nemesis, jene geheimnißvolle Macht, welche nicht nur alle Ueberschreitungen des rechten Maßes mit unerbittlicher Strenge ahndet, sondern auch alle blos menschliche Berechnungen, wobei die Menschen nichts als ihre eigne Klugheit und Stärke in Anschlag gebracht haben, verhöhnend zunichte macht.

Hängt es doch, um diese Betrachtungen, an welche in der Geschichte der neuesten Zeit so vieles mahnt, noch einen Schritt weiter zu führen, nicht einmal von den Menschen ab, zu welchen Ueberzeugungen sie sich bekennen, welche Partei sie in den innern Bewegungen ihres Volkes ergreifen wollen. Wer kann sich frei den Tempel wählen, in welchem er jene Beruhigung, die ihm die bloße Natur nicht gewähren kann, in der Annäherung an das Ueberirdische suchen soll? Wer kann dem eignen Geiste Stillstand

gebieten, wenn das unwiderstehliche Gesetz des Denkens ihn zwingt, den Schleier der Isis zu berühren? Eben so wenig steht es bei der freien Wahl der Menschen, welchen politischen Glaubenslehren sie folgen wollen. Die Erziehung, die äußern Verhältnisse, in welche ein jeder von der Vorsehung bei seiner Geburt gesetzt und ohne sein Zuthun auf seinem fernern Lebenswege geführt wird, heben hierin allen freien Willen gänzlich auf. Zu sagen: ich will das oder jenes seyn, was man nicht schon von selbst wäre, würde Unsinn seyn, wenn es nicht Heuchelei wäre.

Daher haben auch alle diejenigen von vorne herein Unrecht, welche bei politischen Entzweiungen das vermeintliche Unrecht der Andersdenkenden in dem Willen derselben suchen und immer nur von Factionen und Verschwörungen träumen und reden. Es zeigt schon eine große Beschränktheit des Geistes an, wenn man seine eigenen Ueberzeugungen, die denn größtentheils nur durch zufällige Umstände gegeben, aber nicht durch eigne Geisteskraft erworben und durch unbefangenes Forschen befestigt sind, für so untrüglich hält, daß nur die Unredlichkeit sie bezweifeln könne; es ist aber zugleich eine große Ungerechtigkeit, denjenigen, welchen das Schicksal einer andern Partei zugeführt hat, blos darum als einen Bösewicht zu behandeln. Daß sich der rohe Haufen des Volkes, wenn man die Gewalt in seine Hände kommen läßt, dergleichen erlaubt, ist nicht zu verwundern; hingegen haben kluge und gerechte Regenten nach politischen Stürmen es jederzeit ihre erste Sorge seyn lassen, die noch übrigen Spaltungen dadurch zu heilen, daß solche Beschuldigungen nicht mehr angehört wurden. Seinen Glauben kann man einem jeden lassen, wenn nur sein Handeln gesetzlich und rechtlich ist. Leider ist es aber schon gar zu oft in der Welt dahin gekommen, daß unsittliche und gesetzwidrige Handlungen für weit verzeihlicher gehalten worden sind, als eine mit dem politischen Bannfluch belegte Meinung.

Wenn die echte Geschichte sich die Aufgabe setzt, den Plan, nach welchem die göttliche Vorsehung die Menschheit nach und nach im Ganzen einer höhern Reife, einer allgemeinen Entwickelung aller dem Menschen verliehenen Anlagen entgegenführt, mitten unter anscheinenden Trümmern zu entdecken: so ist die in den historischen Memoiren enthaltene Darstellung des Individuellen allerdings eben so wenig Geschichte, als der Comödienzettel ein Schauspiel ist. Auf die Thaten des Einzelnen kommt es der Geschichte im höhern Sinne viel weniger an, als auf den Geist, von welchem sie zeugen und welchen sie in einem Volke erweckten. Es ist nicht der einzelne Mann, Miltiades oder Themistokles, welcher die Perser schlug, sondern der Geist des Volkes, welcher jene Helden belebte, aber auch andere an ihrer Stelle belebt haben würde. Das Verdienst

großer Männer wird dadurch nicht geschmälert; sie sind leuchtende Meteore, Wegweiser und Vorbilder für die Zeitgenossen, wie für die fernste Nachwelt. Aber keiner steht als Meister am Bau der Zeiten; alle sind nur dienende Werkzeuge, oft wider ihren Willen, und das letztere am meisten alsdann, wenn sie dem wahren Werkmeister ins Amt zu greifen und den Bau zu stören sich vermessen.

Dennoch haben diese individuellen Darstellungen einen großen Reiz und Werth. Wir reden natürlich nicht von jenem, welchen sie über kleine Seelen, welche die höhern Gesetze des Völkerlebens nicht zu fassen vermögen und durch großartige Erscheinungen erschreckt oder beengt werden, dadurch ausüben, daß sie den Gang der Weltgeschichte auf das gemeinfaßlichste erklären und in ein Spiel der alltäglichsten Ränke auflösen, welche, wer Lust hat, in seinem und des Nachbars Hause wiederfinden mag. Dergleichen kleinen Geistern ist es ungemein ergötzlich, wenn alles Große auf ihren eigenen Maßstab zurückgebracht und die Heroen der Geschichte im Schlafrocke vorgeführt werden, wo sie essen und trinken, wie andere ehrliche Leute, und aller Nimbus verschwindet. Mit welcher Freude, mit welcher Begierde zu glauben, sehen sie nicht dergleichen Entkleidungen zu. Wer einen rechten Kreis von Hörern um sich versammeln will, bringe nur eine Lästerchronik von irgend einem berühmten Manne zu Markte, zumal wenn dessen Größe der Welt auch sonst etwas beschwerlich geworden ist.

Aber wenn die Geschichte die fortschreitende Erziehung des Menschengeschlechts darzustellen hat, so ist damit nicht gesagt, daß der Geschichtschreiber, welchem diese höchste Aufgabe immer vorschweben muß, auch in seiner Erzählung stets davon sprechen müsse. Es wäre dies mit andern Worten dasselbe, als wenn man ihm zumuthen wollte, der beständige Lobredner der Gegenwart zu seyn. Denn da die Gegenwart immer der neueste Punct auf dem zurückgelegten Wege ist, so würde, wenn man die Idee einer göttlichen Erziehung der Menschheit etwas roh auffaßt, daraus gefolgert werden können, daß auch die neueste Zeit klüger und besser seyn müsse, als alle vorhergegangenen, welches, ohne in Ungereimtheiten zu verfallen, nicht behauptet werden kann. Die Bahn, welche das Menschengeschlecht zu durchlaufen hat, ist eine unendliche; die Abschnitte derselben, welche wir zu übersehen vermögen, sind so klein, daß es uns nicht befremden kann, wenn unser Auge zu schwach ist, um überall die Art der Fortschritte und die Größe derselben mit einiger Zuverlässigkeit zu erkennen. Man darf auch nicht vergessen, daß die Erziehung der Menschheit nicht in Ausbildung einer oder der andern Anlage, sondern in der Entwickelung aller Kräfte, die im Menschen schlummern, also nicht in europäischer oder moderner Cultur allein zu suchen

ist; daß auch Zeiten und Völker, welche wir roh und barbarisch nennen, in gar manchen Beziehungen weiter sind als wir; daß aber ein einmal Erreichtes nie wieder ganz untergeht, und scheinbar abfallende Blüthen doch ihre Früchte bereits gebracht haben.

Die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, das Fortschreiten der Menschheit in jedem Zeitabschnitte der Geschichte anschaulich darzustellen, und noch mehr das Mißverständniß, zu welchem diese Ansicht führen kann, als ob jede Neuerung (die wohl nur eine Prüfung, oder auch ein Mittel seyn kann, eine falsche Richtung der Volksentwickelung zurückzudrängen) auch eine Verbesserung seyn müsse, hat geistreiche Menschen (wie den verstorbenen Brandes) zu heftigen Gegnern des Glaubens an die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts gemacht, so wie alle gewöhnliche Welt- und Geschäftsmänner ihm ohnehin abhold sind, weil sie darin die unbequeme Mahnung finden, daß das Volksleben und die Führung der Völker eine höhere Bedeutung habe, als sich im gebahnten Gleise kreisförmig zu bewegen, und alle Sorge auf die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse, versteht sich mit gehöriger Abstufung für die verschiedenen Stände, zu beschränken. Aber eine wahrhaft religiöse Gesinnung wird sich doch von der Ueberzeugung nicht lostrennen lassen, daß eine höhere Leitung über dem Ganzen walte, und die Veränderungen, welche in dem Culturstande wahrgenommen werden, Mittel und Spuren derselben sind.

Einer solchen Ueberzeugung wird aber die Art der Geschichtschreibung am meisten zu statten kommen, welche die einfachste und getreueste Darstellung der Thatsachen, der Sitten und des Geistes der Völker liefert, und nur überall die natürliche Herrschaft des Geistigen, der Ideen, über die rohe Sinnlichkeit und die bloße physische Kraft durchblicken läßt. Darin ist Tacitus ein noch von keinem Spätern erreichtes Muster; welches ihm aber doch nur dadurch möglich geworden ist, daß er eine Geschichte seiner Zeit schrieb, wobei ihm der innere Zusammenhang der Begebenheiten noch mit vollständiger Gewißheit klar seyn konnte. Der Geist der Zeit spiegelt sich in den einzelnen handelnden Personen ab; wenn alle als Producte der allgemeinen Cultur ihres Zeitalters erscheinen, so geben sie auch wieder den sichersten Maßstab für das Allgemeinere ab; die Art des Stoffes, welcher in Bewegung gebracht wurde, läßt sich am zuverlässigsten aus den Mitteln beurtheilen, durch welche er angeregt, oder auch, welche an ihm vergeblich versucht wurden. Darin also, daß das öffentliche Leben bis in seine kleinsten Züge hervortritt, liegt der große Werth jener historischen Memoiren; obwohl die Darstellung und Beurtheilung der Begebenheiten selbst häufig sehr einseitig und unrichtig seyn mag.

Daß nun die Franzosen an interessanten historischen Memoiren reicher sind, als andere Völker, ist eine natürliche Folge des Volksgeistes und der ältern Verfassung. Indem diese keine fortgehende öffentliche Verhandlung der großen Angelegenheiten gestattete, und dadurch den Hof mit seinen geheimen Umtrieben zum Mittelpunct des öffentlichen Lebens machte, lenkte sie die Aufmerksamkeit der Beobachter beinahe ausschließlich auf denselben. Von Ludwig XI an liefen die Fäden aller Ereignisse in dem königlichen Cabinet zusammen, und die Herrschaft über Frankreich mußte am Hofe und durch Hofintriguen gewonnen und behauptet werden. Die Kämpfe der Hofparteien und ihre Abwechselungen wurden, wo nicht der einzige, doch der interessanteste Stoff für geistreiche Erzähler, wie Philipp de Commines, Brantome und ihre Nachfolger. Wie viel Antheil die Regierungsweise daran hatte, zeigte sich gleich unter Heinrich IV, dessen Sinn mehr für ein öffentliches und gemeinsames Volksleben gebildet war, daher auch Sully's Memoiren, die Sages et royales économies d'estat, wie schon diese Benennung zeigt, einen mehr auf das Allgemeine gerichteten Charakter behaupten konnten. Allein die folgenden Regierungen zogen den Staat immer mehr in den engen Kreis des Hofes, und dessen Geschichte schien Frankreichs Geschichte zu seyn.

Der Geist des Volkes, zum Theil selbst gebildet durch diese Weise, stimmte mit jener Richtung der Geschichtschreibung auf das Individuelle zusammen. Die Franzosen sind allerdings eins der ältesten Mitglieder in der neuern europäischen Völker-Familie, gebildet und gewandt, den meisten übrigen Völkern in sehr vielen Dingen voraus. Aber ihr Sinn ist auf das Besondere, auf das für einzelne bestimmte Zwecke Brauchbare gerichtet; das Reich der Phantasie ist ihnen längst vorübergegangen, für das Ideale haben sie noch zur Zeit wenig Empfänglichkeit. Ideologie und Unbrauchbarkeit für das Leben sind selbst denen noch gleichbedeutende Dinge, welche sich über andere Volksvorurtheile erheben, und nur in der allerneuesten Zeit scheint ihnen eine Ahnung davon aufzudämmern, wie nahe verwandt die Philosophie mit der Praxis des Lebens ist. Feine und scharfe Beobachtung des Einzelnen ist die Folge jenes Sinnes für das Besondere; wer sich selbst dem Einflusse der Ideale nicht hingeben mag, wird auch bei andern nicht daran glauben, sondern immer einzelne bestimmte Absichten bei einem jeden vermuthen, und daher auch seltener getäuscht werden. Wenn auch das schöne Vertrauen auf die höhern Tugenden des Menschengeschlechts dabei nach und nach zu Grunde geht, die gemeine Kenntniß gewöhnlicher Menschen wird geschärft und erweitert, obwohl dann auch zuweilen Erscheinungen auftreten, in welche sich ein solcher

Kenner des menschlichen Herzens gar nicht zu finden weiß, und in deren Behandlung er den größten Fehlern ausgesetzt ist. Erscheinungen dieser Art sind hauptsächlich die Veränderungen, welche in der ganzen Sinnesart und den Ansichten eines Volkes zuweilen mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit vorgehen, und wobei es der ärgste Mißgriff ist, die anfangs einzeln Hervortretenden als Urheber, nicht als unwillkürliche Organe der Volksstimmung zu betrachten. So betrog sich Leo X über Luther, so die französische Regierung über die ersten Vorboten der Revolution, so Napoleon über die eigentlichen Bedürfnisse der Völker, und so wird noch manche Täuschung aus der Verwechselung einer allgemeinen Tendenz mit dem Streben einzelner Menschen entstehen.

Auch über die Revolution haben wir nun schon eine ganze Reihe schätzbarer Memoiren, und die nächste Generation wird aus dem Nachlasse manches noch lebenden Mitspielers unfehlbar noch eine reiche Erbschaft zu erwarten haben. Es war ein sehr natürliches und zweckmäßiges Unternehmen, so viele davon, als die Verhältnisse gestatteten, in eine große Sammlung zu vereinigen, welche jeder gern in seinem Büchervorrath sehen wird. Viele derselben waren längst bekannt, aber was neu hinzugekommen ist, kann leicht für das Interessanteste der Sammlung gelten. Von den meisten gilt im Allgemeinen das, was oben von dem Charakter der französischen Memoiren überhaupt gesagt wurde. Sie zeichnen sich aus durch scharfe Beobachtung des Einzelnen, durch lebendige Auffassung und Darstellung der Individualität, aber auch durch Abneigung gegen alles Ideale. Selbst die geistreichen Betrachtungen der Frau von Staël möchten wir kaum davon ausnehmen: denn der Hauptpunct, um welchen sich ein großer Theil ihres Buches dreht, ist doch nur die Individualität ihres Vaters, seine Pläne und die Hindernisse, welche sie in andern Persönlichkeiten fanden. Auch unter den ersten Schwärmern der Revolution sind nur wenige von einem tiefen Gefühl für echte Freiheit belebt gewesen, und unter dem Volke wirkte vornämlich, abgesehen von den künstlichen Mitteln der Berauschung, die nur zu lebhafte Empfindung des allgemeinen Elends und der Ungerechtigkeit, womit alle Lasten des Staats auf die untern Stände gewälzt, alle Vortheile aber für eine geringe Zahl bevorrechteter Familien in Beschlag genommen wurden.

Wenn man nach der Zuverlässigkeit dieser Memoiren fragt, so möchten nicht viele darunter seyn, von welchen sie unbedingt behauptet werden könnte. Ein jeder sieht dabei nicht nur durch die Farbe seiner Partei, sondern die meisten haben auch sich selbst oder ihre Freunde zu vertheidigen, und unwillkürlich bekommen die That-

sachen diejenige Gestaltung, welche der Schreibende wünscht. Ein jeder beinahe hat von sich und den Seinigen etwas zu verschweigen und das von den Gegnern Verschwiegene zu ergänzen, wobei natürlich manches, was in der That nur Vermuthung, und oft grundlose Vermuthung war, als Gewißheit vorgetragen wird. Dagegen ist auch wieder eine gewisse Wahrhaftigkeit keiner dieser Darstellungen abzusprechen, und selbst vorsätzliche Entstellungen sind insofern interessant, als sie Zeugnisse der Ansichten sind, welche man zu jener Zeit in Gang zu bringen bemüht war. Es ist aber auch in dieser Hinsicht natürlich, daß die spätern Denkwürdigkeiten, was ihre Wahrhaftigkeit betrifft, meistens weit über denen stehen, welche noch mitten im Gewühl der Parteikämpfe zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt waren. Und unter diesen nehmen die Memoiren der Madame Campan eine der ausgezeichnetesten Stellen ein. Sie sagt zwar offenbar nicht alles, was sie weiß; die unglückliche Königin Marie Antoinette, in deren Nähe und Vertrauen sie zwanzig Jahre lebte, ist ihre einzige Heldin, zuweilen sogar etwas auf Kosten ihres Gemahls; sie bemüht sich, das Andenken der Monarchin mit allen Reizen der Schönheit und Tugend auszuschmücken und auch den kleinsten Flecken abzuwaschen, welcher von der boshaftesten Verleumdungssucht auf dasselbe geworfen worden ist. Aber dies Bemühen ist so edel, und der Ton der Wahrheit dabei in ihrer ganzen Erzählung so sichtbar vorherrschend, daß man wohl hie und da einige Zurückhaltung vermuthen mag, nirgends aber eine absichtliche Entstellung vorauszusetzen berechtigt ist.

Zuvörderst von der eigenen Lebensgeschichte der Verfasserin! Jeanne Louise Henriette Genet, geboren zu Paris den 6. October 1752, war die Tochter eines ersten Secretairs im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Er wendete die größte Sorgfalt auf den Unterricht seiner Kinder, wovon noch eine Schwester, auch als Kammerfrau der Königin, und ein Bruder vorkommen, welcher im Dienste der Republik eine kurze diplomatische Laufbahn machte, dann aber das Glück hatte, in Amerika eine sichere und anständige Existenz zu finden. Sprache und Musik nahmen in dieser Erziehung den ersten Platz ein, und besonders scheint unsere Henriette mit Absicht zur Vorleserin bei Hofe gebildet worden zu seyn. Duclos, Marmontel, Thomas u. a., in deren Gegenwart sie häufig Scenen von Racine vorlas, verschafften ihr bald eine Art von Celebrität, und im funfzehnten Jahre (1765) ward sie wirklich Vorleserin der vier damals noch lebenden Prinzessinnen Töchter Ludwigs XV, (Adelaide, geb. 1732, Victoire, geb. 1733, Sophie, geb. 1734 und Louise, geb. 1737). Als die damalige Dauphine (im

Mai 1770) nach Frankreich kam, war sie oft zugegen, wenn Fräulein Genet den Prinzessinnen vorlas, und fand an ihr, die mit ihr selbst ungefähr gleichen Alters war (Marie Antoinette war geb. 1755), so viel Gefallen, daß sie dieselbe als Kammerfrau in ihre Dienste zog und mit Hrn. Campan, dessen Vater bei ihr geheimer Secretair war, verheirathete. Von dieser Zeit an, bis zum verhängnißvollen 10. August 1792, war Mad. Campan beständig in der nächsten Umgebung der Königin und besaß, wie es scheint, ihr volles Vertrauen. Als an jenem Tage die königliche Familie in den Tempel gebracht wurde, bemühte sich Mad. Campan vergeblich, das Gefängniß mit ihrer Gebieterin theilen zu dürfen. Im Laufe der Revolution gerieth sie in den drückendsten Mangel. Als Robespierre gefallen war, ruhte auf ihr allein die Sorge für einen kranken Mann, einen neunjährigen Sohn, und eine Schuldenlast von 30000 Franken. An Bezahlung der ihr versicherten Pension war natürlich nicht zu denken. Ihr ganzer Reichthum bestand noch in einem Assignat von 500 Fr. In dieser Lage kam ihr der sorgfältige, von ihrem Vater empfangene Unterricht zu statten. Sie beschloß eine Erziehungsanstalt für Mädchen in St. Germain anzulegen, und verband sich dazu mit einer Nonne (aus dem Kloster l'Enfant-Jésus), um den Eltern eine Bürgschaft für ihre religiösen Gesinnungen zu geben. (Man wird auch hieraus abnehmen, wie wenig die unkirchlichen Grundsätze der Revolution in der Nation Wurzel geschlagen hatten.) Ihren Plan mußte sie, da sie die Druckkosten nicht aufbringen konnte, ein hundert Mal abschreiben; er wurde aber so wohl aufgenommen, daß sie nach einem Jahre 60 Zöglinge und bald darauf 100 hatte, so daß sie ihre Einrichtung und alle ihre Schulden bezahlen konnte. Die Generalin Beauharnois vertraute ihr ihre Tochter (die Herzogin Hortensie von St. Leu) und ihre Nichten, Emilie Beauharnois (Gattin des Grafen Lavalette) und Stephanie Beauharnois (die verwittwete Großherzogin von Baden) zur Erziehung an, und eine Folge dieser Verbindung war, daß, als Napoleon die große Erziehungsanstalt für die Töchter verstorbener Mitglieder der Ehrenlegion stiftete, Mad. Campan zur Vorsteherin derselben erwählt wurde. Eine weitere Ausdehnung dieser Anstalt, die Stiftung eines zweiten Erziehungshauses zu St. Denis, worüber Mad. Campan wahrscheinlich auch die Aufsicht zu führen gehabt hätte, wurde durch den Fall Napoleons unterbrochen; am zurückkehrenden alten Hofe hatte man ihre Treue gegen die Familie Ludwigs XVI verdächtig gemacht; die Anstalt von Ecouen wurde aufgehoben, und Mad. Campan verlor ihre Stelle. Sie wurde dabei um diese Zeit von den schmerzlichsten Fällen in ihrer Familie betroffen. Eine ihrer Schwestertöchter,

die Jugendfreundin der Herzogin von St. Leu, verheirathet mit dem holländischen General de Broc, stürzte, als sie in Savoyen mit der Herzogin über einen Abgrund ging, hinab und ertrank. Ihre zweite Nichte war die Gattin des Marschalls Ney. Der einzige Sohn der Mad. Campan, (1807 Staatsraths-Auditeur, während der französischen Invasion General-Postdirector zu Berlin, 1813 General-Director der Polizei zu Toulouse) verlor 1815 sein Amt, kam ins Gefängniß und starb bald darauf. Mad. Campan selbst starb am 16. März 1822.

Die Memoiren derselben beginnen mit den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. Sie schildern die traurige Leere eines Hofes, wo das tägliche Einerlei einer schwerfälligen Etiquette nur durch sarcastische Einfälle des Herrn, welche niemand erwiedern darf, unterbrochen wurden. Niemand scheint diese Leerheit tiefer empfunden zu haben, als der König selbst; aber er hatte weder den Sinn, noch den Muth, an den gewohnten Formen etwas abzuändern. Mit einem Racine zu frühstücken, wie Ludwig XIV gethan hatte, wäre ihm unmöglich gewesen. An seinen Ausschweifungen, so unwürdig sie waren, scheint die Langeweile, die Uebersättigung mit allen sinnlichen Genüssen, und die Unbekanntschaft mit geistigern Unterhaltungen den größten Antheil gehabt zu haben. Auch die Königin, die stille und fromme Marie Leszinska, hatte wohl Sinn für das Höhere, aber, wie es scheint, ein beschränktes Gemüth und wenig selbständige Kraft. Doch gefiel sie sich im Umgange geistreicher Männer, unter welchen Präsident Henault (welcher ihr auch sein Abrégé chronologique de l'histoire de France zueignen durfte) der ausgezeichneteste war *). Der König aber, obwohl er mitten unter seinen gemeinsten Vergnügungen eine gewisse äußere Würde zu behaupten wußte, muß ohne alle Empfänglichkeit für das Bessere gewesen seyn. Er liebte es, Ausdrücke des Pöbels zu brauchen, welche er von seinen Odalisken lernte; ein

*) Die Königin, welche oft die Abende bei der Herzogin de Luynes zubrachte, kam einst zu dieser, als sie an Henault schrieb. Sie nahm die Feder und setzte eine Nachschrift hinzu: „Herr von Henault, welcher wenig Worte macht, um viel zu sagen, wird wohl nicht viel Vergnügen am Plaudern mit Weibern finden, welche viel Worte machen, um wenig zu sagen." Sie unterschrieb: Rathen Sie, wer? (Devinez qui?) Henault antwortete durch folgendes Quatrain:

Ces mots tracés, par une main divine,
Ne peuvent me causer que trouble et qu'embarras;
C'est trop oser, si mon coeur les devine,
C'est être ingrat s'il ne devine pas.

würdevolles und selbst anmuthiges Aeußere scheint ein rohes Gemüth verborgen zu haben.

Ein Beweis davon ist schon die Art, wie er die Prinzessinnen erziehen ließ, und später in ihrer Mitte lebte. Der Cardinal Fleury trieb die Sparsamkeit so weit, daß er die Kosten eines eignen Hofstaats für die vier jüngern Prinzessinnen, und eines Lehrer- und Erzieher-Personals für sie dem Könige als zu lästig für das Reich vorstellte. Diese vier Prinzessinnen wurden in ein entferntes Kloster geschickt, wo in ihrer Erziehung unvernünftige Strenge mit einer eben so unvernünftigen Nachsicht vereinigt wurde. Madame Louise konnte im zwölften Jahre noch nicht lesen, dagegen wurden sie zuweilen gezwungen, ihr Gebet allein in dem Begräbnißgewölbe des Klosters zu verrichten. Doch siegte die gute Natur über diese verkehrte Erziehung. Als sie wieder an den Hof zurückgekehrt waren, wendeten sie fast ihre ganze Zeit zum Lernen an, schrieben ihre Sprache sehr rein, und hatten alle vier gute historische Kenntnisse. Madame Adelaide besonders hatte eine unersättliche Lernbegierde; sie spielte fast alle Instrumente, bis auf das Waldhorn. Englisch, Italienisch, höhere Mathematik, Drechseln und das Verfertigen von Sonnenuhren waren ihre Beschäftigungen. Ohne diese hätten sie ein sehr bedauernswerthes Leben geführt, da in ihren weitläuftigen Zimmern im Schlosse eine klösterliche Einsamkeit und Oede herrschte.

Der König, ihr Vater, sah seine Kinder täglich regelmäßig zweimal, beim Frühstück, ehe er auf die Jagd ging, und bei dem sogenannten Stiefel-Ausziehen (débotter). Er kam des Morgens zur ältesten Prinzessin, wo er seinen Caffee selbst bereitete und trank. Die Prinzessin zog eine Glocke, zur Nachricht für die Prinzessin Victoire. Diese gab der Madame Sophie und diese der jüngsten Prinzessin Louise ein gleiches Zeichen; die Apartements waren aber so weitläuftig, daß die kleine und verwachsene Prinzessin Louise laufen mußte, was sie konnte, um ihren Vater noch zu sehen. Des Abends um sechs schlug die Stunde des Stiefel-Ausziehens, wo der ganze Hof sich bei dem König versammelte. Die Prinzessinnen legten schnell große Reifröcke an, worüber ein Rock mit Gold oder Stickerei gezogen wurde, banden eine lange Schleppe um, und versteckten übrigens ihr „déshabillé“ unter schwarzen seidnen Mänteln, welche bis unter das Kinn zugebunden wurden. So begaben sie sich, mit vorgetragenen Fackeln, begleitet von ihren Kammerherren, Pagen und Damen, zum Könige, welcher jeder einen Kuß auf die Stirn gab und sie wieder entließ. In einer Viertelstunde war alles vorbei, die Prinzessinnen eilten zurück in ihre Zimmer, warfen hastig Mäntel, Schleppen und Reifröcke ab, und setzten sich wieder an ihre Arbeit.

Noch weniger Ahnung hatte Ludwig XV von dem Verhältnisse eines Königs zu seinem Volke. Die Regierung des Staats war das Letzte, woran er dachte. Die Minister waren, so lange sie am Ruder standen, mit unumschränkter Gewalt bekleidet. (Jeder hatte einen Stempel, griffe, mit dem Namenszuge des Königs, welcher dessen Unterschrift ersetzen mußte, um Sr. Majestät nicht beschwerlich zu fallen. Der Herzog von Choiseul, welchem auch des Unterschreibens zu viel wurde, ließ einen gleichen Stempel mit seinem Namen machen, den er seinem ersten Secretair überließ.) *) Nicht der Mißbrauch einer solchen Gewalt **), sondern die Intriguen des Hofes, und bei Ludwig XV der Einfluß einer Pompadour oder Dubarry konnten die Ursache werden, die Minister zu entfernen, und eben so hätte man bei ihrer Anstellung es für eine ungereimte Frage gehalten, ob sie von dem Fache der Staatsverwaltung, welchem sie vorstehen sollten, die geringste Kenntniß hätten. Der König hatte sich zwei ganz verschiedene Lebenskreise geschaffen: in dem einen war er König, in dem andern Louis de Bourbon. Als Louis de Bourbon, verwaltete er seine Geldangelegenheiten, kaufte und verkaufte, (und was das Schlimmste war, nahm auch an dem wucherlichen Kornhandel großen Antheil, bei welchem man die Isolirung der Provinzen benutzte, um künstliche Theurung zu erregen und durch die Noth des Volkes zu gewinnen.)

Aus den Cirkeln des Hofes schien alles wahre Ehrgefühl verschwunden zu seyn, und der leeresten Eitelkeit auf Rang, nichtssagende Vorzüge der Etiquette, und vorzüglich auf den Schimmer einer altadelichen Herkunft Platz gemacht zu haben. Auf die Ehre der Frau einen Werth zu legen, war bei dem Ehemanne eine wahre

---

*) L'Observateur Anglais, ou Correspondance secrète entre Milord All'Eye et Milord AllEar. Paris 1777, 1778. IV. 8. Die Herausgeber der campanschen Memoiren führen zuweilen diese Sammlung pikanter Anekdoten aus den ersten Jahren Ludwigs XVI als eine achtbare Autorität an. Sie ist von Mairobert, einem geistreichen Schriftsteller, geb. in der Champagne 1727, welcher sein Leben 1779 durch Selbstmord endigte. Die Fortsetzungen unter dem Namen des Espion Anglais haben lange nicht den Werth und die Zuverlässigkeit jener ersten 4 Bändchen.

**) Die Lettres de cachet gehörten zum Departement des Ministers des königlichen Hauses, an dessen Spitze unter Ludwig XV 55 Jahre lang einer der verhaßtesten und verachtetsten Männer stand, Philippeaux de St. Florentin, Duc de la Vrilliere. Auf ihn regnete es Epigramme, z. B. als er auf der Jagd eine Hand verloren hatte:

Ci git la main d'un grand Ministre
Qui ne signa que du sinistre:
Dieu nous préserve du cachet
Qui met les gens au guichet!

Lächerlichkeit, und nur seltene Ausnahmen überraschten zuweilen selbst den König. Der Marschall Brissac z. B. verrieth einst seinen Unwillen, als man in seiner Gegenwart seine Gattin von dieser Seite nicht verschonte, und auf des Königs Zureden: „Ei, Herr v. Brissac, was ist's weiter? ärgern Sie sich nicht, Muth gefaßt!" versetzte er: „Sire, ich habe Muth zu allem, nur nicht, der Schande zu trotzen." Das Alter der Familien, und die Vorzüge einer edlen Geburt waren der wichtigste Gegenstand der Gespräche am Hofe, und das Spiel damit bis zur Ungereimtheit gesteigert. Ein Graf Halville aus der Schweiz brüstete sich damit, daß der Stifter des Hauses Habsburg bei seinem Ahnherrn Pagendienste gethan habe, und Mad. Campan erzählt auch von dem großen Streite, welchen der Hofadel anfing, als bei der Vermählung der Dauphine (1770) eine Dame aus dem Hause Lothringen ihre Menuet unmittelbar nach den Prinzessinnen des königlichen Hauses tanzen sollte. Ein ehrwürdiger Bischof (von Noyon), der älteste der Pairs, hielt diese Ballangelegenheit für wichtig genug, um an der Spitze des unzufriedenen Adels gegen diese Menuet aufzutreten, und wirklich mußte ein Ausweg getroffen werden, welcher die Ansprüche beider Theile ausgleichen sollte, aber doch den Adel nicht befriedigte.

Madame Campan berichtet viel von den steifen und lästigen Formen der Etiquette, und von der Aengstlichkeit, womit der Rang und die Rechte sowohl der königlichen Familie, als aller Hofämter, abgemessen waren. Wer sich noch genauer von diesen wichtigen Dingen zu unterrichten wünscht, den können wir auf ein kurz vor der Revolution angefangenes Werk verweisen, wozu die berühmtesten Rechtsgelehrten der damaligen und selbst der neuern Zeit, Boucher d'Argis, de Seze, Garran de Coulon, Merlin, Robin de Mozas und Treilhard ihre Kräfte vereinigt hatten: Traité des droits, fonctions, franchises, exemptions et privilèges annexés en France à chaque Dignité, à chaque Office et à chaque Etat soit civil, soit militaire, soit ecclésiastique. Paris 1786. Es ist sehr Schade, daß die Revolution die Vollendung dieses Werkes verhindert hat, welches in 12 Büchern alle Stände und alle Zweige der Staatsverfassung umfassen sollte. Denn mit welcher Gründlichkeit die Verfasser dabei verfuhren, läßt sich daraus abnehmen, daß zwei dicke Quartbände noch nicht einmal das erste jener 12 Bücher erschöpft haben, in welchem von dem Könige und seinem Hofstaate (maison), von der Königin, dem Dauphin, den königlichen Prinzen und Prinzessinnen, der Regentschaft der Pairs, den Räthen und Ministern des Königs, den Gesandten, Intendanten u. s. w. gehandelt werden sollte. Darin würden denn unsere Leser ganze Theilungstractaten über die Verrichtungen, ja selbst über die Person des Königs finden können. Die rechte Seite wurde

von ganz andern Leuten bedient als die linke, jene gehörte dem Stabe des Oberkammerherrn, diese dem Grand Maître de la Garderobe und seinen Untergebenen.

Man kann diesen steifen Formen der Etiquette gewiß nicht allen Nutzen absprechen. Sie gibt dem Leben der Fürsten etwas Feierliches und Würdevolles, wodurch nicht allein Andern Ehrfurcht eingeflößt wird, sondern auch sie selbst, indem sie gewisse unverbrüchliche Regeln des Anstands und Ernstes anerkennen, ihren Willen dem höhern Gesetze der Sitte unterordnen. Auch in der äußern Erscheinung des Monarchen muß etwas Ideales seyn, was ihn als den Ersten und den Führer seines Volkes, als erhaben über das gewöhnliche Treiben der Menschen ankündigt. Allein wenn diese Formen ein bloßes Spiel der Eitelkeit und des Stolzes werden; wenn das Zufällige in denselben mit einer Wichtigkeit behandelt wird, als sey es das Höchste der Erde; wenn sie ins Unnatürliche und Ungereimte ausarten; wenn die Bezeigungen der Ehrfurcht aus einer Pflicht zu einem Vorrechte gemacht werden: so bringen sie gerade die entgegengesetzten Wirkungen von dem, was sie beabsichtigen, hervor. Sie werden zuerst denen lästig und verhaßt, zu deren Ehre sie erfunden sind, das Unnatürliche wird lächerlich, und indem der falsche Schimmer verschwindet, kommt auch das Wesentlichere mit in Gefahr.

Dies ist gerade der Gang der Dinge, welchen Mad. Campan in Beziehung auf Ludwig XVI und mehr noch auf die unglückliche Königin uns beschreibt. Ein großer Theil ihres traurigen Schicksals muß auf Rechnung der Etiquette und des Hasses gesetzt werden, welchen die Königin sich durch Vernachlässigung derselben zuzog. Wir haben oben bemerkt, mit welchem unmäßigen Stolze der alte Hofadel Frankreichs sich seiner Königsfamilie in seinen Gedanken beinahe gleich stellte, den Häusern Lothringen und Habsburg aber gar keinen Vorzug einzuräumen entschlossen war. Daß die Königin diesen Ansprüchen mit Unwillen begegnete, war natürlich; daß sie die langweiligen Ceremonien einiger alten Herzoginnen unausstehlich fand, wenigstens begreiflich. Daraus entsprang der Haß gegen die Königin, welcher sich in den höhern Kreisen der Gesellschaft entzündete, von da aus aber nach und nach durch das ganze Volk verbreitete. Von jenen höhern Kreisen gingen die Verleumdungen aus, welche die Königin schon vor der Revolution fast allgemein aller Achtung beraubt hatten.

Mit allen Ansprüchen der Jugend und Schönheit, und man kann wohl auch nicht leugnen, mit dem Vorsatz, an der Führung des Staats dereinst einigen Antheil zu nehmen, kam die funfzehnjährige Prinzessin nach Frankreich. Ihr Eintritt war von den unglücklichsten Vorbedeutungen begleitet. Geboren am Tage des Erd-

bebens von Lissabon, trug man sich schon in ihrer Kindheit mit der Sage von einer unglücklichen Vorhersagung des bekannten Päters Gaßner. Göthe bemerkte schon damals die unschickliche Wahl der Tapeten in dem Pavillon auf einer Insel im Rhein, wo die Dauphine sich umkleidete und ihren bisherigen Hofstaat entließ. Es war die Geschichte der Medea. Aber das Schrecklichste war das Unglück, welches sich bei den Vermählungsfeierlichkeiten in Paris auf dem Platze Louis XV ereignete, (am 30. Mai 1770.) Madame Campan geht sehr schnell über diese entsetzliche Begebenheit hinweg, bei welcher 1200 Menschen im Gedränge erstickt, zertreten, von dem unaufhaltsam fortrückenden Zuge der Wagen zermalmt wurden. Eine umständlichere Beschreibung dieses Ereignisses, welches man hauptsächlich den schlechten Maßregeln der Polizei zuschreiben mußte, erinnert sich Ref., in Soulavie's Memoiren Ludwigs XVI gelesen zu haben, welche ihm jetzt nicht zur Hand sind. Mad. Campan sagt, die Gerüste, an welchen Abends ein Feuerwerk abgebrannt werden sollte, seyen schon am Nachmittag in Brand gerathen. Soulavie erzählt, daß die Schranken, mit welchen der eine erhöhte Theil des Platzes eingefaßt war, zu schwach gewesen wären, dem Andrange nicht hätten widerstehen können, und daß nun die Vordern durch das Gedränge von dieser Erhöhung hinabgestürzt worden seyen. Wem fällt nicht hierbei der unglückliche Brand ein, welcher 40 Jahre später (1. Jul. 1810) die Vermählungsfeier einer zweiten österreichischen Prinzessin trübte!

So lange Ludwig XV lebte, führte der junge Hof zu Versailles ein höchst einfaches, zurückgezogenes Leben, indem er fast nicht aus seinen Zimmern kam. Der König war erst 64 Jahre alt, und seine starke Constitution konnte ihm ein hohes Alter versprechen, als er im Mai 1774 von den Kinderblattern befallen wurde, welche sogleich den bösartigsten Charakter annahmen. Seine Töchter, die selbst die Blattern noch nicht gehabt hatten, wurden wahrhaft ehrwürdig durch den Muth, mit welchem sie bei der augenscheinlichsten Gefahr ihre kindliche Pflicht erfüllten. Funfzig Personen wurden angesteckt, indem sie blos durch die Galerien des Schlosses gegangen waren, und zehn davon starben. Am 10. Mai starb der König, und sogleich wurde das Schloß von allen seinen Bewohnern verlassen. Nur wenige Diener blieben bei der Leiche zurück. Der erste Kammerherr, Herzog von Villequier, machte dem Leibchirurgen Andouillé das Ansinnen, den König zu öffnen und einzubalsamiren. „Ich bin bereit," antwortete dieser, „aber Sie werden mir, Ihrem Amte gemäß, den Kopf der Leiche halten." Nun mochte der Herzog nichts mehr davon wissen.

Um diese Zeit begann das System der Verfolgung und Verleumdung gegen die Königin, dessen anfänglicher Zweck sogar auf

eine Trennung ihrer Ehe gerichtet war. Man konnte wohl einen solchen Zweck für erreichbar halten, weil sieben volle Jahre vergingen, ehe Ludwig XVI der wirkliche Ehemann seiner Gemahlin wurde. Sieben Jahre eines solchen täglichen Zusammenlebens mit einer jungen reizenden Frau werfen allerdings auf den Charakter des Königs ein sonderbares Licht. Man hat in spätern Zeiten vorgegeben, daß schon jene frühern Anfeindungen der Königin das Werk einer revolutionairen Partei gewesen seyen (s. z. B. die Biographie universelle T. XXVII. S. 74.); allein es ist wohl augenscheinlich, sowohl daß damals der Gedanke an die Revolution noch in keines Menschen Kopf kommen konnte, als auch, daß zu jener Zeit eine solche Partei gar nicht den geringsten Grund haben konnte, ihre Angriffe besonders gegen die Königin zu richten, da sie dem Throne noch keinen Erben gegeben, und in der ganzen königlichen Familie vielleicht in dieser Beziehung die wenigste politische Bedeutung hatte.

Daher hat die Erklärung, welche Mad. Campan von der auffallenden Erscheinung gibt, daß eine junge, harmlose, lebenslustige und wohlwollende Königin recht planmäßig durch die schwärzeste Verleumdung verfolgt wird, unstreitig viel mehr innere Wahrscheinlichkeit, wenn man auch einem so bestimmten Zeugnisse einer Frau, die von allen diesen Dingen die beste Wissenschaft haben konnte, nicht an und für sich selbst Glauben beizumessen geneigt wäre. Zuerst, sagt Mad. Campan, hatte die Königin schon alle diejenigen zu Feinden, welche zur Entfernung des Herzogs von Choiseul mitgewirkt hatten und der Rückkehr desselben entgegen zu arbeiten suchten. Choiseul hatte die engere Verbindung zwischen Oesterreich und Frankreich gestiftet; er stammte aus einer lothringischen Familie; ihn wieder an die Spitze der Geschäfte zu bringen, war der Wunsch der Kaiserin Maria Theresia, und der Königin hatte sie alle zur choiseulschen Partei Gehörige besonders empfohlen. Allein dem Könige war eine zu starke Abneigung gegen diesen, sowohl der Geistlichkeit, wegen der Aufhebung der Jesuiten, als auch dem hohen Adel verhaßten Minister beigebracht worden, als daß die Königin die Zurückberufung desselben hätte bewirken können. Das Zweite, was der Königin den entschiedenen Haß des alten Adels zuzog, war die wenige Schonung, mit welcher sie den ungemessenen Stolz desselben und die steifen Formen der Etiquette, in welchen sich die alten Damen eines gealterten Hofes geltend zu machen suchten, behandelte. Diese alten Herzoginnen, sagt Mad. Campan mit eben so viel psychologischer Wahrheit als treffender Ironie, welche ihre unschuldige Jugend am Hofe des Regenten zugebracht hatten, konnten es der Königin nicht vergeben, daß sie sich mit Personen ihres eigenen Alters zu umgeben suchte und sich über manche

lästige Förmlichkeit hinwegsetzte. Ein Lächeln, welches der Muthwille der Marquise Clermont-Tonnerre der Königin bei der ersten Aufwartung jener alten Damen ablockte, brachte diese so auf, daß sie sich verschworen, nie wieder an den Hof zu kommen. Sie gaben der Königin den Beinamen la moqueuse, und des andern Tages kam ein Lied in Umlauf, dessen Refrain der „kleinen Königin" mit ihren 20 Jährchen den Rückweg durch die Barrieren von Paris, wenn sie fortfahre, den Adel so zu behandeln, ganz unverholen ankündigte. Als sich nun drittens die Königin fast allein an die Prinzessin Lamballe und die Gräfinnen Jules und Diana von Polignac anschloß und so einen kleinen Kreis von Vertrauten um sich zog, so kannte der Zorn und die Rachsucht der andern keine Grenzen mehr, und die unschuldigste Handlung der armen Königin wurde so lange verdreht, bis das Schändlichste daraus geworden war.

Einer der ersten Vorfälle dieser Art war der Einfall der Königin, einmal auf den Höhen von Marly die Sonne aufgehen zu sehen, welches sie in einer großen Gesellschaft, begleitet von allen ihren Frauen, that. Nur der König war zu bequem, um an einem Vergnügen Theil zu nehmen, welches um drei Uhr Morgens genossen werden sollte. Des andern Tages lief eine schändliche Ballade umher, in welcher dieser unbedeutende Vorgang mit den schwärzesten Farben geschildert wurde. So ging es bei allen andern Gelegenheiten, besonders mit den abendlichen Spaziergängen auf den Terrassen von Trianon im heißen Sommer von 1778. Die Königin, damals zum ersten Mal in Hoffnung, brachte den Tag in ihren Zimmern zu, des Abends aber genoß sie die frische Luft unter den Fenstern des Schlosses. Sie war dabei stets Arm in Arm mit ihren Schwägerinnen, den Gemahlinnen der Grafen von Provence und Artois. Die Hof-Capelle führte in einiger Entfernung Stücke mit blasenden Instrumenten auf. Der Garten war mit Lampen, und die Terrasse aus den Fenstern des Schlosses vollkommen erleuchtet. Doch geschah es zuweilen, daß Personen, welche die drei Prinzessinnen nicht kannten, da sie weiße Kleider, Strohhüte und weiße Schleier trugen, die damals allgemein üblich waren, sich in ihre Nähe setzten. Mad. Campan fühlte wohl, welchen Stoff die Verleumdung hieraus schöpfen könne, allein ihre Vorstellungen dagegen waren vergeblich; das Vergnügen an diesen nächtlichen Spaziergängen und das Bewußtseyn der Unschuld überwog alle Besorgnisse. Gleichwohl waren es gerade diese nächtlichen Spaziergänge, auf welche die berüchtigte Lamotte ihre Betrügerei gegen den Cardinal Rohan bauen konnte, und welche verursachten, daß diese Halsbandgeschichte für den Ruf und das Schicksal der Königin so traurige Folgen hatte.

Freilich wäre noch eine andere nahe liegende Art, den allgemeinen Haß, ja Abscheu gegen die Königin zu erklären, möglich, wenn man nämlich annimmt, daß sie sich wirklich die Abscheulichkeiten zu Schulden gebracht habe, welche ihr das allgemeine Gerücht zur Last legte, und welche durch eine Menge der schändlichsten Gassenhauer, Balladen, Lieder recht absichtlich in Umlauf gebracht wurden. Mad. Campan spricht sie mit Eifer von allen diesen Anschuldigungen völlig frei, und wenn man es auch natürlich finden könnte, daß sie das Andenken ihrer ehemaligen, vieljährigen, gütigen Gebieterin mit mehr Wärme als mit voller Unbefangenheit vertheidige, so gibt sie doch manche kleine Schwächen (ihre Putzliebe, und manche Unvorsichtigkeit) mit solcher Freimüthigkeit zu, daß dadurch die Vertheidigung in andern Puncten offenbar an Kraft und Glaubwürdigkeit gewinnen muß. Die beste Vertheidigung liegt aber in der Abscheulichkeit und Ungereimtheit der Anklagen selbst, und in der Mühe, welche sich Menschen, nicht etwa von demokratischer Herkunft und Denkungsart, gaben, die Königin mit Schmuz zu bewerfen. Einige Tage vor der Entbindung der Königin brachte man dem Könige einen ganzen Band geschriebener Lieder solcher Art. Der König war sehr entrüstet darüber und befahl, den Verfasser dieser infamen Libelle ausfindig zu machen, um ihn criminell zu bestrafen. In etwa 14 Tagen brachte man heraus, daß der Verfasser ein Herr Champcenetz de Riquebourg sey — und es geschah ihm nicht das allergeringste. (So wenig, wie dem Schauspieler, welcher den Kopfputz der Königin auf dem Theater lächerlich gemacht hatte.)

Dieser Chevalier de Champcenetz war der Sohn eines Gouverneurs der Tuilerien und Officier unter Gardes-françaises. In der Revolution war er mit Rivarol, dem Vicomte Mirabeau, Pelletier u. a. verbunden und bekämpfte die neue Ordnung der Dinge mit eben den Waffen eines leichtfertigen und oft unmoralischen Witzes, welche er früher gegen die königliche Familie gebraucht hatte. Pascals strenges aber wahres Wort: Diseur de bonsmots mauvais caractère, paßte auf ihn vollkommen, und er liefert dabei den Beweis, daß es nicht die revolutionaire Partei war, von welcher die Verleumdungen gegen die Königin ausgingen. Er fiel im Julius 1794 als ein Opfer des Revolutionstribunals.

Beinahe noch entsetzlicher ist ein Zug, welchen Mad. Campan von dem alten Minister Maurepas erzählt, und welcher von ganz andern Seiten (z. B. von Marmontel, von Soulavie in seinen Memoiren Ludwigs XVI) so bestätigt wird, daß sich kaum daran zweifeln läßt. Der König war doch über manche Unvorsichtigkeiten, besonders die nächtlichen Spaziergänge, etwas bedenklich gewor-

den, und sprach darüber mit seinem Minister. Dieser meinte aber, die Königin habe Talent, und ihre Freunde viel Ehrgeiz und strebten nach bedeutendem Einfluß in öffentlichen Angelegenheiten; es schade also gar nichts, wenn sie sich in der öffentlichen Meinung durch den Vorwurf des Leichtsinns etwas herabsetze. Der Minister Vergennes theilte diese Ansichten vollkommen, indem auch ihm der Gedanke schrecklich war, daß die Königin großen Einfluß gewinnen könne, und so wendeten denn diese beiden mächtigen Minister alles an, wodurch sie die unglückliche Fürstin verderben konnten. So bereiteten gerade diejenigen, welche sich besonderer Anhänglichkeit an das königliche Haus rühmten, den Sturz des Thrones vor.

An großen Unvorsichtigkeiten hat es die Königin allerdings nicht fehlen lassen. Ihr Hang zu Vergnügungen und besonders zu maskirten Bällen, wo sie öfters in dem Falle war, nicht einmal erkannt und nicht als Königin behandelt zu werden, die Leichtigkeit, womit sie sich solchen Mißverständnissen hingab und daran belustigte, die Unschicklichkeit, sich auf dem Wege zu einer Maskerade im Opernhause (nachdem ihr Wagen zerbrochen war) eines Fiacre zu bedienen, und vieles andere der Art würde sie vermieden haben, wenn sie überhaupt eine reifere Urtheilskraft besessen hätte. Sie würde dann auch sich nicht erlaubt haben, ihrem Gemahl zuweilen auf eine Weise zu begegnen, worunter die königliche Würde und selbst ihr eigener Charakter leiden mußte. Eines Abends z. B. wünschte die Königin, früher ihre gewöhnliche Gesellschaft bei der Herzogin von Duras oder der Prinzessin Rohan-Guémenée aufsuchen zu können. Der König war gewohnt, sich mit dem Schlage 11 zu Bett zu begeben; man rückte also die Uhr ein wenig vor; der König verließ Punct 11 die Gesellschaft, fand aber niemand von seinen Leuten und wurde, wie leicht zu erachten, sehr unwillig, und die ganze Sache sehr zum Nachtheil der Königin ausgelegt.

Ueberhaupt muß entweder der Ton am Hofe sehr frei gewesen seyn *) oder die Königin große Blößen gegeben haben, daß Män-

---

*) Wie schamlos überhaupt die damalige Zeit war, beweisen fast alle Seiten des oben angeführten Observateur Anglais, besonders T. II. p. 169. ein Lied, welches man den Fischweibern von Paris bei der Geburt des Herzogs von Angouleme in den Mund legte, und welches eben so schmuzig als charakteristisch ist. Scandalöse Processe, z. B. zwischen dem Marschall von Richelieu und der Frau von St. Vincent, zwischen dem Grafen von Morangies und der Familie Verron, waren für den gewinnenden Theil fast eben so schimpflich, als für den verlierenden.

ner wagen konnten, die Ehrfurcht und den Anstand gegen sie so aus den Augen zu setzen, wie Mad. Campan von dem Duc de Lauzun und dem Baron Besenval erzählt. Lauzun hatte die Königin oft bei dem Souper des Königs und bei der Fürstin Rohan-Guéménée gesehen. Einst bewunderte sie eine prächtige Reiherfeder, welche er auf dem Hute trug, und er war anmaßend genug, sie ihr anbieten zu lassen. Sie nahm in der Verlegenheit dies Geschenk an, trug die Feder ein einziges Mal und legte sie bei Seite. Bald darauf erbat er sich eine Privataudienz bei der Königin, welche ihm, wie überhaupt jedem seines Ranges, gewährt wurde. Mad. Campan war im Nebenzimmer. Nach wenigen Minuten öffnete die Königin die Thür und sagte laut mit unwilliger Stimme: „Gehen Sie, mein Herr!" Herr von Lauzun entfernte sich mit einer stummen Verbeugung. Die Königin sagte zur Campan: „Dieser Mann soll nie wieder über meine Schwelle kommen;" und von Stunde an schloß sich Lauzun an den Herzog von Orleans an und war einer der erbittertsten Feinde der Königin.

Der Baron Besenval, welchen die Königin als einen wackern Schweizer, einen witzigen, gebildeten Mann geschätzt hatte, vergaß sich und seine bereits grauen Haare einst auch so sehr, daß er, zufällig allein mit der Königin, die Sprache des Verliebten anstimmte, endlich ihr zu Füßen fiel und ihr eine Erklärung in aller Form machte. Er war aber, als die Königin seine Gluth mit den Worten abgekühlt hatte: „Stehen Sie auf; der König soll nichts von einer Beleidigung erfahren, welche Ihnen für immer seine Ungnade zuziehen müßte!" redlich genug, seine Beschämung geduldig zu ertragen und aus dem zurückgewiesenen Liebhaber in den treu ergebenen Anhänger überzugehen.

Mit gleicher, oder wenn man will, mit noch stärker überzeugender Kraft widerlegt auch Mad. Campan alle jene eben so ungereimten als boshaften Mährchen von den ungeheuern Summen, welche die Königin an Putz und Juwelen, an ihren Lieblingsaufenthalt Trianon, an ihre Günstlinge, die Familie Polignac, verschwendet habe; sie zeigt klar, daß die Königin in ihrer ganzen Sinnesart mäßig, in ihren Geldangelegenheiten sogar genau und sparsam gewesen sey. Die Beschuldigung, daß sie große Summen nach Oestreich geschickt und den Staat ihren Familienverhältnissen aufgeopfert habe, ist zu ungereimt, als daß sie einer ernstlichen Widerlegung werth wäre. Gleichwohl wurden lange vor der Revolution alle jene Gerüchte gegen die Königin in Umlauf gebracht und brachten es nach und nach dahin, daß das Volk sie als seine entschiedene und heftige Feindin und zugleich als eine der Verworfensten ihres Geschlechts ansah. Aber nicht diejenigen, welche in der Folge als Feinde der Monarchie auftraten und an welche damals noch

niemand dachte, so wie sie selbst noch, in ganz Frankreich zerstreut, von der Möglichkeit ihrer nachherigen Unternehmungen noch keine Ahnung haben konnten, sondern der Hofadel, die alten stolzen Familien waren es, von welchen die Königin um die Achtung und Zuneigung des Volkes planmäßig betrogen wurde.

Was in einer andern Zeit nur der Königin allein persönliche Kränkungen und Leiden hätte zuziehen können, und auch dies vielleicht nicht einmal, wenn ihr der größte Theil unbekannt blieb und der König nicht gegen sie eingenommen wurde, ward in den damaligen Umständen zu einer Staatsangelegenheit, einem öffentlichen Unglück. Die vorhergehenden Regierungen hatten den Staat in eine so große Finanznoth versetzt, und das System der öffentlichen Abgaben, so wie der Staatsverwaltung, war so über alle Maße verkehrt und verworren, daß ohne die gründlichsten Reformen und besonders ohne drei sehr schwierige Unternehmungen nicht zu helfen war. Es mußten nämlich 1) die großen Steuer-Privilegien der Geistlichkeit und des Adels wenigstens etwas beschränkt und überhaupt eine gerechtere, d. i. gleichere Vertheilung der öffentlichen Lasten hergestellt werden; es mußten 2) die ungeheuern Unordnungen und Unterschleife in der Verwaltung abgestellt, und 3) den Geldverwilligungen und übermäßigen Vortheilen, welche die herrschenden Familien des Hofadels sich zu verschaffen wußten, ein Ziel gesetzt werden. Alles das konnte keinem Minister gelingen, wenn er nicht durch das Vertrauen seines Herrn mit einer beinahe unbeschränkten Gewalt bekleidet war und dabei die seltensten Kenntnisse und Talente im Verwaltungsfache mit außerordentlicher Arbeitsamkeit, Charakterstärke und Uneigennützigkeit vereinigte. Davon hatten die damaligen Minister kaum eine Ahnung; daß alles, was man bisher angewendet hatte, unzureichend sey, war das Einzige, was man wußte. Man suchte nach einer neuen, unbekannten Wissenschaft, die allen diesen Nöthen abhelfen sollte, und dieses Umsuchen geschah so öffentlich, daß das ganze Publicum, schöne Geister und Geistliche, Damenzirkel und das Gespräch der Kaffeehäuser daran Theil nahmen. Mit der Physiokratie versuchte man es im Minister Turgot, dann mit einem gelehrten Banquier, Herrn Necker; allein beide fingen an, von Ersparungen und Abstellung der Mißbräuche zu reden, wovon man nichts wissen wollte, da die neue Wissenschaft Geld ohne neue Steuern und ohne Einschränkungen schaffen sollte. Necker vertheidigte seine Verwaltung vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung, wodurch die Mode, in allen Gesellschaften staatswirthschaftliche und politische Fragen abzuhandeln, neue Nahrung erhielt, aber auch zugleich die angeblichen Verschwendungen des Hofes, und der Königin insbesondere, zur allgemeinen Beschwerde gemacht wurden.

Der gebildetere Theil der Nation sah zwar tiefer und faßte die Hauptpuncte in Neckers Werken über seine Finanzverwaltung richtig auf. Die großen und für die wahren Zwecke der Kirche entbehrlichen Reichthümer der Geistlichkeit mußten sich einem jeden unbefangenen Beobachter als ein Mittel darbieten, einen Theil der Staatsbedürfnisse zu befriedigen, und die Vorrechte des Adels konnten als das wichtigste Hinderniß der unentbehrlichsten Reformen nicht verkannt werden. Diese Aristokratie hatte ihre reale Grundlage verloren; sie war weder der vermögendste, noch der gebildetste, am allerwenigsten aber der zahlreichste Theil der Nation mehr. Demungeachtet suchte der Hof mit einer unbegreiflichen Verblendung gerade das aufrecht zu halten, dessen zeitgemäße Reform und Reduction sein vornehmstes Augenmerk hätte seyn müssen. Der Kriegsminister Segur erließ eine Verordnung, daß niemand zum Officier befördert werden solle, welcher nicht vom Urgroßvater her seinen Adel erweisen könne, und zu gleicher Zeit wurden alle geistliche Würden, von dem kleinsten Priorate bis zur reichsten Abtei, für ein ausschließliches Eigenthum des alten Adels erklärt. Da die Königin auf Segur's Ernennung den meisten Einfluß gehabt hatte, so kam auch alles dieses großentheils auf ihre Rechnung.

In diese Zeit nun fiel die bekannte Halsbandgeschichte (1785), welche nur unter einem solchen Zusammentreffen ungünstiger Umstände den geringsten nachtheiligen Schein auf die Monarchin werfen konnte, aber ihr damals unendlichen Schaden that. Die Erzählung der Mad. Campan ist einfach, zusammenhängend, aber auch gerade so, wie ein jeder Unbefangene sie von sich selbst geben konnte. Ein Weib von gemeiner Denkart, obgleich mit dem Namen Valois (versteht sich von einem unechten Zweige des alten Königsstammes) geschmückt, und ein eben so gemeiner Betrüger, der berüchtigte Cagliostro, welcher in unsern Tagen kaum einen unwissenden Landmann blenden würde, damals aber zahllose Gläubige aus den höchsten Kreisen um sich versammelte, verbinden sich mit einander, um einen eiteln, sittenlosen, verschwenderischen und leichtsinnigen Fürsten der französischen Kirche in ihr Garn zu locken. Jahre lang hatte die Königin dem Cardinal Rohan die entschiedenste Abneigung, ja Verachtung bezeigt; aber seine Begierde, die Gunst der Monarchin wieder zu gewinnen und durch sie vielleicht Premierminister zu werden, und seine Eitelkeit waren so groß, daß sie ihn den Versicherungen jenes betrügerischen Weibes, die Königin habe ihm ihr Wohlwollen wieder zugewendet, wolle sich ihm anvertrauen, um jenes kostbare, vom Juwelier Böhmer verfertigte Halsband (für 1,800,000 Livr.) zu kaufen, zur leichten Beute machten. Das Halsband wurde gekauft, dreimonatliche Zahlungsfristen von 300,000 Livres bedungen. Der Cardinal empfing darüber eine Art von

Schein, angeblich von der Hand der Königin, und unterzeichnet: Marie Antoinette de France. Er nahm das Halsband von Böhmer in Empfang und lieferte es in der Wohnung der La Motte-Valois in die Hände eines Menschen ab, welcher für den vertrauten Kammerdiener der Königin ausgegeben wurde. Er war dabei noch so ungeschickt, zu glauben, daß ihm die Monarchin eine nächtliche Unterredung in dem Garten von Trianon, freilich nur von wenigen Augenblicken und nur, um ihn ihrer Zufriedenheit und Gunst in wenig Worten zu versichern, bewilligt habe, und ahnete nicht, daß die Rolle der Königin hierbei von einem gemeinen Mädchen, einer gewissen Oliva, gespielt worden sey.

Die Zahlungen blieben natürlich aus; die Königin zeigte sich nicht mit dem Halsbande, was die Eitelkeit des Juweliers auf sein Kunstwerk eben so sehr verletzte, als das Zurückbleiben der Zahlung ihn, der von Gläubigern bedrängt wurde, in Verlegenheit setzte. Er wendete sich zuerst in räthselhaften Ausdrücken an die Königin, dann in bestimmtern, und so kam die Sache an den Tag. Die Königin zog unglücklicher Weise zwei Männer zu Rathe, welche von persönlicher Feindschaft gegen den Cardinal getrieben wurden, den Abbé Vermond (ihren Vorleser und Gewissensrath) und den Minister Baron Breteuil. Diese sahen darin nur eine Gelegenheit, den Cardinal ganz zu verderben. Die Sache wurde dem Könige vorgelegt, welcher den Cardinal selbst in seinem Cabinet befragte und darauf, als dieser den Kauf der Diamanten in vermeintlichem Auftrag der Monarchin gestand, dessen Verhaftung befahl. Er zeigte einen angeblichen Brief der Königin an die La Motte vor, wobei seine Unbesonnenheit schon darin dem Könige in vollem Lichte erschien, daß sich auch hier die Unterschrift fand: Marie Antoinette de France; denn dies heißt nach französischem Gebrauch: Marie Antoinette, geborne Prinzessin von Frankreich, und nie hatte sich die Königin einer solchen Unterschrift bedient, welches einem gewesenen Gesandten, einem Groß-Almosenier von Frankreich nicht unbekannt seyn konnte.

Der Cardinal Rohan wurde in die Bastille gebracht, die Sache dem Parlamente übergeben und criminell behandelt, nachdem auch die La Motte, die Oliva, Villette, welcher den Kammerdiener der Königin vorgestellt hatte, und Cagliostro eingezogen worden waren. Die Königin fand sich am meisten durch den Cardinal beleidigt, weil allerdings das, was dieser gethan hatte, unter andern seine Behauptung, mit der Königin spät Abends im Garten eine Zusammenkunft gehabt zu haben, sie am meisten compromittirte, und schon die Meinung des Cardinals, sie werde sich einer Person, wie der La Motte, mit einem solchen Vertrauen hingeben, höchst kränkend für sie seyn mußte. So natürlich es also war, daß der

Cardinal mit in den Criminalproceß gezogen wurde, eben so natürlich war nach Beendigung des Processes dessen gerichtliche Lossprechung: denn so sehr er hierin die der Monarchin schuldige Achtung mit unbegreiflicher Unbesonnenheit verletzt hatte, so war doch darin etwas eigentlich juridisch Strafbares nicht anzutreffen, und die Seite, von welcher allenfalls der Cardinal bürgerlich strafbar hätte seyn können (die Beabsichtigung eines unerlaubten Verhältnisses mit der Monarchin), konnte offenbar von den Gerichten gar nicht berührt werden. Aber diese Unterscheidung des Unmoralischen und Kränkenden von dem bürgerlich Strafbaren konnte sich die Königin nicht klar machen. Sie war höchst aufgebracht über die erfolgte Freisprechung des Cardinals und betrachtete sie als eine Wirkung der Intrigue, als einen Sieg, welchen die großen Familien des hohen Adels selbst über das königliche Haus davongetragen hätten *).

So sehr die Königin hierin Unrecht hatte, so war es doch in der Ordnung, daß das Betragen des Cardinals, welches eines Geistlichen so gänzlich unwürdig war und worin eine so tiefe Kränkung der Monarchin lag, nicht ungeahndet bleiben konnte. Er wurde vom Hofe in seine Abtei Chaise-Dieu verwiesen. Auch dies gab den Feinden der Königin neuen Stoff zu Beschwerden gegen sie: denn, sagte man, nachdem die Gerichte den Cardinal für unschuldig erklärt hatten, durfte man ihn nicht strafen. Er war aber nur von der Anschuldigung eines bürgerlichen Verbrechens freigesprochen worden; hingegen seine Verbindungen mit einem vorgeblichen Geisterseher, wie Cagliostro, seine Intriguen mit der La Motte, seine zu Tage liegende Absicht, sich der Königin selbst in unerlaubter Vertraulichkeit zu nähern, hätten wohl eine schärfere Correction, als den Befehl, sich vom Hofe entfernt in einer seiner Abteien aufzuhalten, gerechtfertigt.

Die La Motte ließ man nach neun Monaten aus dem Zuchthause, wo sie, nach dem Urtheil, ihre Lebenszeit zubringen sollte, entwischen, und auch dies wurde zu der schändlichsten Verleumdung gegen die Königin gebraucht. Daß selbst die nachherigen Schandschriften eines so verworfenen Weibes, als die La Motte, hier und da einigen Eingang finden konnten, worin unter andern Abscheulichkeiten geradezu behauptet wurde, die Königin habe die Diamanten wirklich selbst bekommen, zeugt sowohl von dem Grade, in welchem der gute Name der Königin bereits zu Grunde gerichtet war, als

*) Wirklich gab auch der Kronanwalt, Pierre de Laurence, der Königin ein Verzeichniß aller Mitglieder der Grand' Chambre, mit Bemerkung der Mittel, wodurch sie bestochen worden waren. So war der oberste Gerichtshof Frankreichs beschaffen!

von der Unüberlegtheit und Leichtgläubigkeit des Publicums. So weit haben auch die Vertheidiger des Cardinals niemals zu gehen gewagt; wohl aber sind sie (z. B. noch Abbé Georgel in seinen Memoiren) dreist genug, zu behaupten, daß die Königin von dem Plane, den Cardinal zu betrügen, zu einer Zeit, als er noch nicht vollführt war, Kenntniß erhalten und ihn wenigstens durch ein sehr unedles Stillschweigen unterstützt habe. Der Cardinal habe nämlich vom Juwelier Böhmer verlangt, daß dieser sich von der Königin persönlich eine Erklärung über den Kauf der Diamanten verschaffen solle. Böhmer behauptete, dies gethan zu haben; aber Mad. Campan klärt diesen Umstand vollkommen auf, indem sie die räthselhaften Worte anführt, womit Böhmer sich an die Königin wandte: „Er freue sich, daß die Königin die schönsten Diamanten, die zu finden seyen, besitze, und bäte, sie möge ihn nicht vergessen.“ Darauf antwortete die Königin, weil sie es nicht verstand, nichts, und der Cardinal sowohl als Böhmer waren leichtsinnig genug, sich zu beruhigen.

Nunmehr führt uns Mad. Campan in die traurigen Zeiten der Revolution hinüber. Ohne sich auf die tiefer liegenden Ursachen derselben einzulassen, schildert sie uns treu und höchst interessant die Gefühle und Gesinnungen des unglücklichen Königspaares und den Antheil, welchen sie an den Begebenheiten nahmen. Das Unglück war offenbar nur das, daß die königliche Familie keinem ihrer Minister (weder einem Necker, noch einem Calonne) glaubte, wenn er zu Rettung des Staats tiefgreifende Reformen für nothwendig erklärte, und daß man den Widerstand der Parlamente, mochten seine Motive zum Theil noch so tadelnswerth seyn, in allen Dingen für eine Wirkung des Factionsgeistes erklärte. Der hohe Adel und die Regierung machten in dieser Lage der Dinge gemeine Sache gegen diese Anmaßungen des Parlamentsadels (der Noblesse de robe), und man machte schon unter Calonne's Ministerium den vergeblichen Versuch, durch die Versammlung sogenannter Notablen (7 Prinzen des königlichen Hauses, 39 Deputirte des Adels, 12 Kron-Anwälte, 11 Deputirte der hohen Geistlichkeit, 33 Parlamentsräthe, 2 Mitglieder des Rechnungshofes und des Ober-Steuergerichts, 12 Abgeordnete aus den pays d'états und 25 städtische Beamten) der öffentlichen Meinung ein anerkanntes Organ zu geben. Allein schon die Notablen gingen weiter, als der Minister gewollt hatte, und es hatte vornehmlich die üble Folge, das Gewicht, welches gesellschaftliches Geschwätz in Staatsangelegenheiten bereits erlangt hatte, noch mehr zu verstärken. Die Notablen drangen hauptsächlich auf Sparsamkeit bei Hofe und in den Ministerien, und das freilich wollte man gerade am wenigsten.

Wie wenig vornehmlich die Königin die Zeit und die Menschen

zu beurtheilen vermochte, bewies ihre Wahl des Erzbischofs von Toulouse (nachher von Sens), Loménie de Brienne, zum ersten Minister. Dieser unfähige, eitle, leichtsinnige (und dabei körperlich schwächliche) Mann wußte die Reformen, welche er unternahm, weder mit Verstand anzulegen, noch mit Nachdruck durchzusetzen. Neue Steuern (Stempel und eine allgemeine Grundsteuer) und die Beschränkung der Parlamente waren nicht das, wodurch man die öffentliche Meinung gewinnen konnte. Schon fing der Widerspruch der Parlamente, da er auch gegen die Besteuerung der adlichen und geistlichen Güter ging, an, seine Popularität zu verlieren; allein der Versuch des Hofes, jeden Widerspruch unmöglich zu machen, indem ein neues, ganz von den Ministerien abhängiges Tribunal (die cour plenière) für diese Geschäfte errichtet wurde, mußte die Nation aufs neue für die Parlamenter gewinnen, und in ihrer Erklärung, daß nur allgemeine Reichsstände verpflichtet wären, neue Steuern zu bewilligen und die erforderlichen Reformen zu beschließen, stimmte ein allgemeiner Beifallsruf des ganzen Volkes ein. Der Minister Loménie trat ab, belastet mit dem Fluche und dem Hasse der Nation, und ein groser Theil davon fiel auf die Königin. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß nun schon in der Seele des Herzogs von Orleans der Gedanke aufgestiegen war, die herrschende Dynastie vom Throne zu stoßen, um ihn selbst zu besteigen.

Man kann eben so wenig leugnen, daß der damalige Zustand der Dinge in Frankreich schlechterdings von allen Seiten groser Reformen bedurfte, als daß, wenn der König sie im Sinne des allgemeinen Wohls ernstlich unternommen hätte, er den größern Theil des Volkes auf seiner Seite gehabt und behalten haben würde. Aber diese Reformen konnten keinen andern Gegenstand haben, als die Vorrechte des Adels, besonders in Hinsicht der Besteuerung, zu beschränken und die Geistlichkeit mit ihren übermäßigen Gütern gegen den Staat in ein richtiges Verhältniß zu bringen. Auch dies traf wieder den Adel, der in Frankreich mehr, als in irgend einem andern Lande von Europa, sich aller Vortheile der Staatsverbindung bemächtigt hatte. Unglücklicher Weise war in der königlichen Familie niemand, (vielleicht mit Ausnahme des Grafen von Provence, jetzigen Königs) welcher diese Lage der Dinge richtig zu würdigen vermochte. Die Minister leiteten es ein, durch die verdoppelte Zahl der Deputirten des Bürgerstandes, daß die Regierung, wenn sie eine gleiche Vertheilung der Staatslasten, eine Beschränkung der Einkünfte der Geistlichkeit und andere Verbesserung des bürgerlichen Zustandes des gemeinen Volks unternähme, sie der Majorität gewiß wäre; allein dieser Zweck wurde wieder vereitelt, indem man nach Cammern und nicht nach Köpfen stimmen ließ, und

ein so greller Widerspruch zwischen dem Zweck und dem Mittel mußte von vorn herein die allgemeine Ueberzeugung hervorbringen, daß der Hof es mit keiner Reform, am allerwenigsten mit solchen, welche ihn selbst und die Ministerien beträfen, ernstlich meine.

Dies ist auch die Ueberzeugung, welche die Erzählung der Mad. Campan vom Anfang der Revolution an bis zum gänzlichen Sturz des Thrones in der Seele des Lesers befestiget. Nicht als ob sie den guten Willen Ludwig XVI. im geringsten zweifelhaft machte; aber er und seine Minister wußten weder die gerechten Forderungen des Volkes, noch die Macht und Gesinnung eines entfesselten Haufens zu würdigen. Sie verstanden weder der Revolution einen entschlossenen Widerstand entgegenzusetzen, noch sich an die Spitze derselben zu stellen, und nur Ein Minister, der alte Staatsrath Foulon, verrieth zugleich Muth und Einsicht, indem er in zwei Memoiren (nicht alternativ, sondern höchst wahrscheinlich als verbundene und einander ergänzende Maßregeln) vorschlug, den Herzog von Orleans mit mehrern andern Deputirten verhaften und ihnen den Criminalproceß machen zu lassen, bis dahin aber die in der Nähe von Paris stehenden Truppen nicht zu verlegen; dann sich in die Nationalversammlung zu begeben, den rechtmäßigen Wünschen des Volkes freiwillig die größten Opfer zu bringen und sich so an die Spitze der Revolution zu stellen. Foulon las seine Entwürfe bei der Prinzessin Adelaide in Gegenwart eines vertrauten Freundes des neckerschen Hauses vor, und die Königin war der Meinung, daß sie durch diesen der Gegenpartei verrathen worden wäre. Foulon fiel bald darauf als ein Schlachtopfer der Volkswuth und des Parteigeistes.

Da sich aber der König durch die Stimmenmehrheit der Minister bewegen ließ, die Truppen aus der Nähe von Paris zu entfernen und sich damit vertheidigungslos in den immer zügelloser entbrennenden Parteikampf zu stürzen, so hatte er die Macht verloren, zu widersprechen, und man wurde wohl gewahr, daß er zu allem gezwungen werden könne. Hierin war die Königin allerdings, wenn auch blos durch das Gefühl gekränkter Hoheit, richtiger geleitet worden, indem sie immer verlangte, daß der Hof sich zur Armee begeben solle. Ob die Sachen durch diesen offenen Widerstand gerade eine bessere Wendung bekommen hätten, ist schwer zu sagen. Die Grundsätze der Revolution hätten wahrscheinlich dennoch gesiegt, und vielleicht wäre am Ende Ludwig auch auf diesem Wege in die Gewalt seiner Feinde gekommen. Wurde doch auch Carl I. von England von der Armee ausgeliefert. Offener wäre auch dies Verfahren zwar gewesen; allein der König hatte wiederum das an sich sehr richtige Gefühl, daß ein Bürgerkrieg von ihm nicht ohne Anrathen seiner Minister angefangen werden dürfe.

Das Betragen, welches der König von jener Zeit an beobachtete, war freilich eben so unrühmlich als unklug. Seine Nachgiebigkeit gegen die Nationalversammlung und gegen die Forderungen eines zügellosen und durch Parteiränke aufgereizten Pöbels hatte kein Verdienst, weil sie weder freiwillig noch aufrichtig gemeint war. Man hielt den wohlwollenden, sein Volk väterlich liebenden Ludwig in einem künstlichen Netze von Irrthümern gefangen; man lieferte ihm die täglichen Comödienzettel von Paris, während dort alle Schauspielhäuser geschlossen waren; man täuschte ihn mit falschen Courszetteln, welche lügenhaft, so oft er eine antirevolutionnaire Verordnung erlassen hatte, ein Steigen der öffentlichen Fonds verkündigten. Er hielt den ausgebrochenen Sturm für ein Werk der Aufwallung der Menge und der Intriguen einzelner Menschen und hoffte, durch Zögern und Unterhandlungen mit den Anstiftern und Führern endlich alles wieder in die alte Ordnung zurückkehren zu sehen. Der König verwendete auf den letztern Zweck, wie Mad. Campan versichert, sehr beträchtliche Summen, aber nicht nur ganz vergeblich, sondern er beschleunigte dadurch vielleicht die Entwickelung dessen, was man zu verhüten suchte. Einzelne Menschen, wenn auch noch so gewaltig durch Rednergabe, Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit, vermochten wohl den Geist des Aufruhrs auf den oder jenen Gegenstand zu lenken, aber nicht, ihn willkürlich zu beherrschen oder zur Ruhe zu beschwören. Auch Mad. Campan bestätigt es, daß unter andern Mirabeau, welchen man gleich im Anfange der Revolution für den Hof zu gewinnen verabsäumt hatte, in der letztern Zeit seines Lebens in geheime Verbindung mit demselben getreten war. Allein sein schneller Tod (4. April 1791) ersparte ihm nun die unausbleibliche Beschämung, daß er sein stolzes, der Königin gegebenes Wort: Madame, die Monarchie ist gerettet, nicht hätte lösen können.

Für den König und die königliche Familie war im J. 1789, nach der Erstürmung der Bastille und der erzwungenen Zurückberufung Neckers (15. Julius), nach den Beschlüssen der Nationalversammlung vom 4. August, in welchen, trotz ihrer übereilten und stürmischen Abfassung, doch die Grundlagen des noch jetzt fortdauernden Zustandes der Dinge gelegt wurden, eben so viel Grund vorhanden, seine persönliche Sicherheit in der Entfernung zu suchen, als ein Jahr später. Man kann in der That den Unwillen gegen die Minister, und vorzüglich gegen Necker, nicht unterdrücken, wenn man sieht, wie dessen Rathschläge die königliche Familie am 5. October 1789 in Versailles zurückhielten, um sie am folgenden Tage als Gefangene eines rohen Pöbels nach Paris schleppen zu lassen. Für sich wußte dieser schwache und eitle Mann, welchen damals noch die thörichte Hoffnung blendete, er sey als Steuermann dem

Sturme gewachsen, bald darauf besser zu sorgen, als er (4. September 1790) von seinem Ministerposten heimlich davonlief. Bei dem unglücklichen Versuche der königlichen Familie, aus Frankreich zu entfliehen (20. September 1791), thut es wehe, zu sehen, wie ein sonst wohlberechneter Plan durch das unglückliche Festhalten an kleinen Gewohnheiten, Eitelkeiten und Bequemlichkeiten vereitelt wird. Hätte die Königin nicht darauf bestanden, eine Flucht einzurichten, wie eine Reise in der Zeit der tiefsten Ruhe; hätte der König nicht vor St. Menehould einen verderblichen Aufenthalt beinahe muthwillig verursacht; hätte er nicht vor dem Posthause sich nach allerlei unnöthig erkundigt, so wäre vielleicht die Grenze glücklich gewonnen, von der königlichen Familie ein trauriges Loos und von dem Volke ein abscheuliches Verbrechen abgewendet worden.

Zufällig verschaffte dieser verunglückte Versuch der Flucht dem königlichen Hause einen neuen, sehr ergebenen und einflußreichen Anhänger in dem Deputirten Barnave. Er blieb von da an in beständiger geheimer Verbindung mit dem königlichen Paare und ließ es sein eifrigstes Bestreben seyn, den König der Nation und die Nation dem Könige wieder zu gewinnen. Allein wenn auf der einen Seite republicanischer Fanatismus schon die meisten Köpfe bethört und den ehrgeizigen Häuptern der Factionen eine solche Gewißheit des Sieges gegeben hatte, daß ein Umkehren auf ihrem Wege nicht mehr zu hoffen war, so scheiterten Barnave's und seiner Freunde wohlgemeinte Bemühungen auch an der Festigkeit, womit die Königin gewisse vorgefaßte Ansichten festhielt. Sie ließ sich, nachdem doch Ludwig XVI. die Constitution angenommen und beschworen hatte, worin alle erbliche Standesunterschiede aufgehoben waren, nicht bewegen, ihren Hof etwas nach der neuen Ordnung der Dinge einzurichten. „Vielleicht," sagte sie bei dieser Gelegenheit, „werde ich einst finden, daß ich den Adel hätte retten können, wenn ich den Muth gehabt hätte, ihn für eine Zeit lang zu kränken. Ich habe diesen Muth nicht. Eine Maßregel mir abdringen zu lassen, welche ihn beleidigen müßte, würde mir zu schmerzlich seyn, niemand würde zu meinem Spiel kommen, der König müßte einsam zu Bette gehen." —

Wahrhaft tragisch ist von dem Zuge nach Paris an (6. Oct. 1789) die Schilderung, welche Mad. Campan von dem innern Leben der königlichen Familie macht. Die Hingebung, mit welcher Ludwig XVI. sich öffentlich in alle Anmaßungen der Nationalversammlung fügte, verwandelte sich in den innern Gemächern in tiefes, schmerzliches Gefühl der erlittenen Kränkungen. Die Deputirten des Voks ahneten nicht, daß sie, indem sie ihre eigne thörichte Eitelkeit auf Kosten der königlichen Würde befriedigten, sich selbst des Ansehens beraubten, welches ihnen so nothwendig war. Nach-

dem man bei der souverainen Nation die Ehrfurcht gegen ihren König ausgerottet hatte, war nicht zu verlangen, daß ein Volksdeputirter einigen Respect einflößen solle.

Das letzte Ereigniß, womit Mad. Campan ihre Erzählung schließt, sind die in ihrem Entstehen und ihrem Fortgange noch immer räthselhaften Vorfälle des 10. August 1792, wo die Tuilerien vom Volke gestürmt wurden und die königliche Familie zwar zuerst in der Mitte der Nationalversammlung einen Schutz gegen die Volkshaufen, dann aber ein Gefängniß im Tempel fand, aus welchem Ludwig XVI., die Königin und die Prinzessin Elisabeth auf das Schaffot geführt wurden. Von den Bewohnern und Vertheidigern der Tuilerien verloren 1200, von den Angreifenden 4 bis 5000 das Leben. Mad. Campan wurde von ihrer Gebieterin getrennt; sie konnte von Pethion die Erlaubniß, ihr in den Tempel zu folgen, nicht erhalten.

K. E. S.

VI.

1) Denkwürdigkeiten der Carbonari. Aus dem Original übersetzt von Heinrich Döring. Weimar, Gebr. Hoffmann. 1822. X u. 226 Seiten. 8. Mit 12 Kupfern und einem Holzschnitt.

2) Denkschriften über die geheimen Gesellschaften im mittäglichen Italien und insbesondere über die Carbonari. Stuttg. u. Tüb. Cotta, 1822. XVI u. 271 Seiten. 8. Mit 12 Kupfern und einem Holzschnitte.

3) Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. Juli-Heft 1822. Die geheimen politischen Gesellschaften in Italien. S. 287—310.

4) *G. F. Cauchard-d'Hermilly:* Des Carbonari et des fendeurs Charbonniers. Paris L'Huilliers. 1822. 55 p. 8.

In keinem Zeitalter hat die Meinung, bestehende Staatseinrichtungen seyen dem Volke nachtheilig und lästig, sich so häufig ausgesprochen, als im gegenwärtigen. Vielfache Versuche sind gemacht worden, die Aenderung, die den Wünschen gemäß nicht von selbst vor sich gehen wollte, durch gesetzwidrige Gewalt herbeizuführen, und eben so vielfache Erfahrungen haben bewiesen, daß auch der neue Zustand den Anforderungen Aller zu wenig entsprach, um gegen andere widersprechende sich aufrecht erhalten zu können. Entfesselter und unvereinbarer Egoismus hat in sonst gesegneten Reichen mit

sich selbst einen wüthenden Kampf gestritten, und endliche Entkräftung hat als höchstes Heil fast eben die Einrichtungen herbeigerufen, deren vermeintliche Last die Gemüther einst empört und vereinigt hatte. Aeußere Einwirkung hat von diesen Erscheinungen gewiß den geringsten Theil veranlaßt, und wo sie ganz fehlte, wie in Portugal, hat sich der Kreislauf nur noch schneller vollendet. Dennoch sehen wir anderwärts zu allgemeinem Glücke die Verfassung gänzlich umgestaltet, ohne daß jene krampfhaften Zuckungen, ohne daß eine Rückkehr damit verbunden wäre. Im Verlauf von anderthalb Jahrhunderten sind alle Principe römischer Staatseinrichtungen umgekehrt und mitten unter feindlichen Angriffen die schwache, tyrannische Aristokratie in beglückte und siegreiche Republik verwandelt, ohne daß einmal die alte Form gewaltsam zerstört, einmal der römische Boden von Bürgerkriegen geschändet worden wäre. So ist denn wohl die Frage nach dem Grunde so entgegengesetzter Entwickelungen natürlich und der Wunsch gerechtfertigt, auch zu unserm Frommen die alte Erfahrung benutzen zu können. Die Antwort ist einfach. Das Leben, wo es auch sey, leidet keine Sprünge; was geschaffen ist, ohne an die Vergangenheit geknüpft zu seyn, ist todt geboren und kann von keinem Lebendigen assimilirt, als Theil der eignen Existenz gegen äußern Angriff vertheidigt werden.

Nie ist Rom in eine solche unhistorische Constitution hineingesprungen. Dem jedesmaligen Bedürfniß hat es abgeholfen durch Einrichtungen, die sich eng an Bestehendes anschlossen, ohne je durch eine Radicalreform mit Einem Male auch künftigem erspeculirtem Verlangen ein Genüge leisten zu wollen. So ward ein neues Institut nach dem andern vom Volksleben mit ergriffen, bis endlich die Jahrhunderte ein ganz verjüngtes Gemeinwesen geräuschlos herbeigeführt hatten. Auf verwandte Weise hat die englische Volksvertretung sich gebildet, und derselbe Hang läßt sich auch außer dem Gebiete der Politik verfolgen. Nicht wie ein Pilz schießt deutsche Baukunst über Nacht aus dem Boden hervor, aber ein Glied antiker Architektur nach dem andern wird von neuem Kunstgefühl umgestaltet, bis endlich ein selbstständiges Leben vollkommen dasteht. Selbst die Poesie des Mittelalters bestrebt sich ernst, der antiken sich anzuschließen, aber sie durchdringt die entlehnten Formen mit neuer Bedeutung und bald steht sie eigenthümlich und herrlich da, während die kürzlich versuchte Sprachverwandlung ihre dem Volke fremd gebliebenen Neuerungen unter den eignen Händen sterben sehen gemußt hat.

Leider haben diese Wahrheiten den revolutionairen Eifer noch nicht zu dämpfen vermocht; leider herrscht noch bei vielen, ja selbst bei einem großen Theile der Masse des Volks, der redliche Glaube, idealische Constitutionen von überall gleicher Vortrefflichkeit seyen

denkbar und müßten ihr Heil gleichmäßig verbreiten, auch wo ihre Einführung mit gewaltsamem Umsturz der bestehenden Ordnung verbunden wäre. Wo eine solche Ueberzeugung verbreitet ist, da kann man wohl die Verirrung der Zeit beklagen, aber man wird wenigstens denen eine Anerkennung widerfahren lassen müssen, die, von warnenden Beispielen geschreckt, das Unheil von ihrem Volke abzuwenden bestrebt sind, das im Gefolge der aufsteigenden Revolution hervorzubrechen droht. Einer trügerischen Meinung zugethan, werden sie die stürmische Vergänglichkeit revolutionairer Einrichtungen nicht sowohl in ihrer eigenen todt-theoretischen Natur, als in dem Mangel einer schützenden Autorität zu erkennen glauben. Sie werden fühlen, wie die Ehrfurcht vor dem Bestehenden und vor der Vergangenheit, die es erzeugt hat, eben durch die Revolution in ihrer Wurzel vernichtet wird. Sie werden fühlen, wie so die neue Regierungsform, ohne Zusammenhang mit der alten, blos durch ihre Uebereinstimmung mit den Interessen der Gesammtheit besteht, und wie diese Interessen, von zügellosem Eigennutz gelenkt, immer neue Gestalt annehmen, immer neue Ansprüche machen und durch sie das kaum Erstandene abermals stürzen können.

Ueberzeugt indeß, daß das wahrhaft Verderbliche der Revolution im gewaltsamen Wechsel besteht, werden sie glauben, alles mit ihr verbundene Uebel gehoben zu haben, wenn sie nach Zusammensturz der alten erstorbenen Form die neue durch eine Autorität ergreifen und tragen lassen, die, unmerklich entstanden, sich in der Stille schon genügend befestiget hat, um den Angriffen egoistischer Leidenschaftlichkeit widerstehen zu können. So werden sie glauben, den Sprung in dem Wechsel der Autoritäten vermieden zu haben; denn gerade daß die neue sich so vollständig befestigen konnte, beweist, daß die alte den nagenden Wurm schon in sich trug und nur dem Scheine, nicht der Wahrheit nach noch bestand. Sie werden meinen, auf solchem Wege jene ruhigen Umbildungen noch zu erreichen, die, ohne zu zerstören, die erstorbene Puppenhülle abstreifen und, Schmetterlingen gleich, schon gebildet hervorgehen, wie lombardische freie Städte aus der Territorialherrschaft, wie souveraine Landesfürsten aus dem deutschen Reichsverbande. Aber auch diese Autorität wird nicht plötzlich schon vollendet dastehen, auch sie wird eines allmäligen Wachsens und Befestigens bedürfen, und nur so lange sie vor äußern Störungen gesichert bleibt, wird sie auf ein solches hoffen können. Im Stillen also und im Geheimen wird diese Organisation vor sich gehen müssen, und es leuchtet ein, daß der Wunsch, eine bevorstehende Revolution durch das Einschreiten einer schon consolidirten Autorität an die Stelle der umgestoßenen unschädlich zu machen, nothwendig geheime, mit einander eng verbundene Gesellschaften erzeugen muß. Gleichzeitig muß aber auch

zugestanden werden, daß dieser Wunsch nichts mit dem Herbeiführen der Revolution zu thun hat; er setzt voraus, daß eine Revolution unvermeidlich sey, er kann sie aber dabei eben sowohl fürchten, als herbeiwünschen; er ist sogar irrig, weil die durch ihn erzeugte Autorität nothwendig nicht das ganze Volk auf gleiche Weise ergreift, also dadurch zwischen denen, die zu ihrer Bildung beigetragen haben, und denen, die dabei unthätig waren, eine Spaltung herbeiführt; aber er ist auf keine Weise die Ursache der Revolution, sondern er verdient Dank für das abgewandte Unheil. Es ist unsre Ueberzeugung, daß nur dieser Wunsch, nicht aber das Verlangen nach Umwälzung, als Grundprincip der neapolitanischen Carbonari angegeben werden kann, und die folgenden Seiten sind hauptsächlich bestimmt, diese Behauptung zu erweisen. Ref. fühlte einigen Beruf, sie zu schreiben, da diese Meinung über die Carbonari, wenn sie anders die richtige ist, nur in dem Munde desjenigen, der seine politischen Gesinnungen theilt, einiges Gewicht erhalten, von einem Revolutionsfreunde ausgesprochen aber, nur als leere Beschönigung einer innerlich schlechten Sache erscheinen kann. Wie er indeß über die neapolitanische Umwälzung denkt, spricht sich dadurch am besten aus, daß er alles zu erschöpfen glaubt, was sich zu Gunsten der Carbonari sagen läßt, wenn er darthut, daß sie an ihr keinen Antheil hatten.

Man hat diese Gesellschaft nach Ausbruch der Revolution gleichsam ans Licht treten sehen, der Orden hat während der Dauer des constitutionellen Systems dessen ruhige Aufrechthaltung sich angelegen seyn lassen, ja schon vorher war ein gewisser Zusammenhang zwischen der Ausbreitung des Carbonarismus und dem Herannahen der Revolution unverkennbar; und so hat denn die Mehrzahl politischer Beobachter jene Revolution und alles daran hängende Uebel den Carbonari allein zuschreiben wollen; ja dieser Glaube ist zu solcher Ausbreitung gelangt, daß auf ihn ausschließlich das neuere Strafsystem der jetzigen neapolitanischen Regierung gebaut zu seyn scheint. Die einfache Bemerkung indeß, daß selbst die parteiischsten Erzählungen der Ereignisse vom Juli 1820, wie z. B. die des Gagliardi und seiner Freunde, kein Beispiel aufzuzählen wissen, wo der Orden, als solcher, entweder mit den Waffen in der Hand, oder durch förmliche, in den Zusammenkünften gefaßte Beschlüsse bei diesen Ereignissen thätig gewesen wäre; ferner die andere, daß alle neapolitanische Statuten des Ordens darin übereinstimmen, Verhandlungen politischer Angelegenheiten in den Carbonarilogen zu verbieten; endlich aber die, daß wir dieselbe Gesellschaft bei verschiedenen, einander zum Theil entgegengesetzten, projectirten oder wirklich ausgeführten, Staatsumwälzungen auftreten sehen, dürften geeignet seyn, diese Meinung uns einigermaßen verdächtig zu machen.

Es scheint vielmehr schon aus diesen Bemerkungen hervorzuleuchten, daß die Bestimmung dieser Gesellschaft nicht in der Ausführung eines bestimmten Revolutionsplanes bestanden haben kann. Wollte man aber, wie es auch geschehen ist, annehmen, allgemeine Umwälzung selbst sey es eben nur gewesen, was die Carbonari bezweckt haben, gleichgültig, welch ein neuer Zustand dadurch herbeigeführt werde, so müßte es wenigstens Verwunderung erregen, die höchste Einheit und Ordnung bis in die kleinsten Theile, als schickliches Mittel, gänzliche Auflösung und Unordnung zu erreichen, eingeführt zu sehen, und als noch größerer Widerspruch müßte es erscheinen, daß die Mitglieder dieser eigennützigen Verschwörung des Gelingens ihres Unternehmens so wenig sich zu bedienen gewußt hätten, daß sie vielmehr häufig auf Belohnungen, Auszeichnungen und Ehrenstellen verzichtet und selbst dazu mitgewirkt haben, daß Profane ihnen nicht selten vorgezogen wurden. Ref. indeß hat schon geäußert, daß seine Ueberzeugung von der zuletzt erwähnten entfernt ist. Er glaubt vielmehr, daß man sich des Carbonarismus, als einer von Maurerei u. s. w. nicht wesentlich verschiedenen Gesellschaft, außer dem schon oben angegebenen Zwecke, nur bedient habe, um in dieser Verbindung die Annäherung der früher feindlich einander gegenüberstehenden Stände zu vermitteln, und um alle Mitglieder der Gesellschaft durch das Leben in ihr an den ordnungsmäßigen Gebrauch jener Gleichheit zu gewöhnen. Ref. hält sich überzeugt, daß ein solches Unternehmen um so nothwendiger in einem Lande war, in dem häufig wechselnde Regierungen und die Erinnerungen an Zeiten, wie die von 1799 und 1806, den Gedanken an die Zügellosigkeit des Volkes bei einer bevorstehenden Revolution fürchterlich machen mußten.. Natürlich hierbei ist es indeß, daß diejenigen, die zuerst die Nothwendigkeit eines Schutzmittels gegen die Nachtheile einer künftigen Revolution einsahen, dieselben seyn mußten, die von der Unvermeidlichkeit sich einmal überzeugt hielten, und so konnten allerdings, bei völliger Loyalität der Gesellschaft selbst, ihre Beförderer zugleich Beförderer der Revolution seyn, ohne daß die Revolution aus der Gesellschaft hervorgegangen wäre. Allerdings ist es derselbe Wundarzt, der, von gänzlicher Verderbtheit eines Gliedes überzeugt, zu dessen Amputation schreitet, und der auch, um Verblutung zu hindern, die Arterien unterbindet; aber das Tourniquet ist es darum nicht, das den Kranken seines Armes beraubt hat. Nicht gegen dieses sollte er seinen Groll auslassen, wohl aber gegen den geheimen Schaden, der seit Jahren in seinem Marke wühlte. Leugnen läßt es sich dabei freilich nicht, daß dieselben Mittel, welche dazu bestimmt waren, durch eine allgemein respectirte, gleichsam mystische Autorität in Zeiten völliger Umwälzung den Staat unverletzt zu erhalten und ihn so der neuen, erstrebten Regierungs-

form zu übergeben, auch zu verderblichen Zwecken gemißbraucht werden konnten, insbesondre aber dazu, die neue Regierungsform zu einer blos scheinbaren zu machen, die eigentlich entscheidende Willkür aber, also möglicher Weise auch in Opposition der constituirten, bei jener ihrem Wesen nach nur vorübergehend politischen Autorität zu behalten. Ob dies in Neapel je der Fall gewesen wäre, darüber haben wir nicht mehr Gelegenheit gehabt, die Erfahrung zu befragen, da äußere Anstöße die Bildungsgeschichte dortiger Verhältnisse in ihrer Mitte unterbrochen haben. Davon aber glaubt sich Ref. mit Grund überzeugt zu haben, daß der Wille des bei weitem größern und bessern Theiles dortiger Carbonari ein gerade entgegengesetzter war. Ref. beschränkt diese Behauptung auf die neapolitanischen Carbonari, weil die nachgewiesene Möglichkeit eines Mißbrauchs ihn hindert, ein Gleiches von dem ihm ganz unbekannten Benehmen des Ordens in andern Gegenden zu versichern; vielmehr ist, was ihm von der Geschichte des Carbonarismus in Sicilien und dem Kirchenstaate bekannt worden ist, geeignet gewesen, ihn glauben zu machen, der Orden selbst sey in jenen Ländern zu einer verkehrteren politischen und leidenschaftlich parteiischen Tendenz von denen, die sich desselben bemeistert hatten, verleitet worden. Am meisten zu mißbilligen ist ihm das Treiben der sicilianischen Carbonari vorgekommen, während im Kirchenstaate Einheimische vielleicht noch geneigt seyn möchten, manche Entschuldigungsgründe beizubringen. Ref. hält sich überzeugt, daß jeder diese Ansichten theilen wird, der ohne vorgefaßte Meinung während der neapolitanischen Revolution die Thätigkeit des Ordens in der Hauptstadt und den Provinzen näher beobachtet hat; und dazu konnte die Gelegenheit dem nie entgehen, der mit wahrem Interesse an den damaligen Ereignissen sich einer oder der andern dabei thätigen Person näherte. Die Eigenheiten des Rituals, die indeß Ref. immer für wenig bedeutend gehalten, blieben einem solchen Zuschauer vielleicht verborgen; aber aus allen Schritten des Ordens wurde so wenig ein Geheimniß gemacht, als man über den Geist, der ihn durchdrang, zweifeln konnte, seitdem mehr als die Hälfte des rüstigen Alters ihm angehörte. Nicht ohne großes Interesse ergriff daher Ref. das Original des unter 1) erwähnten Buches, unter dem Titel:

Memoirs of the secret societies of the south of Italy, particularly the Carbonari. Lond. John Murray. 1821. 8.

Er kann indeß nicht leugnen, daß seine Erwartungen sehr herabgespannt wurden, als ihm beim Durchblättern ein Dutzend Abbildungen von Carbonari-Logen, Diplomen u. s. w. anzuzeigen schienen, für welche Art von Neugierde das Buch bestimmt seyn möge, und die große Mühe, die der Verf., der in der Vorrede versichert, dem

Orden nicht anzugehören, darauf verwandt haben muß, alle kleinen Gebräuche und Zeichen desselben, wobei sogar der carbonarische Händedruck nicht fehlt, zu erfahren und genau zu beschreiben, schien nicht geeignet, von seiner Art zu beobachten einen vorzüglichen Begriff zu geben. Jetzt sieht er dasselbe in doppelter Gestalt dem deutschen Publicum dargeboten und zum Theil mit solchem Interesse und Vertrauen gelesen, daß der Versuch, demselben den gebührenden Standpunct anzuweisen, an seiner Stelle zu seyn scheint. — Was nun zuerst das Verhältniß von 1 und 2 zu einander betrifft, so ist 1 eine bloße Uebersetzung des erwähnten englischen Buches mit einigen schätzbaren Anmerkungen des deutschen Herausgebers; 2 dagegen, das nur wenig später erschienen, eine von dem Verf. selbst besorgte Umarbeitung, in der, einige zum Theil bedeutende Zusätze abgerechnet, als vorzügliches Bestreben die Absicht betrachtet werden muß, die in 1 ganz roh an einander gereihten Materialien zu verarbeiten und zu ordnen, wie schon aus der nun erst möglich gewordenen Inhaltsanzeige hervorgeht. So pflegt man in 1 die betreffenden Urkunden reiner und mehr im ursprünglichen Zusammenhange, in 2 dagegen größere Umsicht und etwas mehr Raisonnement zu finden. Ja selbst Nr. 3. ist wenig mehr, als ein geordneter Auszug aus 1 zu nennen, dem einige wenig bedeutende neue Notizen hinzugefügt sind, so daß unsre Bemerkungen sich der Hauptsache nach auf 2 beschränken werden, um aus den übrigen Nummern nur einzelne Erläuterungen dort abgehandelter Gegenstände herzunehmen.

Dem Verf. dieses Werkchens läßt sich nun der Ruhm eines höchst fleißigen Sammlers aller ihm vorgekommenen, zum Theil sehr seltenen und bedeutenden Notizen über Carbonari, besonders aber der neapolitanischen Flugschriften, durchaus nicht nehmen; allein auf der einen Seite scheint er in diesem Eifer zu weit zu gehen und um unbedeutender Zwecke willen sich zu den unziemlichsten Mitteln herabzuwürdigen. So erfahren wir aus der Vorrede der neuen Umarbeitung (VI), wie der Verf. mehrere Leute, unter andern einen Maler niedrer Classe, besticht, nach seinem eigenen Ausdrucke, meineidig zu werden, um — die Abbildung einer Carbonari-Versammlung von ihm zu erhalten. Der Maler drückt sich darüber sehr naiv aus: So, Eccellenza, ch'io sono spergiaco, e per questo V. Ec. deve pagarmi bene. Die Lauterkeit einer solchen Quelle wird uns immer verdächtig erscheinen, und wäre sie es auch noch so wenig, so würde doch ein feines Gefühl alle so zu erlangenden Mittheilungen von sich zurückweisen. Auf der andern Seite aber scheint es dem Verf. (vermuthlich einem seit längerer Zeit in Neapel und Rom lebenden Norddeutschen) durchaus an Geschick zu fehlen, seine vorhandenen Materialien zu

übersehen und aus ihnen die wesentlichen Momente hervorzuheben. Nirgends stößt man auf ein eignes Urtheil, auf Kritik fremder Meinungen; statt dessen begegnet man nur Bruchstücken der verschiedensten Documente (über deren zum Theil sehr zu bestreitende Glaubwürdigkeit der Leser fast nie ein Wort vernimmt) und zusammengehäuften Meinungen andrer, die oft im schroffsten Widerspruche stehen, ohne daß der Verf. darum eine Vermittelung versuchte. So fühlt sich der Leser von Eindruck zu Eindruck gerissen, ohne daß er leicht im Stande seyn wird, aus der Lecture dieses Buches einen bestimmten Begriff über das Wesen des Ordens sich zu bilden, wenn er nicht schon mit einer entschiedenen Meinung daran ging und nur für diese die gefundenen Data benutzte. Ref. will versuchen, die Hauptresultate, die ihm für die Geschichte des Carbonarismus in Neapel hervorzugehen scheinen, kurz zusammenzustellen.

Die fortdauernde Communication, welche, in Opposition mit Lord W. Bentink, die Königin Caroline mit ihren Anhängern in Calabrien unterhielt, scheint zu nichts anderm, als zu partiellen Insurrectionen, wie die von 1807 und den folgenden Jahren, geführt zu haben. Die Königin selbst erwähnt nur einer società del colonello Palmieri, und die Gebräuche und Zeichen der Bande der Decisi, deren Ursprung allerdings bis in diese Zeiten hinaufreichen dürfte, weichen ganz von denen der Carbonari ab. Günstigeren Boden fand indeß dieser Same, seitdem die großen, geheimen Unternehmungen gegen Bonaparte auch über den neapolitanischen Nebenzweig ihm ergebener Staaten sich erstreckt hatten. Es lag im Interesse dieser ausgebreiteten Verschwörung, die Masse des Volks zu hindern, ihren Unternehmungen sich entgegenzustellen und durch eine regelmäßige Organisation im entscheidenden Augenblicke Ordnung unter ihr zu erhalten. Die Mémoires des sociétés secrètes (Paris 1815. 8. p. 262—69.), von denen p. 210—13 ein Auszug geliefert wird, berichten uns, wie mehrere bereits bestehende Gesellschaften für das Interesse der Unternehmung gewonnen wurden; aber Ref. kann auch in diesen Nachrichten durchaus nicht finden, daß jedes Mitglied einer solchen Gesellschaft sich nun auch gleich zur Offensive gegen die damalige Regierung habe verpflichten müssen. Vielmehr geschah schwerlich mehr, als daß einzelne Verschworne durch ihren Eintritt in die Gesellschaft in freundlichen Verkehr mit allen ihr Angehörigen zu treten und auf die Stimmung im Allgemeinen zu wirken suchten. Unter diesen geheimen Gesellschaften war in Frankreich auch die der Charbonniers, die vermuthlich schon lange als ein Nebenzweig der Maurerei bestanden und die wir in Nr. 4 außer aller Beziehung auf Politik kennen lernen. Der Verf. dieser kleinen Schrift gibt uns genaue Nachricht von ei-

ner Loge der fendeurs charbonniers in der Picardie, der er selbst als Würdenträger von 1812 bis 1815 angehört hat, und es ist allerdings unmöglich, in ihnen etwas anders, als jene Bizarrerie der Ceremonien, in denen französische Maurerei sich so sehr gefällt, und die echte Gaieté française zu erkennen. Auch in den neapolitanischen Carbonarismus war ein Theil dieses strengen Rituals übergegangen, doch mit Weglassung einiger Mystificationen, die uns nicht anders als lächerlich vorkommen können, wie z. B. der Kampf mit dem anscheinenden Bären, die Kohlsuppe der mère Catfau u. s. w. Eben so wenig, als wir indeß bei dergleichen Farcen ernsthaft zu bleiben vermögen, ist es uns gegeben, die Art von Heiterkeit piquant zu finden, die der Ref. ausschließend am hölzernen Napfe jener chantiers getroffen zu haben versichert. So überlassen wir es denn den Franzosen, was sicher nicht ausbleiben wird, der reichen Zugabe von Chansons, welche insbesondre Herrn Cauchard d'Hermilly einige ihrer brillantesten Stücke verdankt, und der feinen Scherze, wie z. B. von coin und encoignure, sich zu erfreuen, denen man weder nachsagen kann, daß sie demagogisch, noch daß sie unverständlich seyen, und wenden uns statt dessen nach Neapel zurück. Daß der Orden dorthin von Frankreich aus verpflanzt worden, beweist, außer einer constanten Tradition, nicht nur das Fortbestehen französischer Kunstwörter, sondern auch die Zeit seines Erscheinens, die einstimmig in die Jahre 1811 oder 1812 gesetzt wird, und seine nächste Geschichte. Ref. glaubt daher so wenig zur Berücksichtigung der mystischen Erzählungen des Ordens von Franz I. u. s. w., als der vagen Behauptungen vom Uebertragen einer genueser Köhlerzunft, des preußischen Tugendbundes u. dgl. sich verpflichtet. Zur Zeit des Entstehens des Carbonarismus im Neapolitanischen konnte Murats Politik nicht von der Bonaparte's getrennt werden; die ausschließlichen Anhänger der Bourbons hatten also damals mit allen Gegnern Bonaparte's gleiches Interesse und so hatte der Orden Gelegenheit, sich schnell bedeutend auszubreiten. Seitdem aber der schlaue Maghella das Polizei-Ministerium erlangt, verfolgte dieser, wahrscheinlich schon in früherer Verbindung mit Bonaparte's Gegnern, den Sturz des letztern vorausahnend, fortdauernd den Plan, Murat für die nationell-italienischen Interessen und gegen Bonaparte zu gewinnen. Italien sollte, zu einer liberalen Monarchie vereinigt, äußerlich gefürchtet werden und innerlich aller Vortheile genießen, die ihm Jahrhunderte lang Zerstückelung und Despotismus entzogen hatten. Dieser Wunsch, der seit lange in der Brust unzähliger Italiener lebte, war es gewesen, der, weil Bonaparte seiner Ausführung sich entgegenstellte, ihm den größten Theil des Volkes zum Feinde gemacht hatte. Alle, die ihn nährten, waren also bereit, sich an Murat anzuschließen, sobald dieser

ihre Sache zu der seinigen machen würde. Auf der andern Seite indeß hob dieser Plan alle Gemeinschaft zwischen der eben erwähnten Partei und den Anhängern der Bourbons auf, da seine Verwirklichung die Ansprüche der letzten zu vernichten bestimmt war. So entstand eine Spaltung in den Wünschen der Carbonari, welche durch Lord W. Bentink's Vertreibung einiger leidenschaftlichen Anhänger der Königin Caroline befördert wurde. Es waren diese Leute großentheils von den Zünften der Gerber und Kesselmacher (die sich ja auch bei den neuesten Unruhen wieder thätig bewiesen), von der englischen Regierung, gegen die sie sich aufgelehnt, des Landes verwiesen und von Murat, der wahrscheinlich über den Grund ihrer Vertreibung falsch berichtet war, in Neapel aufgenommen worden. Hier angekommen, schlossen sie sich an den mit ihnen gleichdenkenden Theil der Carbonari, von denen sie durch die frühern Verhandlungen mit der Königin Caroline schon Kunde haben mochten, an, und gaben ihm den Namen der Calderari. So wurde der letzte Orden nur ein Nebenzweig des ersten; und obgleich beide in spätern Zeiten in Opposition traten, blieben die Ceremonien bis auf die neuesten Zeiten sich nahe verwandt. Diese Nachricht über die Entstehung der Calderari, die einen großen Schein von Wahrheit hat, wird uns vom Fürsten Canosa gegeben, der, wie wir gleich sehen werden, hierin vollkommen unterrichtet seyn konnte und dessen Offenheit wir für diesen Punct in Zweifel zu ziehen keinen Grund haben. So glaubt denn Ref., die Erzählungen der neapolitanischen Minerva von umherziehenden Kesselflickern aus Policastro, die von dem dortigen Prälaten, Monsignor Ludovici, organisirt worden wären, obgleich auch sie secundaire Wahrheit haben können, und die gesuchte Ableitung von Kesseln, die den Kohlen widerstehen, als unbedeutend übergehen zu dürfen. Während dieser im Stillen vor sich gehenden Organisation der beiden Parteien, konnte Murat, nach seiner gewohnten Weise, zu keinem kühnen Entschlusse kommen. Trotz der Zurücksetzungen, die er in den Feldzügen gegen die Verbündeten von Bonaparte hatte erleiden müssen, blieb er der Politik des letztern so sehr getreu, daß er noch im Jahre 1814 die Carbonari verfolgte und ein päpstliches Edict gegen sie auswirkte. Maghella's Politik muß uns aber als äußerst fein erscheinen, wenn er, im Vertrauen auf seines Herrn Wandelbarkeit, ihn immer noch an die Spitze seiner Entwürfe zu stellen hoffend, auch während der Verfolgungen die Carbonari von einem Bruche mit Murat abzuhalten wußte. Wirklich gab auch Murat, als im Jahre 1815 mit Bonaparte's Invasion auch in ihm neue Wünsche erwachten, und nachdem er durch eine projectirte Reform den Orden vergebens von sich abhängig zu machen gesucht, sich scheinbar den Plänen der Carbonari, deren Kräfte ihm allzu bedeutend vorgekommen waren;

hin. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die allem Anscheine nach von Maghella schon vorbereiteten Carbonari sich von Murat in Betreff der Redlichkeit seiner Absichten eben sowohl täuschen lassen, als es, ungefähr um dieselbe Zeit, Bonaparten gelang, durch ähnliche Verstellung manche seiner frühern Feinde in sein Interesse zu ziehen. Das Verlangen einer Constitution wurde in einer Adresse vom März 1815 laut ausgesprochen; aber schon vor Bekanntmachung der von Rimini den 18. Mai datirten, mochte Murat deutlich genug gezeigt haben, wie wenig er auf die Wünsche der Carbonari einzugehen geneigt sey. In der letzten Revolution, in der so manche Stimmen für Murat sich erhoben haben, ist indeß einstimmig die erwähnte Constitution laut gemißbilligt worden, vielleicht am stärksten in dem vom Verf. p. 29 erwähnten Libell gegen Zurlo, p. 11. So entfrembete sich Murat die liberale Partei, und dieser Uneinigkeit wollen mehrere Neapolitaner, namentlich der erwähnte Gegner Zurlo's, die übereilte Flucht der murat'schen Armee und die Niederlage von Tolentino beimessen. Wenn indeß die Vernünftigen den schlechten Widerstand, den die neapolitanischen Truppen leisteten, für tiefer begründet halten, so verliert auch der Antheil, den einzelne Carbonari ihrem Orden an der Wiedereinsetzung König Ferdinands, schon seit jenem Augenblicke (S. 30), besonders aber während der Revolution zugeschrieben haben, viel von seiner Begründung. Ihm widerspricht auch ausdrücklich eine sehr gut abgefaßte und vom Verf. nicht benutzte Schrift des Ercole Dirchime: Apologia di Zurlo, p. 13. 14. So dürfte denn selbst die vom Verf. S. 30 erwähnte Deputation an Ferdinand weniger den Charakter angebotener Unterstützung (die im Augenblick des Eintritts einer unwiderstehlichen östreichischen Armee schwerlich sehr bedeutend scheinen konnte), als vielmehr den eines Gesuches um Amnestie, mit einigen frommen Wünschen begleitet, an sich tragen. In diesem Geiste wurden auch die Bevollmächtigten vom Könige empfangen. Mit größerm Rechte scheint man dagegen den Bemühungen der Carbonari, die hier auch weit mehr im Felde der für sie bestimmten Thätigkeit waren, die fast wunderbare Aufrechthaltung der Ruhe vom 3. Mai bis zum Einzuge des Königs, den 17. Juni, zuzuschreiben; und es hat diese Behauptung um so mehr für sich, als, namentlich durch die unechte und erst neuerlich dementirte Proclamation von Palermo den 1. Mai 1815, die Interessen der beiden carbonarischen Parteien wieder geeinigt waren. — Deutsche Leser finden eine recht lebendige Schilderung jener Tage in Kephalides Reise Bd. II. S. 133 — 136. Von denen, die den Carbonari zu dieser Zeit überhaupt geringe Bedeutung zuschreiben, ist auch wohl ihr ganzer Antheil an Murats letztem Feldzuge geleugnet worden; allein theils beweist die große Aufmerksamkeit, die

Murat schon früher auf die Carbonari gerichtet, insbesondre die hartnäckigen Manhes'schen Verfolgungen und der üble Name, den dieser noch jetzt unter den calabresischen Carbonari hat, für ihre Wichtigkeit, theils zeigt seine Proclamation vom 30. März und seine Aufnahme bei Bonaparte, wie wenig er in des letztern Sinn zu handeln beabsichtigt hatte. Demnach scheint es um so wahrscheinlicher, daß die Carbonari unter Maghella's Administration volle Gelegenheit gehabt, sich auszubreiten und zu organisiren, wie auch schon die übereinstimmenden hohen Angaben der Mitgliederzahl des Ordens zu dieser Zeit es glaublich machen; ein Vortheil, der indeß unter der neuen Regierung ihnen durchaus nicht mehr zu Theil werden sollte. Das Mißtrauen der sogenannten Patrioten gegen die letztere wurde bald rege. Der König, der seinem, wie man allgemein glaubte, liberal gesinnten Sohne die Regierung in Sicilien übertragen, ergriff die Zügel nun selbst wieder, und in ihm mußte man fürchten die gehässigen Maßregeln seiner verstorbenen Gemahlin wieder aufleben zu sehen. Wirklich umgab er seinen Thron mit Männern des alten Systems. Der Herzog von Calabrien wurde später entfernt, und nur zu bald sah man die Hoffnungen auf Ertheilung liberaler Institutionen und Erfüllung vermeintlicher Versprechen schwinden; zugleich aber verbreitete sich mehr und mehr die Furcht vor einer Reaction, wie die von 1799, und diese hauptsächlich war es, welche die geheimen Gesellschaften, welche sonst vermuthlich sich aufgelöst hätten, als Hülfe im Nothfall aufrecht erhielt. Schon um diese Zeit entstand die allgemeine Unzufriedenheit mit den Schritten der Regierung, die von nun an bis zum Ausbruche der Revolution fortdauernd um sich gegriffen hat. Da indeß viele Politiker, namentlich auch unser Verf. (S. 66 — 68), ihr alle Begründung abstreiten, so will Ref. die Hauptklagepuncte, welche von den Neapolitanern angeführt zu werden pflegen, kürzlich zusammenstellen, ohne indeß ihre Wahrheit oder Erheblichkeit unbedingt über sich zu nehmen. Indem aber Ref. dies in Gedanken versucht, kann er sich allerdings nicht verhehlen, daß der Widerwille der Neapolitaner weit weniger auf positiv-despotischen Grundsätzen der Regierung, als auf einer relativen Untauglichkeit der einen für die andern, und umgekehrt, beruhte. Politische Umwälzungen, an denen das Volk Theil zu nehmen aufgefordert worden, Heereszüge, gemeinsam mit der aufgeregtesten Armee unternommen, Einführung der Institutionen, die im Gefolge französischer Eroberungen zu seyn pflegten, und dadurch bewirkte Emancipation der Hörigen der Barone, welche wieder die größere Wichtigkeit der Provinzen im Verhältniß zur Hauptstadt hervorbrachte, hatten allmälig die heilige Scheu verdrängt, die früher alle Schritte der Regierung der Aufmerksamkeit der Masse des Volks entzogen hatte, und in letzterem jenen

oft übertriebenen und selten verständigen Antheil an allen Angelegenheiten des Landes erweckt, den wir mit dem Namen der öffentlichen Meinung zu bezeichnen pflegen. (Vergl. Osservazioni sulla rivoluz. di Nap. Nap. 20. Luglio 1820. p. 10. 11.) Dazu kam, daß die zehnjährige Abwesenheit des königlichen Hofes ihn dem Volke nicht wenig entfremdet hatte, und daß dieses in der Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit einem andern nur in der Erinnerung noch lebenden nur zu sehr geneigt ist, dem den Vorzug zu geben, dessen Uebelstände nicht mehr empfunden werden können. Nicht allein aber that der König wenig, um die Liebe des Volks wieder zu gewinnen, sondern er weckte vielmehr durch die erwähnten Schritte allgemeine Besorgnisse und zeigte durch andere Maßregeln deutlich, wie entgegengesetzt seine Absichten dem Begehren des Volkes seyen. Das Gute, das zur französischen Zeit geschehen, war hauptsächlich von einheimischen, ältern Geschäftsleuten ausgegangen, die entweder in ihren Posten geblieben, oder, auf Murats Einladung, aus Sicilien zurückgekehrt, sich an die Spitze der Geschäfte gestellt hatten. So namentlich Zurlo. Im Gegensatze von ihnen erschienen diejenigen der Nation verhaßt, die, die Sache des Vaterlandes der des Monarchen opfernd, ihm eigensinnig auf eine von jeher als feindlich betrachtete Insel gefolgt waren und so muthwillig alle Gemeinschaft mit den Bedürfnissen ihrer Heimat aufgehoben hatten. Dennoch waren es die letzten, denen vorzugsweise die höchsten Stellen anvertraut wurden. Viele der vorzüglichsten Beamten Murat's wurden entfernt, und wenn nichts Positives gegen sie unternommen wurde, so hatte das nur den noch größern Nachtheil, daß man ihnen und allen ihren Anhängern Muße ließ, den umfassendsten Verdacht zu schöpfen und in solcher Erwartung engere Verbindung unter den Unzufriedenen zu bewirken. Zugleich fing die Regierung an, Notiz von den Carbonari zu nehmen, die, wenn ihnen nicht von oben her secundaire Wichtigkeit beigelegt worden wäre, zu jener Zeit durchaus keine hätten erhalten können. Durch Canosa's heilloses System, das die Contrerevolution vollenden sollte, wurden die offenen Feindseligkeiten zwischen Calderari und Carbonari eröffnet und erstere, wenn gleich vielleicht nicht (nach Orloff) mit 20,000 Flinten, doch gewiß auf hundert Arten von ihm unterstützt. Es begreift sich leicht, welche Folge so unberufene und unpolitische Maßregeln haben mußten. Die Carbonarilogen, die früher schwerlich einen ausgesprochenen politischen Charakter gehabt hatten, wurden nun der Sammelplatz der Liberalen, die, aus Furcht, ebenfalls von den Proscriptionen ergriffen zu werden, von allen Seiten unter den Schutz einer Gesellschaft sich begaben, in deren Dunkel sie den Verfolgungen entzogen zu seyn hoffen durften. Die Zahl der Carbonari vermehrte sich unglaublich schnell, das

Innere der Gesellschaft erhielt eine regelmäßige Organisation, und nicht eine Revolution, wohl aber enges Zusammenhalten in aller Bedrückung und wechselseitige Unterstützung gegen die Schläge des Ministers war ihr Zweck. Die Nachtheile des Systemes von Canosa wurden indeß bald von den Bessern eingesehen. Sein Urheber fiel durch Medici, Tommasi vielleicht auch durch Nugent den 27. Juni 1816, und so war auf's neue alle Secten-Opposition gegen die Regierung gehoben. Die Carbonari hatten vielmehr dem Ministerium zu danken, das wenige Monate nach dem Anfange seiner Wirksamkeit sich gegen die Widersacher des ersten, die Calderari, feindlich bezeigte. Wenn also auch nach dieser Katastrophe die Unzufriedenheit mit der Regierung gleichmäßig fortdauert, so ist dies der beste Beweis, daß die erwähnten Ursachen dazu nicht gehoben waren und daß der Eindruck, den sie auf die Gemüther machten, durch das ganze, vielleicht verblendete Volk sich erstreckte und nicht den Privatleidenschaften einer Secte eigenthümlich war. Jener allgemeine Widerspruch eines übermüthig gewordenen Volkes, das seine Gesinnungen, seine Wünsche berücksichtigt wissen will, und einer Regierung, die, ohne irgend eine Rücksicht der Art, ihren eigenen Gang fortgeht, war es eigentlich, der beide von einander entfremdete. Gegen diesen Widerspruch scheinen alle einzelnen Beschwerden, an denen es in der That auch nicht fehlt, unbedeutend. Am beredtsten sind sie wohl zusammengestellt in einem anonymen Blatte, Il bene ed il male überschrieben, das Ende Juli 1820 in den Straßen der Hauptstadt ausgegeben wurde und aus dem Ref. folgende Stelle aushebt: „Um sich ihre Herrschaft, der Nation gegenüber, zu bewahren, mußten die Minister alle Geschäfte an sich reißen und alle andre Autorität zum Schweigen bringen. Um ihren Einfluß auf den Willen des Fürsten aufrecht zu erhalten, mußten sie mit allen Höflingen und mit allen denen sich verbinden, die in nächster Berührung mit ihm waren. Von dieser Zeit an waren die Stellen nicht mehr Erbtheil des Verdienstes, sondern der Verbindungen. Unerfahrne Leute stellten sich an die Spitze der Verwaltung, und der betrogene Monarch war beeifert, die zu belohnen, die ihm ergeben waren, ohne zu bedenken, wie er das Reich dem Verderben zuführte. Die Gerichtshöfe sah man in den Händen von Leuten, die sich damit rühmten, unser Gesetzbuch niemals gelesen zu haben. Ehemalige königliche Gouverneurs wurden zu Bezirksrichtern ernannt, großentheils unwissende Soldaten, die nach dem alten Systeme nicht die Urtheilskraft, sondern den Zwang des Gesetzes vorstellten. Die Gerechtigkeit wurde feil und unter den freisinnigsten Gesetzen herrschte die tyrannischste Unterdrückung. Im Zweige der Verwaltung wurden zu Intendanten und Unter-Intendanten Adeliche oder Militairs gewählt, welche dem Geschäftsgange, dem sie

vorstanden, durchaus fremd waren. So herrschten die Unterbeamten, und die von ihnen ernannten Gemeindevorsteher richteten mit ihnen die Bewohner zu Grunde, und die Klagen über erlittenes Unrecht wurden in den Gemeinden selbst, in denen sie entstanden waren, zurückgehalten. — Im Heere war es noch schlimmer; die militairischen Würden wurden an die verschwendet, die im Dienste unerfahren waren, und andere, die viele Jahre hindurch gedient hatten, mußten in ihren Stellen sterben. Um den Wohlgelittenen Platz zu machen, blieb den niedern Officieren, auch bei den größten Verdiensten, der Weg zum Avanciren verschlossen, und der oberste Feldherr erniedrigte sein Heer, statt es zu beschützen, durch eine schlecht verstandene Sparsamkeit, für die er vom Fürsten eine gute Belohnung hoffte, gänzlich. — Die neuen Beamten waren, abgesehen, daß sie die ihnen übertragene Amtspflicht durchaus nicht kannten, absichtliche Feinde der Ordnung, die sie aufrecht zu erhalten berufen waren, und Anarchie herrschte im ganzen Systeme. — Noch größere Veranlassung zu Klagen gab das Finanzsystem. Man verkündete die höchste Sparsamkeit in den Ausgaben und die größte Strenge in der Eintreibung; aber den Land- und Bezirksräthen hatte man das Recht, die Grundsteuer zu vertheilen, abgenommen. So wurde die Einnahme ein Geheimniß, und das immer zu Uebertreibungen geneigte Volk sah in den Finanzen nur einen Schlund, der alles verschlang und wenig wiedergab. Man schrieb dem Ministerium die Verschleuderung des öffentlichen Schatzes zu, und das Schauspiel plötzlicher Bereicherungen diente nur dazu, das Gefühl eigenen Elendes drückender zu machen" *) u. s. w.

Diese Unzufriedenheit, wie sie, theils auf Wahrheit, theils auf Uebertreibungen, ja selbst auf Unwahrheiten gestützt, sich allmälig durch das ganze Land hin ausbreitete, ermangelte nicht, sich bald auch in aufrührerischen Handlungen zu zeigen. Wie diese aber vom Jahre 1817 an einzeln und unzusammenhängend dastehen, dürfte nicht leicht eine unter ihnen von andern niedrigern Zwecken, als die, welche zum Vorwande dienten, frei gewesen seyn. Ihre Geschichte, gewöhnlich nur durch das gegen sie gerichtete Verfahren der Regierung bekannt, liegt, für uns wenigstens, sehr im Dunkel. Unser Verf. führt deren mehrere an, aber auch außer der unbegreiflicher und wenigstens höchst unziemlicher Weise erzählten, sonst sehr interessanten Geschichte des Räubers Ciro Annichiarico ist es von vielen

*) Die erwähnten Oss. sulla rivoluz. di Napoli führen p. 15 als Ursache, warum die alten Grundsteuern dem Volke so gut als unerschwingbar wurden, den von der Pest von 1816 und dem Mißwachs von 1817 hervorgerufenen Concurs der Kaufleute von Odessa auf den Kornmärkten des Mittelmeeres an.

sehr zweifelhaft, ob Carbonari dabei wirklich im Spiele waren. Vielmehr bezeichnet der schon erwähnte Apologet Zurlo's p. 14 und 15 ausdrücklich als Urheber der Unruhen in den südlichen Provinzen die von ihm sogenannten Riformati, die er auch Demagogen nennt. Aber ließe sich auch nachweisen, daß Carbonari an diesen Unruhen Theil genommen, so darf doch der ganzen Gesellschaft nicht Schuld gegeben werden, was einzelne Mitglieder unautorisirt gethan haben. Wir werden sogleich sehen, daß schon seit dem Jahre 1817 in den beiden Principatos und bald darauf in Basilicata die Verhältnisse der Carbonarilogen zu einander vollkommen organisirt und eine stehende Correspondenz unter ihnen eingerichtet war. Für Schritte, die vom Orden ausgingen, werden wir uns also nur überreden können, diejenigen zu halten, die, wenigstens in einer Provinz, auf gleiche Weise von allen Carbonari ausgeführt wurden. Da wir aber nirgends dergleichen bemerken, so können uns alle jene Unruhen, selbst die bedeutendsten darunter in Capitanata, p. 49, nur als Aeußerungen allgemeiner Unzufriedenheit, deren Gründe schon gezeigt sind, erscheinen und wir der Carbonarie keinen andern Einfluß darauf einräumen, als den ihr mit allen ähnlichen Gesellschaften gemeinen, daß die republikanische Form, in der über alle Geschäfte in ihnen entschieden wird, geeignet ist, die Lust zu Verhandlungen dieser Art zu wecken. So nähert sich denn Ref. dem Augenblicke, von dem Eingeborne glaubten, er werde die ungünstige Meinung, die Europa von Neapel gehegt hatte, widerlegen, der aber durch die Ereignisse, die ihm folgten, gerade die umgekehrte Wirkung hervorgebracht hat. Er glaubt sich nicht allein wegen allgemeiner Notorietät der Begebenheiten vom 1sten bis 6ten Juli, sondern vorzüglich, weil sie, seinen ausgesprochenen Ansichten gemäß, nicht hieher gehören, ihrer Erzählung gänzlich überhoben. Was indeß ihre Veranlassungen betrifft, so glaubt er, nachdem er die allgemeine Hinneigung zu einer Revolution geschildert hat, auch nicht mißverstanden zu werden, wenn er behauptet, daß die des Ausbruches in diesem Augenblick nur in der Armee zu suchen seyen. Es ist dem Ref. in allen Provinzen von den begeistertsten Freunden der Revolution versichert worden, die Vernünftigeren hätten ihren Ausbruch noch eine Reihe von Jahren hinausgeschoben, die niedern Volksclassen seyen noch unreif gewesen, man habe nach keiner Seite hin seinen Kräften getraut; als, gerade wie beim letzten Aufstande der Griechen, ein unerwarteter und übereilter Anstoß, den man doch auch nicht habe preisgeben wollen, durch das ganze Land hin sich mitgetheilt habe. Veranlaßt war dieser Anstoß durch Nugent's unvorsichtige Maßregel, 70,000 Männer aus den niedern, schon unzufriedenen Ständen zu bewaffnen und ihnen durch schlechten Sold noch neuen Grund zur Klage zu geben. Gegenseitige Ueber-

zeugung gleicher Gesinnungen konnte aber erst durch das in sehr verschiedener Ansicht veranstaltete Feldlager von Sessa bewirkt werden, und diese Ueberzeugung machte erst die Gedanken an das spanische Beispiel bedeutend. So haben diejenigen allerdings Recht, welche die neapolitanische Revolution im Augenblicke ihres jetzigen Ausbruches das Werk unzufriedener Soldaten nannten; Unrecht aber, wenn sie behaupteten, das Volk habe von den letzten durchgehends verschiedene Wünsche gehabt und sey nur gezwungen den Bewegungen der bewaffneten Macht gefolgt. — Was nun die letztern selbst betrifft, so sind zum Theil noch während ihrer Dauer, oder doch bald nach ihrer Vollendung, eine Menge Berichte darüber in Umlauf gesetzt worden; es darf indeß bei ihrer Benutzung nicht vergessen werden, daß insbesondere die, welche von theilnehmenden Personen abgefaßt oder veranlaßt sind, von einseitiger Auffassung durchaus nicht freigesprochen werden können, und daß namentlich die echt südliche Neigung, sich oder seiner Partei möglichst viel Ruhm, oder was dafür gehalten wird, zuzuwenden, mehrere Schriftsteller von unsichtiger Behandlung, ja wohl sogar von Darstellung der Wahrheit zurückgehalten hat. So haben z. B. die Verfasser des von unserm Verf. p. 51 — 59 im Auszuge mitgetheilten Cenno istorico der Thätigkeit des unter ihnen zuerst genannten Gagliardi offenbar zu viel Bedeutung beigelegt; obgleich damit gar nicht geleugnet werden soll, daß der Genannte, wahrscheinlich schon seit 1817, die Revolution nur zu sehr zu fördern gesucht und durch seine Uebereilung der Sache ohne Zweifel geschadet habe. Ferner sprechen sie, sowohl als andere Pamphletisten dieser Zeit, aus Vorliebe für den Orden häufig so, als ob einzelne Carbonari, die zur Revolution mitgewirkt, hierin *in ihrer Qualität als solche* gehandelt, obgleich die Geschichte dieser Begebenheiten, wie schon häufig erwähnt, gerade das Gegentheil beweist. Selbst die Zusammenkunft der Revolutionnaire mehrerer Provinzen (am 23. Mai, deren Beschlüsse später von Acconciaginoco angegeben wurden, erscheint nicht in der Form einer Vendita, sondern einer profanen Berathung, und als Gagliardi und seine Genossen zu endlicher Ausführung der Revolution nach Nola kamen, wurden sie nicht, wie Nr. 3. p. 308 sagt, von *der Vendita*, sondern, nach dem Ausdruck des Originals, von *den Carbonari* mit Enthusiasmus empfangen. — So viel aber bleibt ausgemacht, daß mit dem Anfange der Revolution die oft erwähnte geheime Gesellschaft einigermaßen aus ihrem Dunkel hervortrat, daß sie von dieser Zeit an auch ein reges Interesse für den politischen Zustand des Landes an den Tag legte. *Hier* wird es also auch der Ort seyn, über die innere Organisation des ganzen Ordens, über seine Gebräuche und über sein neues Verhältniß zum Staate einige Worte zu sagen. Was nun zuerst das Ri-

tual und die innere Einrichtung der einzelnen Venditen betrifft, so bestätigt sich hier die oben gemachte Bemerkung, daß Quellen, die uns ein Meineid eröffnet hat, selten lauter fließen. Der Verf. ist auf dem erwähnten Wege zu einigen sogenannten Katechismen gekommen, und es ist Ref. nicht unbekannt, von welcher Art die zu seyn pflegten, die so zu erlangen waren. — Bald nach Ausbruch der Revolution ließen mehrere Venditen, besonders die in den Vorstädten (z. B. di Capo di monte), hauptsächlich unter den niedern Classen, erst neu gestifteten, ihr Ritual, das vorher nur in mündlicher Ueberlieferung oder in Abschriften sich fortgepflanzt hatte, auf höchst sorglose Weise drucken. Ref. hat selbst gesehen, wie dergleichen Katechismen in der Villa reale feilgeboten wurden. Diese Unzuverlässigkeit veranlaßte folgende, dem Ref. durch einen seltsamen Zufall zugekommene und noch vorliegende Schriften: „Istruzioni per apprendenti (und die fanden dazu gehörige: per maestri) Carbonari, compilate dal buon cugino gran maestro Lanzelotti, ad uso della rispettabil Vendita: Partenope rinascente. Napoli 1820. 8." Auf der vierten Seite dieses Büchleins heißt es: „Auszug aus der Tafel der Arbeiten der ehrenwerthen Vendita: *Partenope rinascente*, im O. von Neapel, vom 15. August 1820." — Art. 9. Der gute Vetter zweiter Beistand schlägt vor, daß der Lehrlingskatechismus und die Unterweisungen zum Gebrauch dieser ehrenwerthen Vendita abgefaßt werden; in Betracht gezogen, daß die, welche handschriftlich und auch gedruckt im Umlauf sind, fehlerhaft und irrig sind. — Der Vorschlag kommt unter die Art und wird mit Einheit der Stimmen bestätigt, indem zur Abfassung des erwähnten Katechismus und der Unterweisungen der gute Vetter Großmeister, Lanzelotti, beauftragt wird."

Ref. hält dies Zeugniß für genügend, um alle etwaigen Zweifel an der Echtheit der mitzutheilenden Nachrichten zu beseitigen, und glaubt des Zusatzes nicht zu bedürfen, daß häufige betreffende Gespräche, in der Hauptstadt sowohl als in den Provinzen, manches von diesen Einrichtungen gelegentlich erwähnen mußten. Da indeß des Verf. hierher gehörige Mittheilungen eines Auszuges nicht wohl fähig sind, so wird sich Ref. darauf beschränken, einige der Unrichtigkeiten in des erstern Angaben, die ihm vorzüglich aufgefallen sind, anzuzeigen. Was nun also zuerst das Ceremoniell des ersten Grades betrifft, so muß im Allgemeinen bemerkt werden, daß der Verf. uns davon nur einen kleinen Theil, nämlich die Einweihungsfeierlichkeiten, beschreibt, während er die fortgehenden Beschäftigungen, wie z. B. das Anbringen, Berathen und Annehmen neuer Vorschläge, Mittheilungen andrer Venditen, Sammlungen u. s. w., wie sie in den angeführten istruzioni beschrieben werden, ganz aus-

läßt. Aber auch dieser Bericht, von den Feierlichkeiten der Aufnahme, ist voll der seltsamsten Irrthümer. So ist denn an dem p. 111 erwähnten neuntägigen Noviziat, in dem der Neophyt im Katechismus unterrichtet würde, kein wahres Wort; am wenigsten aber könnte, nach dem Ausdruck des Verfassers, einem Candidaten dieser Unterricht zu Theil werden, da dieser ja vor der Aufnahme, nach des Verfassers eigner Versicherung, noch jeden Augenblick zurücktreten kann, es also widersinnig wäre, ihn vorher in den Geheimnissen des Ordens zu unterrichten. — Aehnlich ist die Erzählung, wie der Candidat alle Ceremonien, in einem Sacke steckend, der ihm über dem Kopfe zusammengebunden wäre, und mit einem bloßen Dolch im Gürtel (etwa um sich damit gegen die Carbonari zu vertheidigen?) mitmachen müsse. Nicht weniger falsch ist es (p. 112), daß dem Candidaten gesagt werde, er befinde sich in Todesgefahr. Wahrscheinlich ist dieser Irrthum daraus entstanden, daß der Verf. im italienischen Original das se und den Conjunctiv übersehen hat. Die erwähnten istruzioni drücken sich darüber so aus: „Se gli (al pagano) domanderà finalmente, se abbia beni, e come ne disporebbe *se* si *trovasse* in punto di morte." Gleich unbegründet ist die Schale der Vergessenheit, die dem Aufzunehmenden, nach des Verfassers Versicherung, dargereicht wird, mit sammt ihrer symbolischen Erklärung, so wie auch unsre Istruzioni mit keiner Sylbe des eidlichen Versprechens, die Vorurtheile und Irrthümer der Unwissenheit abzulegen (p. 113), erwähnen. Die menschliche Tugend, die ebendaselbst, nach des Großmeisters Rede, durch die erste Reise dargestellt werden soll, ist leider nur durch einen Druck- oder Lesefehler des Italienischen entstanden, wo es „vita umana," das menschliche Leben, heißt. Eben so wenig findet Ref. irgendwo etwas von dem Waten durch's Wasser, wohl aber glaubt er im Stande zu seyn, den Ursprung der Behauptung unsers Verfassers (p. 114) nachweisen zu können, nach der alle Lehrlinge (die bekanntlich in den Venditen nicht bewaffnet, am wenigsten aber mit Aexten zu erscheinen pflegten) bei der Aufnahme mit den Aexten klopfen. Im Italienischen heißt es nämlich: il gran maestro dà li colpi colla batteria del grado, und da hat denn der Verf. dem Worte grado keinen andern Sinn beizulegen gewußt, als den, der mit dem Worte ordone (degli apprendenti) hätte genannt werden müssen, während doch batteria del grado, nach dem Sprachgebrauch der Istruzioni, nichts anders, als die Anzahl Schläge und den Tact in denselben bezeichnen soll, die dem Lehrlingsgrade eigenthümlich sind.

Ebenso bedarf die Erklärung einer Berichtigung, die der Verf. p. 115 u. a. a. O. von den Chiffern gibt, die von den Carbo-

nari bei allen feierlichen Verhandlungen gebraucht wurden und die sich sogar an der Spitze einer großen Anzahl neapolitanischer Pamphlets jener Zeit finden. S. 77, der döring'schen Uebersetzung nämlich, wird behauptet, sie hießen al gran Dio, gran maestro ecc., und dieser Behauptung entspricht die deutsche Uebertragung noch in der neuesten Ausgabe, während doch ihr eigentlicher, in Neapel so oft wiederholter Sinn ist: alla gloria del gran maestro. — Pag. 116 ist der Schluß der Arbeiten durchaus unzeitig angegeben, da der Schematismus der zwischen die Aufnahme und ihn fallenden Verhandlungen in den mehrerwähnten Istruzioni allein drei Seiten einnimmt. Dann ist aber auch die Form des Schlusses ganz unrichtig angegeben und von der Erwählung Christi als göttlichen und menschlichen Großmeisters (sic) kein Wort wahr. Die „Erklärung des symbolischen Bildes" p. 117 — 120 ist von der authentischen spiega de' simboli durchaus verschieden und wahrscheinlich noch falsch übersetzt. So steht z. B. p. 117 statt: non lasciò — di *indagare* i segreti veleni — „bewahrte sie vor dem verborgenen Gift." Ferner wird p. 119 in der Note behauptet, die Meister haben einen silbernen Baumstamm am Knopfloche getragen (!) — Das Ceremoniell der Aufnahme zum Meister gibt unser Verf. nach zwei von ihm benutzten Katechismen, und wenn die Angaben des Mentore di Carbonari den mehrerwähnten authentischen Istruzioni noch ziemlich verwandt bleiben, so sind dagegen der Eid und das pezzo di fornello (p. 127), die aus den Istruzioni des Pasquale Tavassi entlehnt sind, so abweichend von allem, was als echt angesehen zu werden verdient, daß es mit dieser Schrift wahrscheinlich folgende Bewandtniß hat. — Nach Ausbruch der Revolution beeiferten sich viele Carbonari, vorzüglich erst neu hinzugetretene, dem Orden bei den Nicht-Carbonari, besonders aber den Fremden, so viel Furcht als möglich zu verschaffen, und um diese Zeit, wahrscheinlich also auch in dieser Absicht, wurden auf den Straßen der Hauptstadt die jacobinischen Istruzioni des Tavassi jedem Kauflustigen angeboten. Allerdings wäre es aber auch möglich, daß irgend eine Vendita dergleichen abnorme und nachher von der Alta Vendita und andern gemißbilligte Formen in ihren Wänden eingeführt hätte. Damit verwandt erscheint denn auch der Eid der Carbonari in den Marken und die dazu gehörige Erklärung der Symbole, p. 130, die leicht aus dem einzigen Grunde ersonnen seyn dürften, um die römischen Behörden damit zu schrecken. — Was nun aber ferner des Verfassers Nachrichten von den höhern Graden, p. 138 — 140, betrifft, so erscheinen sie unleugbar sehr apokryphisch. Eine der Hauptquellen ist eine unbeglaubigte Handschrift. Auch dem Ref. ist hierüber sehr wenig mehr bekannt, als daß das vom Verf. auch mehrfach ange-

führte Statuto organico della R. Sucana occidentale im 96sten Artikel anordnet: „Es kann keine Vermehrung der Grade ohne ein Gesetz eintreten. Für jetzt sind nur die der Lehrlinge und Meister anerkannt." Wohl weiß aber Ref., daß im südlichen Calabrien und in Sicilien, wo man sich an diese Bestimmung nicht gebunden glaubte, so viel neue Grade entstanden sind, daß die Zahl im Ganzen bis auf 11 gebracht wurde. Alle diese höhern Grade indeß waren sicilianische Zusätze, die von den neapolitanischen Carbonari nicht allein nicht anerkannt, sondern, als unzulässige Einmischungen der sicilianischen Aristokraten in den Orden, der bestimmt war, die Verschiedenheiten der Stände auszugleichen, laut gemißbilligt wurden. — Die Nachrichten des Verfassers dagegen sind, wie z. B. p. 140 die blutigen Messer und die aufgehängten Gliedermänner, an denen man sich im Dolchstechen exercirt, zum Glück lächerlich genug, um keiner Widerlegung zu bedürfen.

Ehe wir von diesem innern Ritual der Venditen zu ihrem Zusammenhange unter einander übergehen, scheint es Ref. nothwendig, einige Worte über die Veränderungen im Geiste der Carbonerie zu sagen, die durch die Revolution herbeigeführt wurden. War früher der Antheil des Ordens an den Vorbereitungen der Umwälzung nur ein sehr mittelbarer gewesen und hatte er nur gestrebt, unter den Gemüthern des rüstigsten Theils der Nation enge Verbindung zu bewirken, so trat nun die Zeit ein, wo er von dieser Verbindung wirklichen Gebrauch machen sollte. Seine Tendenz war schon seit früher dahin gegangen, im Falle einer Revolution die neu zu gründende Ordnung aufrecht zu erhalten. Die spanische Constitution war nun sanctionirt worden und gewiß nicht auf Verlangen der Carbonerie, der, wenn sie ein Verfassungsmuster hätte aufstellen wollen, das gleich zu erwähnende ihrer eignen weit näher gelegen hätte. (Vergl. p. 71.) Aber es genügte, daß, der Himmel weiß, auf wessen (vielleicht Gagliardi's und der Truppen) Antrieb, diese Constitution einmal angenommen war, um ihr im Orden der Carbonari eine große Stütze zu verschaffen. Man glaubte jedoch, daß, so lange die eigentlich vom Regenten ernannte provisorische Junta die einzige ihm zur Seite geordnete liberale Behörde blieb, die von der Constitution geordnete Theilung der souverainen Functionen noch nicht stattfand und für die Verwirklichung der königlichen Versprechen keine Garantie vorhanden war. Ja selbst später, als das Parlament zusammengekommen war, konnte man die Erinnerung nicht unterdrücken, wie in Spanien die größere Hälfte der Deputirten zu den Cortes im Jahre 1814 der constitutionellen Sache untreu geworden war. Die letzte also, nöthigenfalls auch gewaltsam, gegen alle etwanigen Angriffe aufrecht zu erhalten, wurde von nun an ausgesprochener Zweck des Ordens, z. B. in dem Circular

des Justizministers vom 23. December. (p. 88.) In diesem Sinne beschäftigte er sich seit dem Anfange der Revolution mit der Organisation innerer Einheit und mit der Aufstellung einer bewaffneten Macht aus seiner Mitte, die er zum erwähnten Zwecke benutzen könnte. Und so sonderten sich denn auch von dieser Zeit an die beiden Grade schärfer von einander, als vorher. Um nicht unzeitige, aller Leitung sich entziehende Bewegung zu veranlassen, wurde die vorläufige Entscheidung darüber, ob irgend ein concreter Schritt einer Behörde mit der Constitution wirklich im Widerspruch stehe, dem zweiten Grade vorbehalten, und erst nachdem dieser die Frage bejahet hatte und wenn das hindernde Dazwischentreten des Ordens für nöthig erachtet würde, sollte die Sache zur definitiven Entscheidung an den ersten Grad gelangen. Da nun aber in Angelegenheiten, die das ganze Reich betrafen, wie z. B. das Verhalten der Regierung zur Constitution, nur der ganze Orden gleichförmig handeln durfte, so war die Uebereinkunft in diesen der Alta vendita vorbehalten, und den übrigen blieb in ihnen nur die Initiative, während sie in Localangelegenheiten zugleich höchste Instanz waren. — In diesem und in keinem schlimmern Sinne glauben wir denn auch, daß die Aeußerungen der mehrerwähnten Istruzioni zu verstehen seyen, wenn sie p. 15 die Symbole (basi), deren im Meistergrade sieben sind, auf folgende neue Weise erklären: „1) Das weiße Tuch, welches die Reinheit unserer Sitten und zugleich das Tuch bedeutet, das uns im Tode bedecken soll; 2) das Wasser, mit dem wir (bei unsrer Geburt) gewaschen sind und (nach unserm Tode) wieder gewaschen werden; 3) das Salz, das von den profanen Verderbnissen uns fern halten soll; 4) die Erde, die uns in ihren Schoos schließen soll; 5) das Kreuz, welches uns daran erinnert, daß die Gerechten den Bedrückungen unterworfen sind; 6) das Holz, denn von Holz war das Kreuz des großen Herrn der Welt; 7) die Leiter von neun Sprossen, denn durch sie hofft man zum ersehnten Ziel der Freiheit zu gelangen; und wie es nicht möglich ist, jene Sprossen gefahrlos zu erklimmen, so bedürfen wir auch der Festigkeit und der Begeisterung, um dahin zu gelangen, wo wir unsre uns entrissene Freiheit wiederfinden werden. — Frage: Welches ist also das Ziel der ehrenwerthen Carbonerie? — Antwort: Die guten Menschen frei und verbünden zu sehen."

Auf die bezeichnete Weise sehen wir denn auch den Orden gleich im Anfange der Revolution mehrfach thätig. Durch zwei Bekanntmachungen (welche die neue Ausgabe p. 135 und 136 nur andeutet, die aber in der döring'schen Uebersetzung S. 82—87 sich ausführlicher finden), in denen die Carbonerie jener Provinz ausspricht, was die Einwohner derselben durch die Revolution erlangt zu haben glaubten und in denen sie diesem Resultat Schutz

durch ihre Mitwirkung verspricht, sehen wir in Basilicata, wo von jeher die überspanntesten Wünsche die Gemüther bewegt hatten, die Ruhe völlig erhalten. In diesem Sinne ist ferner das von Salerno ausgehende geheime Bündniß, der döring'schen Uebersetzung S. 88 — 94, zu verstehen, ja, in diesem Sinne konnte sogar, nach S. 159, das carbonarische Journal L'Esciantiglione im November, als man zu befürchten anfing, die Militairchefs möchten von der royalistischen Partei sich gewinnen lassen, die zum Orden gehörigen Soldaten für diesen Fall (per lioggetti sacri) zur Insubordination auffordern, während doch in allem Uebrigen nicht allein dieses Journal, sondern auch die Alta Vendita selbst (Circular vom 6. November, s. ebendas.) die strengste militairische Unterordnung zur ersten Pflicht machte.

Allein so eng sich auch auf diese Weise die Carbonerie, dem Principe nach, mit der Sache der Constitution verbündete, so läßt sich doch nicht leugnen, wie gefährlich diese Verbindung seyn mußte. Wie verführend war es für den Orden, sich als Richter über die Verfassungsmäßigkeit der Handlungen aller Behörden aufgestellt zu sehen, während ihm auch die Macht zustand, letztere nöthigenfalls auf die vorgeschriebene Bahn zurückzuführen. Wie gefährlich konnte ein solches Tribunal werden, da die Constitution, als eine exotische Pflanze, im Bewußtseyn des Volkes noch keine Wurzel geschlagen, über ihre Aussprüche also nur zu leicht, wie auch die Erfahrung gezeigt hat, schwankende Meinungen bestehen konnten. Ja, wäre es nicht begreiflich gewesen, wenn diese souverainen Censoren, gleich übermüthigen Richtern, ihr selbst gemachtes Naturrecht allen positiven Bestimmungen vorgezogen hätten? — Auch erwachte die Furcht vor solchen Mißbräuchen allerdings, und sie war es, die, nach p. 141, eine nicht geringe Anzahl gemäßigter Carbonari die Auflösung des Ordens gleich nach Ausbruch der Revolution wünschen ließ. — Sie ist unterblieben, weil mit ihr auch ein großer Theil des Nutzens, den man vom Orden gehofft hatte, unterblieben wäre; aber es kann der Carbonerie nachgerühmt werden, daß wenigstens während ihrer kurzen Dauer eine so hohe Achtung für die Regierung sie im Ganzen beseelt, daß dem Ref. kein Fall bekannt ist, in dem der Orden von seiner Stellung Mißbrauch gemacht hätte. Ja, es ist ihm vielmehr nicht selten im Auslande zum Vorwurf gemacht worden, daß er sich bei dem Parlamentsschlusse vom 8. Dec., der den König zur Abreise nach Laibach autorisirte, beruhigt habe, da er doch, nach der Meinung jener Politiker, durch seinen hindernden Dazwischentritt alle spätere Calamitäten hätte abhalten können. Allein der Orden der Carbonari ließ sich von denselben Grundsätzen als das Parlament leiten, die besonders in Vergleich mit dem jetzigen Verfahren der Cortes loyal und mäßig genannt werden müssen,

wenn das letzte später, als der König in einem entgegengesetzten Sinne zu handeln anfing, anstand, ihn, nach Art. 172. Nr. 2. der spanischen Constitution, für des Thrones verlustig zu erklären. Die Carbonari nahmen vielmehr mit noch größerm Eifer, als vorher, die Sorge für die öffentliche Ruhe über sich; und nur daher die unbegreifliche Erscheinung, die im Auslande so oft geleugnet worden, daß in den allerbewegtesten Zeiten die persönliche Sicherheit fast durch kein einziges Vergehen gefährdet worden ist. Allerdings aber behielten nicht alle Mitglieder des Ordens diese lobenswerthe Mäßigung bei. Die Excesse des Paladini und seiner Genossen werden vom Verf. p. 141 — 144 erzählt. Eben dahin würde der Mord Gian Pietro's (p. 145 — 147) zu rechnen seyn, wenn erwiesen wäre, daß Carbonari die Urheber desselben gewesen seyen. Doch hier ist nur von einzelnen Personen die Rede. Von ausgedehnterem bösen Willen würde das Motto auf der Constitution der Carbonari in Basilicata (p. 132) zeugen, wenn dies nicht vielmehr als eine unbedachte, durch die schöne Apostrophe an die Freiheit in den ersten Zeilen veranlaßte Wahl entschuldigt zu werden verdiente. Dagegen aber muß Ref. auf alle Weise protestiren, wenn der Verf. den mailänder Dichter Vincenzo Monti, der Stellung nach, mit zu den lucanischen Carbonari zu rechnen scheint, und ersterer weiß nicht besser auszudrücken, was er über diese und ähnliche Aeußerungen von Monti denkt, als mit den hierher gehörigen Worten von Eustace: „The unhappy man (Monti) in his old age sunk into folly and wickedneſs, insulted his sovereign, and blasphemed his Saviour." — Schlimmer dagegen war der Geist des Carbonarismus in Sicilien. Ref. fühlt sich gedrungen, noch jetzt laut das zu verdammen, was damals übersehen wurde. — In die Wahlversammlungen drängten sich während des Septembers an mehrern Orten der Ostküste ganze Venditen bewaffnet ein und dictirten die Namen derer, die sie zu Repräsentanten bestimmt hatten. Ueberall bedrückten sie alle Nichtcarbonari auf das widerwärtigste, und Factionen zu erregen, war ihnen bei der außerordentlichen Stärke ihrer Venditen, deren eine zuweilen 8 bis 900 Mitglieder zählte, ein Leichtes. Ref. traf selbst bei einem Spaziergange im October 1820, nahe vor dem Thore von Messina gegen den Faro hin, einen frischen Schutthaufen an. Auf Anfrage bei den Umstehenden erfuhr er, hier habe ein Landhaus des Prinzen (oder richtiger der Prinzessin) Butera gestanden, welches, als Eigenthum einer servilen palermitaner Familie, diese Nacht auf Befehl der Vendita N. N. von ihren Mitgliedern der Erde gleich gemacht worden sey.

Um nun solchen Excessen im Einzelnen vorzubeugen, machte sich sehr bald das Bedürfniß eines ordnenden Bundes für die ganze Carbonarie fühlbar. Man fing mit der Organisation in einzelnen

Provinzen an, und die erste, diesen Versuch zu machen, war Principato (cit. und ult.). Gugliardi fand hier schon im Jahre 1817 eine bestehende Verfassung, und von diesem Jahre beginnt auch die Zeitrechnung der Köhler der genannten Provinz, und ihr sehr durchdachtes, nach dem Verf. (p. 101) von Macchiaroli entworfenes statuto organico, das allen spätern, auch umfassendern carbonarischen Constitutionen zum Grunde gelegt worden, ist vom 21. August 1818 datirt. Nach diesem Statute sollten allgemein gültige Gesetze nur auf einer Gran Dieta gegeben werden können. Dieser Gran Dieta wird überhaupt volle Souverainetät in carbonarischen Gegenständen zugeschrieben, namentlich das Recht, von den übrigen carbonarischen Behörden Rechenschaft zu fordern, ihr aber dafür nur eine ordentliche Zusammenkunft im Jahre gestattet, und die Dauer dieser Sitzung auf einen Monat beschränkt. Die Mitglieder der Gran Dieta werden von dem Consiglio jedes der vier triba (der wieder aus den Deputirten der einzelnen Venditen besteht) oder Landschaften erwählt. Von der Dieta wird, unter dem Namen Magistratura, eine permanente Behörde ernannt, der das Richteramt und das Geschäft, über die Sitten zu wachen, in der gleich näher anzugebenden Weise übertragen ist. — Diese Verfassung gab nun zugleich das Muster für die Organisation des ganzen Ordens ab; namentlich veranlaßte die Gran Dieta den Wunsch einer ähnlichen gesetzgebenden Behörde für den ganzen Orden, die, nach der Meinung Einiger, permanent seyn und der auch noch die Functionen der Magistratura in höchster Instanz beigeordnet werden sollten. Noch im Laufe des Juli traten daher einige der ausgezeichnetsten, gerade in der Hauptstadt anwesende Carbonari aus verschiedenen Provinzen, denen sich bald Deputirte der einzelnen Venditen Neapels zugesellten, in der Absicht zusammen, um die erwähnten Geschäfte vorläufig zu übernehmen. Diese Versammlung hat abwechselnd unter den Namen alta Vendita, Assemblea generale und Centro carbonico während der ganzen Zeit der Revolution fortgedauert; da sie sich aber eigenmächtig gebildet hatte und ohnehin, wenigstens nach des Verfassers Versicherung (p. 99), der Servilität verdächtig war, so konnte sie es nie erlangen, als wirkliche Repräsentation aller Köhler allgemein anerkannt zu werden, obgeich eine ausgezeichnete Achtung ihr durch das ganze Reich zu Theil wurde. Mehrfach war aber inzwischen davon die Rede, eine solche Repräsentation zu Stande zu bringen, und es wurde sogar noch geschwankt, welches der Aufenthaltsort derselben seyn sollte. Die Magistratur des westlichen Lucaniens war beschuldigt worden, ihn nach Salerno ziehen zu wollen; sie empfiehlt aber vielmehr selbst (p. 100) Neapel, während andere Monteforte vorschlugen. Allein die Existenz der alta Vendita stellte den neuen

Versuchen der Art so viel Schwierigkeit entgegen, daß es nie zu einer wahrhaften Repräsentation des Ordens gekommen ist, viel weniger konnte dieselbe aber nach Nr. 3 p. 294 schon im Jahre 1814 in der Hauptstadt bestanden haben.

Die erwähnte Magistratur war insbesondere bestimmt, unter den Carbonari, auch verschiedener Venditen, engere Bande zu erhalten und den öffentlichen Geist im Orden rege zu machen. Zu diesem Zwecke war vor allen Dingen nothwendig, daß die Händel der Carbonari vom Orden selbst geschlichtet würden, um zu verhüten, daß die Dazwischenkunft der ordentlichen Tribunale Parteienhaß unter den ersten erwecke. Daher das Verbot, Streitigkeiten mit einem Carbonaro bei den profanen Gerichtshöfen anhängig zu machen, und die richterliche Gewalt, die für diese Fälle den Venditen und in höherer Instanz der Magistratur zugeschrieben wird.

Aber auch über die Verbrechen, ja selbst über die Sittlichkeit der Carbonari wachten dieselben Behörden, und die Eintragung guter Beispiele in das goldne Buch oder deren Bekanntmachung durch das Esciantillon sollten Nacheiferung erwecken. Wenn man mit dem Verf. (p. 24) und mit Andern (p. 256) Aehnlichkeiten zwischen den Carbonari und den ersten Christengemeinden gefunden hat, so dürfte dies der einzige Vergleichungspunct gewesen seyn. — Die mehrerwähnte Lucania occidentale hatte einen eignen Strafcodex für Vergehen und gröbere Verstöße wider die Sittlichkeit sanctionirt, den der Verf. mehrfach, insbesondere aber von p. 148 — 157 erwähnt. Es spricht dieser Codex nur von Disciplinarstrafen, und es scheint allerdings nicht unglaublich, daß vorzüglich in den Provinzen, wo der bedeutendere Theil der Bevölkerung dem Carbonarismus zugethan war, die allgemeine Verachtung von Seiten der Mitglieder jener Gesellschaft einer der höchsten bürgerlichen Strafen gleichgeachtet worden sey. Die Untersagung des Wassers und Feuers (p. 152) dürfte schwerlich in größerm Widerspruche mit der vom Staate angeordneten Rechtspflege stehen, als der kirchliche Bann. Der Verf. gibt sich (a. a. O.) viele Mühe, zu beweisen, auch der Tod sey unter den Strafen gewesen, die das carbonarische Tribunal ausdrücklich habe verhängen können; doch bleibt er uns die Beweise schuldig: denn wenn er den Eid anführt, der den Verräther der Ordensgeheimnisse mit dem Tode bedroht, so vergißt er, daß derselbe nur aus dem französischen Maurerritual herübergenommen ist, wo er, als eine leere Form, noch heute mit verwandten Worten besteht. Ref. bekennt inzwischen, nicht an eine so weite Ausdehnung richterlicher Befugnisse zu glauben, da ihm, während der ganzen Dauer der constitutionnellen Zeit, kein Beispiel bekannt ist, wo von ihr Gebrauch gemacht wäre. Dasselbe muß mit dem

Verf. der Fall gewesen seyn, sonst würde er nicht ermangelt haben, ein solches Factum zur Unterstützung seiner Meinung anzuführen. In den übrigen Strafen aber, als in solchen, die nur in der Verweigerung oder geringern Gewährung der jedem freigestellten Achtung, oder in der vorübergehenden oder peremtorischen Ausschließung aus einer durch gemeinsamen Willen geschlossenen Gesellschaft bestehen, gesteht Ref., nicht zu wissen, wo er die Illegalität finden soll. Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit der vom Verf. p. 149 angegriffenen Jurisdiction in bürgerlichen Rechtsstreiten, die nur als eine bedungene schiedsrichterliche Instanz, mithin als etwas durchaus Rechtmäßiges, betrachtet werden muß. Denn offenbar ist es gleichgültig, ob die Parteien ein für allemal ausmachen, ihre Händel durch einen bestimmten Schiedsrichter entscheiden zu lassen, oder ob dies in jedem Streite erst auf's neue geschieht. —

Das Resultat dieser Einrichtungen war nun in der That eine beispiellose Seltenheit der Verbrechen. Es ist ausgemacht, daß in den ersten drei Monaten der Revolution in den beiden Principatos und den drei Calabrien zusammen nicht so viel Mordthaten geschehen sind, als sonst in einer dieser fünf Provinzen in einem Monate. Ja, es hat Ref. in Neapel und den Provinzen nur von einem Todtschlage in dieser Zeit Kunde erhalten können. Und wenn dies die Wirkungen waren, so thut der Verf. p. 107 ff. unrecht, dem Orden darüber Vorwürfe zu machen, daß er anerkannte Verbrecher in sich aufgenommen habe. Ref. weiß specielle Data von Räubern, die, auf Veranlassung der Revolution, ihr verbrecherisches Handwerk aufgegeben haben, und überhaupt ist die Scheidewand zwischen rechtlichem bürgerlichen Leben und gänzlich gesetzlosem da am niedrigsten, wo häufig ein einziger, durch Leidenschaft hervorgerufener Schritt den Thäter für immer von der bürgerlichen Gesellschaft scheidet. — Indeß will Ref. keinesweges geleugnet haben, daß in solchen Fällen auch die besten Hoffnungen der Carbonari vereitelt werden konnten, und daß wohl einzelne Verbrecher, nachdem sie sich in den Orden einzuschleichen gewußt, zu ihrem frühern Wandel zurückgekehrt seyn mögen. Ja, es läßt sich sogar nicht leugnen, daß die Verirrung weit genug gegangen ist, um die Carbonari, bevor das sogenannte Anneramento ausgesprochen war, zu einer gewissen Schonung gegen den Verbrecher zu veranlassen. Die wenigen Beispiele der Art wurden indeß durch die umgekehrten um vieles überwogen, und namentlich ist erwiesen worden, daß an den Diebstählen in der Hauptstadt, die man nach p. 156 den Carbonari zur Last legte, kein Mitglied dieser Gesellschaft den mindesten Antheil hatte. Auch ist es durchaus unrichtig, wenn Nr. 3. p. 309 behauptet wird, die Aufnahme in den Orden habe zugleich die Befugniß, die Waffen zu tragen, ertheilt, wäh-

rend doch in der That jenes Recht nur an den speciellen Auftrag, eine Wache zu thun, oder an die erforderte Vertheidigung des Vaterlandes geknüpft war, wie dies z. B. ein dem Ref. vorliegendes Pamphlet des B. C. Giovanni M.: L'ignoranza illuminata, Nap. 1820. 8. p. 14 ausdrücklich vorschreibt.

Während so durch äußerliche Mittel für Ruhe gesorgt wurde, herrschten in der That nicht wenige Tugenden im Innern der Gesellschaft. Wohlthätigkeit wurde von ihr auf ähnliche Weise wie von den Freimaurern, nur mit der größern Herzlichkeit geübt, die der rüstigen Jugend eines jeden Unternehmens eigen zu seyn pflegt. Daher beschränkte man sich häufig nicht auf mechanisches Geldgeben, sondern persönliche Hülfeleistung und Trost waren sehr gewöhnlich. Diese Tugend verband sich mit der p. 220 mit Recht den Carbonari nachgerühmten Gastfreundschaft, die zu jenen Zeiten das Reisen in den Provinzen mehr als je erleichterte. Die eine aber sowohl als die andere erhielt höhere Bedeutung und Dauer durch die große Geneigtheit, Beleidigungen zu vergeben, die um so mehr zu bewundern war, da man diesen Himmelsstrichen das entgegengesetzte Laster als bezeichnend zuschreibt. Der Verf. führt p. 155 eine hierher gehörige Ermahnung der Magistratur von Salerno und ein sehr merkwürdiges Beispiel an; dem Ref. würde es indeß leicht werden, dem letztern noch mehrere andere hinzuzufügen.

— Wer nach dieser Uebersicht über das, was, nach des Ref. festem Dafürhalten, die Carbonari gewollt und welcher Mittel sie sich dabei bedient, in der Ausübung der oben erwähnten Autorität eine zu große Anmaßung findet, der möge bedenken, wie schwer es den wohlmeinendsten und gemäßigtsten Männern werden mußte, in Augenblicken, wo sie durch allgemeinen Umsturz ihr Vaterland so gefährdet sahen, daß nur die kraftvollsten Maßregeln es, ihrer Meinung nach, retten konnten, zwischen den dringenden Anforderungen der Zeit und der scharfen Grenze der bestehenden Gesetze sich auf dem richtigen Mittelpfade zu erhalten; er möge ferner im Auge behalten, wie die ausdrückliche Erklärung (döring'sche Uebersetzung, p. 93), alles Eingreifen des Ordens in die öffentlichen Angelegenheiten solle mit der vollendeten Befestigung der beschwornen Verfassung sogleich aufhören, den Verdacht einer egoistischen Usurpation zu entfernen geeignet war; er möge endlich das Hinstreben zum Guten und Ordnungsmäßigen, das sich in der That nicht verkennen läßt, erwägen, und er wird, wenn er auch mit dem Ref. den Ausbruch der Revolution laut mißbilligt, doch den Orden der Carbonari gewiß nachsichtiger beurtheilen, als Journal- und Pamphletschreiber es zu thun sich das Wort gegeben zu haben scheinen.

Wenn der Verf. (p. 164 — 166) uns zum Schlusse Nachrichten von dem traurigen Ende aller dieser Unternehmungen mit-

theilt, wenn er ferner das Strafsystem schildert, das die jetzige Regierung gegen die Theilnehmer der Revolution angenommen hat (und das in so grellem Widerspruche mit dem Benehmen des Generals Church (p. 196) steht), so kann Ref. die tiefe Wehmuth nicht unterdrücken, die ihn bei Lesung dieser traurigen Auftritte ergriffen hat. Ref. kam als Fremdling nach Neapel; er verweilte nur kurze sieben Monate und in beschränkten Verbindungen in diesem Lande, aber so ganz wußten jene gesegneten Küsten ihn an sich zu fesseln, daß es noch jetzt mit der glühendsten Liebe ihn zu ihnen hinzieht, daß er fortwährend jedes Leiden, das ihre unglücklichen Bewohner betrifft, im Innersten schmerzlich mitempfindet. Und Menschen, die in diesem Lande grau geworden, die von der Liebe seiner Einwohner über das Meer in ihre Mitte zurückgerufen sind, unter deren Augen die jetzige Generation den Wiegen entwachsen ist; Menschen, die während mehr als eines halben Jahrhunderts alle Schicksale, die das Volk betroffen haben, am tiefsten mitempfanden: sie sollten einem Lande, zu dem die Liebe, auch in eines Fremdlings Herzen, durch keinen spätern Eindruck verdunkelt werden kann, sich feindlich gegenüber stellen und ewigen Jammer über Calabriens Weinberge, über Apuliens Felder verbreiten wollen? Werden sie nicht vielmehr ausrufen:

„Non è questo'l terren, ch'io toccai pria?
Non è questo'l mio nido,
Ove nudrito fui si dolcemente?
Non è questo la patria, in ch'io mi fido?“ — — —
— — — Per Dio, questo la mente
Talor vi mova; e con pietà guardate
Le lagrime del popol doloroso,
Che sol da voi riposo
Dopo Dio spera. — —

Petrarca.

Und so ist denn wieder für Generationen, wenn nicht gar für Jahrhunderte, die Hoffnung verloren gegangen, die auf alle Weise reich begabten Einwohner Großgriechenlands zu etwas Höherem aufgeregt zu sehen, als wozu sie die unglücklichste Lage bisher kommen ließ, und leider müssen wir die merkwürdige Vorhersagung des florentinischen Staatssecretairs hier wiederholen:

„Gestanto dico, che nessuno accidente, benchi grave e violento, potrebbe ridurre mai Milano o *Napoli* libere, per essere quelle membra tutte corrotte.“

Discorsi I, 17.

VII.

Mémorial de Sainte-Hélène, ou Journal, où se trouve consigné, jour par jour, ce qu'a dit et fait *Napoléon* durant dix-huit mois; par le Comte de *Las Cases*. Tome I—IV. *Londres* chez H. Colburn et C. 1823. 471 — 445 — 372 — 382 S. 8.

Hätte die russische Nation unter Peter dem Großen (wo ihr erst ihr akademisches Alphabet gegeben wurde) bereits eine Literatur, oder — was jetziger Zeit oft gleichbedeutend dafür genommen zu werden scheint — eine Fluth von Flugschriften, Journalen und Zeitungen besessen, — oder endlich, hätt' es damals auch nur an vorlauten politischen Schreiern und Worthaltern nicht so ganz gefehlt: — hilf Himmel! wie würd' es, von dem Augenblick der Entscheidungsschlacht von Pultawa an (wenn nicht schon früher), und so unerbittlich fort bis zu der tragischen Katastrophe vor Friedrichshall, auf den unbeugsam-starren Kopf des nordischen Alexander herabgeregnet haben mit Kreuzpredigten und Lärmblasen, mit Invectiven in Versen und Prosa! Wie hätte man da nicht aus jedem Winkel seines früheren Lebens jede scandalöse Anekdote, wie aus dem Kehricht, hervorgesucht, um dem Helden einen garstigen Schmutzfleck anzukleben, ihn all seiner Größe zu entkleiden und zu sich in den Staub herabzuziehen; wie Jagd gemacht auf jede Schwäche seines Geistes oder Herzens, um sie in Einfalt oder Bösartigkeit umzuwandeln; wie auf seine Rechnung alles Aberwitzige, in sich Grund- und Bestandlose als erwiesene, fürder unbestreitbare Wahrheit zu Markte getragen und dabei mit herzlicher Schadenfreude darauf gerechnet, daß Carl weder zu Bender, noch zu Demotika im Stande seyn werde, dies Truggewebe von Hohn, Lästerung und Malevolenz zu zerstören, indem er es als Gaukelbild in sein ihm gebührendes Licht stellte! Und gleichwohl wäre das, da es dem Nationalfeind galt, nicht nur als patriotischer Aufschwung sonder Zweifel mit lautem Beifall aufgenommen, sondern auch in der Nähe und Ferne als allgemeine Volksstimme anerkannt und folglich einer Gottesstimme gleichgeachtet worden.

Die nämliche Erscheinung — nur in noch viel höherer Potenz — haben uns unsere Tage wirklich und leibhaftig zu schauen gegeben, als es darum galt, dem gefesselten Löwen auf Elba und St. Helena ungestraft Hohn zu sprechen; und nur der todte scheint uns allmälig wieder zu einiger besseren Besinnung zu bringen — ja, es sogar — nicht blos dem John Bull jen- und diesseits des Canals (denn der ist zu allen Zeiten und aller Orten in Gunst, wie in Abgunst, gleich wandelbar), sondern selbst den stock-

aristo- und demokratischen Championen der entgegengesetzten Systeme wahrscheinlich zu machen, daß der kleine Mann aus Corsika, der sich in so verschiedener Weise als tüchtig erwiesen, doch vielleicht nicht blos ein vom blinden Glück emporgehobener Abenteurer, sondern auch wohl auf einige innere Kraft, Genie und Großartigkeit des Geistes und Willens gestützt gewesen seyn möge.

Eben darum haben sich denn auch seither einige Stimmen hervorwagen dürfen von Männern, welche Napoleon, der äußern zufälligen Größe entkleidet und also im Gewande reinerer Menschheit, in der Nähe beobachten und nun der Welt aussagen konnten, wie sie ihn nach dem Herabsturz von seiner schwindelnden Höhe gefunden; wie er selbst diesen Sturz getragen und sich ihnen in den verschiedensten Gemüthsstimmungen gegeben; wie er sich selber treu und mit sich eins geblieben; wie und in welchem Geiste er sich über die vergangenen Scenen seines reichen Lebens geäußert habe.

Carl XII. fand, in gelegentlicher Berührung, den englischen Reisenden la Motraye — er fand den Baron Fabrice, der, sein treuer Gefährte im Unglück, uns sein Leben und Treiben am Ausfluß des Dniester schilderte. Ohnlängst fanden wir an O'Meara's Stimme aus St. Helena — und hier finden wir am Grafen Las Cases ein nicht unähnliches Gegenstück, eben sowohl von freiwilliger Ankettung an das Schicksal des Tiefgefallenen, als von täglicher treuer Aufzeichnung auch des Geringsten, was dem Exkaiser, von dem verhängnißvollen Augenblick an, wo er den Bord des Bellerophon betrat, bis dahin, wo das Mißtrauen seiner Wächter diesen Freund ihm von der Seite entfernte, persönlich begegnete. Wer will leugnen, daß ein solches Tage-Register (wofern anders die Hand eines feinen Menschenbeobachters sich darin nicht verleugnet) sowohl um des Mannes willen, von dem es handelt, als wegen der tiefen Blicke, die es in Geist und Gemüth desselben gestattet, für die Mitwelt, die ihn seine große weltgeschichtliche Rolle spielen und vollenden sah, und in derselben wiederum für Forscher von jeder Partei und Stimmung ein überaus hohes Interesse gewinnen müsse?

Jedoch, ein fast noch reicheres Interesse, als diese detaillirte Darstellung von Napoleons passiver Existenz auf St. Helena gewähren könnte, knüpft sich an die hier aus seinem eigenen Munde auf die mannichfaltigsten zufälligen Veranlassungen ihm entschlüpften Aeußerungen, Bemerkungen und Aufklärungen über so manche bisher nicht hinreichend bekannte oder räthselhafte und entstellte Vorkommenheit seines Privat- und politischen Lebens, so wie über die Würdigung der Werkzeuge, deren er sich bediente, und der Menschen, welche wohlthuend oder feindselig in sein Daseyn einwirkten, — je nachdem diese oder verwandte Gegenstände, im vertraulichen Gespräch

mit dem Referenten, herbeigeführt wurden und hier von ihm in sorgfältigster täglicher Aufzeichnung — nicht selten sogar mit seines Helden eigensten Worten — wiedergegeben werden. Freilich erlaubte schon eine solche Entstehungsart dieser Mittheilungen weder eine genaue chronologische Folgereihe, noch eine durchgängige Zusammenstellung nach innerer Verwandtschaft des Inhalts: aber auch selbst das Surrogat von Methode, auf welches der Verf. zum Bindemittel für das Ganze gefallen ist, scheint eben nicht das gelungenste, ermüdet und verwirrt, wenn es zuweilen nicht gar an die Einkleidung erinnert, welche weiland dem französischen Herausgeber der 1001 Nacht arabischer Mährchen jene bekannte witzige Mystification zuzog.

Wie? also wären es denn auch am Ende wohl nur schöne Mährchen, oder doch etwas in seinem Werthe wenig Besseres, was uns hier unter einem so viel versprechenden Aushängeschilde geboten würde? — Das soll keineswegs gesagt seyn! Vieles spricht sich unbestreitbar und durch sich selbst als Wahrheit aus; noch mehreres trägt den Stempel einer überwiegend höhern Wahrscheinlichkeit, als was bisher sich damit schmückte, und selbst der größere Rest mag als Behauptung mindestens gleichen Anspruch, als das Entgegenstehende, fordern, das uns bisher, vielleicht nur wegen ermangelnden Widerspruchs, als Factisches galt. Zwar, könnte irgend etwas das Mißtrauen auffordern, gegen den Referenten auf seiner Hut zu stehen, so möchte es die Bemerkung thun, daß er, ein unbedingter Bewunderer seines Helden, durchaus keinen Flecken an ihm haften lassen will, alles ins Schöne malt und auch das nicht zu Rechtfertigende mit der Wärme eines Sachwalters entschuldigt. Mag er selbst die Entschuldigung einer solchen Einseitigkeit in seinen individuellen Gefühlen finden, doch die Stimme der Geschichte, indem sie sein Werk dankbar zu Rathe zieht, wird sich durch diese mehr in dem Raisonnement als in den Facten hervorschimmernde Tendenz keineswegs irren lassen und eine strenge Sichtung seiner Anführungen und Urtheile für unerlaßlich halten. Selbst aber auch dann noch wird sie in seiner dargebrachten Spende des Erwiesenen und Gewissen eine Ueberfülle behalten, um einen der größten Charaktere zu würdigen, die ihr Griffel zu verzeichnen hat.

Insofern jedoch Las Cases weniger die letzte Quelle, als nur der Vermittler dieses historischen Stoffes ist, den er uns liefert, und Napoleon selbst als Verkündiger seines Wollens und Wirkens hier stets im Hintergrunde sichtbar erscheint, oft sogar in den Vorgrund hervortritt, wird es uns, nächst der Ueberzeugung von der gewissenhaften Treue des Ueberlieferers, zur noch ungleich wichtigeren Frage: ob sein Gewährsmann, Napoleon, indem er von sich

selbst und andern berichtet, von Gunst und Ungunst gegen die Personen, von absichtlicher Entstellung oder Beschönigung des Geschehenen, von Reticenzen und Verhüllungen, von unrichtiger oder mangelhafter Kenntniß mancher Thatsachen, von Gedächtnißfehlern und Verwechselungen einzelner Umstände, von unberichtigten Vorurtheilen und Präsumtionen, und vor allem von jener gefährlichen Selbsttäuschung freizusprechen sey, die ihn über seine Absichten und Plane irreführen, oder ihm wenigstens hinterdrein vieles in einer ganz andern Färbung erscheinen lassen konnte. Der treffliche Beurtheiler von O'Meara's „Stimme aus St. Helena" (Vgl. Hermes Nr. XVII. S. 322 — 377) hat über diesen nämlichen Punct, der sich ihm dort von selbst zur Erörterung darbot, so viel Durchdachtes und Scharfsinniges beigebracht, daß hier füglich darauf verwiesen werden darf, um nicht durch Wiederholung zu ermüden. Wenn derselbe es auf alle Weise wahrscheinlich macht, daß Napoleon seinem Arzte diesen Grad von Vertrauen in unbefangener Mittheilung (wiewohl sie ihm in seiner damaligen Lage überhaupt gegen seine Umgebungen Bedürfniß gewesen zu seyn scheint) mehr oder weniger wohl nur darum bewies, um durch ihn mittelbar auf die Erweckung einer günstigeren Stimmung bei der englischen Nation für sich zu wirken; so kann zwar seinen nicht minder vertraulichen Aeußerungen gegen Las Cases keine solche Absichtlichkeit zu dem nämlichen Zwecke untergelegt werden, obschon die nämliche Wirkung sehr wohl daraus hervorgehen könnte: allein vor Welt und Nachwelt überhaupt gerechtfertigter dazustehen und sich das Recht und den Werth zu vindiciren, welchen der Erfolg seinem Leben und Handeln in letzter Instanz abgesprochen zu haben schien, — das mußte er wollen, und dahin mußte, auch unbewußt, jedes Wort und jede Reflexion aus seinem Munde streben. Sein Geist (und wir wissen, wie vulkanartig er in sich gährte und arbeitete) mußte unaufhörlich geschäftig seyn, das Verfehlte, Zerrissene und Zwiespältige in seinem Leben zur innern Harmonie und Einheit aufzulösen, mußte seinem Bewußtseyn Tendenzen unterstellen und Beweggründe in ihm vermitteln, die vielleicht nur entfernt und secondair auf ihn eingewirkt hatten. Er fühlte die innere Nothwendigkeit, sich als Mensch vor dem Tribunal seines Kopfes und Herzens zu retten, um die Stellung zum Menschengeschlechte, das ihn ausgestoßen hatte, zu finden, welche ihn mit demselben zu versöhnen oder ihm ein Recht zu geben vermöchte, sich über dasselbe zu beklagen. Leicht möglich, daß er sich, in diesem Bestreben, hier und da in den Tangenten seines Herzens vergriff; daß er sich selbst manches Wollens und Strebens überredete, das nur im Gebiet seiner unermeßlichen Phantasie zu suchen war. Von Heuchelei, auch gegen sich selbst, kann und soll bei einem

so kräftigen Charakter die Rede nicht seyn, sobald er sich je veranlaßt fühlt, in seinen eigenen Busen zu greifen: aber wem erschiene aus seiner näheren oder entfernteren Vergangenheit nicht so gar vieles in einem ganz andern und mildern Lichte, wenn ihm dies Licht wohlthut, oder wenn der Sturm in seiner Brust angefangen hat, sich zu stillen?

Zwar bei Napoleon hatt' er wohl kaum erst angefangen, sich in der wild bewegten Brust zu legen, oder ward doch allaugenblicklich durch die unwürdige Behandlung seiner Kerkermeister von neuem angefacht. Daher denn auch die Leidenschaftlichkeit im Urtheil über Freunde und Widersacher; die noch nicht überall gewonnene, durchaus klare — oft selbst verschobene Ansicht der Ereignisse bei einem doch so klaren Geiste; daher der noch nicht erreichte höchste Standpunct, der ihn auch als Geschichtschreiber und Selbst-Biograph über seine Zeit und sein Schicksal hinaufgestellt haben würde. Zwanzig Jahre später und in einer glücklichern Abgeschiedenheit von der Welt, als St. Helena und ein Sir Hudson Lowe ihm gewähren konnten, hätt' er seine Bekenntnisse niederschreiben müssen, um uns ein Geschichtbuch seines Lebens und seiner Thaten zu liefern, das uns O'Meara's und Las Cases Tagebücher, oder selbst seine jetzt herauskommenden eignen Aufzeichnungen nimmer ersetzen können. Sey man aber zugleich auch aufrichtig genug, einzugestehen, daß dieser vermißte Stempel höchster Vollkommenheit selbst auch an Cäsars und Friedrichs Commentarien sich nicht überall offenbart, und daß uns Napoleons Memoiren aus erster und zweiter Hand, auch in ihrer jetzigen relativen Mangelhaftigkeit, unendlich mehr geben, als wir erwarten durften, wenn sie uns auch nur lehren, ihn zu achten, selbst wo wir ihm unsern Beifall und unsre Liebe versagen müssen.

Hierzu sind insonderheit auch die vorliegenden Aufzeichnungen von Las Cases in einem hohen Grade geeignet, und diese vier Bände, denen noch eine gleiche Anzahl zu folgen bestimmt ist, bieten eine überaus reiche Lese von wichtigen und wissenswerthen Notizen dar, wodurch entweder Aehnliches in O'Meara's Werk seine vollere Beglaubigung erhält, oder den Begebenheiten neue Seiten, Beziehungen und Aufschlüsse abgewonnen werden. Mit Beseitigung dessen, was hier nur zu lebhaft an die geschichtlichen Anführungen in der vorgedachten Beurtheilung des von dem englischen Wundarzte herausgegebenen Werkes erinnern würde, mögen die Leser des Hermes den Geist, der in Las Cases Memorial herrscht, aus einigen weitern Mittheilungen kennen lernen. Wenn dort eine gewisse Derbheit des Tons und der Darstellung, vielleicht nicht ganz zu des Britten Vortheil, hervorschimmert, so werden sie sich hier eben sowohl des Freimuths, als der Feinheit und Discretion des

Franzosen erfreuen, aber auch in beiden schätzbaren Eigenschaften des Schriftstellers Stoff zur gerechten Verwunderung finden, – daß diese Bände in Paris erscheinen konnten.

Zuvörderst setzt Herr Las Cases (I. 9 — 20) sein früheres und späteres persönliches Verhältniß zu Napoleon auseinander, um uns den Standpunct zu geben, woraus wir seinen Beruf, wie seine Glaubwürdigkeit, als Sammlers dieser biographischen Bruchstücke, abzumessen haben. Zum Seemann erzogen und aus gutem Hause, emigrirte er, 21 Jahr alt, gleich im Anfange der französischen Revolution, wie so viele andre, weil es Mode war, entging kaum der Schlachtbank von Quiberon, warf sich dann in die Arme der Wissenschaften, schrieb in England, unter dem angenommenen Namen Le Sage, für seinen Broterwerb und benutzte endlich, nach dem Frieden von Amiens, die allgemeine Amnestie, um nach Frankreich zurückzukehren. Allein hier war sein Vermögen eingezogen worden, und sein Zartgefühl untersagte ihm, sich um einen Posten in der neuen Ordnung der Dinge zu bewerben. Vielmehr verschaffte er sich, immer noch unter jenem erborgten Namen, durch die fortgesetzte Bearbeitung eines mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommenen historischen Werks *), eine unabhängige Existenz und trat, mehrere Jahre später, nur dann erst wieder in den öffentlichen Staatsdienst, als die alten Häuser insonderheit dazu vom Kaiser aufgefordert wurden und er selbst die Sache der Bourbons je länger je mehr verloren gab. Er ward zum Kammerherrn und bald auch zum Mitgliede des Staatsraths ernannt, zu mehrern Missionen in Holland, Illyrien und im Innern gebraucht und versuchte auch, sich dem Kaiser nach seiner ersten Abdankung anzuschließen, doch ohne Fontainebleau mehr erreichen zu können. Jetzt zog er sich von den Geschäften zurück und scheint auch in der Periode der hundert Tage nicht vor andern thätig gewesen zu seyn. Ohne daß ihn Napoleon bisher vor seinen übrigen Dienern ausgezeichnet oder er auch mit dem Kaiser nur in irgend einer nähern Berührung gestanden hätte, eilte er gleichwohl, nach der Katastrophe von Waterloo sich an denselben anzuschließen, mit dem unwiderruflichen Vorsatz, einerlei Schicksal mit ihm zu theilen. Der Kaiser, mehr verwundert, als gerührt, verstattete ihm diesen Wunsch, der ihn aus den Armen seiner Familie riß, und Las Cases war unter den vier Personen, welche Napoleon in seine Verbannung nach St. Helena begleiten durften. Durch seine wissenschaftliche Bildung machte er sich seinem Gebieter für die gesellschaftliche Unterhaltung, so wie durch seine Rechtlichkeit und seinen fei-

*) Atlas historique. — Ein ähnliches Werk, mit Charten und Tabellen, wie wir es von unserm wackern Kruse über die Periode des Mittelalters besitzen.

nen Tact für dessen Zuneigung bald besonders werth, und in eben dem Maße, als allmälig die Scheidewand der Etiquette, bis auf einen gewissen Grad, zwischen ihnen niedersank und dem treuen Diener das ihm gebührende Vertrauen ward, vervielfältigten sich ihm auch die Gelegenheiten, diese Notizen aus des Kaisers Munde aufzusammeln und mit Beflissenheit zu verzeichnen. Napoleon wußte, daß dies geschah, ohne jedoch davon weitere sonderliche Kenntniß zu nehmen, noch in der Offenheit seiner Mittheilungen etwas zu kürzen.

Die Schreibung des Namens Buonaparte oder Bonaparte, womit die Kleinkrämerei seiner Gegner sich so viel zu schaffen gemacht hat, war in des Kaisers Familie gleichgültig. Er selbst unterzeichnete sich früher auf die erstere Weise. Erst nach den italienischen Feldzügen ging er zu der letztern über, um sich dadurch mehr zu französiren. (I. 132.) — Nicht nur, daß im Mittelalter die Familie Buonaparte in Italien zu Treviso, Bologna und Florenz in Ansehen stand und sich in den politischen Händeln des Landes auszeichnete, und daß die Mutter des Papstes Nicolaus V. oder Paul V. aus diesem Geschlechte stammte, sondern es lag nur am Kaiser selbst, wenn er wollte, auch einen Heiligen unter seine Ahnen zu zählen. Noch als Obergeneral traf er nach der Expedition gegen Livorno, auf dem Wege nach Florenz, in San-Miniato mit einem alten Abbate seines Namens zusammen, der ihm in aller Form aus Urkunden bewies, daß schon vor langer Zeit ein Capuziner, Bonaventura Buonaparte, zu Bologna im Geruch der Heiligkeit verstorben und selig gesprochen worden, den man nur darum noch nicht kanonisirt habe, weil die schweren Kosten nicht aufzubringen gewesen. Der Alte meinte, seinem Herrn Vetter müsse es nunmehr ein Leichtes seyn, die Sache durchzusetzen, und es würde ihm dazu nicht mehr, als Ein gutes Wort beim Papste kosten. Ja, selbst als Pius VII. nach Paris kam, den Kaiser zu krönen, brachte auch Er die Ansprüche des Vater Bonaventura wieder auf die Bahn, ohne damit ein besseres Gehör zu finden. (I. 139.)

Napoleon bekümmerte sich überhaupt nie um die Familienpergamente, die alle in den Händen seines ältern Bruders Joseph blieben, den er oft im Scherz „den Genealogisten der Familie" nannte. — Sein Vater, Carl Buonaparte, war ein in Rom und Pisa wissenschaftlich gebildeter Rechtsgelehrter, der, feurig begeistert für die Freiheit seines Vaterlandes, nach der Eroberung desselben durch die Franzosen, Paoli in seine Verbannung zu begleiten beschloß, und nur durch das väterliche Ansehen, welches sein Oheim, der Archidiakon Lucian zu Ajaccio, über ihn, wie über die ganze Familie, ausübte, zur Rückkehr bewogen wurde. Als er späterhin (1779) unter den Deputirten der Adels-Classe von Corsica in Paris ver-

anlaßt ward, zu Gunsten des auf der Insel befehligenden Generals, Herrn von Marboeuf, über dessen Verwaltung ein sehr vortheilhaftes Zeugniß abzulegen, so fand des letztern Neffe, der Erzbischof von Lyon, welcher zugleich Minister der Pfründen war, darin eine Aufforderung der Dankbarkeit, ihn hinwiederum seiner Familie dringend zu empfehlen, von welcher die Aufnahme in die Kriegsschule zu Brienne abhing, die damals von ihm für seinen zehnjährigen Sohn Napoleon nachgesucht wurde. So erklärte sich denn allerdings das besondere Wohlwollen des Hauses Brienne gegen die corsische Familie auf eine minder anstößige Weise, als man es aus der „Hausfreundschaft" des französischen Generals hat herleiten wollen. (I. 140.) — Der Vater des Kaisers starb zu Montpellier, 38 Jahr alt, wie sein Sohn, am Magenkrebs. (I. 143.)

Napoleons Mutter, Lätitia Ramolini, galt für eine der schönsten Frauen ihrer Zeit und war auf der ganzen Insel dieserwegen berühmt. Als Paoli zur Zeit seiner Macht eine Gesandtschaft von Tunis oder Algier empfing, wollte er den Barbaren einen Begriff von den Vorzügen seines Landes geben und versammelte alle Schönen desselben um sich her, wo Lätitia jede andre mit ihren Reizen überstrahlte. Später noch, als sie ihren Sohn in Brienne besuchte, erregte sie selbst in Paris einiges Aufsehen. Ebenso zeigte sie sich während der corsischen Fehde als muthige Amazone im Felde und wich ihrem Gatten, auch wo es heiß herging, nicht von der Seite. Zumal begleitete sie ihn auf seinen Zügen zu der Zeit, wo sie Napoleon unter dem Herzen trug, jezuweilen zu Pferde. Ihre Großsinnigkeit, Seelenstärke und Hochsinn waren ausgezeichnet. Sie ward Mutter von 13 Kindern und hätte leicht noch eine zahlreichere Nachkommenschaft haben können, wenn sie nicht schon im dreißigsten Jahre Wittwe geworden wäre. (I. 145.) — Am Tage Mariä Himmelfahrt (15. August 1769) war sie so eben auf dem Wege zur Messe, als sie eilig umkehren mußte, aber das Kindbett nicht mehr erreichen konnte. Napoleon kam zur Welt auf einem altväterischen Teppich, mit Figuren in Lebensgröße — vielleicht alten Heroen aus der Fabelwelt oder der Iliade. (I. 153.) — Uebrigens war schon seit mehreren Generationen der Name Napoleon für den Zweitgebornen in der Familie herkömmlich und schrieb sich von einem Napoleon Ursini her, der in den Jahrbüchern Italiens berühmt ist. (I. 137.) — Als der junge Napoleon in der Kriegsschule von Paris bei seiner Firmelung dem Erzbischof, der sie verrichtete, seinen Taufnamen nannte, äußerte dieser einige Befremdung und meinte, solch ein Calender-Heiliger sey ihm ganz unbekannt. Der Knabe aber erwiderte mit Lebhaftigkeit: ob das auch ein Wunder sey, da es der Heiligen eine solche Unzahl, der Plätze im Calender aber nur 365 gebe? Wirklich auch hatte der heilige

Napoleon so lange noch kein Unterkommen in demselben — wenigstens im französischen nicht — finden können. Nach Abschließung des Concordats aber bewies ihm der Papst die Artigkeit, den 15. August, des Kaisers Geburtstag, für ihn zu bestimmen. (I. 159.) Unter seinen Cameraden in Brienne aber zog ihn anfangs die corsische Aussprache seines Namens, der wie Napoillonè klang, den Spitznamen: la paille au nez (Gelbschnabel), zu. (I. 154.) Indeß zeigte sich hier seine Gemüthsart keineswegs so ungesellig, verschlossen und feindselig, als frühere Berichte es ihm angedichtet haben. Schon von Kindheit auf war er unruhig, hurtig, gelenk und lebendig bis zum Uebermaß, und dadurch behauptete er ein entschiedenes Uebergewicht über seinen ältern Bruder Joseph, welcher geschlagen, gebissen und schon bei der Mutter verklagt war, während diese noch schalt, daß der Gemißhandelte den Mund nicht aufzuthun vermöge. Seine Mitschüler hingegen fanden ihn sanft, friedsam, fleißig und äußerst gefühlvoll. Als er einst unverdienter Weise, nach der klösterlich-pedantischen Weise dieser Lehranstalt, sich knieend zum Schandkittel bequemen sollte, fiel er in heftige Krämpfe, von Erbrechen begleitet. Erst in den Jahren der Pubertät schlich sich etwas Mürrisches und Düstres in sein Wesen, und das Lesen ward ihm zur Leidenschaft ohne Grenzen. (I. 155.)

Vermöge einer sonderbaren Laune des Zufalls ward Pichegru zu Brienne des jungen Napoleons Stuben-Aufseher und Repetent in der Mathematik. Obwohl unadelichen Geschlechts, hatte er durch zufällige Begünstigung seinen Unterricht in dieser nämlichen Kriegsschule genossen und war in derselben demnächst als Unterlehrer angestellt worden. Er war auch Willens, in den Orden der Minimen, denen diese Anstalt zur Leitung anvertraut war, zu treten, nahm aber, auf bessern Rath, Dienste unter der Artillerie und war beim Ausbruche der Revolution Unterlieutenant. Indeß hatte Napoleon von seinem Repetitor doch nur eine sehr dunkle Vorstellung im Gedächtniß behalten, daß er nämlich groß von Statur und von einer besondern Röthe im Gesichte gewesen. Treuer hingegen schien Pichegru das Bild eines so ausgezeichneten Schülers in sich aufbewahrt zu haben: denn als nach seinem Uebertritt zur royalistischen Partei mit ihm berathen wurde, auf welche Weise auch der Obergeneral der italienischen Armee für ihre Sache zu gewinnen seyn möchte, erwiderte er: „Das wäre verlorne Mühe! Ich kenne ihn als Kind; was er einmal ergriffen hat, davon läßt er nicht. Es ist ein unbeugsamer Charakter!“ (I. 159.)

Alljährlich untersuchte ein Inspecteur die zwölf Provinzialkriegsschulen, um die fähigeren Zöglinge zur Vollendung ihrer Studien in die pariser Kriegsschule zu versetzen. Damals versah der Chevalier de Keralio (bekannt als Verfasser eines Werks über die

Taktik und als Lehrer des jetzigen Königs von Baiern) diesen Posten. Er kam im Jahre 1783 nach Brienne und seine Wahl fiel auch auf Napoleon, obgleich dieser noch nicht das bestimmte Alter hatte und, außer der Mathematik, in allem Uebrigen noch zurück war. Die Mönche ließen es nicht an Vorstellungen dagegen fehlen; jener aber versetzte: „Ich weiß wohl, was ich thue. Ich werde hier ein Flämmchen gewahr, das man auf alle Weise nähren muß.“ — Zwar starb er bald darauf, aber sein Nachfolger hielt sich an seine Anzeichnungen und Napoleon ward nach Paris geschickt. Von jetzt an aber entwickelten sich auch immer mehr in ihm die großen Eigenschaften, die Tiefe des Gemüths, der helle Blick und der entschiedene Charakter, die in ihm geschlummert. Daß man aber schon von frühe an nicht gemeine Erwartungen von ihm gehegt habe, mag selbst daraus hervorgehen, daß, als sein Vater im Sterben lag, wo Joseph neben seinem Bette saß, Napoleon aber fern davon sich auf der Schule befand, er in seinem Irrereden immer nur nach dem letztern rief: er solle ihm „mit seinem großen Degen“ zu Hülfe kommen. Späterhin, als auch der schon erwähnte alte Onkel Lucian am Verscheiden war und Alle um ihn herum standen, sagte er zu Joseph: „Du bist der Aelteste der Familie; aber der da (auf Napoleon zeigend) ist das Haupt derselben. Vergiß das nie!“ — Der Kaiser, dies erzählend, setzte lächelnd hinzu: „Es war eine förmliche Enterbung! — Die Wiederholung von Jakob's und Esau's Geschichte!“ (I. 160.)

Mag es übrigens zu Napoleons Charakteristik in diesem Lebensalter noch als Pinselstrich gelten, daß er, kaum ein Jüngling von 18 Jahren, eine leider verloren gegangene Geschichte von Corsica schrieb, derentwegen er von Raynal ausgezeichnet und zu seinen literarischen Dejeuners zugezogen wurde, und daß Paoli mehrmals von ihm sagte: „Dieser junge Mensch hat einen antiken Schnitt: Er dürfte sich wohl zu Plutarchs Helden stellen.“ Que c'était un homme de Plutarque. I. 164. III. 347.)

Daß er bei seiner Entlassung aus der Kriegsschule im Jahre 1785 als Unterlieutenant in das Artillerie-Regiment la Fere, nachfolgends aber als Oberlieutenant in das Regiment Grenoble überging, ist bekannt genug; weniger vielleicht, daß mehrere seiner damaligen Regiments- und Tisch-Genossen ihm in der Folge ein ausgezeichnetes, aber verdientes Glück verdankten. Lariboissiere machte er als Kaiser zum General-Inspecteur der Artillerie, und Sorbier zu dessen Nachfolger in diesem Posten. D'Hedouville ward sein bevollmächtigter Minister in Frankfurt u. s. w. — Valence war damals seine Garnison, und mit 1200 Franken jährlichen Zuschusses von Hause (was für gewaltig viel galt) konnt' er unter diesen jungen Leuten als ein Stern erster Größe glänzen. Aber auch in

der guten Gesellschaft jenes Orts wußt' er sich mit Vortheil geltend zu machen, zumal seit er in das Haus einer Mad. de Colombier eingeführt worden, welche dort in allem den Ton angab und nicht nur den jungen Mann in besondere Affection genommen hatte, sondern auch bis an ihren Tod die Ueberzeugung äußerte, er sey ungezweifelt bestimmt, einst eine sehr große Rolle zu spielen. Wenigstens gestand Napoleon selbst ganz gern, daß eine so ausgezeichnete Verbindung und die höhere Stellung, die er dadurch so früh schon in der Gesellschaft gewonnen, leicht einen bedeutenden Einfluß auf sein Lebensloos gehabt haben möge. (I. 166.)

Hier auch entwickelte sich in ihm das erste Gefühl einer zärtlichen Neigung für die junge Tochter vom Hause, so wie er auch ihre erste Liebe ward. „Unschuldiger" — sagte der Kaiser — „konnte wohl kein Verhältniß seyn, als das unsrige. Es beschränkte sich auf einige kleine Zusammenkünfte, und ich erinnere mich noch, daß wir uns einst früh am Tage ein Rendezvous gaben, wo alles darauf hinauslief, mit einander — Kirschen zu verzehren." — Erst im Jahre 1805, als er auf dem Wege war, sich zum König von Italien krönen zu lassen, sah er sie in Lyon verheirathet wieder, zwar gewaltig verändert, aber doch nicht ohne herzliche Freude. Er gab ihr sodann eine Anstellung bei einer seiner Schwestern. (I. 167.)

Wie wenig — ganz gegen die gewöhnliche Meinung — Napoleon seine Jugendzeit durch Schweigsamkeit und Murrsinn verdüsterte, könnten mehrere lustige Streiche beweisen, deren er sich noch immer gern erinnerte. So hatt' er einen alten, mehr als achtzigjährigen Commandeur, der übrigens allgemein geschätzt wurde. Als dieser einst eine Schießübung veranstaltete, verfolgte er jeden Canonenschuß mit seiner Lorgnette, wunderte sich, daß keine einzige Kugel treffen wollte, schüttelte immer mehr den Kopf und fragte alle Umstehende, ob sie den Schuß haften sähen. Keiner von allen aber hatte darauf gemerkt, daß die jungen Leute jedesmal beim Laden die Kugel heimlich über die Seite brachten, bis endlich, nach fünf oder sechs Schüssen, der alte General selbst, dem es nicht an Kopf fehlte, auf den Einfall kam, den Kugelhaufen nachzuzählen, wo es denn kein Leugnen mehr galt. Er fand den Streich possierlich genug, unterließ aber darum nicht, sie alle in die Wache zu schicken. (I. 171.)

Um bei den Frauen der damaligen Zeit Glück zu machen, mußte man nothwendig esprit besitzen, und auch die Sentimentalität scheint damals unter ihnen gespukt zu haben. Auch Napoleon machte also, in Gesellschaft eines Freundes, seine „empfindsame Reise" in der Umgegend, und es fehlte nicht viel, daß er sie auch in Sterne's Manier beschrieben hätte. (I. 173.) — Nun aber

mahnte die Zeit an Ernsteres. Er war noch zu Valence, als die Revolution ausbrach. Unter den Artillerieofficieren, die man gern zur Auswanderung beredet hätte, gab es einen Zwiespalt der Meinungen, was hier zu thun sey? Doch sobald er sich für die neue Ordnung der Dinge entschied, folgte der bei weitem größere Theil des Regiments seinem Beispiel. Unter der constituirenden Versammlung war er ein sehr feuriger Patriot, bis unter der gesetzgebenden für seine Ideen und Meinungen eine neue Epoche eintrat. (Und das ist denn wohl nur ein Euphemismus, der es errathen lassen soll, daß der Patriot in einen hitzigen Jakobiner umschlug.) In Paris war er Augenzeuge der Auftritte in den Tuilerien vom 21. Juni und 10. August. (Schade, daß wir nicht erfahren, wie thätig oder unthätig er sich dabei benommen!) Das Jahr 1793 fand ihn in Corsica, wo er ein Commando bei der Nationalgarde hatte und sich an Paoli anschloß, bis ihm klar ward, daß dieser im Sinne habe, die Insel den Engländern in die Hände zu spielen; und als beide vereinigt über die corsischen Patrioten siegten und Ajaccio verheerten, sah auch die ganze Familie Bonaparte sich zur Auswanderung nach Marseille gezwungen. Napoleon aber wandte sich wieder nach Paris, während die marseiller Föderalisten auch Toulon an die Britten auslieferten. (I. 176.)

Napoleon war jetzt 24 Jahr alt, Obristlieutenant von der Artillerie, aber noch ganz ohne Ruf und Namen. Doch nunmehr sollte auch sein Glücksstern aufgehen! In den wenigen Wochen seines Aufenthalts in Paris hatte man gleichwohl den tüchtigen Mann in seinem Fache in ihm erkannt, und gerade einen solchen brauchte man jetzt, um die Belagerungsarbeiten vor Toulon, das den Engländern wieder abgenommen werden sollte, zu leiten. Somit fallen denn nun auch alle die Mährchen weg, womit man sich sonst über den unbedeutenden Antheil, welchen der arme Artillerielieutenant an dieser Belagerung genommen, getragen hat; wie er, mit seinem Stück aufs eifrigste beschäftigt, von Barras wahrgenommen worden und dieser sich sodann zum Schöpfer seines Glücks aufgeworfen u. s. w. Barras ist überhaupt mit diesen kriegerischen Ereignissen nie betheiligt gewesen, sondern der Convents-Deputirte Gasparin war es vielmehr, welcher dem von Bonaparte entworfenen Angriffsplan den Vorzug vor vielen andern schaffte, die damals vorgelegt wurden. Dieser Plan enthielt auch wirklich eine buchstäbliche Weissagung der Art und Weise, wie die Engländer Toulon zu räumen genöthigt seyn würden. Er selbst hat ihn nunmehr in der ausführlichen Geschichte dieser Belagerung, die wir in seinen hinterlassenen Werken besitzen, auf eine den Kenner befriedigende Art entwickelt. Aber auch las Cases führt eine Menge von Umständen und Anekdoten an, aus welchen eben sowohl die unbe-

greifliche Unwissenheit des zuerst commandirenden Generals Cartaux, als die düstre Brutalität seines Nachfolgers Doppet hervorgeht, und wie der junge Artillerie-Commandant gegen beide schwer anzukämpfen hatte, bevor er sich für sein überlegenes Talent Platz zu verschaffen vermochte. Erst der brave alte Dugommier, der jene Querköpfe endlich ablösete, ließ ihm volle Gerechtigkeit widerfahren und gewann ihn selbst mit jedem Tage lieber. (I. 180.)

Nachdem Napoleon sich des Außenwerks Klein-Gibraltar bemächtigt hatte, welches er stets als den Schlüssel und Zielpunct seiner ganzen übernommenen Aufgabe betrachtete, sagte er zu Dugommier, der unter seinen Anstrengungen schier erlag: „Gehen Sie ruhig zu Bette! Toulon ist von diesem Augenblick an unser. Uebermorgen sollen Sie darin schlafen können.“ — Der Greis war ganz voll Bewunderung und Dank gegen einen so thätigen Gehülfen und meldete den Ausschüssen in Paris: „ihm zur Seite stehe ein junger Mann, der die regste Aufmerksamkeit verdiene und der, seines Ermessens, in die Wagschale jeder Partei, die er ergreifen möchte, ein bedeutendes Gewicht legen werde.“ Als dieser General darauf zur Armee der Ost-Pyrenäen geschickt wurde, verlangte er, seinen jungen Artillerie-Commandanten mit sich zu nehmen, ohne es jedoch durchsetzen zu können. Dennoch sprach er unaufhörlich von demselben; und späterhin, als jene Armee, nach dem Friedensschlusse mit Spanien, der italienischen als Verstärkung zugeführt worden und auch Napoleon bald darauf bei derselben als Obergeneral eintraf, trat er dort in einen Kreis von Officieren, die, nach allem, was sie so oft aus Dugommiers Munde gehört, ihre Blicke mit gespanntester Erwartung auf ihn richteten. (I. 192.)

Toulon begründete demnach zuerst Napoleons militairischen Ruf, und in dieser Hinsicht dachte er noch immer mit einigem Wohlgefallen an diesen Erstlingserfolg zurück. Uebrigens erschien ihm derselbe gar nicht als etwas Außerordentliches, eben so wenig, als im folgenden Jahre seine Operationen vor Saorgio, die doch bewundernswerth waren und wo er in wenigen Tagen vollendete, was bisher binnen zwei Jahren vergeblich versucht worden. Er selbst sagte: „Der 15. Vendemiaire und selbst Montenotte verführten mich nicht, mich für etwas Besonderes zu halten. Erst seit Lodi kam mir's in die Gedanken, daß ich auf unserm politischen Theater wohl eine entscheidende Rolle möchte spielen können. Da erst kam der Funke eines höhern Ehrgeizes bei mir ins Leben.“ Allein schon als General des Innern arbeitete er einen Operationsplan aus, der sich mit einem Friedensschlusse auf dem Gipfel des Simmering endigte; — und diesen führte er bald darauf selbst, bis Leoben hin, auch zur Wirklichkeit. (I. 193.)

Seine nächste Anstellung war bei der Armee von Nizza oder Italien, wo er die gesammte Artillerie befehligte und alsbald auch einen neuen höhern Geist in diese Waffe brachte. Allein die Ungunst jener stürmischen Zeit brachte auch ihn mehr als einmal in die dringende Gefahr, schnell und unrühmlich zu enden. In Nizza ließ der Volks-Repräsentant Laporte, vor dem er nicht hatte kriechen wollen, ihn eine Zeit lang verhaften. Ein andrer, dem er die willkürliche Verfügung über die Artilleriepferde verweigerte, erklärte ihn dafür außer dem Gesetz, und endlich forderte ihn ein Decret des Convents, das aber nicht zur Ausführung kam, wegen einiger Verfügungen im Militairfach, die mißfällig aufgenommen worden, vor die Schranken. Dagegen fand er einen besondern Freund und Gönner am jüngeren Robespierre, der nicht gar lange vor dem 9. Thermidor alles Mögliche anwandte, ihn zu seiner Begleitung nach Paris zu vermögen, wo sich dann freilich wohl sein Schicksal leicht ganz anders gestaltet hätte. Glücklicherweise widerstand er dieser Einladung, und zum Theil auch wohl nur wegen seiner freundschaftlichen Verbindung mit einem andern, nicht namentlich bezeichneten Deputirten, dessen Gattin ihn vielleicht noch stärker anzog. (Wenigstens gab er bei einem Spaziergang in der Gegend des Col de Tenda ihr zu Gefallen Befehl zu einem zwar glücklichen, übrigens aber völlig unnützen Vorpostengefecht.) Der Gemahl ward indeß einer seiner wärmsten Lobredner beim Convent und trug wesentlich dazu bei, daß man in der Krisis des Vendemiaire sich seiner bediente. Wie Napoleon erst nach langen Jahren mit der Dame wieder zusammentraf und was seine Dankbarkeit für sie that, will bei las Cases (I. 200.) nachgelesen seyn.

Nach dem 9. Thermidor erhielt der Deputirte Aubry die Leitung des Kriegsausschusses und begann sofort mit großen Reformen, wobei Bonaparte aus der Artillerie als General zur Infanterie versetzt und für den Dienst in der Vendee bestimmt wurde. Dies mißfiel ihm, und da er mit seinem Widerspruch bei Aubry nicht durchzudringen vermochte, so nahm er lieber den Abschied, ward aber bald darauf von neuem bei dem topographischen Ausschuß angestellt, wo die Operationen der verschiedenen Heere berathen wurden. Aubry hatte auf Napoleons Vorstellungen eingewandt, er sey noch zu jung und müsse die ältern Generale vorangehen lassen, erhielt aber zur Antwort: „auf dem Schlachtfelde werde man zeitig alt, und er komme eben von dort her.“ Aubry aber, der sich bei dieser Gelegenheit selbst zum Artilleriegeneral ernannt hatte, war nie im Feuer gewesen. (I. 202.)

Die Begebenheiten des 15. Vendemiaire, nach ihren Veranlassungen und ihrem Erfolge, so wie seinen Antheil an denselben, hat

Napoleon selbst in seinen hinterlassenen Werken geschildert *). Als er in Folge derselben zum Commandanten von Paris ernannt worden war, gab der einreißende Brotmangel wiederholten Anlaß zu allerlei Volksbewegungen. Einst auch, als die Bäcker nichts mehr auszutheilen hatten und der Pöbel sich vor ihren Thüren in Menge zusammengerottet hatte, zog Bonaparte zur Erhaltung der Ruhe mit einem Theile seines Generalstabes vorüber. Ein dichter Haufe, meist von Weibern, umringt ihn und treibt ihn unter lautem Geschrei nach Brot je mehr und mehr in die Enge. Es kömmt zu Drohungen und seine Lage beginnt kritisch zu werden. Vor allen andern macht ein ungeheuer dickes und fettes Weibsbild sich in Worten und Geberden bemerklich. „Ihr Herren mit den Epaulets," schreit sie, „fragt viel darnach, ob unser eins Hungers stirbt, wenn ihr nur flott leben und euch mästen könnt." Der General unterbricht sie: „Mütterchen, sieh mich doch einmal drauf an! Wer von uns beiden ist denn wohl am besten bei Leibe?" — Der Pöbel lachte und verlief sich: „denn" — setzte der Kaiser, indem er dies erzählte, hinzu — „ich war damals dürre, wie ein Pergament." (I. 205.)

Auch über seine Verbindung mit Mad. Beauharnois, so wie über die mancherlei Hebel zu seiner Ernennung zum Oberbefehl über die italienische Armee hat sich Napoleon anderweitig in seinen Werken genügend ausgesprochen. Als er zu derselben abging, war die Erschöpfung des Schatzes so groß, daß seine und des Directoriums vereinigte Anstrengungen nicht mehr als 2000 Louisd'or zuwege zu bringen vermochten, die er in seinem Wagen mit sich nahm. Mit dieser Kriegscasse eroberte er Italien und bahnte sich den Weg zur Weltherrschaft. Bei seiner Ankunft in Nizza ließ er jedem General zur Einrichtung seiner Feld-Equipage — vier Louisd'or zahlen, und das schien allen ein Großes; denn schon seit langer Zeit wußte niemand mehr, was baar Geld sey. (I. 206.)

Bis hierher, wo Napoleon eigentlich erst den größern Schauplatz des Lebens betrat und fortan nicht aufhörte, fast täglich und überall jeden Mund mit seinem Namen und seinen Thaten zu erfüllen, war auch in seiner gesammten Geistesrichtung eine sichtbare Veränderung vorgegangen. Was in seinem Styl sonst schäumte und sprudelte, hatte mehr gehaltenen und lakonischen Ernst gewonnen, so wie sein Aeußeres, bei minderer Mittheilsamkeit, an Ruhe und Würde. Sein Auftritt bei der italienischen Armee führte vollends eine scharf abgeschnittene Veränderung in seinem Wesen her-

*) Auch bei las Cases kommen (II. 201 ff.) einige Bruchstücke dieser Erzählung, so wie auch aus seinen italienischen Feldzügen, vor.

bei; aber wirklich machte auch seine auffallende Jugend eine dergleichen weitgetriebene Zurückhaltung und Sittenstrenge durchaus nothwendig. „Wie anders“ — äußerte er sich darüber — „hätt' ich es vermocht, Männern zu gebieten, die an Jahren so weit über mir standen? Mein Benehmen war auch in der That tadellos, musterhaft. Ich ging darauf aus, ein Stück von Cato zu scheinen, galt dafür in Aller Augen, und mag es am Ende auch wohl gewesen seyn.“ — So geschah es denn auch, daß seine Erscheinung bei jenem Heere eine wahre Revolution in Sprache, Sitten und Haltung bewirkte. Als Decres (der nachmalige Marineminister) Bonaparte's Ernennung zum Anführer derselben erfuhr, war er in Toulon, und, gestützt auf seinen frühern häufigen Umgang, den er mit dem neuen General in Paris gepflogen, vermeinte er, bei demselben wohl so viel zu gelten, daß er all seinen Cameraden zuversichtlich verhieß, sie seinem Freunde bei dessen Durchreise vorzustellen. „Ich beeilte mich“ — erzählt er selbst — „voller Freude, bei ihm zu erscheinen. Der Saal öffnet sich; ich bin im Begriff, auf den General zuzueilen, — als Stellung, Blick und Ton der Stimme mich dergestalt ergreifen, daß ich nicht vom Flecke kann. Nicht, daß in dem allen etwas Beleidigendes durchgeschimmert hätte, aber es war dennoch von der Wirkung, daß ich mich nie wieder versucht gefühlt habe, die Schranke, die mir hier gezogen wurde, zu überschreiten.“ (I. 208.)

Bei der Armee selbst erschuf sich Napoleon sofort Unterwürfigkeit, Vertrauen und Hingebung im höchsten Grade. Er unterjochte sie sich aber mehr durch sein Genie, als er sie durch seine Popularität verführte; denn im Allgemeinen war er streng und abstoßend. Eben seine Jugend, oder was sonst der Grund war, hatte bei der italienischen Armee einen sonderbaren, aber im echten französischen Volksgeist gedachten Brauch eingeführt. Nach jeder Schlacht nämlich traten die ältesten Soldaten in eine Berathschlagung zusammen und ertheilten ihrem jungen General einen neuen kriegerischen Grad. Zeigte er sich dann im Lager, so empfingen ihn die grauen Schnauzbärte und begrüßten ihn mit seinem neuen Titel. Bei Lodi ward er zum Corporal — bei Castiglione zum Sergeanten erhoben; und daher stammte auch der Beiname „le petit caporal,“ den Napoleon lange Zeit bei seinen Soldaten beibehalten hat; und wer will sagen, welches die Kette ist, die die größten Begebenheiten mit der kleinsten Ursache verbindet, und ob nicht mit diesem Scherznamen das Wunder seiner Rückkehr aus Elba innig zusammenhing? Denn als er das erste Bataillon, das ihm aufstieß und mit welchem parlamentirt werden mußte, anredete, rief eine Stimme: „Es lebe unser kleiner Corporal! Nie werden wir eine Waffe gegen ihn erheben!“ (I. 214.)

Die Verfahrungsweise des Directoriums und die des Obergenerals in Italien schienen von zwei ganz verschiedenen Regierungen auszugehen: jenes ließ in Frankreich alle Emigrirte zum Tode führen, während bei der Armee nie ein ähnlicher Fall stattfand. Die Directoren gingen sogar so weit, dem General, als er Wurmser in Mantua belagerte, zu schreiben: er möge nicht vergessen, daß dieser ein elsasser Emigrirter sey. Allein Napoleon, als er ihn zum Gefangenen machte, sann nur darauf, dem Greise seine innigste Achtung an den Tag zu legen. „Malta" — sagte der Kaiser — „habe ich mir eigentlich in Mantua erobert. Die edelmüthige Behandlung, welche Wurmser hier erfuhr, brachte mir die Unterwerfung des Großmeisters und seiner Ritter ein." (I. 216. 258.) — Also bedurfte es hierzu nicht, wie man so zuversichtlich behauptet hat, geheimer verrätherischer Verständnisse im Orden. Oder könnte vielmehr der hier hingeworfene Wink Napoleons als eine Bestätigung dafür gelten? Ueber diese Thatsache scheint immer noch nicht das gehörige Licht verbreitet zu seyn.

In Italien benutzte Napoleon als Feldherr keine der Gelegenheiten zur eigenen Bereicherung, die sich ihm darboten. „Ich kam" — sagte er — „von dort zurück mit einem Vermögen, das sich auf noch nicht 300,000 Franken belief. Hätt' ich gewollt, so hätt' ich leicht 10 bis 12 Millionen vor mich bringen können. Nie hab' ich Rechnung abgelegt, und man hat mir auch keine abgefordert. Ich machte mir aber damals Hoffnung auf irgend eine große National-Belohnung; und wirklich kam es beim Publicum in Anregung, mir das Schloß Chambord zu schenken. Ich meine nicht, daß ich es ausgeschlagen haben würde: allein das Directorium beseitigte die Sache. Gleichwohl hatte ich wenigstens 50 Millionen für den Staatsdienst nach Frankreich übersandt. In der neuern Geschichte war dies vielleicht das erste Beispiel, daß eine Armee, anstatt dem Vaterlande zu kosten, zu den Bedürfnissen desselben beisteuerte." (I. 209.)

Ein Administrateur en chef kreuzigte sich darüber vor Verwunderung, als er Zeuge war, wie Napoleon 7 Millionen in Golde ausschlug, die ihm von der venetianischen Regierung geboten wurden, um die ihr gedrohte Auflösung abzuwenden. Zu so etwas, meinte er, gehöre mehr Muth, als Schlachten zu gewinnen! Freilich aber brachte der geringste seiner Generale und Administrateurs einen gespickteren Beutel nach Hause, als der Oberanführer. „Und gleichwohl" — setzte Napoleon hinzu — „wie würde jeder erst eingesackt haben, wenn er mich hätte nehmen sehen! Meine Enthaltsamkeit zwang auch ihn zu einiger Mäßigung. Als mich das Consulat an die Spitze der Geschäfte stellte, vermochte nur allein meine eigne Uneigennützigkeit und meine volle Strenge die Sitten der Ad-

ministration zu bessern und das furchtbare Schauspiel der Directorial-Verschleuderungen zu hemmen. Unsägliche Mühe hat es mir gekostet, diesen Hang bei den ersten Personen im Staate zu ersticken, die nachgehends, von mir gehütet, sich rechtlich und tadelfrei erwiesen. Ich mußte ihnen aber oft einen Schreck einjagen und mehr als einmal in meinem Staatsrath wiederholen, daß, wenn ich meinen eignen Bruder auf dem fahlen Pferde träfe, ich mich nicht bedenken würde, ihn davonzujagen." (I. 211.) (Wie oft wäre gleichwohl eine solche Jagd nöthig und nützlich gewesen!)

Sehr treffend drückte sich der Kaiser über seine Lage während des Feldzugs in Italien aus, als man ihm äußerte, daß seine täglichen und reißenden Siege ihm einen großen Genuß gewährt haben müßten. „Ganz und gar nicht!" war seine Antwort. „Wäre das der Fall gewesen, so hätte ich mir auch Ruhe dazu gesucht. Aber die Gefahr stand immer dicht vor mir; und mein Sieg von heute war immer gleich wieder vergessen, weil schon morgen ein neuer Noth that." (IV. 305.)

Zu der ägyptischen Expedition war wohl keine Armee weniger geeignet, als die italienische. Sofort, als sie den Boden dieses Landes betrat, war der Widerwille, das Mißvergnügen, die Schwermuth und die Verzweiflung allgemein unter den Truppen. Napoleon selbst sah zwei Dragoner aus dem Gliede treten und sich vollen Laufs in den Nil stürzen. In seiner Abwesenheit aber ergriff auch wohl die angesehensten Generale, wie Murat, Lannes u. a. die Wuth, daß sie, Angesichts der Soldaten, ihre Tressenhüte in den Sand warfen und mit Füßen traten. War es auch ein Wunder? Diese Armee glaubte, das Ihrige gethan zu haben; alles hatte sich die Taschen gefüllt, war zu höheren Stufen, zu Genuß, zu Ansehen gelangt. Solche Menschen taugten nicht mehr zu Aegyptens Wüsten und Plagen; und unter jedes Andern, als Napoleons Führung, hätte es zu den furchtbarsten Ausbrüchen mit ihnen kommen müssen. Mehr als einmal war es wirklich im Werke, sich der Fahnen zu bemächtigen, nach Alexandria zu gehen u. s. w. Nur das moralische Uebergewicht und die Charakter-Stärke, der Name ihres Führers konnte die Unzufriedenen zügeln. Eines Tages, als dieser auch seiner Seits vom Unmuth hingerissen wurde, stürzte er sich in die Mitte seiner murrenden Generale, und indem er sich an einen baumstarken unter ihnen (Kleber?) wandte, rief er mit Heftigkeit: „Hier sind aufrührerische Reden gefallen. Hüten Sie sich, daß ich mich nicht meiner Schuldigkeit erinnere! Ihre fünf Fuß zehn Zoll sollten mich nicht hindern, Sie binnen zwei Stunden vor den Kopf schießen zu lassen!" (I. 260.)

Glücklicher Weise verpuffte der Mißmuth der Soldaten (wie denn das bei Franzosen selten fehl schlägt) in schlechten Witzworten;

und diese waren vornämlich auf den General Caffarelli gemünzt, den sie für einen der Haupturheber der Expedition hielten, und der in den Feldzügen am Rhein ein Bein verloren hatte. „Ei, der fragt nach allem nicht!“ spotteten sie ihm unter die Nase, wenn er vorüberstelzte — „der verläßt sich darauf, daß er noch immer einen Fuß in Frankreich behält!“ — Auch die Gelehrten, welche die Expedition begleiteten, entgingen ihrer beißenden Satyre nicht. Sie nannten ihre Esel, womit fast jeder Einzelne für sein Gepäck versehen war, ihre „Halb-Gelehrten.“ — Bei der Abfahrt aus Toulon hatte ihnen ihr General in einer Proclamation versprochen, sie in ein Land zu führen, wo er sie alle reich machen und jedem ein Eigenthum von 7 Jauchart Landes anweisen wolle. Wenn nun die Soldaten die endlosen ägyptischen Sandwüsten durchzogen, machten sie sich über die Kargheit ihres Wohlthäters lustig, die es bei einer so winzigen Portion habe bewenden lassen. „Der Bursche hätte uns von diesem schönen Boden immer nach unserm eignen Belieben anbieten mögen; wir würden von seiner Milde keinen Mißbrauch gemacht haben!“ (I. 263.)

Uebrigens theilte Napoleon hier alle Mühseligkeiten mit seinen Truppen. Die Noth stieg zuweilen so hoch, daß man sich, ohne Unterschied des Ranges, die kleinsten Erquickungen streitig machte. Es gab Augenblicke, wo der Soldat dem Feldherrn selbst kaum gestattet haben würde, statt seiner die Hand in eine trübe Quelle zu tauchen. Als man durch die Ruinen von Pelusium zog, und er sich von der Hitze schier erstickt fühlte, trat man ihm die Trümmer eines Thors ab, worunter er sein Haupt für einige Augenblicke in Schatten legen konnte; und er hatte das als eine unermeßliche Gunst zu betrachten. — Auf dieser nämlichen Stelle war es, wo er, indem er einige Steine zu seinen Füßen bei Seite schob, zufällig eine köstliche Camee von August fand; zwar unvollendet, aber von unübertrefflicher Arbeit. Denon war überrascht von der auffallenden Aehnlichkeit des Kaiserkopfs mit Napoleon. Die Gemme kam nachher in Josephinens Hände, ohne daß man weiß, wo sie weiter geblieben ist. (I. 267.)

Napoleons hochtrabende Proclamationen in Aegypten gaben ihm selbst Anlaß zum Scherz; und besonders von jener berüchtigten, worin er sich für einen göttlichen Gesandten erklärt hatte, gab er zu: „Es war Charlatanerie, aber im höchsten Styl. Zudem war dies Machwerk nur bestimmt, von einem ihrer gelehrtesten Scheiks in schöne arabische Verse übersetzt zu werden. Meine Franzosen lachten nur darüber; und in Italien und Aegypten war es mit ihnen dahin gekommen, daß sich über Religion mit ihnen gar anders nicht, als im leichtesten Tone, sprechen ließ. Jude und Christ, Rabiner und Bischof, — das galt ihnen alles gleich.“ (III. 89.)

Bei den Eingebornen, die Napoleon den „Sultan Kebir" (Vater des Feuers) nannten, hatte er sich indeß eine große Popularität erworben und ihnen zugleich eine so besondere Ehrfurcht für seine Person eingeflößt, daß in seiner Gegenwart sich alles erhob, was sonst keinem widerfuhr. Die Achtung, welche er den Scheiks bewies, und die Geschicklichkeit, womit er sie für sich zu gewinnen wußte, machten ihn zum wirklichen Souverain des Landes. Ihre Entdeckungen retteten ihm mehr als einmal das Leben. Kleber entfremdete sie von sich, ließ sogar einem die Bastonnade geben und ward das Opfer ihres Fanatismus. (I. 270.) — Der Mameluken-Chef Murad-Bey, welcher mit mehreren französischen Generalen Unterredungen hatte, konnte sich gar nicht in ihre kleinen unansehnlichen Figuren finden. Die Orientalen legen ein besonderes Gewicht auf körperliche Wohlgestalt, und sie begriffen darum nicht, wie so viel Genie sich unter einer so winzigen Hülle verbergen könne. Der einzige Kleber entsprach ihrer Vorstellung durch seine Stattlichkeit, die freilich mit Rohheit verbunden war. Zugleich aber witterten sie gar bald aus, daß er kein echter Franzose seyn könne. Als geborner Elsasser konnte er auch wirklich eher für einen Deutschen gelten. (I. 277.)

Zu dem, was wir über die berüchtigte Vergiftung der zurückgelassenen Pestkranken zu Jaffa aus O'Meara wissen, und womit Las Cases vollkommen übereinstimmt, bringt der letztere aus seinen, dieserhalb in Paris angestellten Nachforschungen noch einige neue Aufschlüsse bei, die wohl Beachtung verdienen. Einige französische Verwundete, welche dort eingeschifft wurden, fielen den Engländern in die Hände. In ihrem Lager hatte es ganz an Arzneien gefehlt, und man hatte sich, nach Möglichkeit, mit dortländischen Gewächsen, Wurzeln, Rinden u. s. w. geholfen. Die daraus bereiteten Tränke und Heilmittel waren freilich an äußerm Ansehn und an Geschmack abscheulich, so daß die Gefangenen davon das Schlimmste glaubten und, vielleicht um mehr bedauert zu werden, aussagten: „sie wären dem Tode nur wie durch ein Wunder entronnen, und ihre eigenen Aerzte hätten sie vergiftet." Jener Mangel an Arzneien aber war das schändliche Werk des Ober-Apothekers bei der Armee, dem zum Transport seiner Heilmittel von Kairo fünf Kameele gegeben worden, der es aber für sich vortheilhafter gefunden hatte, sie mit Zucker, Wein, Kaffee u. dergl. zu befrachten und aus dem Verkauf einen ungeheuern Gewinn zu ziehen. Als dieser Betrug entdeckt wurde, wollte der General, in seinem gerechten Zorne, ihn erschießen lassen, und nur durch die Verwendung des ärztlichen Personals, welches einen solchen Schandfleck von sich abzuwenden wünschte, fand er Gelegenheit, sich der Strafe zu entziehen. Beim nachmaligen Einzuge der Engländer in Kairo schloß

er sich ihnen an, trieb es aber bald wieder auf eine Weise, daß er dem Galgen nur durch Mittheilung einer Menge von Abscheulichkeiten auf Bonaparte's Rechnung entging, und darunter war auch jenes Vergiftungs-Mährchen, bei welchem er selbst, auf erhaltenen Befehl, Hand angelegt zu haben behauptete. (I. 253.)

„Vor Akre" — behauptete Napoleon — „lag es nur an der Feigheit eines Fregatten-Capitains, der das Weite suchte, anstatt sich den Weg in den Hafen zu erzwingen, so wie an einigen Ungehörigkeiten bei ein paar Schaluppen, daß nicht die Welt eine andere Gestalt annahm. War Akre genommen, so flog die französische Armee nach Damask und Haleb und stand, ehe man sich dessen versah, am Euphrat. Die syrischen Christen, die Drusen, die Armenier hätten sich ihr angeschlossen; die ganze Bevölkerung wäre in Bewegung gerathen; 600,000 Arme hätten sich für mich bewaffnet. Ich hätte Constantinopel, hätte Indien erreicht und die Welt in eine andere Form gegossen." (II. 438.)

Ueber die Ereignisse des 18. Brumaire haben wir, nach Erscheinung von Napoleons nachgelassenen Werken, nunmehr Gelegenheit, ihn selbst vollständig abzuhören. Sieyes, in Folge dieses Tages, provisorischer Consul neben ihm, hörte ihn, in der ersten Conferenz, über Finanzen, Verwaltung, Krieg, Politik und Gesetzgebung mit einer solchen Geläufigkeit verhandeln, daß er ganz verblüfft heimkam und sich beeilte, seinen Vertrauten zu verkündigen: „Meine Herren, wir haben unsern Meister gefunden! Dieser Mensch weiß alles, will alles und kann alles." (I. 333.)

Die Emigrirten, zumal in England, bauten sofort die größten Hoffnungen auf den ersten Consul. Mehrere vormalige Bekannte von Frau v. Beauharnois flogen nach Paris und schmeichelten sich, durch sie einigen Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten zu gewinnen. Man glaubte damals allgemein, Bonaparte warte nur darauf, was für Vorschläge die Prinzen ihm zu machen haben würden, denn — meinten sie — warum hätte er sonst so lange mit seiner Erklärung im Betreff ihrer zurückgehalten? Ja, als nachher seine bekannte Proclamation diesen Wahn gänzlich hätte niederschlagen sollen, schoben sie es nur auf die linkische Brutalität des Bischofs von Arras, der die Entwürfe der Royalisten vornämlich berieth und leitete, und der sehr naiv selbst gestand, daß er eben so lange keine einzige Zeitung mehr in die Hand genommen, als sie nichts als die Siege oder die Lügen dieses armseligen Packs enthielten. (I. 334.) Gleichwohl empfing der erste Consul um diese Zeit ein Schreiben von Ludwig XVIII, welches unter andern die Stelle enthielt: „Sie zögern lange, mir meinen Thron zurückzugeben! Leicht könnten Sie den günstigen Zeitpunct verstreichen lassen. Frankreichs Glück vermögen Sie nicht zu schaffen ohne mich;

eben so wenig, als ich etwas für Frankreich thun kann, ohne Sie. Beeilen Sie sich denn und bestimmen selbst die Stellen, welche Ihnen für Ihre Freunde gutdünken." — Bonaparte's Antwort war diese: „Ew. königl. Hoheit Schreiben habe ich erhalten. Welch einen lebhaften Antheil ich auch an Ihren und Ihrer Familie Widerwärtigkeiten nehme, so darf ich Ihnen doch nicht rathen, in Frankreich aufzutreten, denn Sie könnten nur über hunderttausend Leichname dahin gelangen. Uebrigens werde ich mich stets beeifern, zu allem die Hand zu bieten, was Ihr Geschick erleichtern und Sie Ihrer Leiden vergessen machen kann." (I. 335.) Beide Briefe sind charakteristisch und bedürfen keines Commentars.

Einen feineren und ausgesuchteren Weg wählte der Graf v. Artois, um an den ersten Consul zu kommen. Er beauftragte damit die junge, schöne und geistreiche Herzogin v. Guiche, der es nicht schwer ward, bei Madame Bonaparte, mit welcher noch alle Personen des alten Hofes in natürlicher Berührung standen, Zutritt zu erhalten. Wie beiläufig erzählte sie bei einem Dejeuner in Malmaison: „Nur kürzlich noch sey beim Grafen v. Artois die Frage aufgeworfen worden, was man wohl für den ersten Consul thun würde, wenn er die Bourbons wiederherstellte? Der Prinz habe erwidert: „„Gleich als Handgeld den Connetable-Stab, sammt allem, was dem anhängt, wenn er ihn möchte. Aber immer noch könnten wir unsere Schuld damit nicht für abgelöst halten. Wir würden auf dem Caroussel-Platz eine hohe und prächtige Säule errichten, als Fußgestell für Bonaparte's Standbild, wie er einem Bourbon die Krone aufsetzt."" Josephine hatte nichts Dringenderes, als ihrem Gemahl diese Aeußerung mitzutheilen. „Und du hast ihr doch auch geantwortet," — entgegnete er — „daß des Consuls Leichnam den ersten Grundstein zu dieser Denksäule legen würde?" — In der Nacht darauf erhielt die schöne Herzogin den Befehl, Paris zu verlassen. „Dennoch" — fügte der Kaiser dieser Erzählung hinzu — „verbreitete sich nachher das Gerücht von Eröffnungen, die ich meiner Seits den Prinzen in Betreff einer Abtretung ihrer Rechte oder ihrer Thron-Entsagung gethan haben sollte, woran kein wahres Wort war. Und wie hätte ich es auch gekonnt? Herrschte ich denn nicht ganz in Kraft eines Grundsatzes, der sie von der Regierung ausschloß — des souverainen Volks-Willens? Was sollte mich bewegen, Rechte bei ihnen nachzusuchen, die man in ihren Personen vernichtet hatte? Es hätte geheißen, mich selbst vernichten! Der Unsinn war zu plump. So etwas hätte mich in der öffentlichen Meinung auf immer stürzen müssen! Nie auch geschah etwas mittelbar oder unmittelbar von mir, was auch nur von fern dahin zu deuten gewesen wäre. Davon mußten sich zu der Zeit auch wohl alle denkende Köpfe über-

zeugt halten, die mir es zutrauten, daß ich weder ein Narr, noch ein Schwachkopf sey." — Nichts desto weniger fand sich Napoleon veranlaßt, der Quelle eines so allgemein umlaufenden Gerüchtes genauer nachzuspüren, wo sich denn ergab, daß eben sowohl eine Anfrage des p** Hofes, als des Consuls darauf ertheilte Antwort, gänzlich mißverstanden worden. Jene hatte die Bewilligung einigen Unterhalts für die Prinzen auswirken wollen, und diese hatte erklärt: „Immerhin, wofern sie sich ruhig verhalten und aller Intrigue entsagen!" Indem nun hierauf vielleicht mehr gebaut und verhandelt wurde, als gemeint war, gab es wiederum Anlaß oder Vorwand zu jenem bekannten Schreiben Ludwigs XVIII an den ersten Consul, das man so sehr bewunderte und dem alle Glieder der Familie mit so viel Aufhebens beipflichteten. (I. 339.)

Zwei Entwürfe beschäftigten Napoleon während seines Consulats, die beide von zu gigantischer Natur waren, als daß man damals nicht sich mit überwiegenden Gründen dem Glauben zugeneigt hätte, er beschäftige sich mit denselben mehr, um England zu schrecken, als daß er ihnen einige Wirklichkeit zu geben gedenke. Dies waren die Landung in England und die Expedition nach Indien. Es mag darum auch wohl der Mühe werth seyn, jetzt seine eigene und, wie man glauben darf, unverstellte Meinung darüber abzuhören. „Ueber mein Landungs-Project" — sagte er — „lachte man in Paris: nicht also Pitt in London! Er ermaß sehr bald die Gefahr in ihrem vollen Umfang und warf mir eine neue Coalition in eben dem Augenblicke über den Hals, wo ich bereits den Arm erhob, um loszuschlagen. Wenn man diese Invasion für eine leere Drohung hielt, so geschah es wohl nur, weil man nirgends hinreichende Mittel wahrnahm, sie zu versuchen. Allein ich hatte alles dazu von weitem angelegt; meine Züge geschahen verdeckt. Indem ich meine Schiffe überall zerstreute, zwang ich die Engländer, sie nach allen Gegenden des Erdballs hin zu verfolgen. Jene hatten indeß mit ihrem Auslaufen keinen andern Zweck, als unversehens und auf einmal wiederzukommen und sich im Canal in Masse zu vereinigen. Dort hätte ich 70 bis 80 französische oder spanische Linienschiffe beisammen und zwei Monate lang die Herrschaft zur See gehabt. Drei- oder viertausend kleine Fahrzeuge warteten nur auf das Signal zum Losbruch, und meine hunderttausend Mann übten sich Tag für Tag in dem Manoeuvre des Ein- und Ausschiffens. Alle waren voll Feuer und guten Willens. Das Unternehmen selbst war ganz im Geist der Nation, und in England wurden wir von einer großen Partei mit Verlangen erwartet. War meine Landung bewerkstelligt, so kam es nur auf eine einzige Schlacht an, deren Erfolg nicht zweifelhaft seyn konnte. Der Sieg hätte uns nach London geführt: denn der Boden des Landes war nicht dazu geeig-

net, ihn uns Fuß für Fuß streitig zu machen. Zudem besaß ich nie ein schöneres Heer; es war das von Austerlitz, und das heißt genug gesagt! In vier Tagen konnte ich in London seyn. Mein politisches Benehmen hätte dann das Uebrige gethan u. s. w." (II. 322.) — Außer dem bekannten Plane eines Landzuges nach Indien, zu welchem Kaiser Paul die Hand bieten wollte, erfahren wir hier aber, daß Napoleon sich auch mit einem Zuge über's Meer beschäftigte, welcher sich nicht minder das Ziel vorsetzte, die englische Herrschaft in Indien zu zerstören. „Dieses entscheidende Unternehmen" — äußerte er sich — „hat mich lange Zeit beschäftigt, aber immer wieder ward ich darin durchkreuzt. Ich wollte 16,000 Mann Truppen dorthin einschiffen, aber blos auf Linienschiffen, deren jedes 500 Köpfe an Bord genommen hätte. Mit Wasser sollten sie sich auf vier Monate versehen, und sie konnten ihren Vorrath auf Isle de France, oder an jedem bewohnten Punct der afrikanischen Küste, in Brasilien oder im indischen Ocean erneuern; denn wohin man kam, war man überall der Stärkere. Angelangt an ihrem Bestimmungs-Orte, setzte die Flotte ihre Truppen an's Land und segelte ohne Verzug wieder von dannen, indem sie ihre Mannschaft aus sieben oder acht der ältesten Schiffe ergänzte, die schon im voraus zu diesem Opfer ersehen waren. Mochte dann eine englische Flotte der unsrigen aus Europa auf dem Fuße folgen, so hätte sie doch nichts mehr vorgefunden; während die sich selbst überlassene Armee, in der Hand eines treuen und tüchtigen Anführers, alle die Wunder erneuert haben würde, die bei uns etwas alltägliches waren. Europa erfuhr dann die Eroberung Indiens, wie es die Besitznahme Aegyptens erfahren hatte." (III. 255.)

Die Expedition nach St. Domingo, nach dem Frieden von Amiens, warf er sich selbst als einen großen Fehler vor. Er hätte es gar nicht versuchen müssen, sie sich durch Gewalt zu unterwerfen, sondern sich begnügen sollen, sie durch Toussaint, als Mittelsmann, zu beherrschen. Bei dem noch immer schwankenden Friedensstande mit England würde nur dieses, im Fall einer Eroberung, sich durch diesen Länderzuwachs bereichert haben. Er tadle sich um so mehr, da er vorausgesehen, was kommen mußte, und gegen seine eigne Neigung gehandelt habe, indem er nur der Meinung seines Staatsraths und seiner Minister, diese aber hinwiederum dem Geschrei der Colonisten nachgegeben. (IV. 179.)

Merkwürdig, auch in psychologischer Hinsicht, sind einige einzelne Umstände, welche der Kaiser, in Betreff des Angriffs auf sein Leben vermittelst der Höllenmaschine, mittheilte. Am Abend dieses Tages äußerte er einen entschiedenen Widerwillen, sich in's Theater zu begeben. Mad. Bonaparte, nebst einigen seiner Vertrauten, bestanden gleichwohl darauf, während er im halben Schlum-

mer auf dem Sopha ruhte. Man mußte ihn erst mit Mühe auf die Beine bringen, und er ließ sich, fast noch träumend, Hut und Degen von ihnen in die Hände stecken. Selbst im Wagen fielen ihm die Augen wieder zu, bis er sie plötzlich aufschlug, weil ihm träumte, daß er im Tagliamento ertrinke. Dies zu erläutern, muß beigebracht werden, daß er im Jahr 1797, gegen alle Vorstellungen seiner Umgebung, darauf bestand, jenen Fluß bei Nacht und im Wagen zu passiren, indem er sich blos von einer Menge Fackeln geleiten ließ. Jedoch der Wagen fing an, zu schwimmen, und die Gefahr ward so dringend, daß er sich bereits verloren glaubte. Eben jetzt aber auch, da er, ringsum im Feuer stehend und sich im Wagen emporgehoben fühlend, erwachte, überkam ihn ganz die nämliche Empfindung, wie vormals im Tagliamento; wiewohl das alles nur die Dauer eines Augenblicks hatte: denn sogleich auch ließ sich ein furchtbarer Knall vernehmen. „Wir werden in die Luft gesprengt!“ rief er Lannes und Bessieres zu, die mit ihm im Wagen saßen. Diese wollten halten lassen, aber er bestand vielmehr auf das Gegentheil. So kam er im Opernhause an und behielt eine Fassung, als ob gar nichts vorgefallen. Was ihn rettete, war die Kühnheit und Schnelligkeit seines Kutschers, der betrunken war und erst am folgenden Morgen zur Besinnung des ganzen Vorfalls gelangte. Er hatte den Knall für ein Salutiren gehalten. (I. 456.)

„Ich habe meine Krone nicht usurpirt;“ — sagte der Kaiser einst im Staatsrath — „ich habe sie aus der Gosse wieder hervorgezogen. Das Volk hat sie mir auf mein Haupt gesetzt, und seine Verfügungen soll man ehren!“ — „Ich habe“ — erklärte er bei einer andern Gelegenheit — „den Thron bestiegen, unbefleckt von jedem Verbrechen. Wie viel Stifter von Dynastien dürften das von sich sagen können?“ (I. 233.) (Es ist merkwürdig, daß er die Hinrichtung des Duc d'Enghien nie als eine Ausnahme von dieser Behauptung wollte gelten lassen, sondern darin blos eine Wiedervergeltung an dem ersten dem besten Bourbon für das ihm selbst gedrohte Schicksal erblickte.)

Bei den Unterhandlungen in Tilsit, bekennt er, sich durch die Gegenwart der Königin von Preußen nicht wenig genirt gefühlt zu haben. Er beeilte sich daher, gleich in den ersten 24 Stunden nach ihrer Ankunft das Geschäft zum Ende zu bringen. Wäre sie früher erschienen, so würde sie einen wesentlichen Einfluß auf die Friedensbedingungen ausgeübt haben. Ihrem Geist, ihrer Liebenswürdigkeit ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren. „Die derzeitigen Politiker“ — bemerkte er — „haben diesen tilsiter Frieden gewaltig getadelt und, seit meinem Unstern, die Entdeckung gemacht, daß ich dadurch Europa in Rußlands Hände gegeben. Wäre

mir's in Moskau geglückt, (und wie wenig fehlte daran!) so würden sie es gewiß noch mehr bewundert haben, wie sehr ich durch diesen Frieden, ganz im Gegentheil, die Russen in Europens Hände geliefert. Ich hatte große Absichten mit den Deutschen!" (IV. 224. 228.) — „Das türkische Reich hätte ich mit Rußland theilen können. Mehr, als einmal, war davon die Rede zwischen mir und Alexander. Aber Constantinopel blieb immer der Stein des Anstoßes, woran alles zerscheiterte. Rußland wollte es haben; allein wie hätte ich ihm diesen köstlichen Schlüssel zugestehen können? Constantinopel ist allein ein Kaiserthum werth! Wer es einst besitzt, kann die Welt zu seinen Füßen sehen." (III. 104.)

Napoleons Aufenthalt in Dresden im Jahre 1812 läßt sich wohl als der Culminations-Punct seines äußern Glanzes betrachten. Er erschien dort als der König der Könige und war sogar veranlaßt, selbst darauf hinzudeuten, daß man sich etwas mehr mit seinem Schwiegervater beschäftigen möchte. Keiner der anwesenden Monarchen hatte, so wenig als vormals Alexander in Tilsit oder Erfurt, einen eigentlichen Hofstaat bei sich. Dort, und so auch jetzt in Dresden, ging man bei Napoleon zur Tafel; er bestimmte die Etikette und gab den Ton an, und wenn er seinem Schwiegervater den Vortritt gab, so nahm es dieser gar hoch auf. Napoleons Luxus und Magnificenz hätte einem Monarchen Asiens Ehre gemacht. Hier, wie in Tilsit, stopfte er alles, was sich ihm nahte, mit Diamanten. Bei alle dem gab es damals keinen einzigen französischen Soldaten in Dresden, und er hatte keine andre Leibwache, als die sächsischen Gardes du Corps. „Mir konnte das gleich seyn," — sagte er. „Ich war damals in einer so guten Familie und bei so wackern Leuten, daß mir nichts zustoßen konnte. Alle liebten mich, und noch diese Stunde bin ich überzeugt, daß der gute König von Sachsen mir jeden Tag von Herzen Gutes wünscht." (II. 361.)

Ueber den verhängnißvollen Angriff auf Rußland gestand der Kaiser, daß, als der Krieg erklärt war, er sowohl, als sein Gegner, sich in der Lage von zwei Großsprechern befanden, welche nicht Lust zum Zuschlagen haben, aber sich doch wechselseitig einzuschüchtern versuchen. „Mit Willen hätte ich den Krieg nicht angefangen. Ich war umlagert und eingeklemmt in so manches ungünstige Verhältniß; und nach allem, was mir seither bekannt geworden, muß ich glauben, daß Alexander noch unlieber daran ging. Sein Geschäftsträger Romanzow (den er, als es für die Russen eine üble Wendung zu nehmen anfing, sehr hart dafür anließ,) hatte ihn versichert, jetzt sey der Augenblick gekommen, wo ich dem Frieden jedes Opfer bringen müßte; wo der Herzog von Oldenburg seine Entschädigung, Rußland den Besitz von Danzig

und einen unermeßlichen Einfluß in Europa erhalten könnte. Kaum aber war der Feldzug begonnen, als auch der Schleier fiel und des Feindes wahre Meinung hervortrat. Nach drei oder vier Tagen schon schickte Alexander, betroffen von unsern ersten Erfolgen, einen Agenten, um mir zu eröffnen, daß, wenn ich wieder bis an den Niemen zurückgehen wolle, er bereit sey, mit mir zu unterhandeln. Ich aber hielt das für eine bloße List, um Zeit zu gewinnen und sich aus seiner übeln Lage zu ziehen. Ich hatte die Russen gleichsam auf frischer That ertappt; alles war über einander gestürzt und in Unordnung, Bagration abgeschnitten, und ich in der Hoffnung, ihn zu vernichten. Wäre ich indeß von meines Gegners Friedensliebe versichert gewesen, so hätte ich ihm unbedenklich seine Bitte zugestanden. Er, seinerseits, hätte sich jenseits der Düna gehalten; wir hätten Wilna für neutral erklärt und uns beide dahin begeben mit zwei oder drei Bataillons unsrer Garden, um persönlich zu unterhandeln. Was für neue politische Combinationen hätte ich dort auf die Bahn gebracht! Er hätte nur wählen dürfen, und wir wären als Freunde aus einander geschieden!" (III. 100.)

Napoleon war der Meinung, er habe über die Unfälle auf dem Rückzuge aus Rußland auch seinen schmähsüchtigsten Gegnern durch seine eignen Geständnisse in dem berühmten 29. Bulletin nichts stärkeres zu sagen übrig gelassen, und in der Wuth darüber hätten sie ihn selbst sogar der Uebertreibung beschuldigt. (IV. 270.) Hätte er selbst die Trümmer der Armee nach Wilna und Deutschland zurückführen wollen, so stand es gar sehr dahin, ob er, für seine Person, Frankreich jemals wieder erreicht haben würde. Der drohenden Gefahr war nur durch die Kühnheit und Schnelligkeit zu begegnen, womit er, allein und im Fluge, diesen weiten Zwischenraum zurücklegte. Trotz dem war er einen Augenblick in Schlesien hart daran, angehalten zu werden. „Zum Glück für mich" — sagte er — „brachten die Preußen den Moment, wo sie hätten handeln sollen, mit Rathschlagen zu. Sie machten es, wie die Sachsen mit Karl XII, der, als er in einer ähnlichen Lage von Dresden hinausritt, lachend behauptete: „sie würden morgen überlegen, ob sie ihn nicht heute hätten festnehmen sollen." (III. 77.)

„Schon im Augenblick meiner Abdankung zu Fontainebleau" — behauptete Napoleon — „stand der Gedanke meiner Rückkehr lebendig vor mir, und das vermöge einer sehr einfachen Ueberlegung. Ich sagte mir: wenn es die Bourbons jetzt im Willen haben, eine fünfte Dynastie zu gründen, dann habe ich hier nichts mehr zu schaffen, und meine Rolle ist ausgespielt. Sollten sie aber vielleicht darauf beharren, die dritte fortdauern lassen zu wollen, dann werde ich nicht säumen, wieder aufzutreten. Gewissermaßen

hatten damals die Bourbons meinen Namen und auch mein Benehmen in ihren Händen. Legten sie es darauf an, so blieb ich in den Augen des großen Haufens nichts, als ein Ehrsüchtiger, ein unruhiger Kopf, ein Tyrann, eine Geißel der Menschheit. Wie viel gesunden Sinnes und kalten Blutes hätte es sodann bedurft, um mich gehörig zu würdigen und mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen! — Allein ihre Umgebungen und die ganze falsche Richtung, die sie nahmen, weckten das Verlangen nach mir wieder auf. Sie selbst stellten meine Popularität wieder her und dictirten meine Rückkehr. Andernfalls war meine politische Laufbahn abgeschlossen; ich verblieb für immer auf meinem Elba; und ungezweifelt hätten wir beide uns besser dabei befunden. Meine Existenz dort war übrigens immer noch so übel nicht. Ich hätte mir binnen kurzem eine Souverainetät von ganz eigner Art erschaffen. Alles, was sich in Europa irgend auszeichnete, begann vor mir die Musterung zu passiren. Ich hätte ein in der Geschichte noch nie erlebtes Schauspiel dargestellt — einen von seinem Thron herabgestiegenen Monarchen, vor welchem die ganze civilisirte Welt huldigend vorüberzog!" (III. 50.) (Ob dieser Trost in seiner Seele von langer Dauer gewesen seyn dürfte, gesetzt auch, daß jene Besuche der Neugierigen nicht allmählig ihr Ende gefunden hätten? Man sieht indeß, wie der Tiefgefallene begierig nach jedem Trugbilde haschte, um den innern Widerstreit zu beschwichtigen.)

Eben sowohl, als Elba, hätte er damals auch Korsika zu seinem Asyl machen können. „Wäre es bekannt," — sagte er — „wie in Fontainebleau die Sachen eigentlich standen, man würde sich wahrlich zu verwundern haben! Ich durfte mir vorbehalten, was ich wollte. Die Laune des Augenblicks entschied mich für Elba. Wählte ich aber Korsika, so möchte vielleicht die Rückkehr des folgenden Jahres nicht versucht worden seyn." — Im Jahr 1815 kam es in Vorschlag, seinen Bruder Lucian als General-Gouverneur nach Korsika zu schicken; und nur der Drang der Begebenheiten hinderte die Ausführung. Geschah es, so blieb Napoleon dort ungezweifelt Meister, und Korsika hätte wenigstens all seinen verfolgten Anhängern zur Zuflucht dienen können. Er selbst gestand es als einen Fehler ein, daß er sich bei seiner zweiten Abdankung nicht Korsika, sammt einer Civil-Liste von einigen Millionen, vorbehalten, alles, was er von Werthe besaß, zusammengerafft und Toulon gewonnen habe, wo sich seiner Ueberfahrt nichts entgegensetzen konnte. Dann war er wie bei sich zu Hause; die ganze Bevölkerung der Insel seine Familie; er lenkte ihre Herzen, wie ihren Arm. Keine 30 — ja keine 50,000 Verbündeter hätten ihn dort sich zu unterjochen vermocht; und wer auch von ihnen würde sich dazu haben herleihen wollen? (III. 352.) Aber er

selbst gestand auch ein, daß dann sein Verbleiben im Mittelpuncte des Mittelmeers, im Schooße Europens und in der Nähe Frankreichs und Italiens den Verbündeten einen unaufhörlichen Stoff zum Argwohn geben mußte (I. 422.); ohne sich gleichwohl in dem Augenblicke zu erinnern, daß sein Aufenthalt in Elba aus den nämlichen Gründen auch die nämliche Wirkung hervorbringen mußte, und daß die Verpflanzung nach St. Helena, die bereits vor seiner Wiederkehr beim wiener Congreß zur ernstlichen Sprache kam, das End-Resultat dieses nicht unverdienten Mißtrauens gewesen seyn würde.

Als Napoleon am 20. März 1815 so überraschend in die Tuilerien wieder einzog, fand er in des geflüchteten Königs Wohnzimmern die Tische noch ganz so bedeckt mit Papieren, wie dieser sie gelassen hatte, und unter denselben gar manche Entdeckung, die ihm über den Charakter seiner alten und neuen Diener ein unerwartetes Licht zu geben vermochte. Allein das eigentliche Archiv der Niederträchtigkeit, der Lüge und des moralischen Unraths hatte der Graf v. Blacas in seinen Wohnzimmern hinterlassen: denn unter der Fülle von Vorschlägen, Berichten und Bittschriften, die hier zusammengehäuft waren, gab es kaum eines, wo der Verfasser sich nicht auf Napoleons Kosten geltend zu machen gesucht hätte; und darunter Personen, von denen man sich schwerlich dergleichen hätte versehen sollen. Der Kaiser ernannte vier Commissarien zur Untersuchung dieser Masse von Schriften. Er hätte sie einem einzigen von geprüfter Treue anvertrauen sollen, um sich zu versichern, daß alles beisammen geblieben; wo man denn wahrscheinlich schon die ersten Fäden des Verraths gefunden haben würde, der ihn nach dem Tage von Waterloo umringte. Es gab aber auch unter denen, die ihm zu Gesichte kamen, Stücke, die seine Persönlichkeit schwer verletzten, und von Männern, welche eben jetzt wieder eifrigst um seine Gunst buhlten. Schon wollte er sie drucken lassen, als er die Flüchtigkeit, die Inconsequenz und den Unbestand des National-Charakters erwog, und sich lieber entschloß, diese schmerzlichen Entdeckungen zu unterdrücken und alles dem Feuer zu opfern. (I. 326. II. 73.) Gewiß das Großmüthigste, was er thun konnte, wenn auch an diesem Entschlusse mehr noch seine Klugheit und der Drang der Umstände Theil gehabt haben sollte.

In eben diesem Zeitpuncte geschahen ihm geheime Anerbietungen von Häusern in London und Amsterdam zu einem Credit von 80 bis 100 Millionen zu 7 bis 8 Procent. Diese Summen wurden auch wirklich in den Schatz baar eingeliefert und mit Renten auf das große Buch zu dem Preise von 50 bezahlt, während diese damals im Publikum auf 56 und 57 standen. Unter den damaligen Umständen war dieser Handel immer noch vortheilhaft genug; und

der Kaiser selbst rechnete sich ihn als einen Beweis des Vertrauens an, dessen seine Person und seine Politik in Europa genoß. (II. 313.)

Der erste Jahrestag der Schlacht bei Waterloo preßte dem Kaiser ein sehr schmerzliches Gefühl in der Erinnerung aus. „Noch" — rief er aus — „bleibt mir alles unbegreiflich! Das unerhörteste Mißgeschick mußte hier von allen Seiten zusammentreffen! Grouchy! Ney! D'Erlon! — Waltete hier Verrath, oder waltete allein nur Unglück? Und doch war alles, was die Geschicklichkeit vermag, geleistet! Alles schlug nur erst fehl, als bereits alles gelungen war!" — Wiederum äußerte er sich: „Seltsamer Feldzug, wo ich, in weniger als einer Woche, den gewissen Triumph dreimal in Händen hielt und ihn mir wieder entschlüpfen sehen mußte! — Ohne den Uebergang eines Verräthers, vernichtete ich den Feind in eben dem Augenblicke, wo ich ins Feld rückte. Ich erdrückte ihn bei Ligny, wenn mein linker Flügel seine Schuldigkeit that. (Wir wissen aber, was Ney dagegen zu seiner Rechtfertigung mit überwiegenden Gründen eingewandt hat.) Ich erdrückte ihn eben so gewiß bei Waterloo, hätte mich mein rechter Flügel nicht im Striche gelassen." (IV. 266.) — Viertausend Mann englischer Kerntruppen waren auf dem Heimwege aus Amerika begriffen, ohne noch zu wissen, daß in Europa der Krieg wieder ausgebrochen. Auf der Höhe von Plymouth empfingen sie den Befehl, sich eiligst nach Ostende zu begeben, und langten noch zu rechter Zeit an, sich bei Waterloo mit in die Linie zu stellen. Ohne Zweifel wirkte ihre so zufällige Gegenwart auf das Schicksal des Tages ein, indem sie ihren Feldherrn in den Stand setzten, Napoleons Angriff um so viel länger auszuhalten. (IV. 345.)

Einen vorzüglichen Werth zum Einblick in Napoleons innerste Art und Wesen haben unstreitig die gelegentlichen und oft, wie es scheint, ganz unwillkürlichen Aeußerungen über die von ihm beobachtete Politik, indem sie zu gleicher Zeit nicht selten auf eine glänzende Weise seine Rechtfertigung aussprechen. „Das Princip der Milde wie der Strenge bei dem Regenten" — sagte er — „kann mit gleichem Glücke befolgt werden und hat seine Vortheile, wie seine Nachtheile. Fragt man mich, wozu meine oft harten Worte und herben Formen mir genützt, so werde ich antworten: sie ersparten mirs, meine Drohungen zur Erfüllung zu bringen. Und was habe ich denn überall so übels begangen? Welches Blut habe ich vergossen? Wer, der sich je in einer gleichen Lage mit mir befand, mag sich vermessen, daß er es besser gemacht? Welcher Zeitpunct in der Geschichte hat so schwierige Verwickelungen, wie die meinigen, und gleichwohl so unschuldige Resultate aufzuweisen? Und was hat man denn mir vorzuwerfen? Man hat sich aller

Archive meiner Verwaltung bemächtigt; man ist im Besitz meiner sämmtlichen Papiere: — nun, und was hat man denn daraus zu Tage gefördert?" — Eine solche Herausforderung zeugt entweder von einer Zuversichtlichkeit, die an Aberwitz grenzen würde, oder von einem guten Gewissen. Wir wollen erwarten, was die Ultras in Frankreich darauf zu antworten haben werden.

Wenig Wesens machte Napoleon aus der Popularität und Herzensgüte der Fürsten. „Wer" — sagte er — „besaß beides mehr, als Ludwig XVI? und wohin hat es ihn gleichwohl geführt? — Diene man dem Volke würdiglich, ohne sich darum zu kümmern, wie man ihm gefällt! Man kann es auf keine schönere Weise für sich gewinnen, als wenn man ihm Gutes thut. Nichts hingegen ist gefährlicher, als ihm zu schmeicheln; hat es hernach nicht in allem seinen Willen, so geräth es in Unwillen und meint, man habe ihm nicht Wort gehalten; und widersteht man ihm dann noch, so wird sein Haß um so größer, weil es sich für betrogen hält. Allerdings ist es die erste Fürstenpflicht, den Volkswillen zu erfüllen: nur was das Volk will, ist selten oder nie das, was es sagt; und sein Wille, seine Bedürfnisse müssen sich weniger im Munde, als im Herzen des Regenten treffen lassen." (II. 82.)

Von der öffentlichen Meinung urtheilte Napoleon: sie sey eine unsichtbare, geheimnißvolle Macht, der nichts zu widerstehen vermöge. Nichts sey schwankender, wetterwendischer, und dennoch stärker, als sie; und bei all ihren Launen erweise sie sich gleichwohl als wahrhaft, verständig und gerecht, wie man es nimmer von ihr hätte erwarten sollen. „Bei der Gelangung zum Consulat" — erzählte er — „war es eine der ersten Handlungen meiner Verwaltung, ein halbes Hundert Anarchisten deportiren zu lassen. Aber wie sehr sie auch dem Publicum ein Schrecken gewesen, so erklärte es sich doch plötzlich zu ihren Gunsten und zwang mich, diese Maßregel zurückzunehmen. Nicht lange, so versuchten es diese nämlichen Anarchisten abermals mit ihren Umtrieben, und wurden nun durch die Meinung dieses nämlichen Publicums, die sich mir gänzlich zugewendet hatte, zu Boden geschlagen. Eben so, als man sich bei der Restauration so linkisch benahm, war es fast dahin gediehen, daß den nämlichen Königsmördern, welche kurz zuvor von der Masse der Nation verurtheilt worden, die Volksgunst wieder zugewendet wurde." (I. 427.) „Die öffentliche Meinung war das geachtetste und furchtbarste unter meinen Tribunalen. Kam es nach außen hin auf einige große Schläge an, oder auf einige kitzliche Puncte in der Diplomatik, so ward darüber von ferne etwas im Moniteur hingeworfen, was sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und die Meinungen beschäftigte. Für die Waffenträger der Regierung diente es als Stich-

wort, wornach sich zu achten; während es zugleich als Aufruf an das Urtheil des großen Publicums galt. Man hat den Moniteur angeklagt wegen seiner schneidenden Noten und seiner giftigen Ausfälle auf den Feind; allein bevor man ihn darum verurtheilt, möge man ihm immer auch das Gute in Rechnung stellen, das er gerade dadurch vielleicht gewirkt hat: die Unruhe, welche sie zuweilen dem Gegner einflößten; den Schreck, den sie in ein noch schwankendes Cabinet brachten; den Sporn, den sie unsern Verbündeten mittheilten; das Vertrauen und die Kühnheit, wozu sie unsere Heere begeisterten u. s. w." (IV. 197.)

„Die Menschen, welche der Welt eine andere Gestalt gegeben, erreichten es nie durch Einwirkung auf die Partei-Häupter, sondern immer, indem sie die Massen bewegten. Mit jenem hilft sich die Intrigue, aber es führt auch stets nur zu untergeordneten Wirkungen; dieses aber dient dem Genie als Hebel und verwandelt den Weltkreis." (III. 83.) So habe auch er — bemerkte Napoleon bei einer andern Gelegenheit — sich nie an die Häupter gewandt, um die Parteien zu gewinnen; sondern im Gegentheil die letztern in Masse bearbeitet, um ihrer Führer überhoben seyn zu können. Dies sey das feste System seiner innern Politik gewesen; und ungeachtet der letzten Ereignisse sey er weit davon entfernt, es zu bereuen. Hätte er jetzt von vorne anzufangen, würde er es um kein Haar anders machen. Auch ist es nicht der Adel oder die Emigrirten, welche die Restauration herbeigeführt haben: sondern die Restauration im Gegentheil ist es, die den Adel und die Emigrirten wieder ins Leben gerufen hat. (II. 431.)

„Habe ich gekriegt und erobert, so geschah es stets nur zu meiner Selbstvertheidigung. Diese Wahrheit wird jeder neue Tag immer heller ans Licht bringen. Europa hörte nimmer auf, Frankreich, seinen Grundsätzen und mir den Krieg zu machen. Wir mußten es zu Boden schlagen, oder wurden selbst vernichtet. War ich je nahe daran, eine Universal-Monarchie zu gründen, so kam das ohne Berechnung, und ich wurde Schritt für Schritt dahin verleitet. Bis zum letzten Versuch, dahin zu gelangen, lag kaum ein Hinderniß mehr im Wege; war es denn so thöricht, wenn ich ihn wirklich versuchte? Allein nach meiner Rückkehr von Elba wäre ein fernerer Gedanke daran zur Tollheit geworden. Die Regenten hätten aufhören sollen, meine Waffen zu fürchten. — Auf der andern Seite, hätten die Franzosen mir mißtrauen sollen, weil sie sahen, daß ich alle Kräfte in mir vereinigte und sie mit starker Hand leitete? Die Gefahr hörte nie auf zu drohen; der Kampf war schrecklich; die Krisis reif. War, unter solchen Umständen, die Dictatur nicht nothwendig, ja unerläßlich? Das Heil des Staats gebot mir, dieselbe im Augenblick meiner Rückkehr von

Leipzig unumwunden zu fordern. Selbst nach der Rückkehr von Elba noch hätte ich sie fordern sollen." (II. 371.)

Höchst merkwürdig sind aber auch Napoleons Geständnisse, wodurch er einem Vorwurf begegnet, der nicht selten als Todesurtheil seiner wahren Größe wider ihn erklungen ist, und denen nur der Stempel der innern Bürgschaft noch zu wünschen wäre, um uns sein letztes und höchstes Wollen in einem neuen und versöhnenden Lichte erscheinen zu lassen. Auch hier mögen seine eigenen Worte zeugen. „Kaum zur Herrschaft gelangt, hätte man es gerne gesehen, ich wäre ein Washington geworden. Worte kosten so wenig; und die dies so leicht aussprachen, mußten Zeit, Ort, Menschen und Sachen wohl nur sehr wenig kennen. In Amerika wäre ich auch nichts lieber gewesen, als ein Washington, ohne mir das eben zum großen Verdienste anzurechnen: denn ich sehe nicht ab, wie ich es, vernünftiger Weise, anders hätte machen wollen? Washington selbst aber in Frankreich, mitten inne zwischen der Auflösung von innen und dem Angriff von außen, möchte wohl schwerlich Er selbst geblieben seyn; oder hätte er das gewollt, so war er nichts als ein Pinsel, und hätte die Leiden der Nation nur verlängert. Ich — ich konnte nur ein gekrönter Washington seyn; und nur auf einem Congreß von Königen, in der Mitte von besiegten und nach meinem Willen geleiteten Königen, konnte ich es werden. Da — und nur da allein, konnte ich, mit Erfolg, seine Mäßigung, seine Uneigennützigkeit, seine Weisheit an mir entwickeln. Allein zu diesem Ziel ließ sich, alles wohl erwogen, nur durch eine Universal-Dictatur, als auf dem nächsten Wege, gelangen. Und daß ich darnach gestrebt — will man mir das zum Verbrechen machen? Oder meint man, es gehe über alle Menschenkraft hinaus, sich einer solchen Macht wieder zu begeben? Sylla, übersättigt von Verbrechen und verfolgt von der allgemeinen Verwünschung, durfte die Abdankung wagen: — Was hätte denn mich davon abhalten sollen, — mich, der nur die Segnungen der Völker zu erndten gehabt hätte? — In Moskau — da hätte ich müssen Sieger bleiben! O wie Viele noch in der Zukunft werden mein Mißgeschick und meinen Fall bedauern! Ein ganz gemeiner Unverstand wäre es gewesen, etwas, das noch nicht an der Zeit war, vor der Zeit von mir zu verlangen; aber auch für Wortgeklingel und Charlatanerie wäre es genommen worden, hätte ich es im voraus ankündigen und versprechen wollen. Das lag nicht in meiner Weise — Ha, aber in Moskau — da hätte es müssen anders kommen!" wiederholte er. (I. 467.)

„Bei all meinen Siegen war es mir um etwas höheres, als um den Sieg, zu thun. Ich wollte die Verschmelzung der großen

europäischen Interessen vorbereiten, so wie ich in unserm Innern die Verschmelzung der Parteien zu Stande gebracht hatte. Mein Ehrgeiz ging dahin, mich einst zum Schiedsrichter in der großen Sache der Könige und der Völker zu machen; und hierzu mußte ich mir Ansprüche bei den erstern verschaffen und einheimisch (populaire) in ihrer Mitte werden. Freilich konnte dies nicht geschehen, ohne bei den andern zu verlieren, wie ich wohl fühlte; aber ich war in der Fülle der Macht und eben nicht furchtsam. Das vorübergehende Murren der Völker durfte mich also nicht kümmern: denn der endliche Erfolg mußte sie mir unfehlbar zurückführen." (III. 107.)

Diese Aeußerungen, merkwürdig an sich selbst, haben aber auch noch ein anderweitiges Interesse: denn auch was ein großer Mann gewollt hat, will die Geschichte nicht verloren gehen lassen. Darum möge auch noch angeführt werden, was er mit Frankreich selbst im Sinne hatte, wenn eine friedlichere Zeit errungen seyn würde. Dann wollte er nur leben für die Reinigung der Verwaltung und für die örtlichen Verbesserungen. Einem Trajan und Hadrian schien er den Gedanken eines unausgesetzten Reisens und Wanderns durch die Departements des Reichs abgeborgt zu haben. Allein er wollte sie nicht durchfliegen, sondern sie durchsuchen; nicht durch sie hin kutschiren, sondern sich in ihnen lagern; begleitet von der Kaiserin, dem König von Rom und seinem ganzen Hofe. Bei alle dem sollte dies große Gefolge dem Lande keinesweges zur Last fallen, sondern vielmehr zur Wohlthat werden. Ein Zelt von Gobelins-Tapeten, mit allem Zubehör, das er mit sich geführt hätte, sollte ihm zu seinen Stationen genügen. Die andern Personen des Hofes würde man bei den Bürgern einquartiert haben, denen sie nicht lästig geworden wären, weil sie ihnen stets einigen Vortheil und diese oder jene Gunst verschafft hätten. „So hätte ich mir" — setzte er hinzu — „jeden Orts die Möglichkeit verschafft, dem Betruge zu steuern und die Vergeuder zu züchtigen; ich konnte Gebäude, Brücken und Wege anordnen, Moräste austrocknen, Länderstrecken urbar machen u. s. w. Schenkte mir dann der Himmel einige Jahre, so machte ich ungezweifelt aus Paris die Welt-Capitale und aus ganz Frankreich einen wahrhaften Roman." (II. 342.) Wäre Rom unter seiner Herrschaft geblieben, so wollte er es neu aus seinen Trümmern hervorgehen lassen, es vom Schutte zu reinigen und alles, soviel möglich wäre, wiederherstellen lassen. (II. 397.)

Als erster Consul führte Napoleon bei der Berathung des Code civil beständig den Vorsitz im Staatsrath. „Tronchet" — sagte er — „war die Seele desselben; ich der Erklärer. Tronchet besaß einen ausgezeichnet tiefen Geist; aber er sprang über alle

Auseinandersetzungen hinweg, drückte sich sehr unvollkommen aus und wußte auf keine Einwürfe zu antworten." Der ganze Staatsrath war Anfangs seinen Meinungen entgegen, bis Napoleon, mit seinem lichten Kopfe und seiner unendlichen Leichtigkeit, dies Licht auch in ihm fremde Gegenstände überzutragen, das Wort nahm, Tronchets Ideen zum Grunde legte und verfolgte, den Einwendungen begegnete und die Ansichten vereinigte. Die Protocolle des Staatsraths haben dergleichen augenblickliche Erörterungen des ersten Consuls fast über alle Artikel des Gesetzbuchs aufzuweisen; und fast in jeder Zeile entdeckt man mit Bewunderung die Richtigkeit seiner Bemerkungen, die Tiefe seiner Ansichten und die Freisinnigkeit seiner Gedanken. (III. 241.) Im Jahr 1815, nach der Restauration, äußerte Bertrand de Molleville, Ludwigs XVI ehemaliger Marine-Minister, gegen den Verfasser: „Ihr Bonaparte, Ihr Napoleon, — wahrhaftig, er war ein außerordentlicher Mensch! Wie schlecht kannten wir ihn doch jenseits des Canals! Seine Siege, seine Eroberungen konnten wir uns freilich nicht ableugnen: aber Genserich, Attila und Alarich hatten eben soviel geleistet; und immer machte er auf mich mehr den Eindruck des Schreckens, als der Bewunderung. Allein seit ich nun wieder hier bin, und seit ich die Nase etwas in die Verhandlungen über den Code civil gesteckt habe, fühle ich mich von tiefer Verehrung gegen ihn durchdrungen. Wo Teufels aber hatte er das alles gelernt? Und alle Tage noch entdecke ich etwas Neues! Herr, was für einen Mann haben Sie da gehabt! Fürwahr, er war ein Wunder!" (III. 249.)

Gegen einen Engländer, der Napoleon auf St. Helena besuchte, äußerte er seine Verwunderung über die Organisation der englischen Armee, und besonders über die Art des Avancements; wie doch bei einem Volke, wo Gleichheit der Rechte herrschte, die Gemeinen so selten zu Officiers emporrückten. Der Britte gestand, daß ihre Soldaten nicht dazu gemacht wären, es zu werden, und daß hinwiederum seine Landsleute über den unermeßlichen Unterschied der französischen Heere erstaunt wären, wo ihnen beinahe in jedem Soldaten der Keim zum Officiere bemerkbar geworden. „Das gerade" — bemerkte der Kaiser — „ist eine der großen Wirkungen der Conscription, wodurch unsre Heere eine so vorzügliche Zusammensetzung erhielten. Sie war eine in ganz besonderm Sinn nationale Einrichtung, und schon bedeutend in unsre Sitten übergegangen. Nur allein die Mütter nahmen noch daran einigen Anstoß; und die Zeit würde gekommen seyn, wo ein Mädchen jeden jungen Burschen ausgeschlagen hätte, bevor er nicht diese Schuld gegen das Vaterland abgetragen. Dahin mußte es aber auch kommen, wenn die Conscription ihre großen Vortheile ganz entwickeln sollte. Sie mußte sich nicht mehr als eine Strafe oder einen

Frohndienst darstellen, sondern zu einem Ehrenpunct werden, auf den Jedermann eifersüchtig blieb. Nur dann erst mochte die Nation für groß, ruhmvoll und kräftig gelten; nur dann mochte sie jedem Unfall, jedem feindlichen Einbruch und den Jahrhunderten trotzen!" (II. 158.) In der That, Preußens Beispiel, wo sich diese Ansichten von Tage zu Tage immer mehr verwirklichen, möge hierin Napoleons Scharfblick zur Lobrede dienen! Aber auch die unendlichen Vortheile der Institute der Landwehr und des Landsturms scheint er noch früher, als Scharnhorst, erkannt und beherzigt zu haben. Las Cases erzählt uns: Schon ein oder zwei Jahre vor dem Zuge nach Rußland beschäftigte sich der Kaiser mit dem Gedanken einer militairischen Eintheilung der Nation; und der Entwurf dazu wurde dem Staatsrath wohl in 15 bis 20 stets abgeänderten Formen vorgelegt, wornach die National-Garde in Frankreich in drei Aufgebote gesondert werden sollte. Zu dem ersten waren die jungen Leute bestimmt, und sollten gehalten seyn, bis an die Landesgrenzen zu marschiren. Das zweite begriff das mittlere Alter und die Verheiratheten, die nur innerhalb des Departements dienten, und zum dritten endlich die Alten, denen blos die Vertheidigung ihres Orts vorbehalten blieb. Der Kaiser legte einen besondern Werth auf diesen Entwurf, kam vielfach darauf zurück und sprach sich darüber aufs eindringlichste aus: allein die Sache fand fortdauernd im Staatsrath eine sehr bestimmte Ungunst, einen dumpfen, trägen Widerstand; wobei sich insonderheit Malouet durch seine Einreden bemerklich machte. Indeß gingen die Angelegenheiten ihren Gang fort; des Kaisers Aufmerksamkeit ward auf andere Gegenstände abgelenkt, und so ward auch dieser Plan bei Seite gestellt, den seine Voraussicht auf Frankreichs Heil berechnet hatte und wodurch er es ohne Zweifel auch gesichert haben würde. Vermöge desselben hätten, als das Unglück hereinbrach, zwei Millionen Menschen geordnet und bewaffnet dagestanden: wer hätte sie antasten wollen? (IV. 259.)

Mit gleicher Kälte wurden im Staatsrath noch manche andre Ideen und Vorschläge des Kaisers aufgenommen und beseitigt; und dies kann zum Beweise dienen, daß dort eine Unabhängigkeit der Meinungen galt, wie der gemeine Glaube sie in der unmittelbaren Nähe Napoleons kaum erwartet hätte, und daß dieser weit entfernt war, in dem Staatsrath ein blindes Werkzeug seiner Absichten zu finden. Las Cases, der selbst ein Mitglied desselben war, entwirft davon ein Bild, das um so belehrender und anziehender ausfallen muß, da er hier die Gelegenheit fand, den Kaiser oft und lange in seinem innersten Wesen zu beobachten. Er behauptet und belegt es mit Beispielen, daß die Discussion in den Sitzungen vollkommen frei und durch Napoleons Gegenwart in nichts behindert gewesen.

Es begegnete ihm nicht selten, daß er mit seiner Meinung allein dastand und alle gegen sich hatte. Einst, als dieser Fall auch eintrat, gab er zuletzt mit der merkwürdigen Aeußerung nach: „Meine Herren, hier entscheidet die Stimmenmehrheit. Niemand will auf meine Seite treten, und ich muß mich fügen. Aber ich erkläre, Gewissens halber (es betraf einen verwickelten Rechtsfall), daß ich nur den Formen nachgebe. Sie haben mich zum Schweigen gebracht: aber überzeugt haben Sie mich nicht." (I. 345.) — Ein andermal, bei einer sehr lebhaften Erörterung, sah sich der Kaiser im Vortrag seiner Meinung dreimal von einem Mitgliede unartig genug unterbrochen. „Mein Herr," — gab er ihm ereifert zurück — „ich bin noch nicht am Schlusse. Darf ich bitten, so lassen Sie mich fortfahren — Und überhaupt, däucht mir, haben wir hier wohl alle ein gleiches Recht, unsre Meinung zu sagen." Diese Wendung nöthigte allen, unrücksichtlich des Orts und Respects, ein Gelächter ab, und der Kaiser lachte mit. (I. 347.)

Freilich war es nicht ganz zu verkennen, daß die Votirenden wohl zu errathen suchten, auf welche Seite hin des Kaisers Ansicht gerichtet seyn könnte, und daß sie sich eben so sehr freuten, darin mit ihm zusammenzutreffen, als es sie verwirrt machte, wenn sie sich im Widerspruch mit ihm erblickten. Oft schien er ihnen darin absichtlich einen Fallstrick zu legen, um desto sicherer hinter ihre wahre Meinung zu kommen. War indeß die Streitfrage einmal im Gange, so verfehlten die Eigenliebe und die Wärme der Debatte nur selten, die wahre Herzensmeinung zu entschleiern; und der Kaiser selbst beförderte diesen Freimuth auf jede Weise. „Widerspruch" — sagte er — „beleidigt mich nie; ich verlange ja Belehrung." Und wenn man sich dunkel ausdrückte, oder der Gegenstand von delicater Natur war, wiederholte er zum öftern: „Sprechen Sie sich dreist aus! Sagen Sie alles, was Sie denken! Wir sind hier unter uns." — Entweder noch zur Zeit des Consulats, oder doch bald nachher, handelte sichs zwischen Napoleon und einem Mitgliede des Staatsraths um eine Verschiedenheit der Ansicht, die, bei der Wärme und Hartnäckigkeit des letztern, sich zuletzt zu Persönlichkeiten erhitzte. Napoleon bezwang sich endlich und legte sich Stillschweigen auf. Als er aber nach einigen Tagen, bei einer öffentlichen Audienz, an seinem Widersacher vorüberstrich, sagte er zu ihm zwischen Scherz und Ernst: „Sie waren aber doch auch gewaltig starrköpfig! Wenn ich es nun auch eben so sehr gewesen wäre? Auf jeden Fall thaten Sie Unrecht, die Gewalt in Versuchung zu führen. Sie mußten bedenken, daß es ein gebrechlich Ding mit dem Menschen ist." (I. 348.) — Ein andermal erinnerte er, unter vier Augen, ein Mitglied, das ihn ebenfalls in die Enge getrieben: „Nehmen Sie immer auch ein wenig

Rücksicht auf meine Launen. Neulich gingen Sie doch wohl zu weit; Sie brachten mich dahin, mich hinterm Ohre zu kratzen; und das gilt bei mir für ein schlimmes Zeichen. Vermeiden Sie es künftig lieber, mich so zu nothzüchtigen."

Ergreifend ist auch die Schilderung der Scene, wie Napoleon den jüngern Portalis, nachdem er überführt worden, sich den Ränken der Geistlichkeit zum Werkzeuge hergeliehen zu haben, stehenden Fußes aus dem Staatsrathe verweist. Indem er bestürzt fortging und nahe an der Person des Kaisers vorüber mußte, heftete dieser seine Blicke auf ihn und rief: „Es schmerzt mich tief; denn das Andenken und die Dienste Ihres Vaters stehen lebendig vor mir." — Als er sich entfernt hatte, setzte der Kaiser hinzu: „Ich hoffe, daß ein Auftritt der Art sich hier nie wieder erneuern soll. Er hat mir wehe gethan. Seit ich an der Spitze der Regierung stehe, ist dieser Mann in meiner Umgebung der erste, der mich verrathen hat. — Hören Sie wohl?" — wandte er sich zu dem Secretair, der das Protocoll der Sitzung führte — „verrathen sollen Sie schreiben." (I. 249.) — Von der innern und äußern Einrichtung der Sitzungen dieses Staatsraths gibt Las Cases (IV. 240.) eine eben so anschauliche als anziehende Beschreibung, deren ausführliches Detail jedoch im Werke selbst nachgelesen seyn will.

Im Jahre XII (1804) wurde drei Staatsräthen die Untersuchung einer sehr bedenklichen Frage aufgegeben; sie betraf die Vernichtung des Corps législatif, das Sieyes, eben so wie das Tribunat, in die Constitution hineingeflickt hatte. Die Mehrheit war dafür; nur einer erhob sich, mit eben so viel Feuer als Beredtsamkeit, dagegen. Der Kaiser, welcher mit großer Aufmerksamkeit und Ernst den Vorsitz geführt und seine eigne Meinung mit keinem Worte verrathen hatte, endigte die Sitzung mit den Worten: „Eine so wichtige Untersuchung verdient noch weitere Erwägung. Wir wollen wieder darauf zurückkommen;" — was aber nie geschehen ist. — Hätte er den nämlichen Anstand bei der Aufhebung des Tribunats genommen, so würde er sich viel Geschrei und Vorwurf erspart haben. Allein er sah darin nur die von der Sparsamkeit gebotene Unterdrückung eines kostspieligen Mißbrauchs. „Denn" — sagte er — „das Tribunat war sicherlich durchaus unnütz und kostete beinahe eine halbe Million; darum hob ich es auf. Ich wußte recht gut, daß man über Verletzung der Constitution schreien würde: aber ich fühlte mich stark; ich besaß das volle Vertrauen des Volks; ich betrachtete mich als Reformator. Auf jeden Fall handelte ich fürs allgemeine Beste. Im Gegentheil, wäre ich ein Heuchler mit bösem Willen gewesen, so hätte ich mir ein Tribunat erschaffen müssen: denn wie hätte sichs bezweifeln lassen, daß

es nicht meine Meinungen und Absichten, sobald es darauf ankam, adoptirt und sanctionnirt haben sollte? Gerade das aber habe ich im ganzen Laufe meiner Verwaltung nie gesucht. Nie hat man mich irgend eine Stimme, eine Partei durch Versprechungen, Geld oder Stellen erkaufen gesehn; nie! Und haben Minister, Staatsräthe oder Gesetzgeber dergleichen erhalten, so geschah es nur, weil solche Dinge zum Vergeben da waren, und weil es eben so natürlich als billig schien, daß diejenigen sie erhielten, die in meiner Nähe arbeiteten. Zu meinen Zeiten waren die constituirten Körperschaften (das darf ich behaupten!) rein und tadellos; sie handelten — was auch die Ungunst oder die Dummheit dagegen fälschlich einwenden mochten — nach Ueberzeugung. — Vor allen aber hat man den Senat angeklagt und übermäßig seinen Servilismus, seine Niederträchtigkeit verschrieen: aber Redensarten sind keine Beweise! Was hätte man denn von dem Senat verlangt? — Daß er die geforderten Conscribirten verweigere? daß die Commissionen der individuellen Freiheit und der Presse ein Scandal gegen die Regierung erhüben? daß er gethan hätte, was späterhin, im Jahre 1813, eine Commission des Corps législatif that? — Das Wahre an der Sache ist, daß unser ganzer Zustand erzwungen war; die vernünftigen Köpfe fühlten das und wußten sich darein zu fügen. Was man aber nicht weiß, ist, daß fast bei allen großen Maßregeln Senatoren, bevor sie votirten, mich absonderlich angingen und mir, oft hitzig genug, ihre Einwürfe machten oder selbst ihre Weigerung erklärten; bis sie, überführt, entweder durch meine Gründe, oder durch den Drang der Zeit und der Umstände, mich verließen." u. s. w. (I. 356.)

Nach diesen, fast kecken Behauptungen dürfte man wohl begierig seyn, zu erfahren, in welches Licht Napoleon seine berüchtigte Polizei gestellt zu sehen verlangte. Mag auch hier Las Cases sein Dolmetscher seyn. „Betreffend das große Gerüste von Kundschafterei und Polizei, sagt dieser — wovon man so gewaltiges Aufhebens gemacht; so läßt sich wohl fragen: welcher Staat auf dem Continent sich rühmen dürfe, dessen weniger in Anwendung gebracht zu haben, als das französische Gouvernement? Und doch, welches Terrain mochte sie dringender fordern, als eben Frankreich? Wo verlangten die Umstände sie gebieterischer? Und immer doch wurden sie vom Kaiser selbst nur ganz im Großen behandelt; getreu seinem Grundsatz, daß man sich nur zu dem durchaus Unerläßlichen hergeben dürfe. Ich bin sehr oft im Staatsrath Zeuge gewesen, wie er sich über dergleichen Gegenstände Rechenschaft ablegen ließ, sie mit einer ganz besondern Sorgfalt behandelte, daran verbesserte, Uebelstände zu verhüten suchte, Commissionen zur Untersuchung der Gefängnisse ernannte und sich unmittelbaren Bericht

darüber erstatten ließ. Ich selbst ward zu einer solchen Mission gebraucht und konnte mich ebensowohl von allen Mißbräuchen und Plackereien der Subalternen, als von dem guten Willen und dem Verlangen des Monarchen zu ihrer Unterdrückung, überzeugen." (II. 69.)

Auch das Briefgeheimniß will Las Cases unter Napoleons Regierung nicht in dem Maße, als man im Publicum behauptet hat, verletzt halten. Nach des Kaisers Versicherung las man auf den Posten nur die wenigsten Briefe. Eben so wenig waren, in den mehresten Zeiten, diejenigen Briefe wirklich gelesen, die man den Particuliers eröfnet oder wieder zugesiegelt behändigte. Wie hätte man auch damit fertig werden wollen? Dies Mittel ward mehr angewandt, gefährlichem Briefwechsel zuvorzukommen, als ihn zu entdecken. Die wirklich gelesenen Briefe verriethen keine Spur davon, daß es geschehen; so vollständig war die dabei beobachtete Vorsicht. Schon seit Ludwigs XIV Zeiten bestand ein Bureau der politischen Polizei, um die Verbindungen mit dem Auslande zu ermitteln; und noch von jenen Zeiten her waren immer die nämlichen Familien im Besitz der Verwaltung desselben geblieben. Die Angestellten aber und ihre Verrichtungen blieben stets unbekannt; und sie wurden recht eigentlich dazu erzogen, indem sie, mit großen Kosten, alle Hauptstädte von Europa besuchten. Sie hatten ihre ganz absonderliche Moral. Zur Untersuchung der inländischen Correspondenzen liehen sie sich nur ungern her, obgleich auch das in ihren Geschäftskreis fiel. Sobald irgend Jemand auf die Liste dieser bedenklichen Obwächter gerieth, wurde sein Siegel im Bureau nachgestochen; und so passirten seine Briefe, nachdem sie gelesen worden, wie unberührt und ohne einen Schatten von Verdacht. Dies Verhältniß, die schweren Verwickelungen, welche es herbeiführen konnte, so wie die großen Resultate, die sich hier gewinnen ließen, machten eben das Amt des General-Directors der Posten so bedeutend und forderten von seiner Person ausnehmend viel Klugheit, Umsicht und Aufmerksamkeit. In dieser Hinsicht wurde Lavalette vom Kaiser viel Lob gespendet; obwohl letzterer sich keinesweges als Freund der Maßregel selbst erklärte. Er meinte, daß die Aufschlüsse, welche sich daraus für die Diplomatik ergäben, keinesweges im Verhältniß mit den 600,000 Livres ständen, die dies Bureau kostete. Vollends aber stiftete jene Obhut über die inländische Correspondenz mehr Böses als Gutes. „Selten" — sagte er — „werden Conspirationen auf diesem Wege betrieben; die individuellen Meinungen der Briefsteller aber mögen dem Regenten eher nachtheilig als nützlich werden; zumal bei dem französischen National-Charakter. Behandelte ich Jemand bei meinem Lever übel: flugs setzte er sich heute hin und schrieb, ich sey ein Tyrann. Mor-

gen war er der Mann dazu, mich mit Lobsprüchen zu überschütten; und übermorgen, sein Leben für mich zu lassen. Die recht eigentlich Gefährlichen hüten sich wohl, zu schreiben, was sie denken. Ich habe einen Minister gehabt, von dem ich nie einen Brief habe erwischen können." (II. 71.)

Die Frage über die Preßfreiheit hielt der Kaiser für keiner Entscheidung fähig, aber auch zu keinen halben Maßregeln geeignet. Nicht der Grundsatz selbst mache sie so schwierig, als die Umstände, unter welchen er anzuwenden sey. Er selbst würde sich für die unbeschränkte Freiheit erklären. Ihre Aufhebung unter einer repräsentativen Regierung wäre ein Anachronism, eine wahre Tollheit. Auch habe er nach seiner Rückkehr von Elba die Presse all ihrer Zügellosigkeit überlassen, und er meine ja nicht, daß sie zu seinem neuen Sturze etwas beigetragen habe. Wenn man damals im Staatsrath, in seiner Gegenwart, über die Mittel, das Gouvernement gegen sie sicher zu stellen, habe discutiren wollen, wäre stets im Scherz von ihm entgegnet worden: „Meine Herren, da mögen Sie wohl nur für Ihre eigne Sache sprechen. Ich, meines Theils, brauche nichts damit zu thun haben.. Die Presse hat, während meiner Abwesenheit, alles gegen mich erschöpft; jetzt fordre ich sie heraus, noch weiter etwas Neues oder Pikantes gegen mich hervorzubringen." (II. 74. IV. 198.)

Las Cases glaubt, in Napoleon für jetzt und immer das Vorbild, die Sammelfahne und den Vorfechter aller großen und liberalen Ideen aufstellen zu können. Sie seyen in seinem Herzen, in seinen Grundsätzen und in seiner Logik gewesen!? Scheine er sich je zuweilen in seinen Handlungen von ihnen entfernt zu haben, so müsse man es allein dem gebieterischen Drange der Umstände anrechnen. Eines Abends, wo in den Tuilerien, wie das gewöhnlich war, sich eine Gruppe von drei oder vier Personen vom Hofe in einer Ecke um ihn gesammelt hatte, schloß er eine große politische Auseinandersetzung mit den Worten: „Ich, meines Theils, bin durchaus und aus voller Neigung für eine feste und gemäßigte Regierungs-Form;" und als er hierbei im Gesichte des einen einige Verwunderung wahrnahm, setzte er hinzu: „Sie scheinen das zu bezweifeln? Und warum? — Etwa, weil meine Schritte nicht immer im Einklang mit meinen Worten zu seyn scheinen? Ach, mein Lieber, wie wenig kennen Sie dann die Sachen und die Menschen! Die Nothwendigkeit des Augenblicks — gilt Ihnen die gar nichts? Ich sollte nur die Zügel lockern, und Sie würden einen schönen Lärm erleben! Weder Sie, noch ich, schliefen dann übermorgen mehr in den Tuilerien." (II. 75.)

Trefflich kannte Napoleon das Gezücht der Lieferanten und Geschäftsmacher, die er die Geißel und den Aussatz der Nation

nannte. Sie bildeten damals, als er an das Ruder des Staats trat, eine wahre Macht von der verderblichsten Art. Sie verstopften und verunreinigten alle Zuflüsse durch ihre Intriguen, unterstützt von ihren Agenten und zahlreichen Clienten. Wirklich auch konnten sie, gleich den Juden und Wucherern, dem Staate nie andre, als vergiftete und zerstörende Hülfsquellen darbieten. Sie hatten das Directorium in ihren Fängen gehabt: nun wollten sie auch das Consulat leiten. In der That standen sie damals an der Spitze der Societät und nahmen darin den ersten Rang ein. „Es war" — sagte der Kaiser — „einer von den ersten großen Rückschritten, welche ich die Societät zu ihrer frühern Lage und ihren alten Sitten thun ließ, daß ich all diesen falschen Schimmer wieder in den großen Haufen zurückdrängte. Nie wollte ich daraus irgend einen zu Ehrenstellen erheben: denn von allen Aristokratieen schien mir gerade diese die schlimmste." Der Consul Lebrun besonders bestärkte ihn in diesem Grundsatz. (II. 311. III. 353.) Was jene ihm aber noch weniger verziehen, war die strenge Untersuchung ihrer Rechnungen, die sie der Regierung vorzulegen hatten.

Bei seinen Bureaukraten hingegen, und bei den Zahlenmenschen überhaupt, genoß Napoleon eines besondern Ansehens, weil er selbst sich sehr gründlich auf die Zahlen verstand und mehrmals Rechnungsfehler nachwies, die in die Millionen gingen, und die anfangs niemand enträthseln konnte. — Für hochwichtig hielt er die Trennung der Ministerien der Finanzen und des Schatzes, indem sie eine Sonderung der Gegenstände und eine wechselseitige Controle herbeiführte. (Auch anderwärts hat man das seitdem erkannt und nachgeahmt.) Unter einem Chef, wie Napoleon, ward der Schatz-Minister der bedeutendste Mann im Reiche; weniger als Schatzmeister, denn als General-Controleur. Alle Anweisungen im Staate gingen durch seine Hände: er konnte also alle Unterschleife und Mißbräuche, wo sie auch immer begangen wurden, entdecken und sie dem Kaiser im Stillen anzeigen; was denn auch wirklich alle Tage geschah. (II. 314.) — Als seine Schatzmeister hielt Napoleon sonderlich Mollien und Labouillerie in großen Ehren. Der erstere hatte den öffentlichen Schatz auf die Einfachheit eines Banquier-Hauses zurückzuführen gewußt; dergestalt, daß der Kaiser stets, wie er versicherte, die vollständige Uebersicht seiner Angelegenheiten, Einnahme und Ausgabe, Rückstände und Hülfsquellen, in einem ganz kleinen Heft beisammen hatte. — In den Schatzgewölben der Tuilerien hatte er 400 Millionen in Golde liegen, die so ausschließlich zu seiner Verfügung standen, daß es darüber keine andre Auskunft gab, als ein kleines Büchelchen in den Händen seines Privat-Schatzmeisters. Alles das aber ist für den Staat,

nach Maßgabe seiner Bedürfnisse, zumal seit den letzten Unfällen, verwandt worden. Außerdem versicherte er, noch mehr als zwei Milliarden baar nach Frankreich eingeführt zu haben; uneingeschlossen, was einzelne für ihre eigne Rechnung dem Lande zugeführt haben möchten. — Empfindlich schmerzte es den Kaiser, daß Labouillerie im Jahre 1814, als er sich in Orleans mit mehr, als 20 Millionen befand, die Napoleons persönliches Eigenthum waren, diese dem Grafen von Artois nach Paris auslieferte, anstatt sie ihm nach Fontainebleau zuzuführen, wie Pflicht und Gewissen es ihm hätten gebieten sollen. Esteve, sein Vorgänger, hätte es gewiß anders gemacht; hielt sich der Kaiser überzeugt. Bei seiner feurigen Ergebenheit hätte er ihm seinen Schatz, allen Hindernissen zum Trotz, nach Fontainebleau gebracht; oder wäre es unmöglich geworden, so hätte er das Geld lieber vergraben, ins Wasser geworfen oder vertheilt, als es in jene Hände kommen zu lassen. (IV. 115.)

Der französische Cataster (dies Riesenwerk, welches uns insonderheit Benzenberg in seinem schier unermeßlichen Umfange kennen gelehrt hat) galt in Napoleons Augen, nach der Weise, wie er ihn eingerichtet, schon an und für sich allein als die wahrhafte Constitution des Reichs, d. h. als die wesentliche Garantie des Eigenthums und der persönlichen Unabhängigkeit. Denn wenn er einmal eingerichtet und die Abgaben darnach durch die Gesetzgebung festgestellt worden, möge sich sofort jeder selbst seine Rechnung stellen und habe eben so wenig die Willkür der Regierung als der Vertheiler zu fürchten; — ein Punct, wo jeder am empfindlichsten sey, und der zugleich das sicherste Mittel darbiete, sich Unterwürfigkeit zu erzwingen. Zum Schluß versicherte er, mit seiner Finanz-Verwaltung dahin gekommen gewesen zu seyn, daß sie unbezweifelt für die reinste und kräftigste in Europa habe gelten können; und er selbst habe die Details derselben so vollkommen inne, daß er sich im Stande glaube, mit bloßer Zuziehung des Moniteurs, ihre ganze Geschichte während der Dauer seiner Regierung niederzuschreiben. (II. 315.)

Es könnte begreiflich scheinen, daß dem Kaiser der Werth und die Vollkommenheit seiner gesammten Staats-Administration, insoferne sie eben sein Werk war, vielleicht in einem zu glänzenden Lichte erschienen wäre; und wir wissen ja, wie viele und heftige Tadler sie anderweit gefunden. Demnach verdient es wohl, eine andre Stimme daneben zu stellen. Es ist die von Las Cases, welche man doch nicht als eine verdächtige oder gar bestochene ganz zurückweisen kann, wenn er gleich im voraus erklärt, daß er das nämliche ungünstige Vorurtheil lange und schwer bei sich zu bekämpfen gehabt. „Nachdem ich" — führt er an — „auf verschie-

denen Missionen mehr als 60 Departements mit eignen Augen zu sehen Gelegenheit gefunden, machte ich es treu und ehrlich zu meiner sorgfältigsten Forschung, mich von der wahren Gestalt der Dinge zu unterrichten. Ich fragte nach bei den Präfecten, wie bei den Unterbehörden; ich ließ mir die Rechnungen und die Beweisstücke vorlegen; ich horchte zu bei einzelnen Personen, die mich nicht kannten; ich ließ keinen einzigen Beleg fürs Gegentheil außer Acht, der mir ein helleres Licht hätte aufstecken können. Aus allem und jedem aber gewann ich die Ueberzeugung, daß die Regierung die volle Stimme der Nation für sich hatte; daß Frankreich nie, im ganzen Zeitverlauf seiner Geschichte, stärker, blühender, besser verwaltet und glücklicher gewesen. Nie wurden die Wege besser unterhalten. Der Ackerbau hatte sich um ein Zehntel, ein Neuntel, ein Achtel vermehrt. (Sonderbar genug mußte mir diese Notiz in Languedoc von Hrn. v. Villele mitgetheilt werden.) Ein reger und allgemeiner Eifer drängte die Gemüther zur Arbeit und zu mannichfaltigen und täglichen Verbesserungen. Man hatte den Indigo erobert; auch mit dem Zucker mußte unfehlbar ein gleiches geschehen. (Warum aber hätte man denn beides so gänzlich wieder aufgegeben? Hier war doch unstreitig mehr Schein, als Realität. Auch haben wenigstens die Engländer sich durch diese vermeinten Eroberungen nie irren lassen.) Nie, zu keiner Zeit, hatten der innere Verkehr und die Gewerbsamkeit in allen Zweigen es so weit gebracht. Anstatt daß im Beginn der Revolution vier Millionen Pfund Baumwolle verarbeitet wurden, verbrauchte man jetzt über dreißig Millionen, obgleich wir sie nicht zur See einführen konnten und uns den weiten Land-Transport von Constantinopel gefallen lassen mußten. Rouen war in seinen Fortschritten zu einem wahren Wunder geworden u. s. w. Die Auflagen gingen mit Leichtigkeit ein, die Conscription war volksthümlich geworden. Frankreich, anstatt erschöpft zu seyn, zählte eine reichere Bevölkerung, als vorhin, und sie war noch täglich im Zunehmen." (II. 429.) Der Kaiser selbst behauptete, er habe die Industrie in Frankreich auf eine bis dahin unbekannte Stufe gehoben und wie man es weder im Auslande, noch in Frankreich selbst geglaubt. Nichts sey daher auch den Fremden bei ihrem Eintritt überraschender vorgekommen. Er zuerst hätte in Frankreich den Grundsatz aufgestellt: Voran den Ackerbau, als die Seele, die eigentliche Grundlage des Staats; dann die Gewerbe, zum Wohlstand und Wohlseyn der Bevölkerung, und endlich den Handel, für den nur der Ueberschuß der beiden erstern gehört. Den Ackerbau habe man auswärts für vernichtet gehalten, aber im Jahre 1814 wären die Engländer zu dem Geständniß gezwungen gewesen, daß sie den Franzosen wenig oder nichts mehr zu zeigen hätten. Im innern

Verkehr seyen Riesenschritte gethan worden, eben so wie in den Manufacturen, besonders durch Anwendung der Chemie auf dieselben. (III. 343. IV. 293.) (Eben an diesem letztern Ort werden aus des Kaisers Munde Details über seine Ansichten und Maßregeln, den Handel betreffend, beigebracht, die hier zu weit führen würden, aber seine Rechtfertigung mit siegenden Gründen führen. Ohnehin ist man schon längst zu der glücklichen Besinnung gekommen, sein Continental-System nicht mehr für die bloße Ausgeburt eines verbrannten Gehirns oder einer ohnmächtigen Rachsucht auszuschreien.) Einst hatte er die Idee gehabt, den Gebrauch der Baumwolle in Frankreich zu untersagen, um die flandrischen Battiste und Leinenzeuge zu heben; allein hiergegen hatte sich sofort die Kaiserin Josephine dergestalt empört gefühlt und ein so lautes Geschrei erhoben, daß ihm nichts übrig geblieben, als schnell darauf zu verzichten. (IV. 223.)

„Als die Revolution ausbrach," — bemerkte Napoleon — „gewährten die Höfe von Madrid und Neapel, mit der alten castilianischen und maurischen Aufgeblasenheit vermischt, noch etwas von dem Bilde der Pracht und Größe von Ludwigs XIV. Hofhalt und wurden eben so traurig, als lächerlich. Der Hof von Petersburg hatte die Farben und Formen der pariser Salons angenommen, während er in Wien ganz und gar bürgerlich geworden war. Nirgends mehr waren Spuren von dem erlesenen Geist, den Grazien und dem feinen Geschmack des versailler Hofes übrig geblieben. Als ich darauf zur souverainen Gewalt gelangte, fand ich also hierin freies Feld und reinen Tisch, wie man zu sagen pflegt, und konnte mir einen Hof ganz nach meinem Gefallen einrichten. Ich trachtete nach einer vernünftigen Mittelstraße, um sowohl die Würde des Throns mit unsern neuen Sitten in Uebereinstimmung zu bringen, als auch durch diese Schöpfung vortheilhaft auf die Manieren der Großen und auf die Volksindustrie einzuwirken. Wahrlich aber mocht' es für keine geringe Aufgabe gelten, einen Thron auf der nämlichen Stätte aufzurichten, wo man das regierende Haupt hatte fallen lassen und, vermöge der Constitution, noch alljährlich Haß allen Königen schwur; oder Würden, Titel und Decorationen mitten unter einem Volke wiederherzustellen, welches seit 15 Jahren kämpfte und siegte, um sie zu verbannen. Ich indeß, der ich immer den Anschein hatte, zu thun, was mir beliebte, weil ich die Kunst verstand, nur das Rechte und zur rechten Zeit zu wollen, setzte mich dreist über diese Schwierigkeiten hinweg. Man ernannte mich zum Kaiser und ich erschuf Große und richtete mir meinen Hof ein. Meine Siege ersparten mir die Mühe, diese neue Ordnung der Dinge schnell zu befestigen und in Ansehen zu bringen. Ganz Europa erkannte sie an,

und es gab einen Augenblick, wo man sagen konnte, daß alle Höfe des Continents sich zusammendrängten, um den der Tuilerien zu bilden, den man nie so glänzend und zahlreich gesehen hatte. Da gab es Cirkel, Bälle, Schauspiele und eine Pracht und Herrlichkeit ohne Gleichen. Nur der Souverain allein bewahrte stets die äußerste Einfachheit, die ihn nur um so bemerkbarer machte. Aber all dieser Luxus und dies Gepränge, das ich um mich her ermunterte, lag in meinen Berechnungen, nicht in meinem Geschmack; nur unsre Manufacturen und unser Kunstfleiß sollten sich dadurch erheben und bereichern. Die Vermählungsfeierlichkeiten der Kaiserin und die Taufe des Königs von Rom ließen darum auch alles hinter sich, was man je gesehen hat, und werden auch wohl nie wieder in der Weise stattfinden. Nach außen hin ließ ich mir's angelegen seyn, meinen Hof mit den übrigen Höfen von Europa in Uebereinstimmung zu bringen; nach innen aber war mir's fortdauernd darum zu thun, die alten Formen mit unsern neuen Gebräuchen auszugleichen. Ich stellte z. B. die Levers und Couchers unserer Könige wieder her, aber nur dem Namen, nicht dem Wesen nach. Was dort die wirkliche Toilette ausmachte, mit allen ihr anhängenden Unziemlichkeiten, waren hier bloße Morgen- oder Abendaufwartungen von Personen meines Hauses, welche unmittelbare Befehle von mir zu empfangen hatten, und für die es als Vorzug galt, zu diesen Stunden vor mir erscheinen zu dürfen. Eben so mit den besondern Vorstellungen bei mir und mit den Zulassungen bei Hofe, wo es nicht mehr blos auf die Geburt ankam, sondern auf die Vereinigung von Rang, Einfluß und Diensten. Ich erschuf Titel, die sich dem alten Feudalwesen näherten, aber ohne alle wesentliche Geltung und nur zu einem reinen Nationalzweck. Sie gaben keine Vorzüge und Bevorrechtungen und erreichten jede Art von Abstammung, von Ständen und Dienstleistungen. Man näherte sich dadurch mit Vortheil den Begriffen des alten Europa und gab zugleich der Nationaleitelkeit eine unschuldige Kinderklapper. Denn wie viel wirklich ausgezeichnete Menschen werden demohngeachtet nicht täglich mehr als einmal zu Kindern! Eben darum auch ließ ich die Decorationen wieder erscheinen und vertheilte Kreuze und Bänder, beschränkte sie aber keineswegs auf einzelne und ausschließliche Classen, sondern machte sie zugänglich für jede Art von Verdiensten und Talenten. Vielleicht hing es sogar an meiner Persönlichkeit und als eigenthümliche Wirkung, daß, je mehr ich dieser Auszeichnungen vertheilte, sie um eben so viel höher im Werthe stiegen. Ich mag den Orden der Ehrenlegion leicht an 25,000 Individuen gegeben haben, und das Trachten darnach blieb immer noch im Steigen; ja, es war eine Art von Wuth geworden." (Jene angegebene Zahl erreicht schwerlich den vollen und

wirklichen Belauf, denn Ref. hat bereits im Jahre 1808 Brevets in Händen gehabt, deren Nummer über 20,000 hinausging.) Nach der Schlacht bei Wagram übersandte der Kaiser auch dem Erzherzog Carl das Kreuz der Ehrenlegion; aber, mit einem raffinement de galanterie, dessen nur Napoleon fähig war, mußt' es nur das einfache silberne seyn, das der gemeine Soldat zu empfangen pflegte. (II. 326.)

Wer wird einen Feldherrn, wie Napoleon, nicht gern von seinem eigentlichen Handwerke sprechen hören? Folgende Aeußerungen verdienen es wohl, hier angeführt zu werden. „Das Loos einer Schlacht ist das Resultat eines Augenblicks, eines Gedankens. Man nähert sich mit entgegengesetzten Combinationen; man geräth an einander; man schlägt sich eine Weile, bis der entscheidende Moment sich darbietet. Ein geistiger Funken sprüht auf, und mit der kleinsten Reserve ist die Sache gethan." (II. 15.) — „Der Erfolg im Kriege hängt dergestalt vom Ueberblick des Feldherrn und vom Augenblick ab, daß z. B. die so vollständig gewonnene Schlacht bei Austerlitz verloren gewesen wäre, sobald ich sechs Stunden früher angriff." (II. 179.) Heut zu Tage — urtheilte er — wäre die persönliche Gefahr des Feldherrn ungleich größer, weil es kaum irgend eine Stellung gäbe, wo er nicht vom schweren Geschütz erreicht werden könnte. Sonst hätten sich die Anführer eigentlich nur dann ausgesetzt, wenn sie sich ins Handgemenge wagten; und das wäre Cäsar'n selbst nur zwei oder drei Mal begegnet. — Selten und schwer vereinigten sich, nach seiner Meinung, in einem Feldherrn alle ihm nöthige Eigenschaften. Die wünschenswertheste und die ihren Mann sofort einen Kopf höher stelle, sey vorhanden, wenn sich die Einsicht bei ihm mit der Charakterstärke und dem Muthe im Einklang finde. Das nenne er dem W ü r f e l gleichen, der auf gleicher Grundfläche mit seiner Höhe ruhe. Ueberwiege der Muth, so werde der Feldherr auf eine fehlerhafte Weise seinen Conceptionen voraus eilen, so wie im Gegentheil diese nicht zur Ausführung bringen, wenn Muth und Charakter nicht an seinen Geist hinanreichten. Dann nannte er den Vicekönig (Eugen), dessen einziges Verdienst in diesem Gleichgewicht bestehe, aber vollkommen ausreiche, einen ausgezeichneten General aus ihm zu machen. — Als dann vom physischen und moralischen Muthe die Rede war, behauptete er, im Betreff des erstern, für Murat und Ney sey es eine Unmöglichkeit gewesen, n i c h t brav zu thun, zumal für Murat. Den moralischen Muth habe er nur höchst selten angetroffen, — den nämlich, zwei Stunden nach Mitternacht; d. h. den Muth aus dem Stegreif, der, den plötzlichsten Ereignissen zum Trotz, dem Geiste dennoch seine volle Freiheit, Urtheilskraft und Entschlossenheit gestatte. Von dieser Art des Muthes glaube er selbst, wie er ohne

Hehl gestand, ein vorzügliches Maß zu besitzen, und habe die andern immer sehr weit darin hinter sich zurückgelassen. Auch mache man sich gewöhnlich einen sehr unzureichenden Begriff von der Seelenstärke, die dazu erforderlich sey, um mit voller Erwägung der Folgen eine von den großen Schlachten zu liefern, an welchen das Schicksal eines Heeres und Landes oder der Besitz eines Thrones hängt. Selten fände man daher auch Generale, die sich zu Schlachten drängten. Sie nähmen wohl ihre Stellungen, ihre festen Puncte und ersännen ihren Entwurf zum Schlagen: aber dann begönne auch ihre Unentschlossenheit, und eben so, wie nichts schwerer, so sey auch nichts schätzbarer, als sich fest für einen Entschluß bestimmen zu können. (II. 16.)

Es war die Rede davon, daß man den Kaiser schlafend gefunden habe, nicht blos die Nacht vor der Schlacht, sondern auch während der letztern selbst. „Ei, das mußte ich wohl," erwiderte er, — „wenn ich Schlachten lieferte, die drei Tage währten. Die Natur wollte auch ihre Rechte behaupten, und ich nahm jedes noch so kleinen Augenblicks wahr. Ich schlief, wo und wann ich konnte." Auf den Schlachtfeldern von Wagram und Bautzen schlief er während des Kampfes selbst, und das stark im Bereich des Geschützes. Nach seiner Versicherung fand er diesen Schlummer, auch abgesehen von den Anforderungen der Natur, für den Anführer eines großen Heeres selbst darum von ungemeinem Werthe, weil er ihm vergönne, die Berichte und das Zusammenwirken all seiner Divisionen mit Ruhe abzuwarten, anstatt daß er sich sonst vielleicht durch das, was unter seinen Augen vorginge, zu weit führen ließe. (II. 411.)

Napoleon entwickelte gleich bei seinem ersten Feldzuge eine bis dahin ganz unerhörte Kriegskunst, die seine Gegner völlig außer Fassung setzte. Bei Pizzighitone führte man ihm einen gefangenen wohlgenährten Stabsofficier vor, den Napoleon, ohne von ihm gekannt zu seyn, fragte, wie die Sachen bei den Oesterreichern gingen? „O erbärmlich schlecht!" erwiderte jener — „und ich weiß wahrlich nicht, wo das hinaus will. Uns allen steht der Verstand still. Man hat uns da einen jungen Stahr auf den Hals geschickt, der pickt auf uns los, rechts und links, hinten und vorn, und man weiß nicht mehr, wie man sich rathen oder helfen soll. Das ist nicht länger zum Ausstehen, und ich meines Theils bin nur herzlich froh, daß ich nichts mehr damit zu thun habe!" (II. 11.) — „Das Kriegs-System" — sagte Napoleon — „hat bereits gar oft geändert. In unsern Tagen ist es gar nicht mehr das nämliche, welches Turenne und Vauban befolgten. Die ganze Feldbefestigungskunst würde heut zu Tage unnütz. Selbst das System unsrer festen Plätze zeigte sich bereits als problematisch und unwirk-

sam. Die ungeheure Menge von Bomben und Granaten veränderte alles. Man hätte sich nicht mehr gegen die Horizontale, sondern gegen die Curve und die Evolute zu decken. Keiner von den alten Plätzen gewährte jetzt mehr Sicherheit; nicht nur hätte ihre Haltbarkeit aufgehört, sondern auch kein Staat wäre reich genug, sie im Stande zu erhalten. Frankreichs ganzes Einkommen reichte nicht für die Linie gegen Flandern aus, denn die äußern Befestigungen machten nicht den vierten oder fünften Theil des nöthigen Aufwandes aus, wohl aber wären die Kosten für die nunmehr unerlaßlich gewordenen Kasematten, Magazine und bombenfesten Gewölbe unerschwinglich geworden." Daneben beklagte sich der Kaiser über die Untüchtigkeit des heutigen Gemäuers; sein Ingenieurwesen habe in diesem Puncte mit einem radicalen Gebrechen zu kämpfen gehabt, und ihm seyen dadurch unermeßliche Summen rein verloren gegangen. (II. 411.) Als von den gewaltigen Arbeiten die Rede war, welche die römischen Feldherren durch ihre Heere vollführen lassen, den Gräben, Mauern, dicken Thürmen, Galerien u. s. w. — so bemerkte Napoleon, daß damals alle dergleichen Anstrengungen auf etwas Bleibendes an Ort und Stelle gerichtet gewesen, heutiges Tages aber mehr auf das Fortschaffen von Ort und Stelle. Uebrigens aber glaube er, daß der römische Soldat wirklich mehr als der unsrige in der Arbeit geleistet habe. — Festungswerke hielt er nur für einen Aufhalt; eine Landung bei überlegener Macht für unfehlbar im Erfolg, sobald Zeit und Entfernung keine Unterstützung gestatteten. Befragt, welchen Platz er für den festesten in der Welt hielte, erwiderte er: daß sich dies zwar so geradehin nicht bestimmen lasse, weil die Stärke eines solchen eben sowohl in seinen innern Hülfsmitteln, als in äußern Zufälligkeiten beruhe; doch nannte er Straßburg, Lille, Metz, Mantua, Antwerpen, Malta, Gibraltar. Ein Engländer bemerkte hierbei: man habe eine Zeit lang in der Meinung gestanden, daß er mit einem Angriff auf Gibraltar umgehe. „Dafür" — war seine Antwort — „würden wir uns wohl gehütet haben. Der Platz ist euch von gar keinem Nutzen; er vertheidigt nichts und versperrt nichts. Er ist blos ein Gegenstand eurer Eigenliebe, der euch theuer zu stehen kommt, während er den Spaniern ein Dorn im Auge ist. Wir müßten sehr ungeschickt gewesen seyn, in dieser Lage der Dinge etwas zu stören." (II. 126.) — (Schwerlich aber doch wird irgend ein Britte hierdurch in seinem Glauben irre werden, daß er nicht in Gibraltar den Schlüssel zum Mittelmeer besitze.)

Er beklagte sich, daß die Artillerie in der Schlacht gewöhnlich nicht genug schösse. Es sey bei ihm militairischer Grundsatz, daß man sich die Munition nie ausgehen lassen und schießen und immer schießen müsse. Er sey selbst nur zu oft nahe daran gewesen,

von einer auf Gerathewohl gezielten Kugel getroffen zu werden, und in Erwägung, von welcher entscheidenden Wichtigkeit das für den Ausgang der Schlacht und des Feldzugs gewesen seyn würde, stimme er für ein ununterbrochenes Feuer, ohne dabei zu fragen, was die Kugel koste. Hätt' er übrigens sich den minder gefährlichen Punct wählen wollen, so hätt' er sich lieber 100 als 300 Toisen vom feindlichen Geschütz gehalten. In der erstern Entfernung gehen die Kugeln oft über den Köpfen weg, in der letztern müssen sie immer irgendwo einschlagen. — Man werde die Artilleristen nie dahin bringen können, auf Infanteriemassen zu zielen, wenn sie sich selbst von einer feindlichen Batterie angegriffen fänden. Das sey angeborne Feigheit, überwiegender Instinkt der Selbstvertheidigung. Ein Mann vom Handwerk (Gorgaud) wollte das nicht gelten lassen. „Aber ist es denn anders?“ erwiderte ihm der Kaiser. „Man setzt sich sofort zur Wehr, wo sich ein Angreifer zeigt. Man sucht ihn zu vernichten, um nicht selbst vernichtet zu werden. Oder man stellt auch wohl sein Feuer ein, um selbst nicht weiter beunruhigt zu werden, und läßt ihn ruhig wieder sein Feuer auf die Infanteriemassen anfangen, die doch für den Ausgang der Schlacht von ungleich höherer Wichtigkeit sind.“ (IV. 298.)

Pavia — versicherte der Kaiser — war der einzige Ort, den er je der Plünderung preisgab. Sie war den Soldaten auf 24 Stunden verheißen worden; aber nach Verlauf von 3 Stunden konnt' er's nicht länger über sich gewinnen und gebot Einhalt. „Ich hatte nur 1200 Mann, und das Geschrei der Einwohner, das bis zu mir drang, stimmte mich um. Hätt' ich 20,000 gehabt, so hätten sie jenes Geschrei freilich übertäubt und ich wäre ungerührt geblieben. Uebrigens ist es ein Glück, daß auch die Politik vollkommen mit der Moral zusammentrifft, der Maxime des Plünderns den Stab zu brechen. Ich habe vielfältig darüber nachgedacht, eben so oft hat man in mich gedrungen, meine Truppen auf diese Weise zu belohnen, und es wäre geschehen, wenn ich meinen Vortheil dabei gefunden hätte. Aber nichts ist geeigneter, eine Armee gänzlich zu zerrütten. Sobald ein Soldat geplündert hat, ist er der Disciplin entnommen, und hat er sich durch Plünderung bereichert, wird er sogleich ein schlechter Soldat, denn er mag sich nicht mehr schlagen. Ueberdem stimmt das Plündern nicht zur französischen Sitte. Das Herz unsrer Soldaten ist nicht böse. Ist der erste Augenblick der Wuth vorüber, so kömmt es zu sich selbst zurück. Es ist unmöglich, daß französische Soldaten 24 Stunden lang plündern könnten; viele würden die letzten Augenblicke dazu anwenden, wieder gut zu machen, was sie in den frühern übel gemacht. In der Zeltcameradschaft halten sie späterhin einer dem andern ihre begangenen Ausschweifungen vor und strafen die, deren

Betragen zu empörend war, mit Mißbilligung und Verachtung." (IV. 343.)

„Bei Austerlitz führten die Russen so erlesene Truppen ins Treffen, wie sie deren nachmals nie wieder aufzuweisen gehabt. Die russische Armee von Austerlitz hätte die Schlacht an der Moskwa nicht verloren. — Marengo war die Schlacht, wo sich die Oesterreicher am besten schlugen. Dort zeigten sich ihre Truppen bewundernswürdig; aber auch ihre Tapferkeit ging dort zu Grabe. Die spätern Oesterreicher waren sich selbst nicht mehr ähnlich. — Die Preußen leisteten bei Jena nicht die Gegenwehr, welche ihr Ruf erwarten ließ. Uebrigens waren die Menschenmassen von 1814 und 1815 nur „Canaille", gestellt gegen die wahren Soldaten von Marengo, Austerlitz und Jena." (II. 179.) (Ei, aber was mußten denn vollends die französischen Truppen von 1814 und 1815 seyn, die sich von dieser Canaille schlagen ließen!)

So etwas mochte der Idee des Kaisers wohl selbst vorgeschwebt haben, als er sich über die Schlacht bei Waterloo ausließ: wenn er dem Gedanken gefolgt wäre, den Feind auf seiner Rechten zu umgehen, so wäre dies leicht zu bewerkstelligen gewesen, anstatt daß er es vorgezogen, seine Mitte zu durchbrechen und die beiden Armeen zu trennen. Aber alles sey bei dieser Gelegenheit in die Quere gegangen und habe selbst den Anstrich von Ungereimtheit angenommen. Dennoch hätte ihm der Sieg zufallen müssen, und nie habe irgend eine seiner Schlachten in seinen Augen ihm minderen Zweifel übrig gelassen, so daß er auch in diesem Augenblick nicht begreife, wie es anders gekommen. Grouchy war verschwunden; Ney hatte ganz den Kopf verloren; d'Erlon war zu nichts zu gebrauchen. Keiner wußte mehr, was er wollte und sollte. Hätte der Kaiser noch am Abend Grouchy's Stellung gekannt und sich auf seine Seite hinwerfen können, so war es ihm wohl noch am nächsten Tage mit einer so trefflichen Reserve nicht unmöglich, die Sachen wieder herzustellen und vielleicht sogar die Verbündeten durch eines von jenen Wundern zu vernichten, die ihm so gewöhnlich waren und das niemand in Verwunderung gesetzt haben würde. (II. 15.)

Wie willig man indeß auch seyn möge, in Napoleons Versicherungen kein Mißtrauen zu setzen, so wird man doch, wenigstens in seinen quantitativen Behauptungen, etwas stutzig werden müssen, wenn er den Menschenverlust von seiner Seite in der Schlacht bei Wagram, die wohl nicht mit Unrecht als eine der blutigsten berufen ist, auf 3000 — also bei der angenommenen Stärke von 160,000 Mann, auf noch nicht den funfzigsten Kopf — angibt. Aber wie gar, wenn er selbst seine Bulletins ernstlich in Schutz nimmt, sie sehr wahrheitliebend nennt und versichert, daß sich auf ihre Genauigkeit zu verlassen sey, mit einziger Ausnahme dessen, was die

Nähe des Feindes zu verschleiern zwang, damit ihm nicht dadurch ein vielleicht schädliches Licht aufgesteckt würde? In Wien und ganz Deutschland habe man ihnen weit mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen (??), als in Frankreich. (II. 435.)

Möglicher Weise könnte diese günstige Meinung ihre Entstehung in dem eignen Antheil finden, welchen Napoleon, wenigstens zuweilen, an ihrer Abfassung oder an einzelnen Wendungen in denselben genommen zu haben scheint. Diese Art von Selbsttäuschung wird um so erklärlicher, wenn Las Cases uns erzählt, Napoleon, nachdem er zufällig einige seiner Proclamationen an die italienische Armee wieder durchgelesen, habe der Rückwirkung derselben auf ihn selbst nicht zu widerstehen vermocht, habe sich selbst darin gefallen und mit sichtbarer Bewegung ausgerufen: „Und die Menschen konnten sich unterstehen, zu behaupten, ich verstünde nicht, die Feder zu führen!" (III. 89.) — Für seinen wissenschaftlichen Sinn mag es allerdings zeugen, daß er einen so entschiedenen Werth auf seine Aufnahme in das National-Institut legte. Als er nach seiner Rückkehr von der Armee in Italien hier in seiner Classe erschien, die etwa aus 50 Mitgliedern bestand, schätzte er sich selbst etwa, wie er sagte, als den zehnten derselben. An ihrer Spitze hatte sie Männer, wie Lagrange, Laplace, Monge. Auch mocht' es wohl ein ziemlich außerordentliches Schauspiel darbieten (wenigstens ward es in den Zirkeln genug besprochen), den jungen General von der italienischen Armee in den Reihen des Instituts und in der öffentlichen Erörterung mit seinen Collegen über die tiefgedachtesten und abstractesten Gegenstände zu erblicken. Man nannte ihn damals den „Geometer der Schlachten" und den „Mechaniker des Sieges." (III. 241.)

Napoleons großes Gerüst (oder Schnürleib vielmehr) zur National-Erziehung, das er in dem Institut der Universität hinstellte, hat überall, und mit Recht, sehr bittere Tadler gefunden. Er selbst muß es wohl gefühlt haben, wie arg er sich hier vergriffen: denn er klagte, man habe ihm alle seine Ideen in Betreff dieser Universität verhunzt, und besonders bitter beschwerte er sich über Fontanes, den Großmeister derselben, der, während er selbst weit davon die Waffen handhabte, zu Hause alles durch einander gerührt habe. Auch im Staatsrath beschwerte sich der Kaiser, wie Las Cases sich erinnert, einst über den geringen Fortgang und die schlechte Leitung jenes Instituts. Herr von Segur ward beauftragt, einen Bericht über diesen Gegenstand zu erstatten. Er that es und zeigte, daß die Idee des Kaisers eben so verkehrt aufgefaßt, als ausgeführt worden. Als dieser Bericht verlesen wurde, war Napoleon in der Sitzung nicht gegenwärtig; aber jene Auseinandersetzung gefiel den Freunden des Großmeisters auch so wenig, daß sie nach-

her gar nicht wieder zum Vorschein kam. Einige Zeit nachher wurden indeß die Groß-Dignitarien der Universität vor die Schranken des Staatsraths gefordert. Der Kaiser zeigte sich sehr unwillig, sprach über die fehlerhafte Organisation, über den schlechten Geist, der in diesem wichtigen Institut vorzuwalten scheine, sagte, daß man ihm alle seine Ideen verderbe, seine Intentionen nie tüchtig zur Ausführung bringe u. s. w. Fontanes krümmte sich vor dem Sturm, ging aber darum doch seinen gewohnten Gang fort. — Napoleon erwähnte, nach seiner Rückkehr von Elba sey ihm versichert worden, dieser Großmeister habe sich bei dem neuen Gouvernement gerühmt, wie er beflissen gewesen, dem Kaiser dies Institut auf alle nur mögliche Weise zu entstellen und zu verleiden. (I. 155. IV. 263.)

Napoleons Urtheile über Gegenstände der alten und neuen Literatur und Kunst, so wie sie gelegentlich in seinen Unterhaltungen mit Las Cases vorkommen, sind, obwohl in dem nicht durchaus unbefangenen Gesichtspuncte des Franzosen gedacht, doch fast immer scharf und treffend, und man wird nur selten Anstand nehmen, ihnen beizupflichten. Keinen Augenblick aber verkennt man den ausgezeichneten Kopf, der überall gerade in die Mitte hineindringt und Licht in alles trägt, worauf sein Blick sich hinrichtet. Die zahlreichen Beläge hierzu sind fast auf allen Seiten des Werks zu finden: denn Napoleon las auf St. Helena sehr viel und ließ kaum eine Gelegenheit vorbei, sich über das Gelesene auszusprechen.

Es dürfte wohl einige Verwunderung erregen, von Napoleon in den Kreis seiner Lecture auch die Bibel gezogen zu sehen; Verwunderung aber freilich auch, daß darin seine Wahl zunächst auf das Buch Judith fiel, und die höchste vielleicht, zu erfahren, welche Anwendung er von dem Inhalt machte; denn bei jedem Ortsnamen, der darin vorkam, unterließ er nicht, zu bemerken: „Da hab' ich im Lager gestanden — den Posten hab' ich mit stürmender Hand genommen — dort hab' ich ein Treffen geliefert u. s. w. (III. 321.)

Unter allen Selbstgeständnissen aber, die wir hier niedergelegt finden und die uns einen tiefern Blick in sein Inneres gestatten, ist wohl keins so interessant und zugleich so unbefangen, als welches uns Napoleon über seine religiösen Ansichten anvertraut. Mit Wärme erklärte er sich: „Alles verkündigt das Daseyn eines Gottes, das ist unbestreitbar: aber alle unsere Religionen sind augenscheinlich nur menschliches Gemächte. Warum gibt es deren so viele? Warum bestand die unsrige nicht von jeher? Warum behauptet sie diese Ausschließlichkeit? Was für ein Loos traf denn die tugendhaften Menschen, die vor ihr lebten? Warum verlästern

und bekämpfen sich diese Religionen unter einander und suchen sich auszurotten? Warum war das von jeher und aller Orten also? — Weil die Menschen immer Menschen sind und die Priester immer und überall den Betrug und die Lüge eingeschwärzt haben. — Bei alle dem habe ich, sobald die Macht in meinen Händen war, gestrebt, die Religion wieder herzustellen. Sie war mir der Grund und die Wurzel, die eigentliche Stütze der Moral und alles Wahren und Guten. Aber auch im Menschen selbst wohnt ein unruhiger Trieb, der etwas Uebersinnliches und Wunderbares zu seiner Nahrung fordert. Ist es denn nicht besser, daß er es dort sucht, als bei einem Cagliostro, bei einer le Normand und bei ähnlichen Wahrsagerinnen und Betrügern?" — Jemand wagte die Bemerkung: es könne gleichwohl geschehen, daß er zuletzt noch fromm werde. Seine mit anscheinend voller Ueberzeugung ausgesprochene Antwort war: er fürchte das Gegentheil und zwar mit Leidwesen: denn es müsse darin nicht wenig Trost geben. Sein Unglaube aber habe keine Verkehrtheit und Leichtfertigkeit des Herzens, sondern blos die Kraft seiner Vernunft zur Quelle. „Bei alle dem aber" — setzte er hinzu — „soll man für nichts gutsagen, zumal für seine letzten Augenblicke. Zwar in dieser Minute glaube ich festiglich, daß ich ohne Beichtvater sterben werde. Ich bin sicherlich kein Atheist; aber ich kann nur nicht alles glauben, was man mich, meiner Vernunft zum Trotz, lehrt, auf die Gefahr, für falsch und heuchlerisch zu gelten. Nachdem ich Kaiser geworden, und noch mehr nach meiner zweiten Vermählung, that man alles Mögliche, um mich dahin zu bewegen, daß ich, nach der Weise unsrer alten Könige, mit allem Pomp in der Kirche Notre-Dame die Communion empfinge. Ich schlug es rund ab. Ich glaubte, sagte ich, nicht genug daran, daß es mir heilbringend seyn könnte; aber immer noch genug, um nicht mit Vorbedacht ein Gespött damit zu treiben. — Mein Nachdenken vermag mir nicht zu sagen, woher ich komme, was ich bin, oder wohin ich gehe; und doch ist das alles ein Wirkliches. Bin ich nicht die Uhr, die geht und sich selbst nicht kennt? Gleichwohl ist das religiöse Gefühl etwas so Tröstendes, daß der, welcher es besitzt, es für eine Wohlthat des Himmels achten mag. Welch eine kräftige Stütze würden wir hier daran in unsrer Verbannung finden! Was könnten Menschen und Schicksal mir noch anhaben, wenn ich meine Leiden und Trübsale, als von Gott kommend, betrachtete und künftiges Heil als Vergeltung dafür erwartete! Und sollte mir's wohl an Anspruch darauf fehlen? Hab' ich nicht eine so ganz außerordentliche und stürmische Laufbahn zurückgelegt, ohne ein einziges Verbrechen zu verschulden? Und wie viele konnt' ich begehen! Ich darf mich wohl vor Gottes Richterstuhl stellen und sein Urtel ohne Furcht erwarten. Nie ließ ich den Gedanken an

Meuchelmord, Vergiftung oder ungerechte und vorausbedachte Todesurtel in mir aufkommen, wie es an meinem Platze von jeher so gewöhnlich war. Ich wollte nur den Ruhm, die Macht, den Glanz Frankreichs; dahin gingen alle meine Bestrebungen, dem waren alle meine Augenblicke geweiht. Kann das für ein Verbrechen gelten? Ich wenigstens erblickte nur ein Verdienst darin. Was für eine Erquickung also würde es für mich seyn, wenn sich mir die Aussicht darböte, das Ende meines Daseyns mit ewiger Freude gekrönt zu sehen! — Wie aber wäre es möglich, zu dieser Ueberzeugung durch den Mund oder die Handlungen der meisten ihrer Verkündiger zu gelangen? Ich sehe mich umringt von Priestern, welche mir unaufhörlich wiederholen, ihr Reich sey nicht von dieser Welt, und sich doch alles dessen, was sie nur können, bemächtigen. Der Papst ist das Haupt dieser Religion des Himmels, und doch ist er nur beschäftigt mit der Erde. Was für Dinge hat der jetzige, der fürwahr ein recht braver und heiliger Mann ist, mir nicht angeboten, um wieder nach Rom zurückzukehren! Die Kirchen-Disciplin, die Bestallung der Bischöfe galt ihm für nichts mehr, wenn er um diesen Preis nur wieder ein weltlicher Fürst werden konnte. Dermalen ist er sogar ein Freund aller Protestanten, die ihm alles zugestehen, weil sie ihn nicht zu fürchten haben; aber dem katholischen Oesterreich ist er feindlich gesinnt, weil es sein unmittelbarer Grenznachbar geworden u. s. w. — Uebrigens war wohl ungezweifelt in meiner Stellung als Kaiser diese meine Art von Ungläubigkeit eine wahre Wohlthat für mein Volk. Wie hätt' ich sonst eine wahre Toleranz zu üben vermocht, wie die einander so entgegengesetzten Bekenntnisse auf gleiche Weise begünstigen können, wenn ich dem Einen zugethan gewesen? Was wäre aus der Unabhängigkeit meiner Gedanken und meines Handelns geworden unter den Eingebungen eines Beichtvaters, der mich durch die Strafen der Hölle beherrscht hätte? — Ich war so überzeugt von diesen Wahrheiten, daß ich mir vornahm, auch meinen Sohn in dieser nämlichen religiösen Richtung zu erziehen." (IV. 137.)

„In Aegypten" — bemerkte er einst in froher Laune — „wäre es gar so unmöglich nicht gewesen, daß die Umstände mich veranlaßt hätten, den Islam zu ergreifen, und das mit zureichendem Grunde; denn es hätte mich wenigstens bis an den Euphrat gebracht. Wenn auch eine Religionsveränderung aus Privatabsichten keine Entschuldigung zuläßt, so läßt sie sich doch denken, wenn unermeßliche politische Resultate dadurch herbeigeführt werden. Wenn Heinrich IV. sagen durfte: „Paris ist wohl eine Messe werth," sollte man dann auch nicht meinen dürfen, die Herrschaft des Orients und die Unterjochung vielleicht ganz Asiens wären wohl ei-

nen Turban und Pantalons werth gewesen? — denn darauf wär' es doch am Ende allein hinausgelaufen. Die vornehmsten Scheiks waren ganz in der Stimmung, es uns leicht zu machen und die hauptsächlichsten Schwierigkeiten zu beseitigen. Sie erlaubten uns den Wein und enthuben uns auch gewisser andrer Förmlichkeiten, so daß wir nur unsre Beinkleider und einen Hut aufgegeben hätten. Ich sage wir; denn auch die ganze Armee hätte sich nicht einen Augenblick bedacht, Ja zu sagen, und nur Stoff zum Lachen und zum Scherz darin gefunden. Was für Folgen aber hätte das nicht nach sich gezogen!" (III. 90.)

„Unsre Sitten verlangen," — bemerkte der Kaiser — „daß der Souverain sich nur als eine Wohlthat kundgeben soll. Handlungen der Strenge müssen von Andern ausgehen. Ihm verbleibe die Gnade, als seine erste Domaine. Eben darum mache ich mir auch den Auftritt im Staatsrath mit Portalis (s. oben) zum Vorwurf. Ich ging zu weit; ich mußte an mich halten, ehe ich ihm gebot, sich zu entfernen. Die Scene hätte sich, weil er sich nicht rechtfertigte, mit einem bloßen „Es ist gut!" endigen sollen, und seine Strafe mochte ihn bei sich zu Hause treffen. Der Souverain hat immer Unrecht, wenn er im Zorne spricht. Ich vielleicht verdiente einige Entschuldigung, weil ich im Staatsrath wie in meiner Familie war; aber vielleicht bleibt es troß dem allen ein wahres Unrecht von meiner Seite. Leider hat man seine Fehler, und die Natur behauptet ihre Rechte!" (III. 325.)

Napoleons gelegentliche Urtheile über einzelne seiner mit ihm auf irgend eine Weise in Conflict gekommenen Zeitgenossen würden immer, als seine Urtheile, merkwürdig bleiben, wenn sie sich auch nicht durch treffende Schärfe und eine seltene Unbefangenheit, die eben darum kaum einer Wiedermittheilung fähig scheint, auszeichneten. Ob jedoch Gunst oder Ungunst und ein zu treues Gedächtniß an erfahrne Unbilden nicht mitunter auf dieselben eingewirkt haben sollte, muß freilich dahingestellt bleiben. Nur einiges aus dieser reichen Fülle läßt sich hier, gleichsam als Nachlese zu O'Meara's ähnlichen Notizen, wiedergeben.

Ferdinand dem VII. weissagte Napoleon die Katastrophe von 1820, wozu es freilich nicht erst seines Prophetengeistes bedurfte. Nach seiner Rückkehr von Elba fanden sich mehrere Spanier, früher seine erbittertsten Feinde, bei ihm ein, mit der Erklärung: sie hätten ihn als ihren Tyrannen bekämpft, jetzt fleheten sie zu ihm, als ihrem Befreier. Hätte Waterloo einen andern Ausschlag gegeben, so wäre er ihnen zu Hülfe gekommen. (II. 279.) Sonderbar ist Ferdinands Einfall, sowohl in Bayonne (wo es allenfalls noch im Drang der Umstände eine Erklärung zuläßt), als auch nachher in Valençay, daß er durchaus eine Gemahlin von

Napoleons Wahl und aus seiner Familie verlangte. (II. 279. III. 227. IV. 199.) Sein Betragen in letzterm Verbannungsorte war sehr unterwürfig, auch in Dingen und bei Veranlassungen, wo es niemand von ihm forderte. (IV. 201.)

Daß das englische Ministerium, im Ganzen wie im Einzelnen, wenig Gnade in des Kaisers Augen fand, wird man wohl von selbst erwarten. Besonders gibt er ihm ein beharrliches System der Verleumdung gegen ihn Schuld, wodurch alle seine Worte, seine Handlungen, sein Charakter in den Augen der Nation bis zum Ungeheuerlichen entstellt worden. An der berüchtigten Unterredung mit Lord Withworth, wie man dieselbe bekannt gemacht, sey kein wahres Wort gewesen. Der Lord hatte beim ersten Consul um eine Audienz und die Erlaubniß zu persönlichen Mittheilungen nachgesucht. Dieser willigte ein, weil er selbst unmittelbar zu unterhandeln wünschte. „Aber das ward mir eine Lehre," — sagte Napoleon — die mich auf immer davon zurückbrachte. Von dem Augenblick an verhandelte ich nie wieder, als nur durch meinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser konnte die Leute wenigstens förmlich Lügen strafen; aber der Souverain konnte das nicht. In jener Unterredung kam durchaus nichts vor, was den hergebrachten Anstand verletzt hätte. Lord Withworth selbst, als er mich verließ, erklärte den andern anwesenden Gesandten seine Zufriedenheit und wie er nicht zweifle, daß alles einen guten Ausgang nehmen werde. Wie groß mußte nun nicht das Erstaunen dieser nämlichen Gesandten seyn, als sie bald darauf des Lords Bericht in den englischen Blättern lasen, worin ich beschuldigt ward, mich der äußersten und unanständigsten Heftigkeit überlassen zu haben. Sie machten ihm zum Theil ihre Verwunderung bemerklich, indem sie ihn an seine eigenen Aeußerungen erinnerten. Er suchte Ausflüchte, so gut er konnte; blieb aber bei den in der Depesche enthaltenen Behauptungen. Es ist aber Thatsache, daß alle englische politische Agenten gehalten sind, über die nämlichen Gegenstände zwiefache Berichte einzusenden, — einen öffentlichen, aber entstellten, der in das Ministerial-Archiv kömmt; aber auch einen zweiten vertraulichen für die Minister allein, der die Wahrheit enthält. Kömmt nun die Verantwortlichkeit der Minister mit ins Spiel, so wird der erstere vorgezeigt, der, wiewohl falsch, alles gut macht und sie selber deckt. Die absolute Gewalt hat nicht nöthig, zu lügen; sie schweigt. Aber eine verantwortliche Regierung, die Rede stehen muß, kann nicht umhin, zu lügen und sich zu verkappen. (IV. 165.) — Lord Chatams Politik mochte wohl nicht immer Hand in Hand mit der Gerechtigkeit gehen; aber er sprach sich wenigstens doch mit Kraft und Kühnheit aus; es war eine gewisse Größe in seinem Benehmen; — Pitt führte die Arg-

list und die Heuchelei in der Politik ein; Lord Castlereagh, sein soi-disant Erbe, hat es verstanden, das Uebermaß aller Schändlichkeit und Immoralität damit zu vereinigen. Chatam setzte seinen Ruhm darein, Kaufmann zu seyn; Castlereagh hingegen ergötzt sich, zum großen Verderb seines Landes, daran, den Monsieur zu spielen. Er hat es aufgeopfert, um sich mit den Großen des Continents auf gleichen Fuß zu stellen (fraterniser); hat mit der Gier des Comptoirs die Laster der Salons, mit der Doppelseitigkeit und Kriecherei des Höflings die Härte und den Uebermuth des Glückspilzes verbunden.“ (IV. 169.)

„Fox kam gleich nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich. Er beschäftigte sich mit einer Geschichte der Stuarts und bat mich, unsre diplomatischen Archive zu diesem Zwecke benutzen zu dürfen. Ich befahl, daß ihm alles offen stehen sollte. Ich empfing ihn zum öftern bei mir; der Ruf hatte mir seine Talente gepriesen; ich fand jetzt an ihm eine schöne Seele, ein treffliches Herz, ausgedehnte, hochherzige und freisinnige Ansichten, eine Zierde der Menschheit. Ich fühlte mich zur Liebe gegen ihn gedrungen. Wir plauderten viel und vertraulich zusammen über alle mögliche Gegenstände. Wenn ich es an ihn bringen wollte, so kam ich auf die Höllenmaschine und äußerte meine Ueberzeugung, daß seine Minister mir ans Leben gewollt. Er bestritt das mit Wärme und setzte endlich in seinem schlechten Französisch hinzu: Premier Consul, ôtes-vous donc cela de vôtre tête. Aber schwerlich war er selbst von seiner guten Sache überzeugt und er bekämpfte mich wohl mehr zur Ehrenrettung seines Vaterlandes, als der Moralität der Minister.“ (IV. 171.)

„Lord Cornwallis war der erste Engländer, der mir wirklich eine günstige Meinung von seiner Nation einflößte, dann Fox und jetzt der Admiral Malcolm. Der Lord war in der vollen Bedeutung des Worts ein würdiger, braver und redlicher Mann. Bei dem Frieden von Amiens war alles abgeschlossen und er hatte versprochen, am nächsten Tage zu einer bestimmten Stunde zu unterzeichnen, weil irgend ein Umstand sein Erscheinen verhinderte. Am nämlichen Abend empfing er einen Courier von London, der ihm die Zustimmung zu gewissen Artikeln untersagte. Er antwortete: er habe unterzeichnet, und kam, seine Unterschrift zu vollziehen. Wir verstanden einander zum Verwundern gut. Ich hatte ihm ein Regiment überlassen, und ihm machte es ein großes Vergnügen, damit zu manoeuvriren. Stets dachte ich mit Vergnügen an ihn zurück und jede Bitte von ihm würde mehr über mich vermocht haben, als selbst vielleicht von einem regierenden Haupte. Seine Familie scheint das geahnet zu haben, denn es sind manchmal Bitten an mich in seinem Namen gelangt, denen stets ein Genüge

geschah. — Ein halbes Dutzend Männer, wie Fox und Cornwallis, würden das moralische Glück jeder Nation machen können." (IV. 170.)

Sir Sidney Smith versuchte, während des Feldzugs in Aegypten, auf alle mögliche Weise, die französische Armee durch Anerbietungen, falsche Nachrichten aus Europa und Verleumdungen ihres Anführers zu verführen. Napoleon mußte endlich alle und jede Gemeinschaft mit den Engländern aufheben und ließ im Tagsbefehl erklären, ihr Commodore sey närrisch geworden, was auch in der Armee geglaubt wurde. Sidney Smith, in seinem Zorn hierüber, sandte Napoleon eine Ausforderung zu, erhielt aber zur Antwort: „der Obergeneral habe jetzt wichtigere Dinge im Kopfe, als sich mit einer solchen Kleinigkeit zu beschäftigen. Wäre es der große Marlborough, so möchte es noch angehen; aber wenn der englische Seemann es denn so durchaus nöthig habe, sich herumzufuchteln, so wolle er ein paar Ruthen am Ufer für neutral erklären und ihm einen Bramarbas aus seinem Heere schicken; da möge er denn an's Land kommen und sein Müthchen kühlen nach Herzenslust." (I. 255.)

Einige der interessantesten und gelungensten Charakter-Schilderungen sind an Namen geknüpft, die es nicht gestatten, sie hier wieder mitzutheilen. Manches, was Las Cases aus Napoleons Munde vernahm, hat er selbst nur gewagt, durch eine Reihe von Puncten anzudeuten. Die Nachwelt freilich wird auch hierin dereinst ihre Rechte geltend machen.

Pozzo di Borgo, des Kaisers Landsmann und einst Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, war es, wie man glaubt, der im März 1814 dem Kaiser Alexander den Rath gab, gerade auf Paris zu marschiren, obwohl sich ihm Napoleon in den Rücken geworfen hatte. „Und dieser einzige Entschluß" — setzte dieser hinzu — „entschied das Schicksal von Frankreich, der europäischen Civilisation und der Gestalt der Welt." Seitdem war Pozzo di Borgo im russischen Cabinet sehr einflußreich geworden. (III. 31.)

Für Talleyrand war des Kaisers Landung in Cannes ein Donnerschlag. Er war der Redacteur der bekannten Declaration des wiener Congresses vom 13. März gegen Napoleon, und so heftig sie ist, soll sein Entwurf es noch mehr gewesen seyn, so daß die andern Minister diesen erst sichten mußten. Er begab sich von Wien nach Frankfurt und Wisbaden, um besser zur Hand zu seyn und nach Gent und Paris zugleich zu unterhandeln. Mit Fouché verstand er sich bald dahin, daß, wie auch die Würfel fielen, dieser ihm seinen Frieden mit Napoleon machen sollte, während er seinerseits Fouché bei den Bourbons vertreten wollte. Seine eignen Anerbietungen bei dem zurückgekehrten Machthaber, noch von Wien aus,

wenn dieser ihm unbeschränkte Vollmacht geben wolle, hatten nicht Maß noch Ziel: aber der Kaiser wies sie mit Unwillen zurück, um nicht, wie er sagte, seine Politik zu degradiren. (I. 401.) „Und doch kostet mich das vielleicht mein Exil auf St. Helena; denn ein großes und vielgewichtiges Talent ist ihm nicht abzustreiten. Talleyrand trug von jeher den Verrath im Herzen, aber stets auch hielt er sich zur Partei des Glücklichern. Seine Umsicht hatte ihres gleichen nicht. In der Scheidungssache erklärte er sich zu Gunsten der Kaiserin Josephine. Zum Kriege mit Spanien trieb er hauptsächlich mich an, aber zugleich besaß er die Kunst, im Publicum das Gegentheil glauben zu lassen. (Und in diesem Sinne hat er sich auch noch unlängst in der Pairskammer auf das bestimmteste geäußert.) Er endlich war auch das Hauptwerkzeug, ja die unmittelbare Ursache vom Tode des Herzogs von Enghien. Seine Physiognomie ist dergestalt passiv, daß man nie etwas darauf lesen konnte. Auch pflegte Lannes oder Murat im Scherz zu sagen, daß, wenn er im Gespräch mit jemand von hinten einen Fußtritt bekäme, ihm von vorne nichts davon abzumerken seyn würde." (III. 35.)

„Fouché ist der Talleyrand für die Clubbs, und Talleyrand der Fouché für die Salons," sagte Napoleon, um sie beide mit Einem Worte zu schildern. „Fouché hatte die Intrigue so nöthig zum Leben, als die Luft zum Athmen. Er intriguirte zu allen Zeiten, an allen Orten, auf alle Arten und mit allen. Nie kam man einem Handel auf die Spur, ohne im voraus gewiß zu seyn, daß auch er darein verwickelt seyn werde. Er drängte sich überall herzu; es war seine fixe Idee, seine Hand in allem zu haben. Er wollte und mußte in allen eben gangbaren Schuhen stecken." (III. 39.) — Zur Vollendung dieses Charakters voll Duplicität fügt Las Cases noch folgenden, hinreichend bewahrheiteten Zug hinzu: Als Fouché nach der Schlacht von Waterloo Napoleons Ankunft im Elisee erfuhr, lief er sogleich zu allen Mitgliedern, welche wegen der Aufrechterhaltung der Kammer in Unruhe und Argwohn waren. „Auf! unter die Waffen!" — rief er ihnen zu — „Er kömmt zurück als ein Wüthender, fest entschlossen, die Kammern aufzulösen und sich der Dictatur zu bemächtigen. Wir dürfen die Wiederkehr der Tyrannei nicht zugeben." — Gleich von da aber lief er ebensowohl zu Napoleons besten Freunden: „Die Gährung gegen den Kaiser ist unter gewissen Deputirten auf's höchste gestiegen. Wollen wir ihn retten, so müssen wir ihnen die Zähne weisen. Der Kaiser muß ihnen seine ganze Kraft empfinden lassen und wie leicht es ihm seyn würde, sie aufzulösen." Diese Einflüsterung blieb nicht ohne Wirkung; und sofort wieder sagte Fouché den ersteren: „Da habt ihr's! So treiben's seine Anhänger! Die Gefahr ist hart vor der Thüre. Seht ihr euch nicht vor, so gibt

es binnen wenig Stunden keine Kammer mehr." Und nun folgte unmittelbar die Permanenz der Kammern und Napoleons erzwungene Abdankung. (III. 18.)

Maret (Bassano) hielt der Kaiser seiner Sache für aufrichtig ergeben; Clarke werde (ob im guten oder bösen Sinne, geht nicht hervor) die Folgezeit sein volles Recht widerfahren lassen; Cambaceres sey der Freund und Vertheidiger aller Mißbräuche, mit einem entschiedenen Hange für das alte Regime, gewesen; Lebrun hingegen in diesem allen sein wahrer Antipode, kalt, fest und unzugänglich; beide aber erklärte er für Männer von ausgezeichnetem Verdienst, verständig, fähig und das rechte Maß haltend. (III. 33. IV. 354.) Carnot war, als des Kaisers Minister, treu, redlich, arbeitsam und stets wahr. Als Napoleon zuletzt mit ihm und den andern Ministern seine Abdankung berieth und buchstäblich alles vorhersagte, wie es dann kommen werde, war Carnot der Einzige, der ihn zu begreifen schien. Er setzte sich heftig gegen diesen Schritt, der der Todesstreich für das Vaterland seyn werde. Er drang auf die verzweifeltste Gegenwehr bis zur Vernichtung; allein er blieb allein stehen mit dieser Meinung, alle Uebrige stimmten für die Thronentsagung. Da stützte Carnot das Haupt auf seine beiden Hände und weinte bitterlich. (III. 150. IV. 341.)

Unter seinen Gesandten hielt der Kaiser allein Narbonne für den Mann, der diesen Titel verdient und seinen Platz völlig ausgefüllt habe. „Das war jedoch," — setzte er hinzu — „ganz sein persönliches Verdienst, nicht nur von Seiten seines Geistes, sondern vielleicht noch mehr seiner Sitten, seines Benehmens, seines Namens aus der alten Zeit. Denn da, wo es nur darauf ankömmt, seine Befehle zu erkennen zu geben, ist der Erste der Beste gut genug, und vielleicht verdient da sogar ein bloßer Adjutant den Vorzug: aber ganz anders steht es, wo man sich in der Nothwendigkeit befindet, unterhandeln zu müssen. Dann darf man der alten Aristokratie an den europäischen Höfen nur entgegenstellen, was ihresgleichen ist: denn auch sie ist eine Art von Freimaurerei. Führt man da einen Otto, einen Andreossy in die Salons von Wien ein, sogleich stockt der freie Erguß der Mittheilung, das Benehmen wird gezwängt; sie sind nichts, als Eindringlinge und Profane; die heiligen Mysterien werden als unterbrochen angesehen. — Mit einem Manne, wie Narbonne, macht sich das ganz anders; da gibt es gleich eine Wahlverwandtschaft, da ist Sympathie, Identität! So eine Dame vom alten echten Adel gäbe sich vielleicht eher mit allen ihren Gunstbezeigungen an einen Plebejer hin, als daß sie ihm die Geheimnisse der Aristokratie offenbarte. — Nicht eher, als bis ich Narbonne nach Wien schickte, ging mir über Oesterreich ein Licht auf. In weniger als 14 Tagen hatte er alles

durchschaut, und man fand sich dort durch seine Ernennung nicht wenig genirt. (III. 75.)

Ueber seine Marine-Minister und Admirale hielt Napoleon ein strenges, aber wohl nicht ganz unverdientes Gericht. Ganz und gar nicht war er mit Decres zufrieden, für den seine Beständigkeit ihm wohl zum Vorwurf gemacht werden könnte; aber nur der Mangel an etwas Besserem habe diesen Minister bei ihm oben gehalten, und immer noch habe er ihn als den Tauglichsten gefunden. Er verstand das Commando, seine Verwaltung war strenge und rein: aber er erschuf nichts, war in der Ausführung stets kleinlich, ging seinen Gang, war aber nicht zum Laufen zu bringen. — Gantheaume war ein bloßer Matrose, eine Null und ohne alle innere Hülfsmittel. — Caffarelli verlor beim Kaiser allen Credit, weil man ihm dessen Frau als eine Geschäftsmacherin schilderte: denn dies, bemerkte er, war in seinen Augen immer so gut, als ein Stempel der Verwerfung. — Missiessy hielt er für keinen ganz zuverlässigen Menschen; seine Familie hatte Toulon überliefert. Einmal hatte der Kaiser die Idee, aus Emeriau etwas zu machen: allein er fand in ihm nicht Tiefe genug. — Um niemand habe es ihm mehr leid gethan, als um Treville: denn dieser allein habe ihm das Bild eines wahren Talents dargestellt und er möchte wohl der Admiral dazu gewesen seyn, um den Angelegenheiten zur See einen ganz neuen Impuls zu geben. Mit ihm wäre der Angriff auf Indien und England wenigstens zu versuchen gewesen und möglicherweise auch wohl gelungen. Ueber die platten Fahrzeuge von Boulogne tadelte sich der Kaiser selbst; er würde weit besser gethan haben, wirkliche Kriegsschiffe in Cherbourg dazu zu verwenden. Bei alle dem wäre der Angriff ausführbar geworden, wenn Villeneuve bei Finisterre mehr Kraft bewiesen hätte. „Gott aber mag wissen," — setzte er hinzu — „was für Instructionen ihm Decres gegeben haben mochte, oder was für Briefe sie einander geschrieben haben, hinter die ich nie habe kommen können. Denn wie mächtig und alles ausspähend ich auch war, so glaube doch niemand, daß ich mit allem, was ich rings um mich her gern durchschaut hätte, ganz auf's Reine kam. Ueberhaupt ließ ich es damit nach dem Unglück bei Trafalgar gehen, wie es konnte und wollte. Ich vermochte nicht allgegenwärtig zu seyn, da ich genug mit den Armeen auf dem festen Lande zu thun hatte." (III. 252.)

Hiernächst eröffnet uns Napoleon eine lange, reiche Gallerie seiner Generale in charakteristischen Umrissen, woraus wir, der alphabetischen Ordnung folgend und ohne die Böcke von den Schafen zu scheiden, einiges ausheben wollen.

Augereau (darin ganz das Widerspiel von Massena) ward

mmer durch den Sieg selbst abgespannt und wie entmuthet. Er hatte stets daran genug. Seine Figur, seine Manieren, seine Reden gaben ihm das Ansehen eines Bramarbas, was er wenigstens dann nicht mehr blieb (meint man), als er sich mit Ehren und Reichthümern vollgestopft hatte; und letztere wußte er mit vollen Händen und von allen Enden her an sich zu reißen. Den Abfall im Jahre 1814 verschuldeten seine geringen Einsichten und seine schlechten Umgebungen. (I. 364. 412.)

Bessieres schwang sich vom gemeinen Soldaten und Jäger-Officier zum Marschall empor, nachdem Napoleon seine außerordentliche persönliche Tapferkeit bei der Armee in Italien kennen gelernt und ihn zum Anführer seiner Guides ernannt hatte. Späterhin war er stets an der Spitze der Consular- und kaiserlichen Garden und dazu bestimmt, mit dieser Reserve den Sieg zu entscheiden oder dessen Früchte zu ärnten. Sein Name knüpft sich auf eine rühmliche Weise an alle Siege seines Gebieters, der ihn mit Ehren überhäufte. Die Ereignisse selbst entwickelten seine Eigenschaften und sein Verdienst blieb nie hinter seinem Glücke zurück. Er zeigte sich stets gut, menschlich und edelmüthig, von altem, biederm Zuschnitt. Die Garde, mit der er sein Leben verbracht hatte, betete ihn an. Bei Wagram schlug eine Kanonenkugel sein Pferd nieder, ohne ihn selbst zu beschädigen. Die gesammte Garde schrie auf vor Schmerz, und Napoleon, als er ihn sich wieder aufrichten sah, rief ihm zu: „Bessieres, bemerken Sie diese Thränen rings um sich her. Dieser Kugel dürfen Sie dankbar seyn!" — Den Tag vor der Schlacht bei Lützen traf ihn eine andere Kugel, aber sicherer. Er hatte gelebt, wie Bayard, und starb wie Turenne." (II. 187.)

Berthier's Beispiel mag beweisen, wie freigebig Napoleon gegen die Gehülfen seiner Siege war. Er vermeinte, ihm nach und nach wohl 40 Millionen geschenkt zu haben. Seinem Verdienste in der Technik des Krieges ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren und konnte ihn darum vielleicht aus der Nähe seiner Person nicht entbehren; aber übrigens war er ohne Geist und Gehalt, hart, herrisch und daneben in seinem beständigen Liebesfieber von einer Schwäche, die an's Abenteuerliche streifte. Mit seinen Liebschaften trieb er in Aegypten geradezu eine Art von Abgötterei. Zur Seite seines Zeltes stand stets ein zweites aufgeschlagen, das eben so sorgfältig, als ausgesucht und prachtvoll, aufgeschmückt war. Darinnen stand, wie in einem Heiligthume, das Bildniß seiner Geliebten zu schauen, dem er jezuweilen mit eignen Händen Weihrauch spendete. Doch soll dieser Tempel mitunter auch wohl durch eine minder platonische Liebe entweiht und heimlich eine und die andre fremde Göttin eingeschlichen seyn. (I. 261. 412.)

Caffarelli trug auch so eine abgöttische Verehrung, aber sie war auf Napoleon gerichtet, der ihn hinwiederum sehr liebte und viel aus ihm machte. Seine Gewalt über denselben war so groß, daß, als jener vor Acre mehrere Tage im Wahnsinn befangen lag, bevor er starb, Napoleons bloßer Name, indem man ihm seinen Besuch ankündigte, ihn in's Leben zurückzurufen schien. Er sammelte sich und seine Sinne wieder und sprach zusammenhängend, fiel aber gleich nach seiner Entfernung wieder in den Wahnsinn zurück. Diese wunderbare Erscheinung erneuerte sich mit jedem Besuche des Obergenerals. (I. 275.)

Clauzel, Foy, Gerard und Lamarque erklärte der Kaiser für diejenigen Generale, welche künftig Frankreichs Schicksal könnten bestimmen helfen. Er selbst hatte sie sich zu seinen neuen Marschällen ausersehen. (II. 20.)

Zwei Generale hatte der Kaiser unter besonders schmerzlicher Empfindung auf dem Schlachtfelde verloren. Corbineau nämlich wurde bei Eylau durch eine Kugel weggerissen, zusammengerollt und in ein Nichts verwandelt, unter seinen eigenen Augen, indem er ihm eben einen Befehl ertheilt hatte, — und der junge Guibert, dem bei Abukir die Brust von einander gerissen wurde, ohne es gleichwohl auf der Stelle mit ihm auszumachen. Napoleon sagte ihm noch einige Worte, mußte sich aber hinwegwenden, um nicht von seiner Empfindung überwältigt zu werden. (II. 181.)

Duphot, den der römische Pöbel ermordete, nennt Napoleon „die Tugend selbst." (III. 237.) Schönes Lob, auch in seiner Uebertreibung vielleicht und im Munde eines Freundes und Verwandten!

Desaix aber empfing auch von den feindlichen Arabern den Beinamen „der gerechte Sultan." Aegypten wäre nie verloren gegangen, wenn Kleber oder Desaix es hätten vertheidigen können. Beide waren, nach des Kaisers Geständniß, die trefflichsten Unterbefehlshaber, die er je hatte; beide von hohem und seltenem Verdienst, obwohl an Charakter und Anlagen durchaus verschieden Kleber dankte sein Talent, blos der Natur, Desaix der Erziehung und seiner eignen Anstrengung. Klebers Genie sprühte nur momentan hervor, wenn es durch die Geltung des Augenblicks geweckt worden, um dann sofort wieder im Schoos der Weichlichkeit und des Vergnügens einzuschlummern; Desaix hingegen hielt seine geistige Kraft in steter Anspannung, er lebte und athmete nur für einen edlen Ehrgeiz und den wahren Ruhm; sein Charakter hatte etwas Antikes. Seinen Verlust erklärte Napoleon für den härtesten, den er je erlitten habe. Die Gleichheit ihrer Erziehung wie ihrer Grundsätze würde ein stetes reines Verständniß zwischen ihnen vermittelt und Desaix, ihm treu und ergeben, sich stets mit der zwei-

ten Stelle begnügt haben. Er wollte ihm, wär' er nicht in der Schlacht von Marengo gefallen, den Oberbefehl der Armee in Deutschland geben, den nun Moreau behielt. Uebrigens erscheint es als ein gewiß außerordentlicher Umstand im Schicksal beider erstgenannter Generale, daß zum nämlichen Tag und Stunde, wo eine Kanonenkugel Desaix bei Marengo niederschmetterte, auch Kleber zu Kairo, vom Dolch des Meuchelmörders getroffen, sinken mußte. (I. 287.)

Vor Acre war Napoleon im Laufgraben, als eine Bombe zu seinen Füßen niederfiel. Sogleich drängten ihn zwei Grenadiere dicht in ihre Mitte, hielten die Arme über seinem Haupte empor und suchten ihn von allen Seiten zu decken. Die Bombe sprang, aber sie respectirte die schöne Gruppe. Der nachmalige General Dumesnil war einer von diesen braven Grenadieren. Im russischen Feldzuge verlor er einen Fuß und ward darauf Commandant von Vincennes, welches er 1814 vertheidigte, als die Hauptstadt bereits seit mehrern Wochen in den Händen der Verbündeten war. Die Russen forderten ihn zur Uebergabe auf, er aber antwortete ihnen wohlgemuth: „Wenn ihr mir mein Bein wiedergebt, geb' ich euch meinen Platz.“ (I. 276.)

Schon während der Belagerung von Toulon zeichnete Napoleon beim Fuhrwesen einen jungen Officier aus, dessen Bildung ihm anfänglich viel zu schaffen machte und der es ihm in der Folge durch wesentliche Dienste vergalt. Dies war Duroc, der unter einer unscheinbaren Hülle die gründlichsten und brauchbarsten Eigenschaften verbarg. Er liebte den Kaiser um sein selbst willen, war ihm dankbar für seine Güte und wußte zu rechter Zeit die Wahrheit zu sagen. Als Groß-Marschall hatte er den kaiserlichen Haushalt auf einen bewundernswürdigen Fuß und in die vollkommenste Ordnung gesetzt. Seinen Tod betrachtete Napoleon als eine unersetzliche Einbuße, und viele andere haben das Nämliche geurtheilt. Der Kaiser äußerte: mit Duroc allein sey er vertraut gewesen, und dieser habe sein unbedingtes Zutrauen besessen. (I. 197.) „Duroc“ — sagte er — „war in seinen Leidenschaften eben so heftig, als zart und heimlich, wie man sie bei seiner äußern Kälte nie in ihm hätte ahnen sollen. Ich selbst habe es erst sehr spät erfahren; so genau und pünctlich war er in seinem Dienste. Erst wenn mein Tag gänzlich geschlossen und zu Ende war und wenn ich schon ruhte, begann der seinige. Er war rein und sittlich, durchaus uneigennützig im Empfangen, aber höchst edelmüthig im Geben.“ — Er habe, setzte er hinzu, bei Eröffnung des Feldzuges in Sachsen zwei unbezahlbare Menschen auf die lüderlichste Weise von der Welt verloren — Bessieres und Duroc. Man sah es ihm aber an, daß er dies mit einem Stoicismus sagte, der ihm nicht natürlich war. Als

er zu Duroc nach seiner tödtlichen Verwundung kam, versuchte er, ihm einige Hoffnung zu geben: aber Duroc, stets der Täuschung unzugänglich, erwiderte es blos durch die Bitte, ihm Opium reichen zu lassen. Der Kaiser, zu tief bewegt von dieser herzzerreißenden Scene, mußte sich schnell hinwegbegeben. Er ging einsam vor seinem Zelte auf und nieder; niemand wagte es, sich ihm zu nähern. Gleichwohl mußten nothwendig sehr dringende Maßregeln für den nächsten Tag genommen werden, und man fragte endlich, wo die Batterie der Garde aufgestellt werden solle? — „Das alles fragt mich morgen!“ war die Antwort. (II. 182.)

Drouot stand, nach Napoleons Urtheil, als General auf einer sehr hohen Stufe von Talent und geistigem Vermögen. „Zwar“ — setzte er hinzu — „im Leben ist alles mehr oder minder ungewiß und man kann auf das Unbekannte nur aus dem Bekannten schließen; allein das halte ich dennoch für so gut als entschieden, daß in Drouot alles zu finden sey, was einst einen großen General ausmachen kann, und ich stelle ihn aus zureichenden Gründen über eine große Zahl meiner Marschälle, so wie ich nicht anstehe, ihn des Oberbefehls über 100,000 Mann fähig zu halten. Er hält sich vielleicht selbst für den Mann dazu, und das wäre nur noch eine gute Eigenschaft mehr.“ (IV. 304.)

Hoche, sagte Jemand, war noch jung, aber gab große Hoffnungen. „Sagen Sie lieber,“ — versetzte der Kaiser — „daß er schon viele erfüllt hatte.“ — Sie hatten sich beide zwei oder drei Mal gesehen und gesprochen und Hoche sich als Napoleons großen Bewunderer erklärt. Dieser nahm jedoch keinen Anstand, zu erklären, daß er vor jenem eine gründliche Unterweisung und eine sorgfältigere Erziehung vorausgehabt. Hoche, fügte er hinzu, würde sich in einer spätern Zeit entweder ihm untergeordnet oder sich an ihm zerschellt haben, vermuthlich aber das erstere, weil er das Geld und das Vergnügen liebte. Moreau, in der nämlichen Lage, habe weder das eine noch das andere zu thun verstanden. (III. 233.)

Bei einer der ersten Batterien, welche Napoleon gegen Toulon errichtete, verlangte er, auf dem Platze selbst, einen Unteroffizier, welcher schreiben könnte. Jemand trat hervor und zeichnete auf der Brustwehr nieder, was ihm dictirt wurde. Kaum beendigt, schlug eine englische Kugel hier ein und bedeckte ihn mit Erde. „Auch gut!“ — sagte der Schreiber — „so braucht es keinen Streusand!“ Dieser Scherz und die Ruhe, womit er hervorgebracht wurde, hefteten Napoleons Aufmerksamkeit auf diesen Sergeanten, dessen Glück sich dadurch gemacht sah. Es war Junot, nachmaliger Herzog von Abrantes, der die Armee in Portugal befehligte und des Kaisers besondere Gunst auch wegen seiner Gemahlin, einer Korsin, genoß, die aus dem kaiserlichen Geschlecht der

Komnenen stammte. Von allen, die Napoleon mit Glücksgütern überhäufte, hat wohl keiner sie in dem Grade gemißbraucht, wie Junot. Die Summen, welche er nach und nach bezog, gehen in's Unglaubliche, und dennoch steckte er immer tief in Schulden. Er brachte ganze Schätze durch, aber ohne sich Ehre damit zu machen, ohne Einsicht und Geschmack, oft sogar in den plumpsten Ausschweifungen. So oft er vor dem Kaiser erschien, gab es neue Ungelegenheit, neuen Hader und — neuen Zuschuß. Er reiste immer mit der nämlichen Schnelle, wie jener, hatte überall seine eigenen Relais, Hunderte von Pferden und was dergleichen Thorheiten mehr waren. In dem Feldzuge nach Rußland war Napoleon durchaus mit ihm unzufrieden; er war sich selbst ganz ungleich geworden und beging Fehler, die sehr theuer zu stehen kamen. In Folge dieses kaiserlichen Mißvergnügens verlor er das Gouvernement von Paris und ward nach Venedig geschickt, wiewohl auf diese Art von Ungnade alsbald zur Versüßung das General-Gouvernement von Illyrien folgte. Allein hier kamen die Querköpfigkeiten, die man schon seit einiger Zeit an ihm bemerkt hatte und deren Grund wohl in seinen Ausschweifungen lag, zum vollen Ausbruch von Verrücktheit. Man mußte sich seiner Person versichern und ihn in seine Heimat schaffen. Auf dem Wege dahin verstümmelte er sich mit eigenen Händen auf die entsetzlichste Weise und starb bald darauf an den Folgen. (I. 198. IV. 364.)

Zu **Klebers** Zeichnung, wie sie bereits oben mit Desaix zusammengestellt worden, fügte der Kaiser anderweitig noch den Pinselstrich hinzu, daß er nur der Mann des Augenblicks war und daß er den Ruhm nur als den einzigen Weg zum Genuß aufsuchte. Von keiner Nationalität durchdrungen, hätt' es ihm wenig Ueberwindung gekostet, auch einem Fremden zu dienen, so wie er denn wirklich in der Jugend seinen Dienst unter den Preußen begonnen hatte, für die er auch immer noch sehr eingenommen blieb. (II. 18.)

Lannes, den der Kaiser überaus werth hielt und den man treffend den „Roland der Armee" nannte, besaß einen Muth, der anfangs oft mit seinem Kopfe davonlief, aber nach und nach sich immer mehr mit demselben in's Gleichgewicht setzte. „Als ich Lannes empfing," — sagte er — „war er nichts als ein Haudegen (sabreur), eine Pygmäe: aber ich verlor ihn als einen Riesen; er war ein Talent der ersten Größe geworden. — Der arme Lannes! Wie ungern hab' ich ihn verloren! Die Nacht vor der eßlinger Schlacht hatte er in Wien zugebracht, und leider nicht allein! Auf dem Kampfplatze erschien er, ohne gefrühstückt zu haben, und schlug sich dort den ganzen Tag. Dieses dreifache Zusammentreffen von Umständen war, nach der Behauptung des Arztes, der Grund zu

seinem Nichtaufkommen. Seine Verwundung hätte sehr große Kräfte erfordert, und die er verloren hatte, ließen sich nicht ersetzen. Gewöhnlich sagt man, es gebe Wunden, die den Tod wünschenswerth machen. Ich glaube nicht mehr daran, seit ich Lannes, den bravsten Soldaten unter der Sonne, gesehen habe, wie er, an beiden Beinen verstümmelt, nur um so fester am Leben hing. Der Unglückliche rief und verlangte in jedem Augenblicke nach dem Kaiser. Er klammerte sich an mich mit dem ganzen Rest seines Lebens; er wollte nur mich, er dachte nur mich — instinctmäßig, möchte ich sagen. Gewiß liebte er seine Frau und Kinder höher, als mich: aber ihrer gedachte er nicht, denn von ihnen erwartete er nichts; ihnen war er Schützer und Helfer, ich war es ihm. Ich war in seiner Vorstellung etwas Unermeßliches, Höheres; ich war seine Vorsehung, die er anflehte." (II. 19. 181. IV. 370.)

Drei seiner Marschälle faßte der Kaiser in einer sehr gedrungenen Kritik zusammen: „Moncey war ein Ehrenmann; Macdonald besaß eine große Rechtschaffenheit; B...... (Belluno?) ist einer von meinen Fehlgriffen." (III. 238.)

„Marmont ist in seiner Eitelkeit untergegangen; die Nachwelt wird ihn, wie er's verdient, bezeichnen, und doch wird dann sein Herz besser gewesen seyn, als sein Andenken. (I. 412.)

Massena galt ihm als ein Mann von seltenem Muthe und bewundernswürdiger Ausdauer, begabt mit einem Talent, das mit dem Zuwachs der Gefahr sich entfaltete; immer, auch besiegt, bereit, wieder anzubinden, als ob er Sieger gewesen wäre. Aber er war auch, wie Augereau, Brune und viele andre, ein kecker Plünderer und besaß einen schmutzigen Geiz. Der Kaiser, empört von seinen Unterschleifen, zog einst, ohne Rede und Recht, zwei oder drei Millionen auf seinen Banquier und ließ ihm zu hören geben, daß ihm die Tribunäle zur Klage offen ständen. Massena zog es aber vor, zu schweigen und — zu zahlen. (III. 237.)

Ueber Moreau's Feldherrntalent möchte Napoleons Urtheil wohl leicht am leidenschaftlichsten erscheinen, wenn er es nicht anderweitig in seinen nachgelassenen militairischen Denkwürdigkeiten näher entwickelt und, wie es scheint, gerechtfertigt hätte. Hier sagt er von ihm: „Moreau gehörte nicht in die erste Reihe der Generale. Die Natur hatte in ihm ihre Schöpfung nicht beendigt: er besaß mehr Instinct, als Genie." — Lamarque, der lange unter ihm gedient hatte, verglich ihn mit Napoleon in folgender Weise: „Hätten ihrer beider Armeen einander im Gesichte gestanden und mir wäre Zeit geblieben, eine Wahl zu treffen, so hätte ich mich in Moreau's Reihen gestellt, denn da wäre alles geregelt, abgemessen und berechnet gewesen. Es gab keine Möglichkeit, ihn darin zu übertreffen, oder auch nur ihm gleichzukommen. Wären sich aber

beide Armeen einander hundert Meilen weit entgegenmarschirt, so hätte Napoleon seinen Gegner drei, vier, fünf Mal in die Tasche gesteckt, ehe sich dieser noch hätte besinnen können. — Hinsichtlich seiner politischen Bedeutsamkeit gab der Kaiser gar nichts auf ihn und hielt ihn für einen schwachen Menschen, der am besten als General für die alte Monarchie gepaßt haben würde. So lange er sich selbst überlassen blieb, war er ein ganz guter Mann, der leicht zu leiten war. Daher auch die Absprünge in seinem Betragen. Wenn er Napoleon verließ, war er ganz von ihm bezaubert; wenn er wiederkam, ganz Gift und Galle: denn dann hatten ihm seine Frau und seine Schwiegermutter bearbeitet, unter deren Pantoffel er auf eine klägliche Weise stand. Napoleon, der das gute Vernehmen mit ihm wünschte, verständigte sich einmal mit ihm von Grund aus: aber das dauerte nur vier Tage, und von da an gab er ihn völlig auf. (II. 19. III. 234. 360. IV. 306.)

Braver zu seyn, als Murat oder Ney, war unmöglich; aber man konnte auch kaum weniger Kopf besitzen, als beide. Murat war ohne alle richtige Beurtheilung, ohne festen Plan und sein Charakter nie den Umständen gewachsen. Seinen Untergang fand er in einem durchaus hirnlosen Unternehmen; es scheint aber, daß des Kaisers Rückkehr von Elba ihm den Kopf verdreht hatte und daß er vielleicht dies Wunder an sich in Calabrien zu erneuern hoffte. Im Jahre 1814 hätte er den Kaiser durch seinen Muth und seine Kühnheit retten können, wenn er, anstatt den Vicekönig am Po zu neutralisiren, ja, ihn zu bekämpfen, sich, mit ihm vereinigt, durch die tyroler Pässe auf Deutschland hin geworfen und, bei Basel aufgestellt, die Verbündeten vom Rückzug aus Frankreich abgeschnitten hätte. — Sein wunderliches, oft bizarres Costume hatte ihm beim Publicum, nach dem berühmten pariser Reitkünstler, den Beinamen „König Franconi“ erworben, und wirklich zog er zuweilen auf, wie ein Zahnbrecher und Marktschreier. (II. 17. 273. IV. 369.)

Soult hatte sowohl seine Fehler, als seine Vorzüge. Sein ganzer Feldzug im mittäglichen Frankreich war sehr schön. Sollte man's glauben, daß dieser Mann, dessen ganzer Anstand und Haltung auf einen großen Charakter deuten, ein Sclave im Innern seines Hauses war? (IV. 238.) (Die Marschallin Soult ist eine Deutsche, aus der Gegend von Düsseldorf, bürgerlicher Abkunft.)

Auch Napoleons Urtheile über die Literatur, zumal die französische, sind um so beachtenswerther, da sie reines Empfängniß seines hellen Kopfes zu seyn scheinen und nach keiner Schule schmecken. Die Tragödie zog ihn besonders an, und wir wissen, wie hoch er Corneille in seiner Achtung stellte. „Die Tragödie“ — sagte er mit Feuer — „erwärmt die Seele, erhebt das Herz

und kann und muß Helden erzeugen. In dieser Beziehung hat Frankreich vielleicht Corneille'n einen Theil seiner Großthaten zu danken, und, meine Herren, lebt' er noch jetzt, so macht' ich ihn zum Prinzen!" (II. 306.) — Racine, sagte er, entzücke ihn und gewähre ihm wahren Genuß; Corneille bewundere er auf's höchste; auf Voltaire aber gebe er gar wenig, denn der sey voll Schwulst und falschen Flitterstaát, kenne weder Welt noch Menschen, weder die Wahrheit, noch die Größe der Leidenschaften. In seinem „Mahomet" und dessen Charakter sowohl, als den ihm untergelegten Motiven, habe er sich eben so schwer an der Geschichte, als am menschlichen Herzen versündigt. Er würdige Mahomets großen Charakter herab durch die niedrigsten Intriguen und lasse diesen großen Mann, der der Welt eine andere Gestalt gegeben, handeln, wie einen feilen Schurken, der mehr als den Galgen verdient habe. Eben so unziemlich verhunze er den großartigen Omar zum gemeinen Meuchelmörder ꝛc. Es sey zum Erstaunen, wie wenig Voltaire die Lecture vertrage. Sobald der Pomp der Rede und der Zauber der Bühne die Kritik und den Geschmack nicht mehr besteche, verliere er augenblicklich tausend auf's Hundert. Eben so streng urtheilte er über „Brutus", den der Dichter im ganz verfehlten Sinne aufgefaßt habe. (II. 304. III. 83. 335.)

Von Rousseau und seiner neuen Heloise meinte der Kaiser, er habe seinen Gegenstand überladen; er habe nicht die Liebe, sondern den Wahnsinn geschildert; die Liebe müsse ein Vergnügen seyn, und keine Folter. Das schmecke zu sehr nach dem Romanesken. (Wir wissen wohl, was man in Frankreich damit meint, und daß dies das Verwerfungsurtel besonders unsrer deutschen Ansicht und Behandlung der Liebe ausspricht.) (II. 23.)

In Delille's Gedicht über das Mitleid fand er die Verse schön, die Sprache rein, die Gedanken angenehm; aber daneben nirgends eine Schöpferkraft, noch Wärme. Im Versbau übertreffe er Voltaire unbedenklich; aber wie sehr weit stehe er noch hinter den andern französischen großen Meistern! (III. 313.)

So zeichnete und charakterisirte Napoleons sichere Hand die Menschen, die in den Kreis seines Handelns traten, wie die Geister, welche auf seinen Geist wirkten. Es bleibt noch übrig, uns zu befragen, ob dieser durchdringende Blick sich nicht trübte, wenn es darauf ankam, die Seinen zu erkunden, die ihm am nächsten standen und für die leicht eine parteiische Stimme in ihm sprechen konnte.

Seiner Mutter schrieb er eine starke, den größten Ereignissen gewachsene Seele zu. Sie hatte aber auch fünf oder sechs Revolutionen erlebt und drei Mal durch die Factionen in Corsica ihre Wohnung in Asche gelegt gesehen. Paoli, der sie auf seine Partei

herüber zu ziehen gesucht, konnte ihren Muth selbst durch Drohungen nicht beugen. Sie antwortete: sie kenne für sich und ihre Familie nur zwei Gesetze, die Pflicht und die Ehre. Daneben aber war sie haushälterischer, als nothgethan hätte. Der Kaiser bot ihr beträchtliche Summen monatlich an, wenn sie sie fein wieder in Umlauf bringen wollte. Annehmen wolle sie sie wohl, sagte sie, aber mit dem Beding, sie bei Seite legen zu dürfen. Im Grunde war es nur ein Uebermaß von Vorsicht: denn sie fürchtete immer, einst gar nichts mehr zu haben; aber sie hatte auch die Noth der Armuth einst zu drückend selbst empfunden. Dagegen gab sie ihren Kindern ingeheim oft viel, und nach der Schlacht bei Waterloo bot sie dem Kaiser ihr ganzes Erspartes an, um seinen Angelegenheiten wieder aufzuhelfen. Sie würde sich zu diesem Zweck ohne Murren auf schwarzes Brod beschränkt haben. (III. 313. 349.)

Joseph sollte sich in seiner Jugend der Kirche weihen. Marboeuf, der Minister der Pfründen, gedachte einen Erzbischof von Lyon aus ihm zu machen, und darnach waren auch seine Studien eingerichtet; aber als er die Weihe empfangen sollte, erklärte er sich auf's bestimmteste dagegen. Für Napoleons Entwürfe sey er nur eine schwache Stütze gewesen: doch liebten sie einander immer sehr und stimmten zusammen. In den erhabenen Standpuncten, die ihm angewiesen wurden, that er, was an ihm war. Blieb er hinter den Erwartungen zurück, so lag die Schuld weniger an ihm, als am Kaiser, der ihn aus seiner eigentlichen Sphäre, dem Privatleben, herausriß. (I. 146. III. 315.)

Lucian, sagte der Kaiser, hatte eine stürmische Jugend. Schon im funfzehnten Jahre ward er von Semonville nach Frankreich geführt, der zeitig einen eifrigen Revolutionair und glühendheißen Clubbisten aus ihm machte. In der Revolutions-Literatur fänden sich einige Adressen und Briefe, mit „Brutus Bonaparte" unterzeichnet, die man fälschlich ihm, dem Kaiser, zugeschrieben. Er könne wohl versichern, daß dem nicht also sey, möge aber auch nicht behaupten, daß sie nicht vielleicht einem andern aus der Familie angehörten. (I. 147.)

Louis war durch das Lesen von Rousseau's Schriften ein verzogenes Kind geworden. Mit seiner Gemahlin Hortense konnt' er sich nur wenige Monate vertragen. Von seiner Seite große Forderungen, von der ihrigen großer Leichtsinn: so hatten sie am Ende beide Unrecht! Dennoch hatten sie einander gewollt, aus Liebe, hätten auch Josephinens Intriguen die Heirath nicht betrieben, die ihre Rechnung dabei fand. Des Kaisers Absichten hingegen waren darauf gerichtet, sich in andre Familien auszubreiten. (III. 311.)

Jerome nannte er einen Verschwender, dessen Ausschweifungen von schreiender Art waren. Er trieb sie bis zur widerlichsten

Libertinage. Einigermaßen mochten ihn indeß seine Jugend und seine Umgebungen entschuldigen. Im Jahre 1815 schien er aber wirklich zu sich gekommen zu seyn und gab große Hoffnungen. Mehr als alles ehrt ihn die Zuneigung, welche seine Gemahlin für ihn gewonnen hatte. (III. 316.)

Ueber Napoleons Verbindung mit Mad. de Beauharnois hat man bekanntlich die nachtheiligsten Gerüchte lange genug nachgesprochen. Der wahre Verlauf ihres Kennenlernens war folgender. Nach dem 15. Vendemiaire führte der Adjutant Lemarrois bei Napoleon, dem damaligen General der Armee des Innern, einen Knaben ein, der um die Rückgabe von seines Vaters Degen zu bitten hatte und, als er ihn empfing, in helle Thränen ausbrach. Eugen, der nachmalige Vice-König von Italien, war dieser Knabe. Napoleon wurde gerührt und überhäufte ihn mit Liebkosungen. Auf seine Erzählung machte die Mutter dem jungen General ihren Besuch; und sie, die an Wahrsagerei glaubte, wähnte hierin den ersten Schritt zu dem hohen Geschick zu erblicken, das ihr war angekündigt worden. Seit der Schreckenszeit, wo ihr Gemahl, während sie im Gefängniß schmachtete, unter der Guillotine fiel, war Eugen zu einem Tischler in die Lehre und Hortense zu einer Weißzeug-Näthein gethan worden. — Kaum hatte Napoleon Josephinen kennen gelernt, so brachte er auch beinahe alle Abende bei ihr zu; es war der angenehmste Versammlungsort in Paris, wo besonders im engern Zirkel die alte gute Gesellschaft von Versailles wieder auflebte. Die nähere Bekanntschaft führte auch bald eine zärtliche Neigung herbei, und sie verbanden sich mit einander. Ihre Ehe war auf einen ganz bürgerlichen Fuß eingerichtet, liebevoll und innig, so daß sie auch lange Zeit nur Ein Zimmer und Ein Bette theilten. So lange das dauerte, entging Josephinen auch kaum irgend etwas von allem, was er dachte oder vorhatte. Sie merkte alles, erfuhr alles, errieth alles; was zu Zeiten weder für den Gatten, noch für die Geschäfte taugte. Ein Augenblick von übler Laune, zur Zeit des Lagers von Boulogne, machte darin eine Aenderung. Gewisse politische Ereignisse, die sich von Wien herschrieben, die Nachricht von der neuen Coalition 1805, und was sonst, hatten den Kaiser bis tief in die Nacht stark beschäftigt, und so ward er beim Schlafengehen gar übel empfangen; kurz, es gab eine förmliche Gardinen-Predigt, wozu Eifersucht den Anlaß oder den Vorwand herlieh. Nun ward auch er warm vor der Stirn, machte sich davon und wollte nun auch nicht wieder in das alte Geleise zurückkehren. Einen Sohn hätte er sich von Josephinen gewünscht, sowohl um politischer Rücksichten, als um des Glücks seiner Ehe willen. Erstere anlangend, so säße er, wie er meinte, dann wohl noch auf seinem Throne und er hätte seinen Fuß nicht auf den

mit Blumen bedeckten Abgrund gesetzt, in welchem er untergegangen; Letzteres aber berücksichtigt, so würde ein solches Unterpfand Josephinen von der ewigen Eifersucht geheilt haben, womit sie seine Ruhe vergiftete, und die noch mehr eine Frucht ihres politischen Ehrgeizes, als ihrer Liebe war, weil sie ihre Zukunft voraussah, falls sie kinderlos bliebe. Ihre Unruhe ward immer größer, je höher sie stieg; sie rief alle Kunst der Aerzte zu Hülfe; sie erdichtete mehrmals Erfolge dieser Bemühungen; und als sie endlich alle Hoffnung aufgeben mußte, schlug sie selbst den Weg einer großen politischen Täuschung vor, zu welcher der Kaiser natürlich nicht die Hand bieten wollte. — Fouché war es, der zuerst die fatale Saite von Scheidung berührte und sie, ohne beauftragt zu seyn, Josephinen vorschug, weil Frankreichs Glück sie fordre. Das gab sehr stürmische Augenblicke in der Ehe; und der Kaiser war mit seinem Minister um so unzufriedener, da der Augenblick noch nicht reif für die Sache war, wiewohl er sie bereits auch heimlich beschlossen hatte. Er läßt ihr jedoch die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie, nachdem er seinen Willen erklärt hatte, gehorchte, ohne es weiter zu unnützen Händeln kommen zu lassen, und den unerlaßlichen Schritt wenigstens mit dem edelsten Anstand that. (I. 206. II. 223. III. 202. 207.)

Der Kaiser bemerkte, daß er es in seinem Leben mit zwei Frauen von ganz verschiedner Art zu thun gehabt: die eine die vollendete Kunst und Grazie, die andre ganz Unschuld und reine Natur, und gleichwohl Jede vom höchsten Werthe. Nie und zu keiner Zeit zeigte die Erstere eine Stellung oder Geberde, die nicht reizend und verführerisch gewesen wäre. Es war unmöglich, sie in etwas zu überraschen, oder sie etwas begehen zu lassen, das unschicklich gewesen seyn sollte. Was die Kunst zur Erhöhung des Reizes nur immer vermag, ward von ihr benutzt, aber unter der Hülle eines Geheimnisses, daß nie etwas davon zu entdecken war. Die letztere hinwiederum hatte gar nicht einmal eine Ahnung davon, daß mit solchen kleinen Nachhülfen etwas zu gewinnen sey. Die eine hatte stets die Wahrheit zur Seite, und doch war stets ihr erstes Erwiedern eine Verneinung; die andre kannte sogar die Lüge nicht und aller trügerische Umschweif war ihr fremd. Jene bat nie um etwas bei ihrem Gemahl: aber sie war überall schuldig; diese forderte unbedenklich, wenn sie (was selten geschah) auf dem Trocknen war; denn sie glaubte nichts behalten zu dürfen, was sie nicht auch auf der Stelle bezahlt hatte. Beide aber waren sanft, gut und ihrem Gemahl innigst ergeben. — So schilderte er Josephinen und Marien Louisen. (I. 383.)

In seiner Privat-Correspondenz mit Beiden war der Ton ganz bürgerlich auf Du und Du, und an die Letztere schrieb er

gewöhnlich: „Meine gute kleine Louise!" — Las Cases sah zu St. Cloud, nach der Schlacht bei Friedland, in Josephinens Händen ein Billet von des Kaisers eigner Hand, und sie machte sich das Vergnügen, ihn und andre diese Art von Hieroglyphen entziffern zu lassen. Es hieß darin: „Meine Kinder haben so eben noch einmal meine Laufbahn verherrlicht. Die Geschichte wird den Tag von Friedland neben die Namen von Marengo, Austerlitz und Jena schreiben. Du wirst die Kanonen abfeuern lassen, und Cambaceres soll das Bulletin bekannt machen." — Etwas später kam ihm auf gleiche Weise ein Blatt nach dem Frieden von Tilsit zu Gesicht. Der Kaiser schrieb: „Die Königin von Preußen ist in Wahrheit bezaubernd. Sie hat alle ihre Reize auf mich einwirken lassen: sey Du aber darum nicht eifersüchtig. Ich bin wie ein Wachstaffet, an dem das alles niedergleitet. Es würde mich auch theuer zu stehen kommen, wenn ich hier den Anbeter machen wollte." (II. 67.)

Niemand in der Welt kümmerte sich wohl weniger um seine persönliche Gemächlichkeit, als der Kaiser, oder legte geringeren Werth darauf: aber er gestand auch mit Vergnügen, daß es nie Jemand gab, für den seine Bedienung hierin größere Ergebenheit und Sorgfalt bewiesen hätte. Da er zu sehr ungleichen Stunden zu speisen pflegte, so fand man das Geheimniß aus, ihm überall auf seinen Reisen zu jeder Tageszeit, zwei Schritte von ihm, eine Mahlzeit, ganz wie in den Tuilerien, bereit zu halten. Er durfte nur winken, und die Tafel war servirt! Funfzehn Jahre lang trank er tagtäglich die nämliche Sorte Burgunder (Chambertin), die er besonders liebte und für seine Gesundheit am zuträglichsten hielt. Dieser Wein folgte ihm nach Deutschland, nach Spanien und selbst bis nach Moskau hin; und es ist wörtlich wahr, daß Künste, Luxus und jedes Raffinement der Eleganz und des Geschmacks wetteiferten, um, ihm unbewußt, jedes Vergnügen um ihn her zu versammeln. (II. 360.)

Des Kaisers Leibes-Constitution war, ganz gegen die gewöhnliche Meinung, keineswegs stark und robust. Er hatte zwar Fleischigkeit, aber nur weiche Muskeln. Seine Brust war breit, immer belegt, und sein Körper litt unter der geringsten Einwirkung. Der Geruch von Oelfarben reichte hin, ihn krank zu machen; überhaupt war sein Geruch äußerst fein. Gewisse Speisen, die mindeste Feuchtigkeit sagten seinem Befinden durchaus nicht zu. Wenn aber sein Körper nicht von Stahl war, so war es doch seine moralische Willenskraft, die ihn stählte, daß er auswärts jene gewaltigen Fatiguen, daheim diese ununterbrochenen Arbeiten auszudauern vermochte. Nie ist irgend ein Regent an körperlichen Anstrengungen ihm gleich gekommen. Das stärkste Beispiel, das man davon an-

zuführen weiß, ist sein Ritt mit verhängtem Zügel von Valladolid nach Burgos, 35 spanische Meilen (lieues d'Espagne) in 5½ Stunden; d. h. beinahe 6½ Meilen auf die Stunde. Ihn begleitete ein zahlreiches Gefolge, der herumschwärmenden Guerillas wegen, aber fast bei jedem Schritte blieb Einer oder der Andre hinter ihm zurück; zuletzt kam er beinahe ganz allein zur Stelle. Oft hat man ihn Jagden von 38 Lieues anstellen sehen; die geringsten waren wenigstens von 15. Eines Tages langte ein russischer Officier, als Courier, von St. Petersburg in 12 oder 13 Tagen beim Kaiser in Fontainebleau an, als dieser eben auf die Jagd hinaus wollte. Zur Erholung ward ihm angeboten, der Jagd zu folgen, und er bedachte sich nicht, es anzunehmen. Aber im Walde stürzte er hin, und es kostete Mühe, bevor man ihn fand und wieder auf die Beine brachte. — Im Staatsrath konnte der Kaiser 8 und 9 Stunden in einem fort arbeiten, und wenn er die Sitzung aufhob, war sein Kopf noch eben so frisch und klar, als im Augenblick der Eröffnung. Auf St. Helena las er wohl 10 oder 11 Stunden hinter einander, mit abstracten Gegenständen beschäftigt, ohne abgespannt zu scheinen. — Er aß sehr unregelmäßig, und überhaupt nur wenig. Man könne sich, wiederholte er oft, wohl übel befinden nach zu vielem — aber nie nach zu wenigem Essen. Uebrigens war er der Mann dazu, 24 Stunden zu fasten, blos um den Tag darauf desto bessern Appetit zu haben. Noch weniger trank er. Ein einziges Glas Madera oder Champagner reichte hin, ihn wieder zu stärken und sogar munter zu machen. Er schlief wenig und zu sehr unbestimmten Zeiten, und beim ersten Erwachen stand er auf, um zu lesen und zu arbeiten, und dann legte er sich hin, um wieder einzuschlafen. (I. 449.)

An die Arzneikunst hatte er keinen Glauben und wollte nie ein Heilmittel gebrauchen. Hingegen hatte er sich hierin sein eignes System erschaffen, das er schon seit langer Zeit, wie er behauptete, befolgte. Dies Geheimniß bestand darin, es in der bisher eben beobachteten Lebensweise plötzlich wieder bis zum entgegengesetzten Exceß zu treiben; hatte er zu lange und viel gesessen, so machte er einen Ritt von 60 Milles, oder brachte einen vollen Tag auf der Jagd zu. — Nur für wenige seltene Fälle und einige deutlich erkennbare Krankheiten gestand er die Wirksamkeit der Heilkunde zu, und versicherte, darin die Meinung seines Leibarztes Corvisart auf seiner Seite zu haben, der ein solcher Feind der Arzneien gewesen, daß er sie immer ungern verordnet habe. Die Kaiserin Marie Louise litt vielfältig während ihrer Schwangerschaft und bestürmte Letztern, ihr Linderung zu verschaffen. Er bequemte sich endlich und gab ihr Pillen von Brodkrumen, die ihr, ihrer Versicherung nach, auch trefflich wohl thaten. (I. 452. II. 349.)

Vor Toulon war Napoleon eben in einer Batterie, als ein mit dem Laden beschäftigter Artillerist getödtet wurde. Er ergriff dessen Setzkolben und fuhr fort, das Geschütz 10 oder 12 Mal zu bedienen. Einige Tage darauf fand er sich mit einer sehr bösartigen Krätze behaftet; und darüber nachsinnend, wo ihm diese angeflogen seyn könne, entdeckte endlich Muiron, sein Adjutant, daß der gebliebene Canonier davon angesteckt gewesen. Sein jugendlicher Sinn und die thätige Lebendigkeit des Dienstes ließen ihn sich an einer ganz leichten Behandlung des Uebels begnügen. Es verschwand, aber die Schärfe war nur zurückgetrieben. Es nagte lange Zeit an seiner Gesundheit und hätte ihm das Leben kosten können. Daher rührte auch seine Magerkeit, sein schwächliches Befinden und seine krankhafte Hautfarbe während der Feldzüge in Italien und Aegypten. Erst viel später, als er in den Tuilerien zur Ruhe gekommen war, stellte, nach zahlreichen Vesicatorien auf der Brust, Corvisart seine Gesundheit völlig wieder her, und auch dann erst begann er fett zu werden. (I. 190.)

Eben auch vor Toulon wurden ihm mehrere Pferde unter'm Leibe erschossen und von einem Engländer empfing er im Handgemenge einen Bajonetstich in die linke Lende, der gefährlich genug war, um ihn anfangs mit einer Amputation zu bedrohen. Die Wunde ließ auch ein tiefes Loch zurück, in welches man einen Finger legen konnte. Der gemeine Glaube suchte auch darin etwas Wunderbares an Napoleon, daß er in einer solchen Menge von Schlachten wie unverwundbar erschienen. „Das war aber ein Irrthum," bemerkte er hierüber. „Ich trug nur immer Sorge, aus meinen Gefahren ein Geheimniß zu machen." Er hatte seinen Umgebungen ein für alle Mal über Begebnisse dieser Art das tiefste Stillschweigen anempfohlen, um die Verwirrung und Unordnung zu vermeiden, welche dadurch, bei dem leisesten Gerücht, im Heere entstanden seyn würde. Im italienischen Feldzuge wurden ihm ebenfalls verschiedene Pferde getödtet oder verwundet; drei oder vier in der Belagerung von Acre. In der Schlacht von Regensburg traf ihn eine Kugel an der Ferse; bei Eslingen oder Wagram streifte ihn ebenfalls ein Schuß am linken Bein, der ein Stück vom Stiefel, vom Strumpf und selbst von der Haut mit fortnahm. Bei Arcis-sur-Aube im Jahre 1814 verlor er wiederum ein Pferd und seinen Hut. Als er, nach der verlornen Schlacht von Brienne, des Abends traurig und gedankenvoll nach seinem Hauptquartiere ritt, fielen unversehens Kosaken über ihn her, die sich hinter die Armee geschlichen hatten. Er stieß einen davon mit der Hand zurück und sah sich genöthigt, den Degen zu seiner persönlichen Vertheidigung zu ziehen. Mehrere Kosaken wurden vor seinen Augen getödtet. „Eine ganz besondere Merkwürdigkeit aber" — setzte er hinzu —

„gab es diesem Scharmützel in meinen Augen, daß es dicht neben einem Baume vorfiel, auf den ich in diesem Moment meine Blicke richtete und den ich für den nämlichen erkannte, an dessen Fuße ich weiland, als zwölfjähriger Knabe, in unsern Vergnügungsstunden Tasso's befreites Jerusalem gelesen hatte." (I. 189. II. 89.)

Bei Eylau befand sich der Kaiser mit einigen Officieren vom Generalstabe an einer Stelle, auf welche eine russische Colonne von 4 bis 5000 Köpfen geradesweges losmarschirte. Er war zu Fuß. Berthier befahl, die Pferde herbeizuführen. Napoleon warf ihm einen strafenden Blick zu und gebot vielmehr, ein Bataillon seiner Garde, das noch ziemlich weit rückwärts stand, anrücken zu lassen, während er selbst unbeweglich auf seinem Platze blieb und, so wie die Russen immer näher kamen, wiederholte: „Kühn! Warlich kühn!" Beim Anblick der Garde-Grenadiere stutzten die Russen und standen. „Es war aber auch," setzte Bertrand, der dies erzählte, hinzu, „die höchste Zeit. Der Kaiser wich und wankte nicht und alles um ihn her zitterte." (II. 178.)

Die größte Gefahr, gestand er selbst, habe er am Abend vor der Schlacht bei Jena bestanden, wo er gleichsam hätte verschwinden können, ohne daß man je etwas von seinem Schicksal erfahren. Er hatte sich in der Dunkelheit den feindlichen Bivouacs genähert, um ihre Stellung genauer zu erkunden, und hatte nur einige Officiere bei sich. (Also hätte er, was bisher nicht bekannt war, sich noch über die Höhe des Landgrafenbergs hinausgewagt, auf welchen ihn der General Denzel, ein ehemaliger jenenser Student, an diesem Abend zu einer großen Recognoscirung führte.) Die hohe Meinung, welche man von der preußischen Armee hatte, hielt alles in Spannung; man erwartete von ihr nichts Geringeres, als einen nächtlichen Angriff. (Damit wäre Massenbach zu vergleichen!) Als der Kaiser zurückkehrte, drückte die erste Schildwache seines Lagers das Gewehr auf ihn ab, und das war das Signal für die ganze Linie zum Feuern. Es blieb nichts übrig, als sich platt auf die Erde zu werfen, bis der Irrthum erkannt wurde. Seine noch größere Furcht war, daß die Linie der Preußen, der er ganz nahe war, es eben so machen möchte. (II. 180.)

Noch in seinem siebzehnten Jahre, in der Garnison von Auxonne, ward er beim Baden vom Strome fortgerissen, verlor das Bewußtseyn und war dem Ertrinken nahe, als er, indem er mit der Brust gegen eine Sandbank stieß, wieder zu sich kam und sich glücklich wieder in die Höhe arbeitete. — Als er einst in St. Cloud mit einem langgesträngten Sechsgespann kutschirte, kam sein Adjutant Caffarelli den Pferden zur Unzeit in die Quere. Sie gingen

durch, und da es dem Kaiser nicht möglich war, sie zu lenken, prallte der Wagen mit der äußersten Heftigkeit gegen ein Gitter und er ward acht oder zehn Fuß weit seitwärts auf den Bauch hinabgeschleudert. Mehrere Secunden lang lag er wie todt, hatte gleichsam gefühlt, wie er aufhörte zu seyn, und nannte das „den Augenblick der Negative.“ Der erste, der sich vom Pferde warf und ihn berührte, erweckte ihn wieder, wie wenn er von einem Alpdrücken erwacht wäre. (III. 330.)

Die Behauptung der pariser Salons, daß des Kaisers plötzliches Fettwerden nicht natürlich gewesen, sondern nur ein Panzerhemde zum Grunde gehabt, welches er zu seiner Sicherheit Tag und Nacht getragen, erklärte er für eines von den tausend einfältigen Mährchen, womit man sich auf seine Rechnung belustiget habe. Gewöhnt an den Kugelregen der Schlachten, habe er, seit er an die Spitze der Geschäfte getreten, sich seine Lage stets so gedacht, als befände er sich noch in der Schlacht und als wären die Verschwörungen gegen ihn die Kugeln; und in dieser Berechnung habe er, seinem Sterne vertrauend, das Uebrige seiner Polizei anheimgegeben. „Man konnte zu mir gelangen, ohne zuvor einen Garden-Saal passiren zu dürfen. Hatte man erst die äußern Schildwachen im Rücken, so konnte man ungehindert meinen ganzen Palast durchkreuzen. Für Marie Louise war es etwas sehr Verwundersames, mich so ganz ohne Vertheidigung zu erblicken, und sie vermeinte, in Wien ganz andere Anstalten gesehen zu haben. Ich wußte in der That nicht einmal, wo mein Degen stand. — Bei alle dem konnte ich einige und dreißig Verschwörungen aufzählen, von denen ich die klaren Beweisstücke in Händen hatte, deren nicht einmal zu gedenken, die mir unbekannt blieben. Andere erfinden dergleichen, während ich alle, so viel ich nur konnte, sorgfältig zu verbergen suchte.“ — Von Georges Bande hatten sich Mehrere ihm oft ganz dicht zu nähern gewußt; ja, Georges selbst scheint einmal mit ihm in dem nämlichen Zimmer beisammen gewesen zu seyn. — Was ihn wohl, unabhängig von seinem guten Stern, vornämlich schützte, war die nie an Zeit und Ort gebundene Lebensweise, die er führte. Das Uebermaß der Arbeit hielt ihn viel in seinem Cabinet zurück; dann auch speiste er nie bei jemand, besuchte selten das Schauspiel und erschien fast nur immer, wann und wo man ihn am wenigsten erwartete. Von Cerachi's und „des Fanatikers zu Schönbrunn,“ wie er hier genannt wird, Angriffen auf sein Leben findet man bei Las Cases, aus Napoleons Munde, die detaillirtesten Nachrichten. (II. 178. III. 9.) Eben so von Georges und seiner Verbindung mit Moreau und Pichegru. (III. 360.)

Als im Gespräch auf den Glanz Bezug genommen wurde, womit des Kaisers Name die weite Welt erfüllt habe, und die-

ser anführte, bei einer Reise im hintersten Winkel von Wales habe sein Wirth, sobald er in ihm einen Franzosen erkannt, es auch sogleich seine erste Frage seyn lassen: „Nun, und was macht mein erster Consul?" — und ein Andrer beifügte, daß der Name Napoleon, wie er von einem englischen Chinafahrer gehört, auch unter den Chinesen im Umlauf sey, wie bei uns etwa die Namen Dschingischan und Timur: so erwiderte der Kaiser lächelnd: „Und doch möcht' ich darauf wetten, daß Paris selbst noch Leute einschließt, die mich nie von Angesicht sahen, und selbst auch wohl andere, denen auch sogar mein Name niemals zu Ohren gekommen!" Diese paradoxe Behauptung suchte er durch mehrere Gründe, an die er vielleicht selbst nicht glaubte, eifrig zu unterstützen. (II. 424.)

Seine Franzosen schien Napoleon von Grund aus zu kennen, besonders ihren leichten, volatilen, veränderlichen Sinn. „Die Franzosen" — sagte er — „sind alle Frondeurs, die nicht ruhig seyn können: aber Aufwiegler sind sie nicht, noch weniger Verschwörer. Der Leichtsinn liegt so ganz in ihrer Natur und ihr Wogen und Schwanken erfolgt so unwillkürlich, daß man nicht einmal sagen kann, es entwürdige sie. Sie sind nur Wetterfahnen, die sich nach dem Winde drehen müssen; — müssen: denn es geschieht ohne Berechnung, und darin liegt auch ihre beste Entschuldigung. Uebrigens versteht sich's, daß ich hier blos von der Masse spreche." (II. 367.)

Als der Kaiser, nach Annahme der eisernen Krone, in die Gegend von Lyon zurückkam und das Volk von allen Seiten herbeiströmte, ihn zu sehen, fiel es ihm ein, allein und zu Fuß den Berg Tarare hinanzusteigen. Er mischte sich in das Gedränge und gab sich in's Gespräch mit einem alten Mütterchen, das er endlich fragte: „Nun, sonst hattet ihr den Tyrannen Capet und jetzt habt ihr den Tyrannen Napoleon: was, zum Kuckuk! habt ihr denn dabei gewonnen?" Die Kraft dieses Arguments brachte die Alte einen Augenblick außer Fassung. Bald aber faßte sie sich wieder und antwortete: „Erlauben Sie! Der Unterschied ist doch wohl groß genug. Diesen haben wir uns selbst gewählt: jenen gab uns der Zufall." (II. 331.)

Nach einem sehr blutigen Tage in Italien ritt Napoleon mit nur drei oder vier Begleitern über das Schlachtfeld, von welchem man die Todten noch nicht hatte hinwegbringen können. „Es war" — erzählte er — „ein herrlicher Mondschein; rings umher tiefe nächtliche Stille. Plötzlich kroch ein Hund unter den Kleidern eines Leichnams hervor, bellte und sprang uns an, um dann wieder winselnd zu seinem Lager zurückzukehren. So leckte er wechselsweise das Gesicht seines Herrn und machte sich wieder mit uns zu schaffen, gleichsam als hätte er zugleich Hülfe bei uns suchen und Rache

an uns üben wollen. Sey es nun meine augenblickliche Stimmung, sey es der Ort, die Zeit, der Vorgang selbst, oder was immer sonst, — genug, ich will nur gestehen, daß nie auf all meinen Schlachtfeldern irgend etwas einen ähnlichen Eindruck auf mich machte. Ich hielt unwillkürlich still, um dies Schauspiel zu betrachten. „„Dieser Unglückliche — sagte ich zu mir selbst — hat vielleicht Freunde, selbst vielleicht im Lager und in der Nähe: und doch liegt er hier, verlassen von allen, und nur sein treuer Hund ist ihm zur Seite geblieben!““ — Was ist es doch mit dem Menschen und mit der geheimnißvollen Gewalt der Eindrücke, denen er unterliegt! Ich hatte mit ruhiger Fassung Schlachten anordnen können, von denen das Wohl des Heeres abhing, hatte trocknen Auges Bewegungen ausführen lassen, bei denen Unzählige der Unsern als Opfer fallen mußten: und hier fühlt' ich mich tief ergriffen durch den Schrei und das Winseln eines Hundes! — Wenigstens weiß ich, daß ich nie geneigter gewesen wäre, als in diesem Augenblick, einen fußfälligen Feind zu erheben. Ich begriff das Gefühl des großen Peliden, der Priamus Thränen Hektors Leichnam nicht vorzuenthalten vermag.“ (II. 12.)

Mit Las Cases Buche in der Hand, bringt sich dem Leser fast widerwillig eine nähere Beziehung auf die eben angeführte Anekdote auf, zumal wenn er den düstern Hintergrund betrachtet, worauf eine solche reiche Fülle lichterer Erscheinungen von dem Verfasser aufgetragen worden. Hier möge indeß dieser Hintergrund — Napoleons tägliches Leben und Weben in seiner Verbannung — aus gedoppelter Ursache nicht näher beleuchtet werden: — einmal, weil diese vorliegenden vier Bände noch immer nicht den vollen Ueberblick von Napoleons schmachvoller Existenz in seiner Gefangenschaft gestatten, sondern den stufenweisen Fortgang seiner Erniedrigung erst noch in ihrer weitern Folge erwarten lassen; — dann aber auch, und noch mehr, weil es schon an sich ein zu schmerzliches Gefühl erregt, den Mann eines Jahrtausends von seinen Kerkermeistern mit der raffinirtesten Unwürdigkeit mißhandelt zu sehen. Diese Geier verstanden sich wahrlich darauf, an der Leber des niedergestürzten Titanensohns zu nagen! Aber auch an den starren Felsen von St. Helena geschmiedet, bleibt der neue Prometheus, als eine nur um so wunderbarere Erscheinung, erhaben und einzig vor unsern Blicken stehen *). 15.

---

*) In einem der nächsten Hefte des Hermes wird der Verf. dieses Aufsatzes auch über den seitdem erschienenen 5. — 8. Bd. des Mémorial de Sainte-Hélène auf eine ähnliche Weise, wie es hier geschehen, berichten, und zugleich suchen, den eigentlichen Werth des Werks für die Geschichte unserer Zeit festzustellen. D. Red.

VIII.

Göthe und Pustkuchen, oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie und Poetik; herausgegeben vom Professor Schütz zu Halle. Halle 1823. Eduard Anton.

Wie sonst wohl falsche Kronprätendenten auftraten, unter der entzündbaren Masse Anhang gewannen, den gesellschaftlichen Zustand auf einige Zeit erschütterten und hernach raketenmäßig in ihr früheres Nichts zerstoben: so erscheinen noch jetzt im Reiche der Kunst und Wissenschaft revolutionnaire Masken, welche die Rolle des Genies nachgaukeln, ihr mimisches Possenspiel den kleinsten Begriffen, Bedürfnissen und Leidenschaften anpassen, als Rädelsführer der besinnungslosen Menge die Kraft aller der Gesetze und Verträge leugnen, auf denen die Würde, der Charakter und das Wohl des schriftlichen Gemeinwesens beruht, und zuletzt das klägliche Ende der Sternschnuppen nehmen, während die ewigen Lichter am Himmel der Literatur mit ungetrübter Klarheit auf die Stätte des schimpflichen Falles herabglänzen. Das lauteste Signal einer solchen vorübergehenden, aufrührerischen Bewegung haben neuerlich die Pseudo-Wanderjahre Wilhelm Meisters gegeben, deren Verfasser das gleichnamige Werk Göthe's in athemlosem Wettlaufe niederrennen wollte, auf diesem Querwege aber keinen höhern Lohn seiner Anstrengung davontrug, als einen Reisepaß, um den ewigen Juden einzuholen, mit dem er die Steppen seiner Poesie bis ans Ende der Tage durchstreifen mag, wofern der alte jüdische Unstets den jungen christlichen Prediger neben sich duldet. Irrwische der Art, wie die falschen Wanderjahre, gewähren den Vortheil, daß sie die öffentliche Meinung, die ohne frischen Anstoß leicht in Dumpfheit versinkt, unwiderstehlich zum fortgesetzten Urtheilen, Sichten, Vergleichen auffordern, dabei die Freunde und Gegner bestimmt gegenüberstellen, ohne daß diese länger im Schlafe unter derselben Decke von einander träumen dürften, endlich den zuverläßigsten Maßstab für die allgemeine Bildung darbieten, welche in Deutschland mehr als irgendwo sich hinter Redensarten versteckt, unter Modetendenzen verkappt, mit Halbheiten übertüncht und vom Enthusiasmus nährt, wie von einem Handwerk.

Ein Kampf über Göthe ist zugleich ein Entscheidungsproceß über den Stand unsrer Literatur; daher wirkte der trotzig hingeworfene Fehdehandschuh mit der Gewalt einer Explosion; man war auf solchen förmlichen Angriff nicht gefaßt, hatte kaum die Möglichkeit desselben gedacht, wollte in tiefer Ruhe nicht glauben an den

Feind vor den Schranken. Sobald die erste Ueberraschung vorüber war und nun die gründlichen Bewunderer des Dichters von allen Seiten ihrem Erstaunen Luft machten durch den tiefsten und gerechtesten Unwillen über die bodenlose Keckheit des Spiegelritters; kroch allerlei Volk aus seinen Schlupfwinkeln hervor, und wie die Frösche bei schönem Wetter einem Vorsänger folgen, so mußte von nun an Pustkuchen diesen ästhetischen Leuten als Castrat bei ihren concerts spirituels dienen. Sie sind höchst buntscheckig zusammengesetzt: unter ihnen stehen voran einige abtrünnige Lobredner, die Göthe früher mit Weihrauch beinahe erstickt hätten, wäre seine Brust nicht stärker gewesen, als ihr Kopf. Da sie für den Götzendienst auch nicht ein armes Wort zum Danke, viel weniger einen Bissen von den dargebrachten Hekatomben erhielten, denn der angebetete Abgott erkannte lächelnd hinter dem Vorhange seines Tempels ihren ausschweifenden und übermüthigen Sinn; so schmollen sie jetzt mit ihm, üben sich schweigend in begleitenden Gesten für das Geschrei der Widersacher und lassen von Zeit zu Zeit in einzelnen, unzusammenhängenden Tönen merken, um wie viel sie in ihren Wanderjahren dem Ziele näher gekommen seyn würden, hätten sie die Reise nicht auf dem Rücken des Krebses gemacht. Um diese schließt sich zunächst der Kreis der frommen und frömmelnden Rigoristen, die den Dichter nach ihren Begriffen wollen beten und beichten lehren und für ihn Rosenkranz und Paternoster in Bereitschaft halten; ein wunderlicher, verworrener Haufen, in dem redliche Beschränktheit, andächtige Coquetterie und pharisäische Gaukelei die Hände zum Anathema falten, unterstützt von Augen, die theils wahrhaft den Himmel suchen, theils verstohlen über den Spiegel hingleiten, theils verdreht in die Nacht flüchten. Seitwärts von diesem Menschenklumpen zieht plärrend und blökend der Haufen verstockter Materialisten, unter ihnen verschimmelte Wortklauber, bleierne Poetiker, gekräuselte Stylschreiber, die sammt und sonders längst mit dem Kreuz fertig sind, an welches sie Göthe nageln wollen. Als Generalissimus aller radicalen Schulmeister figurirt unter diesem Bunde und Bande der Sprachmäkler Span, der vermöge seines antigöthischen Sparren ursprünglich Holz heißt und deshalb von der Kritik noch vor dem Hobel und Keil die Axt verdient. Sein Namens- und Geistesverwandter Spaun, bekannt durch ein Gemengsel von Glossen, obgleich er selbst in der Literatur eine Interpolation ist, ruft als Antipode Göthe's das Geschlecht jener ästhetischen Regenwürmer ins Gedächtniß, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie eine von den erneuerten zehn Landplagen Egyptens, den vaterländischen Boden bedeckten, jetzt aber größtentheils verschwunden sind bis auf einige seltene, wohlerhaltene Exemplare, unter denen jedoch keins mit größerm Rechte eine Stelle im Antikenkabinet des deut-

schen Philisterthums einnimmt, als das abgetrennte marinirte Haupt, dem hiermit diese glossa interlinearis feierlich gewidmet wird. Einige verlorne poetische Jäger möchten zwar auch den Chor der Gegner Göthe's vermehren; allein ihre barbarischen Stimmen zerreißen entweder das Ohr, oder ihre kindischen Gemüthlichkeiten reizen zum Ekel, so daß ihnen eigentlich schon zu viel Ehre geschieht, wenn man sie erwähnt. Unter den heutigen Dichtern, die sich eines verdienten Ruhmes erfreuen, gibt es Einen, der in der letzten Zeit ungleich fleißiger den delphischen Dreifuß der Kritik, als die castalische Quelle der Musen besucht und als Kunstrichter bis jetzt seine Anerkennung Göthe's mit einer fast diplomatischen Umsicht ausgesprochen hat, welchem die geistreiche Ironie noch weit besser stände, lägen die Karten nicht auf andern Puncten so unbegreiflich offen da; ein Verfahren, das keineswegs einen Meister vom Stuhle verräth, er müßte denn die Kunst verstehen, den Lehrlingen und Gesellen nach Belieben das Schurzfell über die Augen zu schlagen. Der Dichter und der nicht zu verkennende Kritiker der Wanderjahre finden sich gegenseitig mit geheimnißvollen Geberden ab; dabei scheint es, als wendeten sie sich zuletzt den Rücken, um einander auf die Länge nicht lästig zu werden. Ganz anders verhält es sich mit Schütz, dem compilatorischen Verfasser des vorliegenden Products: er zeigt unbedenklich ein doppeltes Gesicht, dieses neigt sich huldigend vor Göthe, jenes blinzt faunisch hinter seinem Rücken; nehmen wir beide Ausdrucksweisen zusammen, so erhalten wir eine Null als Charakter des Ganzen. Zwischen den bezeichneten Gruppen und Individuen bewegt sich noch eine beträchtliche Anzahl von Neutralen, die ihrem Mangel an Entschiedenheit durch eine Dosis geschäftiger Neugierde zu Hülfe kommen und, hätten sie Flügel, allenfalls für den Dienst einer Taubenpost taugten. Aus diesem ungefähren Ueberschlage erhellt zur Genüge, welche lebhafte, außerordentliche Theilnahme die polemischen Verhandlungen über Göthe im Allgemeinen und insbesondre über seine Wanderjahre Wilhelm Meisters erregt haben und größtentheils noch immer unterhalten.

Um nun von vorn herein einen möglichst festen und sichern Standpunct zu gewinnen, von dem das folgende Urtheil in gerader Linie ausgehen kann, ist eine Verständigung über die vielbesprochene Tendenz der Lehrjahre Wilhelm Meisters nothwendig.

Eine Untersuchung, die sich unter diesem Namen ankündigt, erregt bei besonnenen Lesern leicht Anstoß und Verdacht: sie haben unausgesetzt so viel von Tendenz hören müssen, sie vernehmen noch immer dieses Schellengeläute des Tages und erblicken in der Nähe so selten ein festes Geleis, daß sie am wenigsten darauf achten, wenn von Göthe die Rede ist, der nach ihrer entschiedenen Meinung mit seiner genialen Freiheit rücksichtlos das künstliche Gehege

der Schulkritik überspringt und die Heerde der Ausleger verlacht, die ihn mit sich einpferchen wollen. Verfolgen wir prüfend den lockenden Einwand.

Es unterliegt keinem Zweifel, je größer ein Dichter ist, desto weniger können seine einzelnen Werke mit dem Winkelmaß und Senkblei der Reflexion vorbildlich entworfen werden, sie müssen vielmehr durchgängig von dem Schöpfungshauche des Unbewußten zeugen, worin eben die höchste Klarheit sich abspiegelt, weil überhaupt keine hervorbringende Kraft in ihrem Urquell sich zerlegt, sondern in lebendiger Einheit ohne Gegensatz, Nebenbild, Abschattung ausströmt. Wir werden folglich auf ein Element aller Elemente, auf eine organische Geburtsstätte zurückgewiesen, wo der Genius in seiner freiesten Persönlichkeit waltet und jedem tiefern, allgemeinen Gedanken das Gepräge einer unbegreiflichen Originalität aufdrückt; wenn man nicht vielmehr sagen muß, er sey diese selbst, offenbare und bestätige durch sie den innersten unterscheidenden Charakter seines Wesens. Einige dichterische Naturen, beseelt von diesem göttlichen Anhauche, streben in allen ihren Bewegungen nach einer festen, unwandelbaren Mitte, leben und weben im steten, unauflöslichen Zusammenhange, kehren nach jedem versuchten Ausfluge in die Ferne immer wieder in ihre Heimath mit verstärkter Liebe zurück, behandeln eigentlich nur ein und dasselbe Thema in der Folge unerschöpflicher Variationen, die sie freilich auf eine so meisterhafte Art anlegen und durchführen, daß nur der tiefere Kenner die verborgene Gemeinschaft mit Sicherheit herausfühlt. Der höchste Einklang entsteht z. B. auf diese Weise, wenn die Religion das Leben des Sängers unmittelbar in eine Hymne verwandelt; auch die Begeisterung der Liebe gewährt ein eignes hohes Gleichmaß, und stimmt das Vaterland die Leier des Helden, müssen dann nicht von selbst zwei edle Grundtöne zu einem höhern dritten verschmelzen? Umgekehrt herrscht wieder in andern poetischen Seelen der Expansionstrieb vor: sie können sich nicht auf eine besondere Gegend beschränken, in ihr ansiedeln, mit ihr verwachsen, sie streben vielmehr bald nach dieser, bald nach jener Seite, und zwar, dem Scheine nach, mit der ungebundensten Willkür, obgleich auch sie mitten in der umfassendsten Beweglichkeit einem unwiderruflichen Zuge folgen, hinter dem sich das höhere Gesetz der Einheit dunkel verbirgt.

Ein Repräsentant dieses Sinnes und Charakters ist Göthe: er hat sich von jeher nach den verschiedensten Richtungen bewegt; immer sehen wir ihn auf Wanderungen im Universum des Schönen. Noch im Greisenalter nahm er Flügel, um goldene Früchte aus dem Hesperidenhaine des Morgenlandes zu holen, und könnte die unerbittliche Parze ein kostbares Leben über das Ziel der Natur hinaus verlängern, gewiß, seine fruchtbare Weisheit würde noch

neue, mannichfaltige, außerordentliche Wege der Lebensbetrachtung auffinden.

Während nun Viele in Göthe beim Ueberblick seiner Gesammtthätigkeit in ihm begeistert den Cyclus aller Poesie erblicken, will es Andern vorkommen, als fehle den einzelnen Massen, trotz des inwohnenden Schwunges, eine allgemeine Gravitation, als seyen sie mehr oder weniger losgesprengte Meteore, in denen der kometenähnliche Geist des Urhebers flamme. So großes Gewicht die letztere Ansicht auf die Consequenz der Einheit zu legen scheint, so geht sie dennoch auf einen oberflächlichen Materialismus hinaus. Es kann nämlich auch unter den abweichendsten Werken eines Dichters, sofern sie, als solche, dem unmittelbaren Gefühl erscheinen, eine durchgängige Verwandtschaft, ein geistiger Zusammenhang herrschen; und gerade das ist offenbar bei Göthe der Fall. Seine Schriften sind, so zu sagen, seine poetische Lebensbeschreibung, die bedeutenderen entsprechen sämmtlich bestimmten Anlässen, Uebergängen, Abschlüssen in der Zeit, sie halten gleichsam Rechnung über den fortgehenden Tausch zwischen Gemüth und Welt. Natürlich müssen sie ohne ihre Schuld Unbestimmtheiten, Lücken, auch wohl Widersprüche darbieten, wenn in ihrer Reihenfolge der Exponent der äußern Umgebung aus Absicht, Nachläßigkeit oder Stumpfsinn weggelassen wird und das Urtheil einseitig auf den Dichter, wie auf ein isolirtes Wesen, zurückgeht. Jedes Leben, auch das unbedeutendste, gestaltet sich in einer entsprechenden Verbindung, selbst die Gegensätze, die Entfernungen fließen aus einem gemeinschaftlichen Urgrunde: wie könnte Göthe in seinen poetischen Erzeugnissen dieses Gesetz der allwaltenden Natur aufheben? Der Schein der Aufhebung entspringt daher, daß die Göthe'sche Poesie nirgends einem fixen Dogmatismus huldigt, weshalb sie denn für alle diejenigen keine sichere Grundrichtung hat, die den Geist gern nach der Elle messen. Da endlich der Dichter die Dissonanzen der heutigen Art, Bildung und Sitte lebendiger und tiefer empfunden hat, als irgend jemand, so konnte er auch nicht die Lösung derselben in einem bequemen exoterischen Hausmittel versuchen. Ist daher seine Darstellung der höchsten Ergebnisse häufig räthselhaft, so gleicht sie darin der Welt, wodurch sie für den feinen Genuß die reizendste Objectivität erhält. Aus dem Bisherigen leuchtet hinlänglich hervor, in welchem Sinne, aus welchem Grunde, mit welcher Einschränkung bei Göthe von der Tendenz seiner einzelnen größeren Werke die Rede seyn darf.

Die Anwendung dieser flüchtigen Winke auf Wilhelm Meister ergibt sich mit genugthuender Sicherheit, da in der Selbstbiographie des Dichters die Richtschnur einer solchen combinatorischen Beurtheilung deutlich vorgewiesen ist. Denn waren seine früheren Werke, wie er mit der glaubwürdigsten Offenheit gesteht, sämmtlich Ergie-

ßungen eines aufgeregten Seelenzustandes, durch welche sich die kämpfende, gährende Kraft so lange ins Gleichgewicht setzte, bis dieses von der Gewalt eines neuen Stoffes aufgehoben wurde: so mußte Wilhelm Meister in dem Maße, als ihm der Verfasser die längste und vollkräftigste Reihe der spätern Jahre gewidmet hat, durch Anlage und Ausführung eine Summe ziehen, in welcher der Gewinn des Vergangenen mit den Schätzen der Folgezeit unvermerkt zusammenfloß und dabei auch dem Erwerbe der Zukunft noch freien Raum ließ. Nehmen wir dazu ein Herz, das die Natur durch ihre reichsten Gaben zum Wiederklange ihrer unerschöpflichen Herrlichkeit geweiht hat, einen Geist, dem Wahrheit und Schönheit überall und fortwährend als Zwillingstöchter am Busen der Phantasie erscheinen, eine Charakterstärke, die selbst im Sturme der Leidenschaft eine gewisse leichte Grazie behauptet und die reizendsten Gefahren kostet, ohne ihnen unmännlich zu erliegen, endlich eine Laufbahn, der gleich beim Eintritt in die Welt glückliche Sterne leuchteten, die später oft zu Sonnen wurden: muß nicht unter einer solchen außerordentlichen Begünstigung das Individuum Kronen treiben, Früchte tragen, Blumen spenden, die in der Form eines Gastgeschenkes die Himmelsgabe eines allgemeinen Genius versinnbilden?

Wilhelm Meister ist sonach ein fortgehendes Selbstgespräch des Dichters, so heimlich, daß er bei seiner ungestörten Begeisterung nicht genau unterscheiden konnte, was er selbst oder mit einem fremden Munde sprach, weil die innere und äußere Welt zum stillen Einverständniß in einander übergriffen. Diese Ansicht wehrt eben so stark den Enthusiasmus einer unverhältnißmäßigen Schätzung ab, als sie die rohe Auslegungsmanier der Buchstäbler verwirft. Sie tritt insofern den überspannten Lobrednern entgegen, als sie behauptet, daß kein einzelner Mensch den Mustertypus seiner Gattung in einem poetischen Beispiele vollgültig festsetzen könne, weil ein solches Unternehmen immer mit dem engherzigsten Egoismus zusammengrenze; sie verwirft dagegen eben so unbedingt den platten Hohn, mit welchem die Troßknechte der Literatur aus Wilhelm Meister einen normalen Popanz machen, hinter dem nichts steckt, als ihre eigne Armseligkeit. Um die beiden bezeichneten Extreme zu vermeiden, reicht es hin, den besagten Roman überall indirect zu verstehen, worauf jeden gesunden Verstand das eigenthümliche Wesen der Poesie hinführt. Oder gibt es einen tollern Wahn, als die fixe Idee, ein Dichter, wie Göthe, könne und wolle die hohe Kunst zu leben im Tone der Schulen, in den Fesseln des Systems, halb und halb nach Paragraphen und Capiteln vortragen, zu welchen der blinde Eifer am Ende auch noch die Satzungen der Priesterschaft und die

Bekehrungsförmlichkeiten der Missionaire schlägt? Der Gedanke dieser doctrinairen Regelmäßigkeit verbreitet schon Entsetzen. Wilhelm Meister hat zum Unterschiede von solcher tödtenden Geistesindustrie in seiner umfassenden Abzweckung große Aehnlichkeit mit der schiefen Schlachtordnung: er dringt nicht in gerader Linie, mit paralleler Fronte vor, sondern entwickelt seine Massen, indem er sie zugleich maskirt, und bereitet den entscheidenden Schlag auf einem Puncte vor, den er scheinbar umgehen will. Und wie allein die besten Soldaten zur Ausführung dieser taktischen Aufgabe taugen, so erfordert auch ein dichterisches Kunstwerk von verwandter Art die trefflichsten Leser, welche in der eignen Brust die bezeichnete Hauptrichtung bis zum rechten Ziele verfolgen. Wie dürfte auch sonst ein genialer Geist seine erhöhte Eigenthümlichkeit, unter den Einschränkungen, die sich von selbst verstehen, zum annähernden Ausdruck des menschlichen Grundwesens steigern wollen, wenn das Publicum dem kühnen Versuche nicht zu Hülfe kommt, indem es die besondere Natur des Dichters durch eine geistreiche, fortgesetzte Vermittelung mit dem allgemeinen Bildungszustande ausgleicht? Unter den aufgestellten, nirgends hintanzusetzenden Vorsichtsmaßregeln fällt die Vereinigung über die Tendenz des Wilhelm Meister nicht sonderlich schwer.

Eigentlich hat schon Friedrich Schlegel das Beste vorweggenommen, denn abgesehen von dem fieberhaften Ton der Exaltation, wie er in der Revolutionszeit unserer Aesthetik Mode war, ist ihm in der Hauptsache beizustimmen, die darauf hinausgeht, es sey Wilhelm Meister eine Darstellung der menschlichen Natur und Bildung überhaupt, welche nicht die Erziehung eines einzelnen Menschen, sondern das Schauspiel der ganzen Menschheit umfassen solle. Diese richtige Grundansicht lös't sich jedoch, einer Aeußerung des Athenäums zufolge (3. B. 2. St. S. 178.), wieder auseinander, nach welcher das Werk zweimal gemacht seyn soll in zwei schöpferischen Ideen. Die erste war bloß die eines Künstlerromans, so heißt es dort, nun aber ward das Werk, überrascht von der Tendenz seiner Gattung, plötzlich viel größer, als seine erste Absicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunst hinzu und ward der Genius des Ganzen. Die Form der also bestimmten Metamorphose kommt fast überein mit dem Loswinden des Schmetterlings aus der Raupenhülle; jener stellt sonach den spiritus rector des vollendeten Wilhelm Meister vor, wenn diese in dem Winkel der Vergessenheit die zurückgebliebene Kunstpuppe bezeichnet. Es beruht aber diese ganze angebliche Gegenstellung auf dem Sprunge eines übereilten Urtheils, das in Göthe den natürlichen Entwickelungsgang übersah. Der Dichter schritt zum Entwurfe des Romans, als das Nachdenken über die Kunst, besonders die dramatische, nicht mehr so ganz wie

früher vom schöpferischen Triebe überwältigt wurde; daher legte er denn seine gewonnenen Ueberzeugungen im Eingange als bescheidene Weihgeschenke nieder, auf welchen hier und da durch ein schönes Versehen Wilhelm Meisters Name steht, wofür aber an mehreren Stellen unbedenklich Göthe gelesen werden muß, sollte auch die Wahrheit der Charakteristik etwas darunter verlieren. Der Enthusiasmus der Jugend hat eine gewisse divinatorische Gewalt, er ist das Genie der Lebenskraft, darum kann auch der reifere, weit vorgeschrittene Dichter sich noch mit ihm in einem gewissen Sinne identificiren und zwar nirgends mehr, als im Gebiete der Kunst, welche auf alle empfängliche Gemüther, wie die erste wahrhafte Liebe, mit einem übereinstimmenden Reize wirkt. Später mußte der Held des Romans, wenn man ihn so nennen darf, seinen Weg mehr allein gehen, die hohe Begleitung konnte ihm nicht länger beistehen, ohne ihren kostbaren Ruf aufs Spiel zu setzen; auch strebte sie, durch das Schöne gekräftigt, nach einem tiefern Gehalt, den der frühere Gefährte durch nähern Antheil unfehlbar gefährdet hätte, wäre das Kleinod auch noch so vorsichtig eingefaßt worden. Außerdem ist nicht zu vergessen, wie Huber zu seiner Zeit geistreich bemerkt hat, daß auch die Kunst als Symbol des Lebens und das Leben als Symbol der Kunst dient. Verbinden wir diesen treffenden Gedanken mit der frühern Andeutung über die natürliche Sympathie des Dichters mit seinem jungen Freunde, so ist es klar, warum das Werk nach und nach den Kreis der Kunst zwar nicht ganz verläßt, aber doch nur theilweise und flüchtig berührt, ohne daß es darum nöthig wäre, den Ring des Ganzen mit dem Hammer einer paradoxen Kritik zu zerschlagen.

Außer Friedrich Schlegel, dem sich die bessern Kunstrichter anschließen, hat Novalis das interessanteste Urtheil ausgesprochen. Ob es gleich das reine Goldkorn von Wahrheit unter einem Haufen Spreu verbirgt, so charakterisirt es doch sehr genau den poetischen Geist seines Verfassers und bezeichnet vollkommen die Stimmung, in welcher besonders junge, ätherische, religiöse Gemüther sich zu äußern pflegen. Wilhelm Meisters Lehrjahre, so sagt er, sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern; das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie und das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte; das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt; künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buches. Die Oekonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem wohlfeilen Stoff einen poetischen Effect erreicht. Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Gra-

de, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. u. s. w.

Ohne der Methode der Schützischen Interpunctionskritik zu folgen, die sich hauptsächlich in ? und ! gefällt, als fürchtete sie sich vor einem rechtschaffenen Punctum, was sie auch nirgends zu Stande bringt, sey es hier, wo sich so viele Bemerkungen darbieten, an einer einzigen genug. Novalis zielt überall ins Blaue, insofern bei seiner Meinung von kritischer Allgemeingültigkeit die Rede ist; er verdient aber Gehör, wenn wir seine Worte als ein ästhetisches Glaubensbekenntniß nehmen, in dessen Hintergrunde die eigene Poesie über eine fremde urtheilt und sich dadurch selbst in unbewußter Wahrheit schildert, freilich auf Kosten der andern. Sein Heinrich von Ofterdingen, zu dem ihm Wilhelm Meister vielfachen Anlaß gegeben haben soll, zeigt allerdings das Wunderbare in kühnerm Fluge, auch die Naturbegeisterung erklingt in den reinsten und vollsten Tönen, selbst die Darstellung einzelner gesellschaftlicher Zustände, wie z. B. der Berg- und Kaufleute, strahlt in idealischer Wirklichkeit empor, die Poesie ruht überhaupt, gleich einer hangenden Göttergrotte, über dem Ganzen, und der Mysticismus im edlern Sinne hat endlich hier einmal einen Hohenpriester gefunden, dem man es verzeiht, wenn er zuweilen allein ins Heiligthum tritt. Bei dem gewaltigen Unterschiede, der zwischen Göthe und Novalis in Absicht auf ihre poetische Richtung stattfindet, so nahe sie sich übrigens in poetischer Kraft stehen, darf ihre gegenseitige gerechte Schätzung für unmöglich gelten: denn der entschiedene Genius gibt zwar Freiheit im Schaffen, aber er bedingt dafür auch das Urtheil auf eine eigenthümliche Weise. Auch geben verschiedene kritische Aeußerungen Göthe's, selbst sub rosa, deutlich genug zu verstehen, daß er sich aus seiner Weise schwer in eine andere zu versetzen weiß, besonders dann nicht, wenn sie ihm dasjenige zu verfehlen scheint, was er nach einer eigenen strengen Oekonomie Naturwahrheit nennt.

Hier ist es nun Zeit und Pflicht, die Sache der Kritik, insbesondre gegen Schütz, aufzunehmen, der den trüben Schein seiner Hornlaterne für den magischen Glanz einer Wunderlampe nimmt und damit Wilhelm Meister zu Hause leuchten möchte. Dabei hat das Papier des Romans als Zunder seiner Weisheit dienen müssen, denn wer den Inhalt eines Buches, wie er, in ein trockenes Inventarium verwandelt und darnach über die Tendenz desselben urtheilen will, der taugt besser zum Todtengräber, als zum Kritiker. Es ist eine hohe Kunst, fremden Geist zu excerpiren, man muß fast noch mehr mitbringen, als man vorfindet; sonst bindet man das eigene Narrenseil bloß an einer fremden Thür an. Ja, dieses klägliche Visum repertum ist nicht einmal authentisch, es schiebt dem Originale Blößen unter, die lediglich auf Rechnung des

Epitomators kommen, wie zu seiner Zeit nachgewiesen werden soll. Wenn es demselben nicht um wohlfeiles Manuscript zu thun war, so begreift schlechterdings niemand diese barbarische Requisition eines fremden, obendrein zerstörten Eigenthums.

Schütz wirft seinen Gegnern wiederholt vor, daß sie die hohe Tendenz, welche sie Wilhelm Meister unterlegen, nicht bewiesen haben, und er selbst, der nach dieser Aeußerung seinen Widerspruch unabweislich erhärten sollte, lagert sich mit der schuldig gebliebenen Rechtfertigung hinter dem Verhack eines gehorsamen Stillschweigens. Ganz unerträglich erscheint vollends dieses passive Verfahren nach den vorhergegangenen Rodomontaden, wenn man den Gegenstand des Streites näher ins Auge faßt.

„Es ist von nichts Geringerm die Rede," sagt Herr Schütz, „als von der Entscheidung, ob Göthe im Wilhelm Meister einen vollständigen Spiegel des Lebens und in ihm das Höchste aller menschlichen Bildung und Lebenskunst im Allgemeinen aufgestellt, indem der Held des Romans gleichsam nur das Weltauge sey, nach dem wir hier, nicht in die Welt dieser Dichtung, sondern in die Welt selbst, die uns der Dichter darin vorüberführe, schauen sollen." Sey die Ueberschwenglichkeit dieser Ansicht für jetzt dahingestellt, von welcher sich der Recensent schon sattsam losgesagt hat, so bleibt doch so viel auch dem beschränktesten Sinne klar: niemand wird von einem Spiegel Bilder verlangen, der denselben mit eigner Faust zerschlagen hat; niemand darf das Weltauge operiren wollen, dem Schuppen unter den Wimpern sitzen.

Was bleibt zarter, beweglicher, vielseitiger, tiefer, als die eben ausgesprochene Tendenz des Wilhelm Meister, selbst nach allen den Abzügen, welche eine strenge Besonnenheit und gemessene Sprache vornehmen können? Einsichtige, wohl unterrichtete Kritiker haben ein Hauptmerkmal des homerischen Epos in der Theilbarkeit desselben zu finden gemeint; in einer weit höhern Bedeutung tritt diese charakteristisch in der Tendenz unsers Romans hervor: er gleicht in seiner kunstreichen Zusammensetzung jenem wundersamen ägyptischen Labyrinth, das halb unter, halb über der Erde gebaut war, worin das Einzelne sich zu sondern schien und doch nur wahrhaft aus dem Ganzen begriffen werden konnte, obschon dieses selbst wieder zwischen einem menschlichen und göttlichen Werke in räthselhafter Mitte stand. Von dieser Fülle einer fein gegliederten Verbindung kann natürlich eine galoppirende Recapitulation auf der Mähre des Schütz auch nicht die fernste Spur zeigen.

In jedem reichen Organismus ist eine Leiter sichtbar, auf welcher die Entwickelung sich steigert, so daß die Elemente aus der ersten Hand der Natur, wenn dieser figürliche Unterschied erlaubt wird, gleichsam einen unverkennbaren Abstand bilden gegen den

höhern Schwung, womit die Krone der Production sich abschließt. Derselbe Fortgang offenbart sich im Wilhelm Meister; je länger je mehr potenzirt sich das Werk, seine anfängliche Gestalt verliert sich, wie die Kindheit des Menschen, in eine ruhige Dämmerung, aus der ferne Töne halblaut nach der Mitte und gegen das Ende der Rennbahn herüberklingen, wo das Leben immer gedrängter, mannichfaltiger, schneller wie auf Rossen davonjagt. Wie könnte von dieser beschleunigten Flugkraft, die doch mehr als jedes andere Zeichen eine wachsende Tendenz veranschaulicht, das mindeste Ueberbleibsel in dem klappernden Gerippe vorkommen, das Schütz, als Mann des Todes, in seinem kritischen Beinhause aufgestellt hat?

„Nicht die Leier nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.“

Diese Worte stehen als Motto auf der Stirne des Buchs. Richtiger heißt es mit einer Parodie zum Schluß:

Nicht die Leier nur hat Saiten,
Zähne hat die Sense auch.

Legen wir den Gegner noch von einer andern Seite auf den Schleifstein der Tendenz; es gibt Scharten, die hartnäckig widerstehen. Im Wilhelm Meister verdient besonders die Rechnungsmethode Bewunderung, mit welcher die Resultate eines gebildeten Lebens gewonnen werden. Der Dichter verhehlt nirgends das Deficit, er rechnet es oft sehr umständlich vor, als fürchte er, wir möchten es sonst vergessen; aber dabei reicht uns seine Poesie überall Generalformeln, durch die wir das Fehlende nach Belieben verringern und so einen vollkommen ausreichenden Werth erzielen können. Schütz kennt dagegen in der Probe über das Facit der Lehrjahre einzig und allein das Addiren, ihm gilt ein Blatt gerade ein Blatt und nicht mehr, den jedesmaligen Transport notirt er mit der Genauigkeit eines Buchhalters, zieht die einzelnen Posten endlich zusammen, und weil ihm die Summe nicht flugs unter den Händen wegläuft, spricht er ihr die Richtung eines gemeinschaftlichen Gehalts ab, ein unglücklicher Nachbeter des Diogenes, der ex tempore mehrere vorgebrachte Einwürfe gegen die Bewegung, damit treffend niederschlug, daß er aufstand und ging.

Innig verbunden mit dem tiefern Wesen des in seiner Art einzigen Buches ist die meisterhafte Abwechslung des Tones; sie folgt überall der Verschiedenheit des Gegenstandes, der Lage, der Person, des Orts und der Zeit, nicht in dem gewöhnlichen Sinne, wie dies überhaupt von jeder wahren Dichtung verlangt wird; sondern in der höhern Weise einer vermittelnden Mimik zwischen dem

Genius des Ganzen und dem Geiste des Lesers. Dieser interessante Punct verlangt noch eine nähere Erklärung.

Die glückliche Objectivität der götheschen Darstellung gilt bekanntlich mit dem größten Rechte für einen unnachahmlichen Hauptvorzug, wenigstens kommt ihm darin unter den jetztlebenden und letztverstorbenen Dichtern Deutschlands keiner auch nur von fern gleich. Zwischen dieser reinen Plastik und der Anforderung an die Subjectivität des Lesers spielt nun im Wilhelm Meister mit einer Art von neckendem Ernst und gründlichem Scherz etwas hin und her, das gleichsam in stummen Gesten die besondersten Aufschlüsse, Nebengedanken, Ergänzungen verspricht und dann wieder den ganzen vorgespiegelten Nachtrag mit skeptischem Muthwillen der Auslegungskunst des Publicums anheimstellt. Man sage nicht, diese Bemerkung sey hintennach von den Wanderjahren abgezogen und werde unstatthaft auf die Lehrjahre übergetragen, die keinesweges eine Spur der besagten, fortgehenden Ausgleichung zeigten, vielmehr überall in einer festen Geschlossenheit aufträten. Wenn aber die Sache so steht, woher rührt denn die Beimischung der Ironie, die unter andern in Beziehung auf Wilhelm jedem, auch schon bei einer halben Empfänglichkeit auffällt? Wie begreifen wir das Befremdende in einzelnen Charakteren, besonders in Wilhelms Bilde, aber auch noch sonst in vielen andern Puncten, ohne den erläuternden Gedanken einer höhern Absichtlichkeit? Wie lernen wir uns mit dem Unsittlichen abfinden, das bald mit zwanglosem Cynismus, bald mit conventioneller Abgeschliffenheit hervorbringt, wenn wir die Lehren der Weisheit nicht zwischen und hinter den Zeilen erfassen? Kann ein vernünftiger Mensch glauben, Göthe müsse erst bei Pustkuchen in die Schule gehen, um aus dem Katechismus des sokratisirenden Pfarrherrn den nothwendigen Hausbedarf von Tugendlehre zu holen, wie Schütz wirklich durch seine öffentliche Adoption der Sonntagsmoral gethan hat? Daraus erhellt deutlich, daß die oben hervorgehobene Abwechslung des Tons als ein fortlaufender geheimer Anzeiger wesentlich in dem zusammenhangenden Bau und allgemeinen Charakter des Romans gegründet ist. Der kritische Auszügler oder Nachzügler, wie er schicklicher heißt wegen seines leidenden Gehorsams gegen den Hirten der falschen Wanderjahre, hat natürlich in dem Register seines Caput mortuum über Wilhelm Meister die Charakteristik der verschiedenen Tonarten in fixe Luft verwandeln müssen; was für seinen Privatgenuß hingehen möchte, wenn er selbe nicht auch dem Publicum darböte, mit dem widrigen Ansinnen, es solle von der pestilenzialischen Ausdünstung auf das strömende Lebensgas des zersetzten Kunstwerkes zurückschließen.

Vorsätzlich war in den bisherigen Andeutungen allein von der

Form die Rede, nach welcher Wilhelm Meister ausgeführt ist, damit die Meinungsverschiedenheit über seinen Gehalt nicht unnöthigerweise störend in die Polemik eingreife. Zwar gehören Form und Gehalt nothwendig zusammen und müssen sich in jedem Werke höherer Art vollkommen durchdringen; aber eben deshalb ist es auch zulässig, die eine als Prüfstein des andern zu gebrauchen, wie man hier versucht hat, wobei es keinen Unterschied macht, daß die Anwendung sich auf die Tendenz beschränkt, weil diese in jedem vorkommenden Falle als das gediegenste Mark, als der innerste Kern jedes literarischen Products betrachtet werden darf und sonach mit ihm zusammenfällt. Der Recensent will damit keinesweges dem Beweise nach und aus der Materie des Romans ausweichen, so weit dies vor dem Richterstuhle der Aesthetik möglich ist; er wird sich diesem Geschäft anderswo unterziehen und zwar da, wo die Schwierigkeit um vieles wächst, nämlich bei der Frage über die zusammenhangende Verbindung und Absicht der Wanderjahre.

Welchem groben Materialismus übrigens Schütz dient, indem er sich mit Flügeln aus Pappe zu einem Urtheil über die geistige Substanz des Wilhelm Meister erhebt, zeigen die unglücklichen Aeußerungen seines ikarischen Talents, bei deren Anblick jeder Leser von theilnehmendem Gefühl mit einem Fallschirm herbeieilen wird. Ein solches groteskes Schauspiel muß in der größten Bequemlichkeit genossen werden; hier folgt das Billet zur Centralloge.

„Die Politik (S. 426) kommt gar nicht, die Wissenschaft nur sehr wenig in Berührung und nicht einmal auf eine Universität hat der Dichter seinen Lehrling geschickt, was wir denn, freilich nicht in der Meinung, als sey hier das Heil der menschlichen Bildung zu suchen, aber eben deshalb d a r u m tadeln möchten, weil, hätte er es gethan, dies ihm Gelegenheit gegeben haben würde, sich auch einmal über das jetzt vielleicht mehr als jemals gebrechliche U n i v e r s i t ä t s w e s e n auszusprechen, worüber er selbst in seiner Lebensgeschichte, bei der Darstellung seiner eigenen akademischen Jahre, nicht ein Wort gesagt hat, und gerade i h n, der sein ganzes Leben hindurch diesen Verhältnissen so nahe gestanden, ja, in Beziehung auf Jena, sie eine lange Zeit selbst geleitet hat, seine Ansicht offenbaren zu hören, v o r z ü g l i c h belehrend seyn müßte. Eben so sind auch ganze Stände der bürgerlichen Gesellschaft noch gar nicht im Wilhelm Meister besprochen und mehrere, die darin aufgeführt werden, wie der Adel und Schauspielerstand, nur von ihrer niedrigsten und gemeinsten Seite dargestellt."

Wilhelm Meister und Politik, beide mit zugekehrtem Rücken, auf der Musterreise zum höchsten Ziele der Menschheit: diese unna-

türliche Zusammenkoppelung verdunkelt die abenteuerliche Gestalt der Chimära, sie ist das Räthsel einer neuen hallischen Sphinx im Rachen des Minotaurus. Wenn der zerrissene, zerpflückte, zerriebene Normalmensch, damit er ein absoluter Nihilist werde, auch noch bei der Politik Dienste nehmen soll, so legt diese verführerische Omphale allein dem jungen Herkules mehr als zwölf Arbeiten auf: bald läßt sie ihn kämpfen mit dem Wirbel der Zeitungen, bald prüft sie quetschend sein diplomatisches Geschick in der Presse der Liberalen und Ultra, damit er später selbst eine würdige Druckmaschine werde, bald schickt sie ihn zu den verschiedenen Congressen als eben so vielen Stationen der vor-, mittel- und rückläufigen Menschheit; in einem Anfall von leidenschaftlicher Laune bringt sie ihn zuletzt unter in der Werkstatt eines Constitutionsfabrikanten, der die Musterkarten, ständische und repräsentative, demokratische und aristokratische, halbtodte und halblebendige, laute und stumme, kalte und warme, nach den beliebtesten Formen als Meßartikel liefert. Denken wir uns nun den Wilhelm aller Wilhelme in dieser Mühle, wo jedes Rad einer verschiedenen Kraft folgt, jeder Gang nach seiner Weise klappert, der Lehrling selbst als Getreide aufgeschüttet wird, um künftig Schrot und Kleie desto besser bereiten und unterscheiden zu lernen; so erhalten wir allerdings einen cyklischen Roman, dessen überschwenglicher Wissensreichthum selbst einen Picus von Mirandola, zur Verzweiflung, ja zum Selbstmorde bringen müßte. Hat Wilhelm auf diesem Spaziergange, wo die Jahrhunderte zu Minuten werden, die Politik in einem Pülverchen glücklich eingenommen, ohne durch etwanige Reactionen den Boden der Wunderwelt auszustoßen. Warum soll er nicht aus Artigkeit gegen den orbis pictus der schützischen Erziehungskunst auch noch ein flüchtiges Praktikum über die Lehre von der Polizei mitnehmen, die nach der Eintheilung von Pölitz außer Ordnung und Sicherheit auch Cultur und Wohlfahrt umfaßt, woran sich von selbst die Gensd'armerieaufklärung als Schwanz schließt, welche bereits Ludwig XIV. im Sinne hatte, als er durch die Degenklingen der Dragoner die erhaltenden Grundsätze einbläuen ließ? So lange überhaupt unser cursorisches Factotum noch bei Athem ist, hat sein kritischer Mentor ganz recht, wenn er von ihm statt des Stückwerks ein Panorama aller menschlichen Kenntnisse, wo nicht gar den Spiegel der Allwissenheit verlangt, weshalb denn nothwendig statt des Titelkupfers die Encyklopädie von Gruber und Ersch in einer Nuß vorgesetzt werden muß, obgleich das Conversationslexikon bei dieser realistischen Absicht kürzere Dienste leisten und dadurch noch einige Zeit für den Hausschatz des Krünitz abwerfen würde. Da endlich jede Universität schon wegen der etymologischen

Abstammung Geschwisterkind mit der Unendlichkeit ist, so geben wir billig dem unersättlichen Idealitätshelden, dem künftigen monstrum eruditionis, durch die Matrikel eine Anweisung auf den akademischen Weihnachtsmarkt; nach einigen Jahren wird Wilhelm dann Doctor unter dem Vorsitze des Professor Schütz, die sämmtlichen Wissenschaften erscheinen bei der Feierlichkeit, nicht etwa als reisende Comödiantinnen, sondern als festliche Chorageten in einer mimisch-plastisch-musikalisch-declamatorischen Vorstellung, Philine stellt das Haupt der Opposition vor, die Gräfin hilft ein mit der Hand auf dem tragischen Medaillon, Mignon singt parodirend: „Kennst du das Land?" Aurelie schlägt Theses an zu einer Disputation über die Empfindung und Natalie bereitet nebenan in dem Lucullussaal der Universität, genannt zum Apollo, für die Gesellschaft einen classischen Schmaus, welchem sie durch ihre holdseligen Tugenden den Reiz des edelsten haut-goût verleiht. Damit Göthe sich zugleich in bester Form an dem verwünschten Hunde des Aubry rächen könne, der ihn vom weimarer Theater weggebissen hat, schickt er bei der Promotion seines Zöglings als Repräsentanten des Universitätswesens den Pudel des Doctor Faust, der durch das fortwährende commissionsmäßige Beriechen und Behorchen seines Herrn den Werth und die Methode sämmtlicher Studien kennt, und außerdem von den neuerrichteten akademischen Zwingern allerlei in den Bart hinein zu knurren weiß, was kein Dichter auch unter der Blume der poetischen Licenz zu sagen wagt. Glückliche Zukunft! Erst dann wird das Universitätswesen zu einer wahrhaft poetischen Darstellung gelangen, wenn Dichter über den Verfassungscodex desselben paragraphenweise improvisiren, worin wahrscheinlich die Engländer den Anfang machen werden, da sie bereits Wolle, Cyder u. s. w. als Material der Begeisterung aufgezehrt haben und nun bald wegen der Noth in Irland die Erdäpfel zum poetischen Anbiß hervorsuchen müssen. Was Göthe indessen vom Universitätswesen denkt, denken muß, sagen Wilhelm Meister, dessen Fortsetzung und die Selbstbiographie jedem kundigen Leser, der die Verschwiegenheit eines sinnigen Lakonismus versteht. Man muß allerdings zugeben, daß mehrere Stände der bürgerlichen Gesellschaft in den Lehrjahren fehlen; sollten sie aber alle vorkommen, so müßte der Roman so alt werden und so groß seyn, als die Erde, in welcher riesenhaften Gestalt ihn Schütz als ein neuer kritischer Briareus lesen mag. Auch steht demselben frei, Wilhelmen in einer Extrastunde alle mögliche Handwerke einzuimpfen, weil er sonst immer nur ein Pfuscher bleiben und also mit Unrecht Meister heißen würde. Schon Rousseau machte seinen Emil im Vor-

beigehen zum Tischler; was ist aber der abgehauene Zweig eines einzelnen Handwerks gegen die technologische Baumschule, welche die schützische Elementarlehre wie einen neuen Zauberwald von Dunsingnam auf Wilhelm losgehen läßt? Um endlich wieder auf den Adel zu kommen, so erscheint dieser durchgehends in portraitmäßiger Wahrheit; Göthe wollte ihn weder in Aether tauchen, noch mit Schmutz bedecken. Er haßt jene überladene Charakteristik der Stände, welche auf die Wackelfalte Philinens anspielt, er zeigt uns dafür die vornehme Welt in einer natürlichen Mitte, der sich die feinere conventionelle Bildung leicht und frei anschmiegt, ohne daß die Tugendlehre sich unaufhaltsam in Aussprüchen, Winken, Reflexionen erbricht, wodurch noch kein begangener Fehler ist ausgelöscht worden. Vielleicht hat diese Darstellung des Adels den Vorzug vor jeder andern, indem sie ohne kleinliche Nebenbeziehungen das Allgemeinmenschliche auffaßt, wie sich solches unter den verschiedensten Verhältnissen hervorthut. Denn der Mensch bleibt in allen Verkleidungen des Standes derselbe; es gibt keine Titularmoral, der Geist allein wechselt die Farben, und das mannichfaltigste Spiel derselben zeigt eben Wilhelm Meister. Von der Schauspielerzunft darf Göthe übrigens noch Verbesserungskosten verlangen; sie widersteht, seltene Ausnahmen abgerechnet, in der Wahrheit des abschreckenden Colorits auch dem kräftigsten Pinsel. Herrschte wirklich so viel Geist unter den Leuten, als sie in den Lehrjahren zum Besten geben, sie kämen durch das Sprühen der Funken in die Gefahr der Selbstverbrennung und jede Direction müßte für eine eigene Löschanstalt sorgen.

Das Spinngewebe der schützischen Tendenzkritik, so große Löcher es auch bisher zeigte, konnte wenigstens in seinem Winkel manchen Augen noch einen scheinbaren Halt vorspiegeln; jetzt reißt auch diese letzte Täuschung in jeder Richtung, wenn wir die klebrige Feuchtigkeit näher betrachten, welche trügerisch die laufenden Fäden zu verknüpfen sucht. Eine Intention in dem umfassenden Sinne, wie sie schon oft genug ausgesprochen worden ist, könne den Lehrjahren durchaus nicht beigelegt werden, sagt der Haupteinwurf, weil diese auf etwas schlechthin Unmögliches gehe, einen klaren Widerspruch zu verwirklichen strebe. Denn ein vollständiger Spiegel des menschlichen Lebens in seiner Allseitigkeit stehe im Mißverhältniß mit der Beschränktheit unserer Natur, auch die fruchtbarste Darstellung der Geschichte trete dagegen tief in Schatten zurück; nenne doch selbst Faust die Vergangenheit ein Buch mit sieben Siegeln; das höchste Problem unseres Lebens bleibe nothwendig dunkel wie unsere Bestimmung, könne nur durch eine göttliche Offenbarung Licht erhalten,

was indessen weder Sokrates noch ein Anderer angezündet hätten, worauf sich bequem der Ausspruch des Dichters deuten lasse:

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sonne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Aus allen diesen Gemeinplätzen (der Arena der schützischen Polemik) geht weiter nichts hervor, als daß Göthe unmöglich das Grundthema des Wilhelm Meister im Sinne eines schrankenlosen Superlatives nehmen konnte, weil ein solches Streben sich selbst dem stumpfesten Sinn als das verworrenste Hirngespinnst ankündigt, insonderheit aber schnurstracks dem Geiste des großen Dichters zuwiderläuft, der überall mit wiederholtem Nachdruck auf die Nothwendigkeit fester Grenzen dringt und das würdigste Ziel des Individuums und der Menschheit durchgehends in das Glück einer freien Mäßigung setzt, so daß gerade auf ihn der Vorwurf am wenigsten paßt, als überfliege er sich in seinen Gebilden, und ihm eher noch umgekehrt mit einigem Schein seine zu ökonomische Beschränkung vorgehalten werden kann. Schütz spielt hier den reichen Mann auf fremde Kosten, er schiebt sein Unvermögen Göthe unter und freut sich dann laut im eigenen Wiederscheine über die rückständigen Schulden des Dichters, die doch allein die Armuth seiner Kritik gemacht hat, anstatt daß er von dem Werthe dessen, was er eben noch im Wilhelm Meister sich anzueignen vermag, lieber auf einen noch unentdeckten Schatz schließen sollte, zu dem ihm der Schlüssel abgeht. Er hätte diesen Schatz längst finden müssen, wäre er nicht ohne alle Empfänglichkeit für die göthe'sche Lehrweise, vermengte er ihn nicht so bedaurungswürdig mit jenem Kathedervortrage, der auch dann noch den Refrain: quod erat demonstrandum, beibehält, wenn es richtiger heißen sollte: quod non est demonstratum. Wilhelm Meister unterrichtet nämlich mit der eigenthümlichsten Kraft durch die Allgemeingültigkeit der Form, in welcher er sich ausspricht; das Buch kommt in Absicht auf die Art der Mittheilung einer poetischen Algebra nahe, wo nicht von dieser oder jener bestimmten Größe die Rede ist, sondern von jeder, die in das aufgestellte Verhältniß paßt, dergestalt, daß aus der geschickten Verbindung des Bekannten das Unbekannte abgeleitet wird, wel-

ches jenach vielmehr wegen der angeschauten Entwickelung, als wegen des gefundenen Zahlenwerths den Namen einer Auflösung verdient. Man könnte noch in einem höhern Sinne die Methode der unbestimmten Coefficienten, welche die Analysis zur Lösung verschiedener Aufgaben braucht, bildlich auf den freien Gang der Poesie in den Lehrjahren anwenden, insofern dieselben den rechten Weg nicht durch Meilenzeiger angeben, wie Schütz verlangt, sondern ihn durch die Charakteristik der ganzen Umgebung unterscheidbar genug andeuten. Ein solcher poetischer Unterricht, dürfte der Unverstand einwenden, setzt Schüler voraus, die größtentheils schon wissen, was sie dem Vorgeben nach erst lernen wollen; sie müssen vor allen Dingen das Talent eines glücklichen Orientirens besitzen; haben sie dies, wozu die Lehre des Meisters? Aber kann die Poesie anders unterweisen, als durch ihre höhere Macht über schwächere, jedoch natürlich verwandte Gemüther? Verlangt man von ihr die Wundergabe der Inspiration? Kommt es ihr zu, einen pädagogischen Trichter abzugeben, der auch bei den härtesten Köpfen das Einfüllen erzwingt? Soll sie durch eine neue Buchstabirmethode das Räthsel der Welt lösen? Kann sie eine geheime Wissenschaft mittheilen, die unmittelbar aus dem Schoos der Ewigkeit quillt und in nie vernommenen Göttersprüchen das Nächste wie das Fernste mit derselben allgenugsamen Klarheit aufhellt? Diese letzte Forderung stellt Schütz mit der zudringlichsten Sicherheit auf, wenn er von der idealischen Tendenz des Wilhelm Meister redet; er begreift nicht, was auf jeder Seite mit goldenen Buchstaben geschrieben steht, daß die Lösung des Problems, die vernünftigerweise gesucht werden kann, hauptsächlich praktisch seyn will, weil es zunächst auf ein Thun und nicht auf ein Wissen ankommt. Wo das letztere eingeführt wird, da tritt es eben deshalb im Gefolge des Praktischen auf. Es gibt nirgends in dem Romane eine reine, abgesonderte Theorie, sie verwebt sich durchgehends unzertrennlich mit dem Leben, sie ist das Leben selbst, und diese Gemeinschaft oder Einheit dauert auch in den Wanderjahren fort, erhebt sich besonders im Gebiet der Religion mit dem hellsten Glanze. Die Behandlung des Wissens als eines solchen hätte dem Romane seine schönste Krone genommen, den Geist des Allgemeinen; er wäre in die buntesten Splitter zerstoben, in die schmähligste Abhängigkeit von den verschiedensten Bedürfnissen gerathen und zwar um so gewisser, je weniger dem tausendköpfigen Publicum, trotz seiner Verstandesspaltung, die beabsichtigte Unionsacte entgangen seyn würde.

Schütz vergeht sich bei der streitigen Frage über die Tendenz des Wilhelm Meister nicht blos gegen Göthe, sondern er beleidigt in den folgenden Aeußerungen eines kalten Empirismus auch den Genius der Menschenbildung überhaupt. „Ideale von Menschenbil-

dung lassen sich genugsam aufstellen. Aber liegt ihre Verwirklichung in der Bestimmung des Menschen? Sehen wir nicht vielmehr aus der Geschichte der Menschheit, daß alle Beispiele einer vorherrschenden, sittlichen und intellectuellen Cultur nur als Ausnahmen erscheinen, daß die Masse der Menschheit dagegen zu allen Zeiten immer eben nur Masse war und bleiben wird und daß selbst zur vollkommnen Sittlichkeit unserm sogenannten freien Willen kein zureichendes Vermögen gegeben ist?"

Ideale von Menschenbildung ließen sich wirklich so in Menge aufstellen, daß wir, wie in einem Putzladen, das beliebigste Aussuchen hätten? So reden die Modeschneider der Cultur, die Philosophen von Gewicht denken anders. Das Höchste ist überall Eins, es schließt nach seinem Begriff und Wesen jede Mehrheit aus, besonders gilt dies von der Menschennatur, die, in ihrer Vollendung gedacht, jede Musterpuppe verschmäht, nach der die Schmarotzer des Tages ihr bald diesen, bald jenen Anzug bestellen wollen. Freilich sind die Methoden sehr verschieden, nach denen das Ideal unsers Geschlechts gesucht und bestimmt wird; dessen ungeachtet bleibt die Aufgabe immer eine und dieselbe, und könnte sie je vollkommen gelöst werden, so müßte auch das gewonnene Resultat einen unbedingten Werth haben. Schütz verwechselt den Thron des Ideals mit dem Schemel des Begriffs, der allerdings ohne Mühe zwischen verschiedenen Füßen hin und hergeht. Das aufgeworfene Bedenken, ob die Verwirklichung der idealischen Gesetze in unserer Bestimmung liege, läuft auf die skeptische Frage hinaus, ob der Mensch ein Mensch seyn solle. Da kurz vorher auch geläugnet ist, daß der Mensch überhaupt etwas von seiner Bestimmung wisse, so verschwindet neben dieser vernichtenden Erklärung folgerichtig jeder Gedanke von Pflicht und die Tugend bleibt nun, wie das Laster, eine bloße Geschmackssache, für die jeder nach Belieben seinen Tisch auszuwählen hat. Damit stimmt vortrefflich die scharfsinnige Bemerkung zusammen, daß die Masse der Menschheit ewig Masse bleibe, so mathematisch gewiß, als überhaupt jedes Ding sich selbst gleich ist, woraus denn weiter folgen soll, daß die Ideale lediglich Leuchtkugeln seyen, die man zum Lustfeuerwerk bei besondern Festen steigen lasse, nach denen sich auch wohl ausnahmsweise einige abwärts schwärmende Naturen richten mögen, die jedoch für die Organisation des Ganzen keinen Ausschlag geben dürfen. Was kümmert aber, so fragen wir, den Philosophen, den Dichter die Welt, wie sie ist, wenn der Gott in ihm eine andere aufbaut, wie sie seyn soll, oder seyn könnte, nach dem reinen Bilde der obersten Gesetze? In dem schützischen Sinne wäre die Erfahrung die Knute alles höhern Lebens: nach den Wunden, die sie uns versetzte, müßten wir einzig und allein unser Betragen abmessen und sonach eine

heile Haut für die fire Idee des Wahnsinns halten. Denn zur vollkommenen Sittlichkeit soll unsrer sogenannten Freiheit, nach den Grundsätzen der Lazarethsphilosophie, kein zureichendes Vermögen gegeben seyn. Eingeräumt, daß zwischen einer unendlichen Forderung und einer endlichen Kraft ein incommensurables Verhältniß besteht, ist es deshalb null und nichtig, bleibt nicht die Annäherung übrig, mit der wir uns selbst bei Aufgaben der Mathematik begnügen? ja, enthält nicht der Gedanke eines vollkommen erreichten Ziels den klarsten Widerspruch? Was wollten wir denn anfangen mit uns selbst und der Welt, wenn wir nach allseitiger Vollziehung des Gesetzes nicht weiter könnten? Mit den Göttern Epikurs eine Unterhaltung anspinnen? oder aus Ueberdruß an dem dolce far niente einen Schlaftrunk für Jahrhunderte nehmen? oder aus Langeweile das glorreich vergangene Leben in Musik setzen? oder die Unsterblichkeit aus Verzweiflung sub hasta verkaufen? Das Stadium muß also grenzenlos seyn, wenn überhaupt eins stattfinden soll. Der Gesellschaftsvertrag zwischen dem absoluten Ideal und der beschränkten Kraft kommt aber durch die feste Ueberzeugung zu Stande, daß selbst die scheinbar unübersteigliche Kluft zwischen dem Unendlichen und Endlichen aus der Gesetzgebung und dem Thatbestande unserer sittlichen Natur entspringt, folglich auch in ihr nothwendig seine Lösung findet, weil kein Gesetz des Weltorganismus irgend ein Wesen in seinen ursprünglichsten Richtungen auseinanderreißen kann, ohne den gesammten Bau der Ewigkeit zu zerstören.

Ehe wir die einleitenden Bemerkungen über die Lehrjahre schließen, sind noch verschiedene Mißverständnisse über den Charakter Wilhelm Meisters zu berühren, von deren Berichtigung das Endurtheil über den Roman wesentlich abhangt. Schütz steht auch hier wieder an der Spitze der fehlgehenden Kritiker; er scheint überhaupt seit langer Zeit an dem Roman der Irrjahre gearbeitet zu haben, woher vermuthlich auch sein eifersüchtiger Aerger über die Wanderjahre rührt, so wie seine Freude über die falschen Nachschleicher, mit denen er im Lande der Hinkenden als ihr König nach seiner Art besser von der Stelle kommt. Weil der Titel dem Leser, heißt es, ausdrücklich die Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meisters ankündige, so müsse auch er, der Held der Dichtung, und nicht der ihn umgebende Lebenskreis, das angebliche Problem lösen. Diese Forderung beweist augenscheinlich, daß der Kunstrichter, welcher den Knoten der Tendenz so vornehm sicher zerhauen will, nicht einmal den Titel richtig zu lesen, geschweige zu beurtheilen versteht. Lehr- und Wanderjahre, die es zunächst und überall mit einer einzelnen Persönlichkeit zu thun hätten, ohne an den beweglichen Fäden einer gesellschaftlichen Vereinigung abzulaufen, wodurch sie allein ihren

Namen rechtfertigen, sind die Erfindung einer Abstraction, die von Nichts lebt. Göthe konnte den Geist seines Romans nicht besser charakterisiren, als durch die Inschrift, die er ihm an die Stirn heftete: sie ist bei aller ihrer Anspruchslosigkeit das treffendste Motto des Ganzen, insofern darin die gegenseitige Einwirkung, das stufenweise Fortschreiten, der waltende Zusammenhang eines gebildeten Lebens in umfassenden Zügen dargestellt wird. Wäre aber auch die Bezeichnung weniger glücklich, ja selbst rein zufällig, so hat die Kritik nie das Recht, von dem Namen einer Dichtung auf ihren innern Charakter zu schließen; auch würde die Deutung in vielen Fällen, besonders auf dem dramatischen Gebiet, seltsam genug ausfallen.

Vor allen Dingen ist Göthe's Urtheil über das unterscheidende Wesen des Romans hier in besondere Erwägung zu ziehen. „Es sollen in demselben, so erklärt er sich im Wilhelm Meister, vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden; im Drama Charaktere und Thaten. Der Roman muß langsam gehen und die Gesinnungen der Hauptfigur müssen, es sey auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten. Das Drama soll eilen und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend seyn; von dem dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grandison, Clarisse, Pamela, der Landprediger von Wakefield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gesinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich, alles widersteht ihm und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege oder unterliegt ihnen."

Weiter heißt es: „daß man dem Zufall im Roman gar wohl sein Spiel erlauben könne; daß er aber immer durch die Gesinnungen der Personen gelenkt und geleitet werden müsse; daß hingegen das Schicksal, das die Menschen ohne ihr Zuthun, durch unzusammenhängende äußere Umstände zu einer unvorhergesehenen Katastrophe hindrängt, nur im Drama Statt habe; daß der Zufall wohl pathetische, niemals aber tragische Situationen hervorbringen dürfe; das Schicksal hingegen müsse immer fürchterlich seyn und werde im höchsten Sinne tragisch, wenn es schuldige und unschuldige, von einander unabhängige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringe."

Man führt häufig diese Erklärung Göthe's als einen ästhetischen Kanon an, und doch ist sie im Zusammenhange nichts weiter, als eine gelegentliche Erläuterung unter dem Einfluß besonderer Umstände. Zuvörderst müssen wir bemerken, daß die mitgetheilte Cha-

rakterisirt nicht dem Roman an und für sich, sondern in Vergleichung mit dem Drama gilt, welches letztere hier kaum mehr als die Tragödie begreift, wenn wir die hervorgehobenen Beziehungen auf beiden Seiten näher ins Auge fassen. Unter diesem eingeschränkten Gesichtspuncte haben die Gesinnungen und Begebenheiten als Attribut des Romans, so wie die Charaktere und Thaten als Unterscheidungszeichen des Drama im Allgemeinen ihr gutes, unläugbares Gewicht, wiewohl der also aufgestellte Gegensatz in einer strengen, wissenschaftlichen Prüfung, ganz so, wie er dasteht, kaum Probe halten dürfte. Ferner ist der Ort dieser theoretischen Bestimmung gar sehr in Anschlag zu bringen; sie begegnet uns in einem Roman, wo wir keine ganz unabhängige, vollkommen befriedigende Ansicht erwarten dürfen und aus höhern Gründen nicht einmal suchen mögen; ja wer bürgt uns dafür, ob die hingeworfene Kunstmaxime nicht in der Stille das Verständniß des Wilhelm Meister erleichtern und befestigen soll, wenigstens paßt sie auf ihn vorzugsweise und die feine Absicht wäre vollkommen an ihrem Platze. In den Heften über Kunst und Alterthum heißt es nun wieder mit scheinbarer Abweichung: „Die eigentliche Kraft und Wirksamkeit der Poesie liegt darin, daß sie Hauptformen schafft und alles, was diese umgibt, selbst das Würdigste, untergeordnet darstellt. Heimlich lockt sie den Blick auf die Mitte, woher sich die Strahlen über das Ganze verbreiten; und so bewahrt sich Glück und Weisheit der Erfindung, so wie die Composition einer wahren alleinigen Dichtung." Die angeführte Behauptung soll unserm Kritiker zu einem Wall dienen, um von demselben sein vernageltes Geschütz gegen die früher ausgesprochene Meinung Göthe's zu richten. Allerdings gibt es im Wilhelm Meister keine Hauptfiguren in der Art, daß sich ihnen die nächste Umgebung wie ein passendes Gewand anschließt; deshalb fehlt aber das helle Zusammentreffen, das Interesse der concentrischen Einheit keineswegs, denn die ganze Organisation des Romans wird gleichsam von einer moralischen oder mystischen Person durchwaltet, wenn es freisteht, einen herkömmlichen Ausdruck der Philosophie auf ein ähnliches Verhältniß anzuwenden. Nehmen wir einen Augenblick an, daß ein und das andere Individuum mit nachdrücklicher Entschiedenheit hervorträte und die Nebengestalten zurückdrängte oder verdunkelte, so hätten wir freilich den Genuß einer schärfern Persönlichkeit, aber es müßte dann auch die durchgeführte Darstellung jene gegenstandsvolle Wahrheit entbehren, welche am ersten und besten das große Bild des Lebens und der Welt abspiegelt. Wie jeder vollendete Roman in sich einen besondern Geist verschließt, so gestaltet sich dieser von selbst auch zu einer eigenthümlichen Form, deren Bedeutung oft von zartern verborgenen Springfedern abhangt,

und die Allgemeinheit einer richtigen Theorie unter der Maske eines regellosen Spiels tiefer bestätigt, als die ausgeschnitzten Producte, zu denen die Verfasser das Maß von dem ästhetischen Gliedermann genommen haben.

Schütz mißversteht entweder Göthe's klare Aussprüche über den Roman absichtlich, in diesem Falle gehört er unter die Sykophanten der Kritik, oder er kann sich ihrer aus wirklichem Unvermögen nicht bemächtigen, dann ist er reif für das Invalidenhaus der Recensenten. Der Dichter hat keineswegs (S. 388) einen unbedingten Grundsatz für den Roman aufgestellt; dieser ausschweifenden Annahme widerspricht durchaus die oben nachgewiesene Bezüglichkeit des Gedankens; er setzt aber auch noch ausdrücklich zu dem Erforderniß des Romanhelden als eines Leidenden mit wohlbedachter Linderung hinzu, daß derselbe wenigstens nicht in hohem Grade wirkend seyn dürfe. Wo ist nun hier eine Spur von dem Überall-Leiden des Schütz, wenn wir es nicht aus Liebe zur Sympathie auf ihn selbst übertragen wollen? Zugleich faßt er den Begriff des Leidens bloß an dem dicken Ende, seine Vorstellung läuft auf eine dürftige Maschinerie hinaus, die noch tief unter dem Triebe einer aufgezogenen Uhr steht. Offenbar fällt auch das Treiben des Romanhelden häufig mit dem Begriff der Leidenschaft zusammen, insofern ihn fort und fort bei einer unwiderstehlichen Reizbarkeit der Zwiespalt zwischen Gemüth und Welt bewegt, in dem sich die thätigen Kräfte verwickeln, abarbeiten, verzehren, womit also eine heftige, zuckende, excentrische Handlungsweise sehr wohl bestehen kann, wie Werthers Beispiel in dem glänzendsten Lichte darthut. Damit ist denn der Vorwurf hinlänglich widerlegt, als lasse Göthe in dem Romane keine handelnde Hauptfigur gelten; er will sie bloß so mannichfaltig verstrickt, so lebhaft angezogen, so innig mit der Umgebung verschmolzen wissen, daß der herrschende Zusammenhang in der Gestalt einer realen Nothwendigkeit hervortritt. In dieser Weise sollen die Begebenheiten, wie er sagt, gewissermaßen nach den Gesinnungen des Romanhelden gemodelt werden. Von dieser Seite verstattet er auch dem Zufall sein Spiel, um nämlich die Bewegungen der Persönlichkeit sprechend zu färben. Da hier überhaupt kein Leiden in dem materiellen Sinne des Schütz vorwaltet, wie sollte es vollends auf den Dichter zu beziehen seyn (S. 389), als könne dieser von einem Princip eingeschränkt werden, das gerade seine schöpferische Freiheit in der reichsten Thatkraft verbirgt? Mit demselben Rechte könnte man behaupten, die Lebensfunctionen litten durch's Athemholen. So handgreiflich diese Ungereimtheit ist, so hat sie Schütz dennoch wo möglich in der behaupteten Passivität des Dichters noch überboten.

Der Charakter Wilhelm Meisters ist mit Weisheit angelegt

und mit Wahrheit durchgeführt. Zuvörderst eignet ihn die flüssige Gestalt seines ganzen Wesens sehr wohl zu einem Beispiele, an dem sich die Gesammtkraft bildender Einflüsse hervorthun kann. Er schmilzt freilich oft wie Wachs hin, aber eben der Uebergangsmoment, die Andeutung der neuen Form, das Schweben der Umrisse ist das Lehrreiche, welches, richtig gefaßt, weit mehr Licht über die Plastik der Menschennatur verbreitet, als das harte Gefüge einer unauflöslichen Krystallisation. Ja, die Veranschaulichung einer solchen taugte gar nicht für den Zweck der umfassenden Aufgabe, das Regulativ würde darin zu streng vorgreifen, wir hätten in dem Vorhergehenden so ziemlich sicher auch das Folgende, denn die Schritte des Helden kämen bei seinem entschiedenen Uebergewicht den Schwingungen des Pendels nahe und erlägen folglich mit ihnen einer strengen Berechnung. Noch ein anderer triftiger Gesichtspunct bietet sich dar, wenn wir Wilhelm Meister als einen glücklichen Repräsentanten der Menschheit im Durchschnitt nehmen. Seine Gemüthlichkeit klingt überall an, sie befreundet sich mit den verschiedensten Gegenständen, sie schwärmt zuweilen sogar ohne bestimmtes Vaterland rein kosmopolitisch. Aber gibt uns nicht die Menge der Berührungspuncte einen allgemeinen Maßstab für die Empfänglichkeit und das Vermögen unsers Geschlechts? findet nicht jeder von irgend einer Seite, in irgend einer Lage sein Bild oder doch wenigstens seinen Schatten in dem schwankenden Gedränge? Wilhelm Meister ist allerdings, wenn wir einen strengen Ausdruck wählen, ein sittliches Adiaphoron oder Zwitterwesen; begabt mit einem natürlichen Geschmack für das Gute, getrieben von einem lebhaften Hange zum Vergnügen, entwickelt er im Puncte der Tugend mehr schöne Anlagen, als bestimmte Kräfte, und hält so unsere Aufmerksamkeit fortwährend zwischen Erwartung und Befriedigung. Mögen wir ihm diese Unentschiedenheit des Willens nach Belieben als eine schwere Schuld nachtragen und uns deshalb an ihm durch Erhebung des eigenen Selbstbewußtseyns rächen: dem Roman kommt die gespannte Haltung trefflich zu statten; sie ist recht eigentlich die Seele seiner Tendenz. Denn das Loos der Menschheit ist im Durchschnitt, die poetische Staffage hinweggenommen, der Lage Wilhelm Meisters durchaus ähnlich, sie zersplittert sich, wie er, ewig in mannichfaltige Richtungen ohne festen Mittelpunct, sie liebt das Rechte und haßt das Böse, und zwar von ganzem Herzen, wie er, so lange es keine besondern Anstrengungen kostet; sie theilt sich mit einem Worte, wie er, zwischen Entschluß und That. Insofern sie nun bei dem immerwährenden Schwanken ihrer höchsten Aufgabe nicht sonderlich näher kommt und dadurch ihre Unvollendung mit der förmlichsten Gewißheit öffentlich darstellt, insofern stimmt auch damit der Torso des Wilhelm Meister überraschend zusammen; er kann und darf nicht

fertig werden, so wenig als das Geschlecht, dessen Schicksal ihn ergreift, während er bemüht ist, sich über dasselbe zu erheben. Wer hier eine schadenfrohe Nutzanwendung für seinen prosaischen Scharfsinn machen will, der thue es. Der Rec. könnte dabei helfen, so geläufig ist ihm aus seiner Umgebung die Vorstellungsweise der plattdeutschen Kritiker; doch diese düngen den Sandboden, auf welchem sie leben, freilich am besten mit eignen Händen.

Wenn überhaupt die Rede davon ist, ob der Charakter des Wilhelm Meister sich nicht widerspreche, so muß wohl bemerkt werden, daß es auch eine Consequenz in der Inconsequenz gibt, besonders bei weichen Gemüthsmenschen, die ganz anders beurtheilt seyn will, als nach dem System der übereinstimmenden Maße und Gewichte, für welches keine breite Welterfahrung, kein Bestimmen durch Begriffe auslangt, weil die Phantasie allein durch eine glückliche Versetzung in die streitige Lage die entschiedene Richterin wird.

Indem wir jetzt einen und den andern Einwurf beleuchten, den der Kritiker unter Pustkuchens Kanzel gegen Wilhelm Meisters Persönlichkeit vorgebracht hat, brechen wir uns eine sichere Bahn für die Zukunft und zugleich lösen wir damit ein früheres Versprechen.

Schütz rühmt sich in dem Eingange zu seiner zusammengeklebten Lehmhütte, von der nichts auf seine Rechnung kommt, als der Wind, mit dem er sie getrocknet hat, daß zuerst von ihm an der hallischen Universität Vorlesungen über Göthe gehalten worden sind. Die folgende Aeußerung, ein zehnfacher Verrath an der Wahrheit, zeigt auf die entsetzlichste Weise, wie wenig er von dem Geiste des Dichters durchdrungen ist, denn statt des Auslegers spielt er durchgängig die Rolle des Exorcisten. Er will nämlich dem Roman einen Haupthebel entziehen, indem er den unsinnigsten Spott auf die Scene häuft, der zufolge Wilhelm seine Vaterschaft zu Marianens Kinde anerkennt. „Unstreitig, heißt es S. 391, das Non plus ultra seiner Geistes- und Charakterschwäche im ganzen Werk! Nachdem der Abbé ihm seinen anderweitigen hocus pocus vorgemacht hat, fragt ihn Wilhelm: „Könnt Ihr mir sagen, ob Felix wirklich mein Sohn ist?" und: „Heil Ihnen über diese Frage," erwiedert ihm dieser neue Cagliostro: „Felix ist Ihr Sohn! Bei dem Heiligsten, was unter uns verborgen liegt," (und was ihm Jarno nachher als eine Farce aufdeckt,) „schwöre ich Ihnen, Felix ist Ihr Sohn!" — Er führt ihm nun den (den?) Felix, der schon bei der Hand ist, zu und: ich fühl's, ruft der gute Vater Wilhelm, indem er den vom Abbé ihm solchergestalt zugeeigneten Sohn in seine Arme schließt, aus: „Du bist mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen — Freunden (!) zu verdanken!" — Diese Stelle

ist, wie sie eine der pathetischesten *) ist, doch gewiß auch die scurrilste im ganzen Wilhelm Meister!"

Es gibt in dieser plumpen Carricatur allerdings einen Scurra, er steckt aber nicht im Wilhelm Meister, sondern im Professor Schütz. Kann der mittelmäßigste Verstand glauben, daß Göthe, der tiefe Menschenkenner, der glückliche Seelenmaler, eine Seite des Bildes vernachlässigt haben soll, auf deren Vollendung die reinste und süßeste Wirksamkeit ruht, ohne welche der Roman, wie Felix, eine Waise seyn würde? Ganz im Gegentheil hat Göthe für diesen Wendepunct die geschickteste Vorbereitung mit der lebendigsten Sprache vereinigt und dem endlichen Abschluß das Siegel der Gewißheit mit einer unantastbaren Hand aufgedrückt, in welcher jedes empfängliche Herz den Finger der höchsten poetischen Ordnung mit Freuden erkennen wird.

Berühren wir zum Beweise des Gesagten die kunstvolle Stufenleiter, auf welcher Wilhelm nach und nach zu der entzückendsten Ueberzeugung gelangt. Unmittelbar nach seiner Trennung von der treulos geglaubten Mariane, wo die Poesie bei dem Abschiede, den er nun auch von ihr nehmen will, in ihrer ganzen Herrlichkeit erscheint, bricht er über die verstoßene Geliebte in die Worte aus: „Wer weiß, in welchen Zustand ich sie versetzt habe, und erst nach und nach fällt mir's auf's Gewissen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hülflosigkeit ich sie verließ. War's nicht möglich, daß sie sich entschuldigen konnte? War's nicht möglich? Wie viel Mißverständnisse können die Welt verwirren, wie viel Umstände können dem größten Fehler Vergebung erflehen? — Wie oft denke ich mir sie, in der Stille für sich sitzend, auf ihren Ellenbogen gestützt! — Das ist, sagt sie, die Treue, die Liebe, die er mir zuschwur! Mit diesem unsanften Schlag das schöne Leben zu endigen, das uns verband!" Diese Worte sind das tragische Vorspiel zu allen den mannichfaltigen Leiden, unter denen sich für ihn das Bild Marianens in der Folge immer mehr reinigt, bis er endlich mit der Nachricht ihres Todes auch die Ueberzeugung ihrer unverbrüchlichen Treue erhält und die Erkenntniß seiner Schuld ihn mit den bittersten Empfindungen zu Boden drückt. Diesem Ziele einer quälenden Gewißheit kommt er um vieles näher durch das Zusammentreffen mit einem alten Schauspieler, der Marianen gekannt, in ihrer Noth unterstützt und ihre Spur seit der Zeit verloren hat, wo sie, ihres Bühnencontracts entlassen, fürchten mußte, Mutter zu werden. Sein zufällig hingeworfenes Lob der Unglücklichen wirkt neben dem lebhaft ausgesprochenen Tadel um so tiefer auf ihren ehemaligen

*) Welch ekelhafter Zischlaut!

Geliebten. Der alten Barbara ist es durch eine seltsame Verwickelung der Umstände vorbehalten, ihn einzuweihen in den höchsten Grad der Schmerzen. Sie thut es durch eine Darstellung, welche, belegt mit den letzten Briefen von Marianens Hand, beglaubigt durch die Untrüglichkeit der zerreißendsten Mitempfindung, gerechtfertigt durch den augenfälligen Gang der Begebenheiten, die marternde Ueberzeugung mit Flammen in Wilhelms Herz gräbt, das arme, vergessene, verzweifelnde Mädchen sey im Elende gestorben, hingeopfert von der Ungerechtigkeit seines grausamen Verdachts. Welchen tödtlichen Stachel bergen unter den Blättern, die ihn früher nicht erreicht hatten und worin sie ihn unter den unwiderstehlichsten Versicherungen ihrer Treue zurückbeschwört, die Worte des Abschieds, nahe am Rande des Grabes:

„Bei allem, was heilig ist, bei allem, was ein menschliches Herz rühren kann, ruf' ich Dich an! Es ist um eine Seele, es ist um ein Leben zu thun, um zwei Leben, von denen Dir eins ewig theuer seyn muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes aussprechen: das Kind, das ich unter dem Herzen trage, ist Dein. Seitdem ich Dich liebe, hat kein Andrer mir auch nur die Hand gedrückt. O daß Deine Liebe, daß Deine Rechtschaffenheit die Gefährten meiner Jugend gewesen wären!"

„Du willst mich nicht hören? So muß ich denn zuletzt wohl verstummen, aber diese Blätter sollen nicht untergehen; vielleicht können sie noch zu Dir sprechen, wenn das Leichentuch schon meine Lippe bedeckt und wenn die Stimme Deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohr reichen kann. Durch mein trauriges Leben wird das mein einziger Trost seyn: daß ich ohne Schuld gegen Dich war, wenn ich mich auch nicht unschuldig nennen durfte."

Durch solche Gründe, die mit der menschlichen Natur unzertrennlich verbunden sind, entsteht in Wilhelm das sichere, wachsende Vorgefühl, daß Felix, Marianens Kind, sein Sohn sey. Unübertrefflich schön und zart drückt diesen Instinct des Herzens auch Mignon in ihrer hohen, geheimnißvollen Art aus. Sie habe schon lange gewußt, daß Felix Wilhelms Sohn sey, erklärt sie, Zeuge der dahin wirkenden Unterredung zwischen ihm und Barbara. Auf seine Frage, woher? antwortet sie: „Der Geist hat mir's gesagt." Wie? Wo? „Im Gewölbe; da der Alte das Messer zog (— gegen Felix —) rief's mir zu: Rufe seinen Vater! und da fielst du mir ein." Wer rief denn? „Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe; ich war so angst, ich zitterte, ich betete; da rief's, und ich verstand's."

So setzt der Dichter mit der größten ersinnlichen Kunst steigernd die stärksten Triebfedern in Bewegung, selbst Mignon muß mit ihrem reinen Munde, im Tone der Offenbarung, die Wahrheit verkündigen, die Wilhelmen einst so glücklich machen soll. Damit aber die sichere Entwickelung sich nicht übereile, nimmt Madame Melina im voraus die Weisheit des Professor Schütz in Beschlag, welche dieser als einen neuen außerordentlichen Fund in die Welt werfen will. Als Wilhelm ihr sein Verhältniß zu Felix entdeckt, ruft sie aus: „O über die leichtgläubigen Männer! Wenn nur etwas auf ihrem Wege ist, so kann man es ihnen sehr leicht aufbürden." Noch sträubt sich in Wilhelm die Rechnung des Verstandes gegen seinen liebsten Wunsch; da läßt ihn Barbara Norbergs unzweideutige Briefe an Marianen lesen, welche dem zu begründenden Glauben an ihre Unschuld und seine Vaterschaft eine neue, mächtige Stütze geben. Dessen ungeachtet ergibt er sich noch nicht ganz der unbedingten Zuversicht, denn ausdrücklich heißt es, wahrscheinlich um kritischen Ammen zuvorzukommen, die den literarischen Brei für alte Kinder kochen: „So wahrscheinlich das alles lautete und so schön es zusammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, sich der Freude zu überlassen, er schien sich vor einem Geschenke zu fürchten, das ihm ein böser Genius (— Barbara —) darreichte. „„Ihre Zweifelsucht, sagte die Alte, die seine Gemüthsstimmung errieth, kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an und geben Sie desto genauer auf dasselbe Acht; bemerken Sie seine Gaben, seine Natur, seine Fähigkeiten, und wenn Sie nicht nach und nach sich selbst wiederkennen, so müssen Sie schlechte Augen haben. Denn das versichere ich Sie, wenn ich ein Mann wäre, mir sollte Niemand ein Kind unterschieben; aber es ist ein Glück für die Weiber, daß die Männer in diesen Fällen nicht so scharfsichtig sind.""

Brav, alte Barbara! Neben dieser praktischen Sibylla erscheint unser Kritiker wie ein blinder Augur. Indem Felix sich nun in der Folge durch die Aehnlichkeit seiner fortschreitenden Entwickelung mit Wilhelms Eigenthümlichkeit als dessen Sohn rechtfertigt, während Marianens Grab fortwährend das kräftigste Zeugniß für diese Anerkennung ausstellt und die thätige Sorge der Erziehung noch einen sittlichen Beleg der innigsten Verwandtschaft hinzufügt, ist dadurch alles in lange und mannichfaltig verfolgten Richtungen auf den Punct der Entscheidung gebracht, mit welchem in dem Roman der feierliche Abschluß, die Lossprechung des bisherigen Zöglings, eintritt. Meisterhaft knüpft der Dichter die Mündigkeit Wilhelms an das Gefühl seiner Vaterschaft; jene verhält sich zu dieser gewissermaßen wie die Blume zur Knospe, oder vielmehr beide Momente bilden in ihrer Untheilbarkeit einen einzigen.

Darauf hat der Abbé lange im Stillen hingearbeitet, von der Gemeinschaftlichkeit der beiden Gemüthszustände in Beziehung auf die Welt im Allgemeinen und auf das Familienmäßige im Besondern erwartet er den Ausschlag des sittlichen Lebens; darum ruft er, als Wilhelm Gewißheit über Felix als seinen Sohn haben will, laut aus: „Heil Ihnen über diese Frage!" Wilhelm hat seinerseits auch nicht gefragt wie ein Zweifelnder, sondern wie ein bereits Ueberzeugter; er kennt die zuversichtliche Antwort schon vorher, in der Bejahung des Abbé vernimmt er die eigene, die Entscheidung überrascht ihn weder, noch befestigt sie ihn, ihre Oeffentlichkeit hat für ihn bloß den Werth eines zweistimmig gesprochenen Monologs. Daß aber gerade der Abbé als Organ eingreift, und zwar in dem räthselhaften Thurm, nachdem er Wilhelmen in die Mysterien der stillen Verbindung eingeweiht hat, ist durch seine besondere Stellung vollkommen begründet. In der Nacht, als Wilhelm die Untreue Marianens zu entdecken glaubt, begegnet ihm der Abbé, dringt bei der Gelegenheit in seine mannichfaltigen Lebensverhältnisse ein, verliert ihn seit der Zeit nie wieder aus den Augen, spielt gleichsam unter der Gestalt des Schicksals die Rolle seines Schutzgeistes, rechtfertigt sich in dieser Eigenschaft durch die unverwerflichsten Beweise, zerreißt jeden Schleier und beschenkt unter diesen durchgreifenden Umständen im Namen der Menschheit den entlassenen Lehrling mit einem Sohne, nicht wie mit einem neuen Besitze, sondern in der Form einer erhöhten Verpflichtung. Und als ob der Dichter auch nach diesen Vorgängen etwanige Spöttereien über Wilhelms Leichtgläubigkeit in der Wurzel ausrotten wollte, durch das geistreiche Mittel, sie sämmtlich zu überbieten, läßt er den blonden Friedrich, den Gatten der schwangern Philine, über den für ihn mehr als für jeden Andern problematischen Punct sagen: „Die Vaterschaft beruht überhaupt nur auf der Ueberzeugung: ich bin überzeugt, und also bin ich Vater. Da seht ihr, daß ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind sich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht, so kann es, wo nicht ein nützlicher, doch angenehmer Weltbürger werden." Was hat der Professor Schütz gegen dieses Kriterium einzuwenden? Weiß er ein besseres, so theile er uns seine Praxis und Theorie mit; die Dankbarkeit der Männer wird ihn tausendfältig entschädigen für die Ungunst der Frauen; fehlt ihm aber das Wundermittel, so lasse er sich künftig von dem humoristischen Friedrich die Feder schneiden, wenn er denn schlechterdings über die Gültigkeit der Vaterschaft schreiben muß.

In Hinsicht auf die endliche Erkennung des Abbé sagt der Kritiker an einem andern Orte (S. 415), der Dichter habe vergessen, daß jener Wilhelmen schon früher das Geheimniß seiner Per-

sen entdeckt habe. Der Recensent kann von einer störenden Mittheilung keine Spur finden, er muß im Gegentheil die zweckmäßige Oekonomie bewundern, mit welcher die wohlgemeinte Mystification bis auf den letzten Augenblick durchgeführt ist. Zuerst tritt der Abbé Wilhelmen in der Nacht näher, die diesen durch einen falschen Verdacht von Marianen trennt. Das Gespräch kommt auf die Kunstsammlung des Großvaters. Der Abbé hatte Wilhelmen im Knabenalter bei dem Besuche desselben vor zwölf Jahren gesprochen. „Sie erklärten mir die Gegenstände der Gemälde," sagte er zu ihm, „und wußten überhaupt das Cabinet recht gut auszulegen." „„Ich erinnere mich einer gleichen Person, aber in Ihnen hätte ich sie nicht wieder erkannt."" „Es ist auch schon eine geraume Zeit, und wir verändern uns doch mehr oder weniger." Die damalige Gemüthsunruhe des leidenschaftlichen Liebhabers würde die Entfremdung des Abbé allein hinlänglich erklären. Nach einer beträchtlichen Zwischenzeit mischt sich derselbe eines Tages bei einer Spazierfahrt auf dem Wasser unter Melina und seine Kunstgenossen, als diese eben, auf den Vorschlag Philinens, eine Comödie extemporiren wollen. „Ein wohlgebildeter Mann stieg in das Schiff, den man an seiner Kleidung und seiner ehrwürdigen Miene wohl für einen Geistlichen hätte nehmen können. Er begrüßte die Gesellschaft, die ihm nach ihrer Weise dankte und ihn bald mit ihrem Scherz bekannt machte. Er nahm darauf die Rolle eines Landgeistlichen an, die er zur Verwunderung Aller auf das artigste durchsetzte, indem er bald ermahnte, bald Histörchen erzählte, einige schwache Seiten blicken ließ und sich doch in Respect zu halten wußte." Der Abbé entzieht sich unbemerkt der Gesellschaft, auf ihrer Rückkehr wird er bald vermißt, Serlo glaubt ihn schon ehemals gesehen, Wilhelm gesprochen zu haben. Darauf fällt Philine mit der überaus treffenden und geistreichen Bemerkung ein: „Und doch könntet Ihr Euch darin wirklich irren. Dieser Mann hat eigentlich nur das falsche Ansehen eines Bekannten, weil er aussieht wie ein Mensch und nicht wie Hans oder Kunz." — Was soll das heißen, sagte Laertes, sehen wir nicht auch aus wie Menschen? — „Ich weiß, was ich sage, versetzte Philine, und wenn ihr mich nicht begreift, so laßt's gut seyn. Ich werde nicht am Ende noch meine Worte auslegen sollen." Das Beispiel Philinens verdient Nachfolge. Legen wir zu ihrem feinen Erklärungsgrunde noch das künstlich erhöhte Aeußere des Abbé, seine Gewalt über Stimme, Mimik, Darstellung des Körpers, worin er, ohne daß wir ihn deshalb zu einem Garrick machen wollen, für seine geheimen Zwecke ohne Zweifel ein glückliches Talent bewährte, so dürfte seine zweifelhafte Persönlichkeit unter dem Durchkreuzen eines so mannichfaltigen Interesse weiter keinen gegründeten Anstoß erregen, insofern wir die dichterische Wahrschein-

lichkeit nicht nach der Breite des Haares ausmessen wollen. Später erscheint der Abbé wieder in seinem verborgenen Missionsgeschäft, und zwar diesmal nur auf einen flüchtigen Augenblick und zu Pferde, als Officier gekleidet, erst Jarno für eine kurze Unterhaltung auf die Seite nehmend, und dann gegen den in sich gekehrten Wilhelm die emphatischen Worte richtend: „Ich treffe Sie in einer würdigen Gesellschaft; folgen Sie dem Rathe Ihres Freundes und erfüllen Sie dadurch zugleich die Wünsche eines Unbekannten, der herzlichen Antheil an Ihnen nimmt!" Hierauf schwingt er sich mit Jarno schnell aufs Pferd und verstärkt dadurch noch mehr den Eindruck des seltsamen Intermezzo. Ein Abbé zu Pferde, in Officiersuniform, am Ende und zum Scherz wohl gar mit einem Schnurrbart, als Zugabe der unbegreiflichen Apostrophe, ist denn doch eine Maske, die selbst Personen im Zustande der Sammlung täuschen kann, so daß es uns billig nicht Wunder nimmt, wenn Wilhelm den Verschwundenen für einen Werber hält, was er auch in einem andern Sinne war. Die Rolle des Geistes, die derselbe endlich im Hamlet spielte, eignete sich ganz, seine Person in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen; zugleich erhält dadurch die obige Vermuthung seines Bühnentalents alle erforderliche Gewißheit. So offenbart sich durchgehends ein wohlberechneter Plan, die spätere Enträthselung des geheimnißvollen Treibens geht regelmäßig vor sich, die Erkenntniß eines wohlthätigen Zusammenhangs zwischen den künstlichen Springfedern und den natürlichen Begebenheiten rechtfertigt die kecke Maschinerie, zuletzt muß das Gerüst fallen, der Baumeister und der Lehrling erheben sich mit aufgeklärter Zuversicht über die Trümmer der freiwilligen Zerstörung. Soll übrigens jede bis auf den Grund durchschaute Nichtigkeit, der wir einst bedeutende Kraft und Zeit widmeten, darum eine Farce heißen, so kommen wir im ganzen Leben schwerlich aus dem Possenspiel heraus und nur der Tod ist dann dessen Schluß.

Schütz täuscht sich über den Sinn dieser mystischen Enthüllung auf eine Weise, die beim ersten Blick einigen Schein hat; sonst ladet er sein kritisches Gewehr regelmäßig mit blauem Dunst; hier ist ihm wirklich einmal Pulver auf die Pfanne gekommen, aber dafür zielt er wieder mit dem Ende des Laufs. Es ist allerdings richtig, daß Wilhelm kurz vorher, ehe er in Lothario's Schloß tritt, den ihn später daselbst empfangenden Abbé als den Landgeistlichen von der theatralischen Wasserpartie erkannt hat. Dieser war ihm bei dem Zusammentreffen mit der Bemerkung entgegengekommen: „Wenn ich mich nicht irre, so muß ich Sie irgendwo schon gesehen haben." „„Ich erinnere mich Ihrer auch, versetzte Wilhelm; haben wir nicht einmal eine lustige Wasserfahrt gemacht?"" „Ganz recht," erwiderte der Andere. Wilhelm betrachtete ihn genauer und

sagte nach einigem Stillschweigen: „„Ich weiß nicht, was für eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen seyn mag; damals hielt ich Sie für einen lutherischen Landgeistlichen, und jetzt sehen Sie mir eher einem katholischen ähnlich."" „Heute betrügen Sie sich wenigstens nicht," sagte der Andere, indem er den Hut abnahm und die Tonsur sehen ließ. Und dieses absichtlich angelegte Gespräch soll Göthe nachher vergessen haben, es wäre ihm aus Unbedachtsamkeit entschlüpft, er hätte durch eine unzeitige Uebereilung auf einmal das künstliche Gewebe zerrissen, das bis zur nahen Entwickelung mit der zartesten Sorgfalt durchgeführt wurde? Schütz schließt, wie es scheint, vier Augen, wenn er träumt. Der beruhigende Aufschluß über die mehrjährige Maskerade einer dunkeln Erziehungskunst hat sich zum Theil schon klar ergeben aus der erkannten Identität des Abbé, jeder wechselnden Vermummung zum Trotz; darum stößt der Dichter Wilhelmen auf die theilweise vorangegangene Erkennung unaufhaltsam zur weitern Lösung des Räthsels fort. Nicht zufällig oder aus Versehen heißt es von der Erscheinung des Landgeistlichen: „Er glich dem Abbé, ob er gleich nicht dieselbe Person schien." Dieser tiefere Einschnitt ins Gedächtniß soll ganz besonders den mannichfaltig wiederholten Eindrücken zu einem festen Haltpuncte dienen, an dem sich die Contraste zur Aufklärung des Ganzen brechen und lösen. Das Auftreten des Abbé in der Gestalt jenes Officiers, der Wilhelmen einst unter muthigem Zuspruch im Park des Grafen umarmt hatte, knüpft sich glücklich an das Verschwinden des Landgeistlichen. Wie dieses dadurch ein größeres Gewicht bekommt, so zieht jenes zwar nach einer Seite den gelösten Schleier wieder dichter, erhellt dafür aber auch den Schauplatz, indem es ihn vergrößert. Die Ankunft des alten Königs von Dänemark, der einst auf den Bretern durch den tiefen Sinn seiner erschütternden Gegenwart der Rolle des Hamlet den Reiz der Vollendung mittheilte, schließt mit dem würdigsten Pathos den Kreis der zauberhaften Beschwörung; mit Geisterstimme redet der verstorbene Vater aus der fremden Umhüllung zu seinem Sohne Wilhelm, die segnenden Worte beleuchten mit dem Glanze einer andern Welt den lehrreichen Zusammenhang der verwickelten Lebenswege, Wahrheit und Dichtung neigen sich gegeneinander zu einem unauflöslichen Bunde. In der Verknüpfung dieser bedeutungsvollen Doppelfiguren herrscht weder Mangel noch Ueberfluß, sie sind freie Geschöpfe der Einbildungskraft und zugleich treue Ergebnisse der Erfahrung, sie behalten auch auf dem Grunde des erkannten Natürlichen noch die reizende Fortwirkung des Wunderbaren.

Bisher war gegen Schütz ausschließend die Rede von groben Mißverständnissen, die ihn im Irrsale seines kritischen Ritterthums weit über die Säulen des Hercules hinaus bis in die Arme der

Circe gelockt haben; er ist indessen noch weiter gegangen, er hat nicht einmal die Majestät der Gänsefüße verschont, die doch sonst legitimen Abschreibern heilig sind, wie unwidersprechlich daraus hervorgeht, daß er (S. 398) dem polternden Alten aus der Gesellschaft Melina's Worte mit dem Anführungszeichen in den Mund legt, die in der Form bloßer Gedanken Wilhelmen zugehören. Von jenem ehemaligen Kunstgenossen Marianens erfährt er weiter nichts, als daß die letztere in einer völlig hülflosen Lage ihrer nahen Verbindung mit Angst und Kummer entgegenlebt; deshalb heißt es: „er sah sie als Wöchnerin, als Mutter in der Welt ohne Hülfe herumirren, wahrscheinlich mit seinem eigenen Kinde herumirren; Vorstellungen, welche das schmerzlichste Gefühl in ihm erregten." Warum schreibt Schütz den Anfang dieses Satzes auf fremde Rechnung und nimmt dabei ausdrücklich für den Einschluß Doppelklammern zu Hülfe, als könnten sie die Stumpfheit des seynsollenden Epigramms mit Stacheln ausrüsten? Damit die gemeine Verfälschung ihm Gelegenheit gebe zu einem eben so gemeinen Spott über die vermeinte Saumseligkeit Wilhelms nach dieser Entdeckung in Absicht auf Marianens ferneres Schicksal, da doch einer unmittelbaren Verwendung zu ihrem Besten in dem noch nicht völlig getilgten Verdacht der Untreue das mächtigste Hinderniß entgegenstand, besonders bei einem zartfühlenden Jüngling, abgesehen von der beträchtlichen Zeit der Trennung und den mittlerweile neubegründeten Verhältnissen, die auch einen stärkern Charakter hemmen konnten. Ein Kritiker, der Göthe mit der Geißel der Satyre züchtigen will und selbige aus dem Gespinnste der absichtlichsten Verdrehung zu einer Schlinge für den eigenen Hals zusammenbindet, stellt in sich eine Caricatur auf, deren Anblick selbst den Höllenrichter Rhadamanthus zu einem hogarthschen Lichtenberg machen könnte.

Die Erforschung der Wahrheit in ihren natürlichen Anfängen zwingt oft zu scheinbaren Umwegen, auf denen das gerade Ziel einige Zeit verschwindet, bis es später wieder in klarer Richtung hervortritt. Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit der Frage über den Zweck und Zusammenhang der Wanderjahre Wilhelm Meisters, worauf keine auch nur einigermaßen befriedigende Antwort gegeben werden kann, ohne stete Rücksicht auf die Lehrjahre, um hier die leitenden Begriffe anzuknüpfen. Da dieses Geschäft vollendet ist, so benutzen wir die gewonnenen Thatsachen ohne längern Aufschub für die unmittelbare Aufgabe selbst.

Daß überhaupt eine gemeinsame, umfassende, durchgeführte Idee die beiden Werke zu einem lebendigen Ganzen gestalte, nach und zu dem Bilde eines mit sich und der Welt zusammenstimmenden Menschenlebens, behaupten Mehrere eben so entschieden, als

Andere es hartnäckig leugnen, was wir als bekannt nicht weiter berühren dürften, wäre nicht hier der Sinn zu bestimmen, in welchem die Lösung des Widerspruchs versucht werden soll. Ueberall, wo es im Allgemeinen auf eine möglichst erschöpfende Darstellung unsers gesammten Daseyns ankommt, thut man wohl, gewisse Abmarkungen festzusetzen, in denen die gleichartigen Bestandtheile sich zu harmonischen Massen vereinigen; denn nicht nur entdecken sich bei einem größern Maßstabe die Lücken am leichtesten, auch die Grenzenverhältnisse werfen einander gegenseitig Licht zu, die beweglichen Beziehungen bleiben vor Erstarrung bewahrt, indem sie den Blick fortwährend aufs Ganze nöthigen. Wenn diese Methode selbst für die strengere Forschung unerläßlich ist, weil sie die Formen des zufällig Ueberlieferten unwiderstehlich zerschlägt und den Geist in seinen verborgensten Keimen, Berührungspuncten, Richtungen aufsucht, so gilt sie noch ungleich mehr von solchen Bemühungen, die sich rein ästhetisch äußern, und sie muß vollends für die höchste Norm dienen in dem seltenen Falle, wo das Product des Schönen, wie namentlich Wilhelm Meisters Wanderjahre, einen praktischen Typus der menschlichen Wesenheit vergegenwärtigt. Nun lassen sich alle wirkliche Angelegenheiten unsers Geschlechts in Kunst, Wissenschaft, Religion, Staat zusammenfassen; über keiner dieser einzelnen Potenzen liegt eine höhere von derselben Wurzel, denn jede ist ein Unendliches für sich; daß sie aber auch den Kreis vollkommen schließen, ohne irgend einer anderweitigen Ergänzung Raum zu lassen, folgt aus ihrer durchgreifenden Assimilation, die nichts Gleichgültiges, Fremdartiges, Abstoßendes neben sich duldet. Es geht daher die Aufgabe der Kritik unmittelbar dahin, in den Wanderjahren eine fortschreitende Verbindung jener obersten Lebenselemente mit hinlänglicher Sicherheit nachzuweisen; gelingt dies, so ist der Sieg über Schütz im regelmäßigsten Treffen entschieden, und nichts bleibt übrig, als den Flüchtling in einzelnen leichten Wendungen gänzlich aus dem Felde zu schlagen.

Der Beweis wird billig mit der Kunst eröffnet, wobei es sich von selbst versteht, daß hier, wie in der nächsten Folge, einzelne Winke die Stelle einer weitern Ausführung vertreten müssen, was um so eher statthaft ist, da in Sachen des Geschmacks keine dogmatische Förmlichkeit durch angelegte Daumschrauben die innerste Ueberzeugung erzwingen kann. Darüber sind alle befugte Stimmen einig, daß die Kunst im Wilhelm Meister vom Anfange an bis gegen das Ende als Mittel dient, die mannichfaltigen Sinne und Kräfte des Lebens aufzuschließen, sie einander zu nähern, gegenseitig zu läutern und dadurch den Kern einer reinen Menschlichkeit nach allen Seiten zu pflegen; eher sey in diesem wesentlichen Puncte für den ebenmäßigen Fortgang zu viel als zu wenig geschehen, lautet

der allgemeine Ausspruch. Heben die Wanderjahre nun wirklich den scheinbar verlornen Faden wieder auf, führen sie ihn fort für einen höhern Sinn, verknüpfen sie ihn mit der urkräftigen Mitte zu einer ununterbrochenen Steigerung? Allerdings, wofern nicht die deutlichsten Zeichen trügen. In den Lehrjahren bewegte sich die Kunst zum Vortheile eines einzelnen Individuums in engern, gewissermaßen persönlichen Grenzen; was in der lebendigen Nähe geschah, drang jederzeit mit einer unverkennbaren Absichtlichkeit hervor, wie sehr diese nebenher in reizender Willkür zu spielen scheint. Für diesen Zweck mußte sich noch besonders ein einzelnes Gebiet des Schönen mit den vielfachsten Bestrebungen aufthun; und was eignete sich mehr dazu, als das chamäleontische Treiben auf der Bühne, der Inbegriff und Auswurf des edlern und des gemeinsten Lebens?

Die Wanderjahre zeigen dagegen die Kunst mehr im Großen und Ganzen, wie sie ihre verschiedensten Thätigkeiten vereinigt, und zwar nicht sowohl im allmähligen Werden, sondern im unmittelbaren Seyn; wie sie hinstrebt, umgeben und getragen von befreundeten Mächten, zu der innigsten Gütergemeinschaft; wie sie das Räthsel der Welt löst, indem sie es uns in geistiger Trunkenheit vergessen macht. Das ist der Inhalt des köstlichen Hoch- und Rundgesanges:

Zu erfinden, zu beschließen,
Bleibe, Künstler, oft allein,
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein.
Hier im Ganzen schau, erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Die Gedanken, das Entwerfen,
Die Gestalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre schärfen,
Und am Ende sey's genug!
Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht;
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstreich seine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgebilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art.

Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Prose
Redner, Dichter sich ergehn,
Soll des Lebens heitre Rose
Frisch auf Malertafel stehn;
Mit Geschwistern reich umgeben,
Mit des Herbstes Frucht umlegt,
Daß sie vom geheimen Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt;
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar,
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Das Fragmentarische, Apophthegmatische, Orakelmäßige paßt vollkommen zu dem Geist des Ganzen; denn da die Unermeßlichkeit desselben auch der glücklichsten Darstellung widersteht, so muß die Anregung dunkel, abgerissen, außerordentlich seyn, damit die Wahrheit durch die Ahnung sich ergänze und die Ohnmacht selbst aus der Erkenntniß des Unzulänglichen das Vorgefühl des Höchsten schöpfe.

Weniger will dem Scheine nach das concentrische Aufsteigen, worin sich die Kunst sichtbar entwickelt, von der Wissenschaft gelten, ja es gewinnt das Ansehen, als sey für sie kaum irgend eine Stelle, viel weniger ein bedeutender Fortgang zu entdecken. Freilich, soll der Geist der Wissenschaft überall und schlechterdings in seiner körperlichen Ausdehnung, nach seinem objectiven Inhalt, obendrein mit dem Panzer des Systems erscheinen, dann wohnt er nirgends in den Lehr- und Wanderjahren, wir müssen für diesen Fall unsere Zuflucht wo nicht zu einer Bibliothek, doch zu einem Gymnasium oder, nach dem Vorschlage des Prof. Schütz, zu einer Universität nehmen, aus deren Gliedmaßen die Erkenntniß von selbst hervorwächst, wie das wilde Fleisch aus einer Wunde; so meint nämlich der akademische Chirurg, der Wilhelm Meister hat trepaniren wollen. Allein die Wissenschaft bietet, und zwar um so mehr, je tiefer sie eingeht, auch eine geheime Seite dar, von welcher sie mit der Kunst zusam-

menfällt, das Erbe ihrer Schönheit und Kraft theilend. Diese Gemeinschaft ist keine andere, als das Walten des ursprünglichen Genius, der seinen freien Flug auch in der größten Strenge behauptet, ähnlich den farbigen Adern im Gefüge des Marmors. Denn dringt in irgend einem Erzeugniß das Nothwendige im lebendigen Fluß hervor, nimmt das leitende Gesetz die Gestalt einer eigenmächtigen Lust an, so ist auch die Seele der Kunst gegenwärtig, mag sie als bloßer Gast zu gefälliger Sitte reizen oder als Herr des Hauses Maß und Ordnung wahren. Sie spiegelt sich in den Grundquellen, aus denen die Wissenschaft ihr ewig junges Daseyn schöpft, sie schmückt die letztere mit der schlanken, geschmeidigen Gestalt, in welcher die Wahrheit nicht nur belehrt, sondern ergötzt; sie verschmilzt mit dem Triebe der Forschung durch die Flamme des Gemüths, so daß auch das Wissen einen sittlichen Adel trägt; sie sucht endlich dasselbe Ziel der Vollendung, denn auf beiden Seiten lockt ein unbedingtes Gut, zwar verschieden dem Bestand nach und in den Mitteln der Annäherung, aber vollkommen gleich in der Kraft des Bestimmungsgrundes. Natürlich ist keine Spur dieser Befreundung auf solchen Wegen zu finden, wo ein klägliches Anstreben sich fruchtlos abquält und eine leidige Mittelmäßigkeit ihre Nothdurft feilbietet, sie verlangt zum Genuß ihres vollen Lichtes den heitersten Schwung, die reinste Fruchtbarkeit.

Daher verbirgt sie sich auch anfänglich in den Lehrjahren hinter Wolken, weil Wilhelm eines entschiedenen Talents für die Kunst ermangelt und ein reger, umfassender Sinn die beste Ausstattung seiner Natur ist. Dieser gewährt ihm einzelne erhöhte Augenblicke, in welchen er die Weihe des Schönsten nachempfindet; er schaut dann gleichsam durch einen Riß in den verbotenen Himmel, wo die schaffenden Naturen als Vertraute der Götter lustwandeln; mit einem verstohlnen Wink wirft ihm die Poesie den köstlichsten Blüthenschmuck zu, daß er denselben nach seiner Art zu einem Kranz winde für ihr Haupt. Bei einer solchen Erhebung feiert auch die Wissenschaft unter dem Schleier der Kunst ihr eignes Fest; ihre Begeisterung tönt zwar nicht so laut, ihr Gedankenflug schwebt sanfter einher, auch ihre Heroen gleichen mehr einem Buche mit sieben Siegeln, als dem strahlenden Sonnenaufgange: doch knüpft sich die verschwiegene Wahrheit gern an das Symbol des Schönen, wie es Bäume gibt, die auf Einem Stamme doppelte Früchte tragen. Auch das Mißverhältniß zwischen dem vorgesteckten Ziele und der angebornen Kraft, das Wilhelm Meisters Streben so anschaulich hervorhebt, zieht sich in seiner Allgemeinheit auf das Gebiet der Erkenntniß hinüber; die besondern Abweichungen auf demselben erklären sich von selbst durch die Eigenthümlichkeit des Gegenstandes und der Lehrweise. Eine vollkommene Parallele zwischen Kunst und

Wissenschaft würde selbst in den Verirrungen auf beiden Seiten noch eine gewisse Harmonie auffinden; so sicher und allgemein herrscht in ihnen das Gesetz der Analogie vor. Hauptsächlich bestätigen die Lehrjahre durch den Reichthum an praktischen Wahrheiten den eben angedeuteten Gleichlaut. Jarno beweist sich in dieser Hinsicht besonders als ein würdiges Organ.

„Derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. Es sind nur Wenige, die den Sinn haben und zugleich zur That fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt, die That belebt, aber beschränkt."

„Man soll sich vor einem Talent hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben keine Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch nur zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, den man auf eine solche Pfuscherei verwendet hat, schmerzlich bedauern."

„Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit und indem sie sich zu zerstören suchen, hält sie die Natur zusammen und bringt sie wieder hervor. Von dem geringsten thierischen Handwerkstriebe bis zur höchsten Ausübung der geistigsten Kunst, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichen Aeußerung des Redners und Sängers, vom ersten Balgen des Knaben bis zu den ungeheuern Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leisesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft und zum festesten Bunde, von dem reinsten Gefühle der sinnlichen Gegenwart bis zu den leisesten Ahnungen und Hoffnungen der entferntesten, geistigsten Zukunft: alles das und weit mehr liegt im Menschen und muß ausgebildet werden, aber nicht in einem, sondern in vielen. Jede Anlage ist wichtig und sie muß entwickelt werden. Wenn einer nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, so machen beide zusammen erst einen Menschen aus. Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor und alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn Wenige stellen's dar und Viele bedürfen's."

„Eine Kraft beherrscht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft, sich zu vollenden; das verstehen so wenige Menschen, die doch lehren und wirken wollen."

Alle diese Aussprüche der praktischen Weisheit gelten ebensowohl von der Wissenschaft, als von der Kunst, denn sie umfassen die Menschheit nach jeder Richtung und treffen zugleich den Durch-

schnitt, in welchem die mannichfaltigen Vermögen sich kreuzen; sie bilden insofern eine allgemeine Propädeutik, die, obwohl nur in einzelnen Zügen angedeutet, dennoch die Gestalt des Ganzen hinlänglich bestimmen, und selbst durch die fehlenden Striche den freien Schwung des Umrisses verrathen.

Es ist jetzt die Frage, ob sich dieses Verhältniß der Wissenschaft wirklich, unserer vorangestellten Behauptung gemäß, in den Wanderjahren klarer und vollständiger entwickelt, so daß also auch von dieser Seite der Fortschritt des Romans sich rechtfertigt. Außer den festen, gesonderten Massen, in welche sich die Erkenntniß theilt, gibt es eine Einsicht in ihren Ursprung, Zusammenhang, Mittelpunct, die sich füglich als das Wissen um die Wissenschaft und somit als der Athem alles geistigen Lebens bezeichnen läßt. Zeigen nun nicht die mannichfaltigen Regionen der Bildung in der pädagogischen Provinz, indem sie das Zusammengehörige unter einer besondern Einheit verbinden, die so getrennten Massen durch und neben einander erleuchten, an diese Aufklärung den umfassenden Ueberblick des Ganzen heften, zeigen sie nicht auf den tiefen Zusammenhang aller Lehren hin? halten sie diesen nicht gewissermaßen für eine höhere Anschauung den Spiegel vor? Und setzen nicht die Verzweigungen unserer Kräfte, auch in ihrer absichtlichen Einschränkung auf gewisse Unterordnungen, die nähere Specification der menschlichen Entwickelung aufs glücklichste auseinander? Hier folge, wo so viele Beweise vorliegen, wenigstens einer. „Bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Bildung, alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, so wie die einfachste Lehre, werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesangs mitgetheilt; andere Vortheile zu selbstthätigen Zwecken verschwistern sich sogleich; denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen und nach Anlaß dieser Zeichen sodann in ihrer Kehle wiederzufinden, ferner den Text darunter zu fügen, so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen schneller zum Recht- und Schönschreiben, als man denkt; und da dieses alles zuletzt nach reinen Maßen, nach genau bestimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, so fassen sie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunst viel geschwinder, als auf jede andere Weise. Deshalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleich-gebahnte Wege nach allen Seiten." Das objectiv Richtige und Ausführbare dieser Ansicht kommt hier weit weniger in Betracht, als der Gedanke der gesuchten Verbindung; in ihm regt sich der Geist, welcher zu-

gleich im Besitze der mächtigern Gebiete oder Regionen, das System aller Wissenschaftlichkeit, die unmittelbare Lehre der Weisheit begründet.

Zwischen der Kunst und Wissenschaft steht die Religion, getrennt von beiden, nach ihrer eigenthümlichen Selbstständigkeit und doch auch wieder mit ihnen im Bunde, sobald es auf das Interesse der Mittheilung ankommt. Wie verhalten sich also die Lehr- und Wanderjahre zu diesem neuen Element? Heben sie es gleichfalls in einem geregelten Stufengang hervor? Was zuvörderst die Lehrjahre betrifft, so greifen einzig und allein die Bekenntnisse einer schönen Seele von dieser Seite ein. Sie erscheinen auf den ersten Blick als ein unnatürlicher Auswuchs, und obendrein hemmen sie, so will es herauskommen, den Gang der Handlung. Man möchte sie deswegen beinahe für eine Artigkeit gegen die Tendenz der Zeit halten, durch welche sich der Dichter mit einem Theile des Publicums in der Stille abfinden wollte, die aber freilich in der Mitte einer durchaus weltlichen Umgebung große Aehnlichkeit hat mit einer Kapuzinade im Lärme eines Redoutensaals. So reden und denken ungefähr die Tadler der Episode, denn das ist der gelindeste Name für die vermeinte Abschweifung. Bei einer ernsten Prüfung muß sich dagegen die Meinung entschieden umkehren: das Planlose hellt sich zum Zweck auf, das Willkürliche wird ein Nothwendiges, der Stillstand sogar bereitet eine raschere Bewegung vor. Hier muß sich der Beweis auf den religiösen Gesichtspunct beschränken. Da die Idee des Heiligen nicht von dem Roman, zufolge seiner höhern Richtung, ausgeschlossen werden konnte, dem glücklichen Ein- und Durchführen dieses Bestandtheils aber von allen Seiten der lockere Boden widerstand, so mußte die Religion nothwendig in eine entlegene Einsiedelei flüchten, um sich vor zudringlichem Besuch zu retten und das Werk des Friedens in wohlthätiger Stille zu pflegen. Die erwähnten Bekenntnisse behaupten sonach um so fester die Würde und den Einklang einer frommen Gesinnung, jemehr sie sich von dem irdischen Treiben der Umwelt absondern und darüber erheben.

In einer nähern, wohldurchdachten Beziehung stehen sie zu Wilhelm Meister. Sie beschreiben nämlich in ihrer abweichenden Weise gleichfalls Lehrjahre und zwar eines weiblichen Gemüths, das bei ausgezeichneten Anlagen erst nach mannichfaltigen Schwankungen zum ruhigen Abschluß mit sich selbst und zu einer dauerhaften Gemeinschaft mit Gott kommt, wodurch denn der Held des Romans in eine Parallele und dessen ungeachtet auch in einen Contrast tritt, die beide den Entwickelungsgang der Menschennatur schärfer bestimmen. Man hat mit gutem Grunde bemerkt, daß die Religion der schönen Seele nicht viel mehr sey, als die Sache einer

ursprünglichen Neigung, welche sich allmälig unter den verschiedenartigsten Einflüssen Bahn bricht, mehr durch die Uebermacht eines angebornen Sinnes, als durch die Stärke der erkannten Grundsätze. Wenn das ein Vorwurf seyn soll, so versinkt er augenblicklich in Nichts durch die einfache Bemerkung, daß auch die Religion, so gut als jede andere Kraftäußerung, in ihrer Richtung, Form und Farbe von der persönlichen Eigenthümlichkeit bestimmt wird; und wenn jemand auch dieses Factum aus kleinlicher Besorgniß leugnen wollte, so ist ja eine objective Darstellung, fortgehend an der Schnur zusammengereihter Begriffe und abgesehen von jeder menschlichen Besonderheit, in einem Roman rein unmöglich, wo das Leben von innen und außen sich so vielfach bedingt und abschließt. Jene Bekenntnisse stehen mithin auch von dieser Seite vollkommen an ihrem Platz; denn ob sie gleich nur ein einzelnes Beispiel liefern von der fortschreitenden Macht des religiösen Bildungstriebes, so ist dessen ungeachtet nach den Regeln der Analogie die Geschichte aller ähnlichen Gemüthsverfassungen darin mitenthalten; ja, wer jedesmal genau den Werth der innern Bestimmungsgründe, so wie das Gewicht der äußern Umgebung berechnen könnte, der würde sich auch von dem dargestellten Falle hinweg zu der Einsicht in das durchgreifende Gesetz mannichfaltiger Lebenskreise erheben.

Der Dichter hat dieses Fehlende, sey es aus Ahnung oder mit Bewußtseyn, was indessen beides in einem tiefen Gefühl zusammenfällt, auf die befriedigendste Weise durch die Fortsetzung des Wilhelm Meister ergänzt; er ist dabei mit einer so großartigen Umsicht, einer so umfassenden Gediegenheit zu Werke gegangen, daß man deutlich wahrnimmt, es sey ihm an diesem Puncte der Vollendung ganz vorzüglich gelegen, er gehöre auch nach seiner Ueberzeugung und Absicht zu dem Triebwerk, das die Angel des Romans bildet. Besonderes und Gemeinsames nach ursprünglichen Gründen zusammenzustellen und auch äußerlich geschickt zu vereinigen, das ist das Wesen jeder gründlichen Ganzheit, worauf auch unser Dichter durch seine Behandlung der Wissenschaft nachdrücklich hinweist. In der großen Sache der Religion springt diese heilsame, nothwendige Verbindung noch in weit kräftigern Zügen hervor, sie ist objectiv im reichsten Sinne, den die Sprache des Mysteriums erhöht, ohne ihn zu verdunkeln, sie schließt sich dabei an die Subjectivität höchst bequem an und vermittelt so Ruhe und Bewegung auf eine wahrhaft bewunderungswürdige Art, in jenem weltgeschichtlichen Style, den sich die Ewigkeit zu unserer Bildung ausersehen hat. Unter dem tiefsinnigen Namen der Ehrfurcht öffnet sie das innerste Heiligthum des Gemüths, läßt aus ihm frei hervorblühen zur köstlichsten Reife, was in dem Treibhause der Schulen kümmerlich und verzweifelnd dasteht, erschöpft in drei wunderbaren

und doch auch rein natürlichen Dimensionen den Strom des Unaussprechlichen und läßt ihn endlich vom Credo, wie von dem Geiste über dem Wasser, luftig ausbreiten und begrenzen, damit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von neuem in einem göttlichen Dreiklang sich begegnen. Dieser erhabenen Allgemeinheit liegt zugleich überall das Eigenthümlichste, wie ein Kind der Mutter, im Schooße, auch das scheinbar Unbedeutende und Zufällige hat seinen besonderen Grund, selbst die Form des Spiels wirkt in der Gestalt eines weissagenden Proteus. Vergleichen wir aber das bunte, flatternde Gedränge, lesen wir in den vorübereilenden, ernsthaft scherzenden Blicken, so verwandelt sich alles in eine und dieselbe Person, welche die Linke auf den Mund legt, die Rechte zum Himmel ausstreckt und fort und fort das Eine schweigend wiederholt, was sich eben so schwer leugnen als sagen läßt. Unter dem religiösen Gesichtspuncte haben also die Wanderjahre ihre Aufgabe gelöst; wie es nur der Mensch vom Menschen erwarten kann.

Es bleibt jetzt für den ausgesprochenen Zweck einzig noch die Betrachtung des Staates übrig. Er ist nichts anders, als der wohlgeordnete Inbegriff aller menschlichen Angelegenheiten, mithin setzt ihn jeder einzelne organische Bestandtheil der Gesellschaft nothwendig voraus, er steht da als tragender Atlas, aber seine Kugel verbirgt ihn, er hält sie, so zu sagen, mehr von innen als von außen empor. Darum kann ihn auch die Poesie nicht unmittelbar darstellen, er gehört zu den spröden Schönheiten, die im Augenblick der leisesten Berührung entfliehen; denn er erscheint vollkommen nur in der Fülle einer ungetheilten Gegenwart, und zu dieser findet die abgewogene Zeitfolge des Worts keinen Eingang. Der Genius des Dichters ist also dem richtigsten Wege gefolgt, indem er in den Lehrjahren den Staat nirgends geradezu hervorhebt, ihn aber dennoch aus Kunst, Wissenschaft und Religion seitwärts hervorblicken läßt, wie der Eigenthümer eines Hauses, der sich mit klugem Anstande zurückzieht, weil er die verschiedenen Parteien der Bewohner durch seine Nähe nicht stören will und seine eigene Ruhe lieb hat. Insofern die Ordnung des Familienwesens mit Recht ein Bild des Staats heißt, wenn man nicht besser sagen sollte, er sey im größten Maßstabe ganz dasselbe, führen ihn uns die Lehrjahre unter den mannichfaltigsten Verkleidungen vor. Es kommt nur auf ein glückliches Einverständniß an, und wir erkennen in dem Kaleidoskop des Romans mancherlei Figuren, über welche der Staat seinen weiten, faltigen Mantel wirft. Wer findet nicht in dem Handlungsbureau des guten Werner, der rückwärts geht, auch wenn er vorwärts schreitet, das Philisterwesen der Gesellschaft? Wer mißversteht in der Holländerei der tugendhaft beschränkten

Therese das trauliche Behagen der bürgerlichen Häuslichkeit? Wer zweifelt in dem Schlosse des Grafen an der anmuthigen Aristokratie, welche Geburt, Reichthum, Geschmack, Sitte in's Leben einführen? Wer entdeckt nicht in der Zauberwohnung Nataliens jene würdige Verfassung, die den Glanz des Fürsten mit der Wohlfahrt des Unterthans verbindet, das Ideal der Zukunft mit den Bedürfnissen des Tages ausgleicht? Wer trifft nicht in der Wanderschaft des Schauspielervolks die links und rechts umherziehende Revolution an, immerwährend zwischen allen Formen der Gewalt und des Gehorsams schwankend, ein Ungeheuer, das sich wechselsweise gebiert und verschlingt? Um jedoch den Uebergang zwischen der sorglosen Ungebundenheit und einer systematischen Ordnung zu rechter Stunde vorzubereiten, spielt der Abbé mit seinen Bundesgenossen in der Gestalt des erziehenden Schicksals die schwere Rolle des Staats; und noch schärfer tritt dieser Sinn hervor in der Stiftung einer Assecuranzgesellschaft, wodurch die nothwendige, überall eingreifende Gegenseitigkeit vereinigter Menschen sich in das klarste Licht setzt; man weiß kaum, ob mehr zufällig oder absichtlich, so gelungen ist die Erfindung. – In größerm Umfange, in strengerer Abzweckung, in festerm Verein steigt der Staat aus dem Schooße der Wanderjahre, wie aus einer unergründlichen Tiefe hervor und verliert sich, diesem Ursprunge angemessen, mit seinem Gipfel zwischen dem Glanze der fernen Wolken, zum bündigen Beweise, daß seine unergreifbare Natur noch am besten hervortritt, wenn eine zarte Hand sich seiner Umhüllung naht, wie dem Thautropfen auf einer Blume. Mit halb sichtbaren, halb geheimen Banden hangt nämlich die Stiftung der frühern, unmittelbar praktischen Gesellschaft mit der Organisation der pädagogischen Provinz zusammen; das bezeugt Jarno, auch in seiner Einsamkeit und befremdenden Gestalt, dafür redet Lenardo mit seinen wandernden Brüdern, in dieser Bedeutung schließen sich endlich Lothario und der Abbé dem Bundesfeste an; der letzte steht gleichsam, nachdem die letzten Schlacken einer beschränkten Persönlichkeit von ihm hinweggenommen sind, in dem neuen Ganzen zu einem unendlich erweiterten und erhöhten Leben wieder auf. Kunst, Wissenschaft, Religion antworten sich auf ihrem heimatlichen Boden mit Wechselchören, einzelne Sprecher der Menschheit treten von Zeit zu Zeit dazwischen, bald den verschollenen Gesang in gesteigerter Rede nachdrücklich fortsetzend, bald das nächste Lied weise vorbereitend; die Gruppen der Lehrlinge bewegen sich aus der Nähe und Ferne um ihre Meister, selbst die Geschäfte des gemeinen Verkehrs stimmen rhythmisch ein, Berge und Ebenen erklingen, schmeichelnd, lockend ruft es aus allen Regionen, und das allgemeine Thema ist der Staat mit seinen unzähligen Augen, Armen und Füßen, als unsichtbarer Concertmeister sein eig-

nes Lob unter fremdem Namen verkündigend. Auf diese einzig mögliche Weise verkörpert er sich in seinen Organen; je mehr wir aus Freude über ihre glückliche Wirksamkeit seine leitende Macht übersehen, desto näher stehen wir ihm, so wie das Gefühl der vollen Gesundheit sich am liebsten paart mit heiterer Selbstvergessenheit.

Hiermit wäre denn versuchsweise dargethan, daß in dem Romane und seiner Fortsetzung ein Ganzes der Lebensführung mitgetheilt ist; denn Kunst, Wissenschaft, Religion und Staat, deren Wesen und Wirken bald vereinzelt, bald verbunden in aufsteigender Linie hervortritt, bilden zusammen den Inbegriff einer würdigen Menschheit, sind diese selbst. Andere Leser finden zu diesem Ziele der Betrachtung leicht andere, mitunter auch wohl bequemere Wege, was jedoch das Resultat nicht ändern dürfte, da eben die Vieldeutigkeit einer Dichtung in ihren Einzelnheiten den Werth der Gesammtwirkung eher erhöht, als vermindert *). Solche aber, die nach ihrer hölzernen Ueberzeugung ästhetischen Beweisen durchaus Eselsbrücken unterschlagen müssen, sind schon früher abgewiesen und werden also schwerlich mit der verdorbenen Fracht ihres knarrenden Fuhrwerks bis hierher gelangen.

Ehe wir nun weiter schreiten,
Halte still und sieh dich um.

Ueber dem Gegenstande der Darstellung darf die Art und Weise derselben nicht vergessen werden. Hier verdient nun nichts so sehr die Aufmerksamkeit, als das Maß der Ausführung, welches der Dichter der Wanderjahre befolgt hat. Sehen wir von dem Hauptstücke der pädagogischen Provinz ab, worin der Geist des Ganzen wie ein Priesterfürst im Heiligthume wohnt, so stoßen wir auf eine Menge einzelner Erzählungen, die es zweifelhaft machen, ob sie in ihrer Arabeskengestalt wirklich Blumen eines und desselben Teppichs sind, oder bloß als Augen hingeworfener Würfel gelten können. Das Befremden steigt noch durch die Erklärung des Dichters, der von Zeit zu Zeit als Zwischenredner mit einer theils ironischen, theils wirklichen Verlegenheit den Mangel an Zusammenhang berührt, die Leser förmlich auffordert, das Fehlende in ihrem Sinne zu ergänzen, wohin auch der Zuruf noch vor dem Eingange gehört:

Und so hab' ich alte Schätze
Wunderlichst in diesem Falle;
Wenn sie nicht zu Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.

---

*) Es ist dies nämlich ein offenbarer Beweis des innern Reichthums, aus dem die Mannichfaltigkeit der Wahlverwandtschaft fließt.

Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen.

Mehreres Mitgetheilte war schon früher erschienen, anderes ist fremden Stoffen nachgebildet; das Mährchen: die neue Melusine, schreibt sich, der Erfindung nach, aus dem Aufenthalt des Dichters zu Straßburg her. Wo steckt der Verräther? möchte man hierbei fragen mit der Ueberschrift eines dieser Bruchstücke. An und für sich schließt dieser geschichtliche Thatbestand noch nicht die Hinneigung zu einer beabsichtigten Einheit, das wirkliche Zusammentreffen in einer festen Mitte nothwendig aus; denn was in derselben Form der Lesewelt schon bekannt war, genießt billig das Recht, welches jeder Vorbote hat, und darf deshalb allein nicht gewaltsam von dem Spätern losgerissen werden. Auch das Umschmelzen eines Vorgefundenen kann sehr wohl mit der Originalität der Anpassung bestehen; die neue Melusine, obwohl sie von Straßburg die alte gescholten wird, hat vielleicht in der letzten Zeit an mehrern Stellen eine Veränderung erlitten, wodurch sie sich schicklich in die fremde Gesellschaft einführt, oder der Dichter findet sie selbst in ihrer Ursprünglichkeit tauglich für seinen gegenwärtigen Zweck. Alles dies zusammengenommen, und wäre es noch stärker, widerstreitet keineswegs einer durchgeführten Tendenz. Warum nahm aber der Dichter seine Zuflucht zu dieser alterthümlichen Mosaik? Warum schöpfte er nicht lieber aus dem frischen Brunnen der Gegenwart? Diese zudringlichen Fragen kommen heraus, wie die dreisten Erkundigungen nach dem Alter einer schönen Frau, die bereits ihren Frühling und einen guten Theil des Sommers im Rücken hat. Ein Recensent muß aber antworten, er mag wollen oder nicht; sein Stillschweigen gilt einer Niederlage gleich. Göthe hat, so scheint es, bei Abfassung der Wanderjahre eine kluge Vermittelung zwischen Absicht und Bequemlichkeit getroffen; er wußte deutlich, was er sollte, fühlte lebhaft, was er konnte, durchschaute vollkommen, was die Welt, zumal die jetzige, liebt. Aus diesen An- und Rücksichten folgt die eigenthümliche Ausführung seines Thema nach der vollen Strenge der Naturgesetze. Der Darstellungsweise der Lehrjahre völlig entsagen, war zu gewagt für eine Fortsetzung und für den Ruhm des Verfassers; es bot sich ein Mittelweg dar zur Befriedigung der verschiedenen Ansprüche; dieser ist denn auch mit aller Freiheit eines dichtenden Ulysses eingeschlagen worden. Die scheinbar oft episodenartige, deshalb jedoch nicht unzusammenhangende, vielmehr höchst künstliche Vortragsart der Lehrjahre eignete sich wohl auch für das neue Werk, aber nicht mehr ganz für das ruhmgekrönte Alter des Dichters. Er hat an die Vollendung jenes Anfangs eine lange Reihe der besten

Jahre mit der gründlichsten Anstrengung gesetzt: wie durfte er hoffen, in dem folgenden weniger günstigen Zeitraume, wo der gewöhnliche Mensch schon die Kraft der reinen Auffassung vermindert fühlt, mit seiner glorreichen Vergangenheit, in Absicht auf schöpferischen Genius, vollkommen gleichen Schritt zu halten? Diese unbefangene Selbsterkenntniß ist der köstlichste Stein in dem Schmucke seiner reichen Welterfahrung. Das Publicum hatte aber die frühere Form entschieden liebgewonnen, der rasche Wechsel der Darstellung kam theils diesem Geschmack willkommen entgegen, besonders dem Interesse an Liebesabenteuern, theils half er noch am ersten durch kühne Sprünge über die unvermeidlichen Spalten hinweg, theils sicherte er, und das ist vermuthlich der mächtigste Beweggrund, die Ausführbarkeit des Unternehmens, über welches wir uns darum auch in seiner gegenwärtigen Gestalt dankbar freuen wollen. Daß Göthe es übrigens nicht verschmäht, mitunter für die Gegenwart von seinen verflossenen Tagen zu borgen, auch wo es nicht immer passen will, zeigen seine Hefte über Alterthum und Kunst; noch stärker beweist es Ottiliens Tagebuch in den Wahlverwandtschaften, denn viele Sprüche desselben hat der treffliche Meister offenbar für sich im Sinne eines Marcus Aurelius geschrieben, wofür der große philosophische Kaiser dem deutschen Dichter einst im Elysium die Hand drücken mag. Es versteht sich, daß die Vermuthungen über die Entstehungsweise der Wanderjahre den Recensenten nicht von der Pflicht lossprechen, ihren organischen Bau zu seiner Zeit näher anzugeben, so weit es bei der skizzenartigen Ausführung desselben möglich ist *).

Mit dieser steht die Art und Weise des Vortrags selbst in naher Verbindung. Häufig neigt er sich zum Belehrenden hin, wie dies die Tendenz des Werks mit sich bringt. In den eingewebten novellenmäßigen Erzählungen wechselt der Ton mannichfaltig, seine stillen Andeutungen sind nicht zu übersehen, sie weisen mehr oder weniger verstohlen auf die jedesmalige Absicht der Verknüpfung hin. Mit ihrem Inhalte hat es eine besondere, schwer zu bezeichnende Bewandtniß, sollen sie nämlich in den Willen eines Ganzen eingehen; man muß sie zu dem Ende wie Fabeln betrachten, die für eine gewisse wesentliche Beziehung erfunden oder doch eingefügt sind, ohne daß sie den Schlüssel des Verständnisses in einer ausdrücklichen Nutzanwendung

---

*) Bei diesem Geschäft verführt gar leicht das zu weite Ausgreifen auf falsche und geschrobene Ansichten; daher wird hier Mäßigung eine strenge Pflicht, besonders so lange, als der Dichter noch in der Fortsetzung die näheren Aufschlüsse zurückbehält, welche allein den erwünschten Ausschlag geben können.

mit sich führen. In dem größten Sinne und Style unterrichtet auf diesem Wege die Weltgeschichte, ihre einzelnen Theile sind eben so viele Abschnitte der höchsten Philosophie, die freilich Niemand wahrhaft durchdringt, als der den Sinn eines vollendeten Lebens in sich selbst gefunden hat. Zuweilen nähert sich die Form der Belehrung in ihrem geschichtlichen Gewande dem Gleichniß, so zwar, daß die Freiheit der Bezeichnung den Raum nicht vollkommen schließt, sondern von mehreren Seiten eine bequeme Verbindung offen läßt, was auch ganz das Rechte in einem Roman ist, der es mit so vielen irrationalen Verhältnissen zu thun hat. In der Art konnte der Dichter nicht weiter gehen, als bis zur Einflechtung des Mährchens, wie z. B. der neuen Melusine; hier verhüllt sich die Absicht tiefer, als irgendwo, unter dem Spiele der Willkür, der Roman scheint in dieser Gegend ganz dem Glück des Zufalls überlassen, als sey auch nicht in der weitesten Entfernung an eine geheime Uebereinkunft mit dem Nothwendigen zu denken. Ein bedeutender Wink wird jedoch wie verloren über den Barbier hingeworfen, der gleichsam den lustigen Rath der Geschichte spielt. „Sein Leben (S. 359) ist reich an wunderlichen Erfahrungen, die er sonst zu ungelegener Zeit schwätzend zersplitterte, nun aber, durch Schweigen genöthigt, im stillen Sinn wiederholt und ordnet. Hiermit verbindet sich denn die Einbildungskraft und verleiht dem Geschehenen Leben und Bewegung. Mit besonderer Kunst und Geschicklichkeit weiß er wahrhafte Mährchen und mährchenhafte Geschichten zu erzählen" u. s. w. Die letzten Worte zerschneiden den Knoten der Sache. Es gibt allerdings Mährchen, deren seltsame, phantastische Verknüpfung den verborgenen Sinn des Lebens und der Welt gefangen nimmt, gleichsam systematische Launen, in denen die Productivität der Einbildungskraft mit dem Wesen der Dinge überraschend zusammentrifft. Wer im Stande wäre, die ewigen Gesetze einer höhern Ordnung auch im Zuge solcher vermeinten Luftgebilde jederzeit kennbar und kräftig darzustellen, der wäre der eigentliche Dichterfürst. Wie die Göttin der Schönheit aus dem Schaume des Meeres zur Herrschaft über alle Herzen hervorging, so dränge sein Reich auf Flügeln der Morgenröthe heran, er hätte den Widerstand der Wirklichkeit überwunden, verklärt im Glanze des Urlichts. Doch der Aufschwung bis dahin ist auch dem glücklichsten Streben versagt, statt dessen muß sich der Erfindungsgeist mit Annäherungen begnügen. Es gilt schon für etwas Bedeutendes, wenn er im Interesse jener Richtung seine Kraft in einzelnen Versuchen für einen beschränktern Zweck bewährt. Wie trefflich das Mährchen sich zum Aussprechen eines tiefen Gehaltes eigne, hat man in der letzten Zeit oft auseinandergesetzt, auch durch Proben beweisen wollen, unter denen diejenige am meisten durch geniale Kühnheit hervorragt, welche Novalis zum Wendepunct seines unvollendeten Ofterdin-

gen erheben wollte. Bei Göthe muß sich das Urtheil näher an der Erde halten, denn wie hoch er auch zuweilen den Schleier der Dichtung in den Lüften flattern läßt, so beugt sich derselbe doch jederzeit mit seinen Schwingungen und mit seinen Falten einem festen Grunde entgegen, und vorzüglich weht er in dem gegenwärtigen Falle, wie Wanderjahre billig fordern, leicht ergreifbar über die Straße hin. Wesentlich anders verhält es sich mit den philosophischen Mythen des Romans, sie haben manche Aehnlichkeit mit den platonischen und bedürfen wie diese einer glücklichen Auslegung, damit ihnen nirgends zu viel oder zu wenig geschehe. Die ganze pädagogische Provinz ruht auf diesem schwebenden Grunde, in der Form der Geschichte führt sie aus dem Gebiet des Wirklichen hinaus, eine ideale Welt vorhaltend, oder, um genauer zu reden, sie stellt das Grenzland dar, wo Theorie und Praxis in einer unabsehbaren Höhe sich dergestalt begegnen, daß Nachbarschaft und Entfernung in einem zweifelhaften Lichte schwimmen. Nach einer Seite hin erscheint nämlich das Ganze als ein unnahbares Vorbild, ähnlich dem Regenbogen in einer zauberischen Gegend, wo die reizendsten Sagen den Schritt begleiten; von einem andern Puncte aus gleicht es einer stillen Wohnung, die seit Jahrhunderten classischen Menschen zum Aufenthalte gedient hat, deren Namen, geschmückt mit sinnvollen Sprüchen, von den heitern Wänden die erstaunten Nachkommen anreden. Dieser Doppelcharakter, mag er immerhin manchen Lesern das Verständniß erschweren, ist ein Ring, dessen Hälften beim flüchtigen Anschauen einen verschiedenen Schimmer zeigen, vor einer aufmerksamen Prüfung aber in einem und demselben Vollglanz des edelsten Metalls zusammenfließen. Daher haben selbst die Unwahrscheinlichkeiten, Lücken, Widersprüche, welche den Sinn der gemeinen Erfahrung scheinbar verletzen, ein angemessenes Gewicht; denn theils zwingen sie den Blick aufwärts, wo allein die Lösung liegt, theils führen sie eine erwünschte Berührung mit dem praktischen Leben herbei, ohne dessen Eingreifen, sey es auch noch so entfernt, das pädagogische Eldorado sich in ein Irrenhaus verwandeln würde. Mit einer seltenen Geschicklichkeit hat der Dichter für diesen Zweck das Natürliche und das Wunderbare mit einander verschmolzen; jenes weißt geradezu auf das letzte Ziel, dieses begünstigt einen tiefern Aufschluß, und so entsteht jene Wechselwirkung zwischen dem Bestimmten und Grenzenlosen, die dem Kunstwerke der menschlichen Bildung den edelsten Charakter der Wahrheit aufdrückt. Ein solches Verfahren theilt nichts mit dem bodenlosen Mysticismus einer großsprecherischen Ohnmacht, es ist der lebendige Geist der Poesie in einer durchsichtigen Gestalt, der Wiederschein einer zweiten Welt aus der ersten, die beide nur in ihrem innigen Beisammenseyn die alleinige Wahrheit umfassen. Dahin gehört auch, wiewohl unter-

geordnet, die wiederkehrende Einmischung des Typischen; so mag einmal der Kürze wegen der engere Parallelismus zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren heißen, sey er völlig ausgeführt oder zart angedeutet. Ein Beispiel der ersten Art liefert die unschätzbare Stelle, welche die Schicksale der christlichen Religion mit den nach und nach wieder zusammengefundenen und ineinandergefügten Theilen eines alterthümlichen Crucifixes in die anschaulichste Verbindung setzt. An diesen einzelnen Bemerkungen über die kunstvolle Lehrweisheit des Romans mag es für die nächste Absicht genug seyn.

Im Vorbeigehen werde eine falsche, hierher gehörige Beschuldigung zurückgewiesen, die mehrere übelwollende und schlecht unterrichtete Ankläger gegen Göthe ausgestoßen haben, unter denen keiner weniger Gewandtheit zeigt, als Prof. Schütz. Göthe sey von jeher, das ist ihre Meinung, den schwankenden Tendenzen der Zeit, seines eigenen Vortheils wegen, ungebührlich nachgeschlichen, besonders suche er sich in seinem Alter mit der gegenwärtigen religiösen Stimmung möglichst auszugleichen. Nun wissen wir aber, wie er in den größern mittheilbaren Angelegenheiten, welche unvermerkt aus dem Schooße der gesellschaftlichen Entwickelung in der Gestalt eines Gemeinsamen, Herrschenden hervorgehen, seit Jahren die volle Blüthe zu pflücken pflegt, ehe noch viele Andere die Knospe wahrnehmen, daher ihm denn diese Spätlinge in ihrer blinden Eitelkeit statt der ursprünglichen Vorauswegnahme eine schmeichlerische Anbequemung lügnerisch nachsagen. Was insonderheit die religiöse Richtung, namentlich der Wanderjahre, betrifft, so hebt sich jeder Gedanke einer Rückwirkung von außen hinlänglich durch den einzigen Umstand auf, daß die vermeinte Capitulation mit dem Publicum keine von den lauten Parteien befriedigt, sondern jeder ein anderes Aergerniß gibt, was denn doch wohl einen höhern Ursprung andeutet, je weniger es zumal kostete, durch einige gut angebrachte Leuchtkugeln entschiedene Gunst zu gewinnen. Die wahre Lage der Sache erklärt sich ohne gewaltsame Vermuthungen von selbst aus dem Geiste der ganzen Dichtung. Da Göthe in der Fortsetzung des Romans den Schlußstein für die Wölbung, wenn auch noch nicht einlegen, doch vorzeigen wollte, so mußte er nothwendig in dieser Absicht die Religion zum innigsten Vereinigungsmittel erheben: denn ist sie in jeder Hinsicht die Krone der Vollendung, wie dürfte sie als solche einem Werke fehlen, das nach seiner ganzen Lage und Abzweckung alles Reinmenschliche bis zu seinem Gipfel verfolgen soll? Daß die Lehrjahre diese Seite, außer in den Bekenntnissen der schönen Seele, so wenig oder eigentlich gar nicht berühren, rechtfertigt der Zusammenhang vollkommen;

kein Baukünstler setzt die Kuppel unmittelbar auf die Basis. Es gibt dessen ungeachtet in der poetischen Behandlungsweise zwischen dem Frühern und Spätern eine unverkennbare Verwandtschaft, die jeden Verdacht eines fremdartigen Aneignens zu Boden schlägt. Man betrachte die wunderbaren Figuren der Lehrjahre, ihr Hinwirken auf den Gang der Begebenheiten, von dem Abbé und seiner Gesellschaft bis auf den Harfner und Mignon, vergleiche damit das geheimnißvolle Treiben der pädagogischen Provinz, die bald stockende, bald pfeilschnelle Bewegung einer mährchenhaften Nebenwelt, so regen sich überall laute Ein- und Anklänge; davon abgesehen, daß die Ausführung dort mehr befriedigt, hier dagegen der Stachel der Erwartung tiefer eindringt. Dieser Unterschied ist aber rein organisch und also nothwendig, er folgt theils aus der Unendlichkeit des Gegenstandes, theils aus der Veränderung der Verhältnisse. Um mit den letztern anzufangen, so werden diejenigen darunter, die nach einem Aeußern hinstreben, im Sprunge angeknüpft, fortgeführt und abgerissen; sie mußten demnach mit einer fragmentarischen Gelenkigkeit, im Style der allgemeinsten Mittheilung dargestellt werden; allenfalls mochte Anfang und Ende hier und da eine bedeutsame Spur für das Nachfragen vertrauter Freunde darbieten. Das Thema der Religion, das in seiner Gesammtheit jedes andere höhere enthält, forderte die eigenste Kunst des Vortrags, dem Dichter blieb nichts übrig, als sich gewissermaßen zu überbieten und doch auch gleich zu bleiben, was ihm mehr als manches Andere in einem seltenen Grade gelungen ist: denn seine Symbolik hat in demselben Maße und in derselben Klarheit eine persönliche, eine reinmenschliche und eine heilige Bedeutung, mit andern Worten, sie charakterisirt Göthe, unser Geschlecht und den ewigen Bund zwischen Himmel und Erde. Ueberhaupt lernt man seine Eigenthümlichkeit erst recht schätzen und genießen durch einen prüfenden Hinblick auf die lallenden Kinder der Gegenwart, die auf diesem oder jenem Puncte sich in die Nähe seines Wirkungskreises wagen und, erdrückt von seinem gewaltigen Uebergewicht, wie Schatten in die Verbannung des Tartarus hinabgehen.

Diese Erörterungen führen auf die Frage: was die Aufschrift, unter welcher der Roman auftritt, wohl zu bedeuten habe? Er heißt: Die Wanderjahre oder die Entsagenden, beides in einer sehr nahen Beziehung. Wandern und Entsagen sind, für die Grundansicht des Lebens fast Synonyma. Wie jeder Schritt eine neue Lage bezeichnet, eine einzelne Welle in dem Strome, der auch in der größten Tiefe und Ausbreitung einer dahinfahrenden Wolke gleicht, so dringt auch das Entsagen überall auf dem Fuße nach, in den süßesten Freuden eben so stark, als in den strengsten Schmer-

zen; es gibt den Takt zu jeder Bewegung, es ist der Pulsschlag alles Veränderlichen. Wüßten wir immer genau oder hätten wir Zeit zu überlegen, durch welche ungeheure Verluste wir selbst den Gewinn des köstlichsten Augenblicks eintauschen, wie ihm eine ganze Welt nachstürzt, die in derselben Verbindung nie wiederkehrt; fühlten wir überhaupt, daß wir den Tod umarmen auch bei den Geburtsfesten unsers Glücks, so müßten die fliegenden Schauer des unaufhaltsamen Wechsels uns betäuben, die fortwährenden Zuckungen im reißenden Schwindel uns umbringen. Aus diesem Grunde war es ein würdiges, echt poetisches Unternehmen, den Gedanken der Wanderjahre durch den Sinn der Entsagung aufzuklären. Mannichfaltig sind die Gestalten, in welchen derselbe vorüberschwebt, übereinstimmend mit den jedesmaligen Anlässen, die übrigens in der Unermeßlichkeit aller wirklichen Fälle namenlos versiegen. Ein letztes Ziel ragt jedoch deutlich hervor, um welches sich die Entsagungen jeder Art versammeln: es ist die freiwillige Beschränkung unserer Kräfte, hervorgerufen durch das Bewußtseyn unserer Pflichten, vermittelt durch die Verschiedenheit unserer Verhältnisse. Auf dasselbe Ergebniß laufen auch insgesammt wohlangewendete Wanderjahre hinaus, unsere poetischen besonders halten es uns in der Nähe und aus der Ferne vor. Hier wie dort soll sich aus der Beweglichkeit eine feste Ordnung bilden, das ist nur möglich durch Verzichten auf frühere Zustände; jede erstere Forderung drängt mit Macht zu der lange vorbereiteten, nun frisch zu ergreifenden Bestimmung, und in den schärfsten Ausschnitten sondert sich das neue Loos aus der Mitte der vorigen ab. Die Aehnlichkeit kann in der That nicht strenger seyn. Es wird aber auch in den Lehrjahren genugsam gewandert, sagt Schütz; wie soll demnach ein gemeinschaftlicher, durchlaufender Bestandtheil einen frischen Ansatz für die spätere Entwickelung bilden? Um bei einem Vergleichungspuncte stehen zu bleiben, so ist Gehen und Wandern zweierlei: zu jenem braucht man bloß Füße, zu diesem auch einen Lehrbrief, und wenn die ersten dem Kunstrichter ebenso fehlen, als der letzte, so ist es kein Wunder, daß er mit seiner Kritik weder gehen noch wandern, eben so wenig stehen kann, sondern im eigentlichen Verstande sitzen bleibt. In den Lehrjahren findet trotz der lebhaften Bewegung zu Fuße, zu Pferde und im Wagen ein langsames Vorbereiten, ein gelassenes Uebergehen, ein allmäliges Fortschreiten, kurz, eine entschiedene Abgemessenheit statt. Das ist der charakteristische Kanon des Werks, der ihm seinen bescheiden vielsagenden Namen vollkommen verdient. Eben diesen Vorzug einer strengen Bezeichnung haben die Wanderjahre, denn so rasch sie größtentheils in ihren verwickelten Kreisen hinrollen, als wäre das Leben auf der Flucht, so schließt sich doch über demselben in den umgrenzenden Regionen ein

Himmel voll Ruhe, bereit, dasselbe zu rechter Zeit in sich aufzunehmen, ganz so, wie es seyn muß, wo eine suchende Thätigkeit mit der letzten Anstrengung der Heimath zueilt. Nicht minder würden die Meisterjahre sich durch ihren sichern Schwung als solche rechtfertigen, könnte das Glück uns damit beschenken; worin wir denn einen vollendeten Beweis hätten von der genauen Uebereinstimmung zwischen der Lebenskraft der integrirenden Theile und dem Maße der dargestellten Welt- und Gemüthslagen.

Bei der naherückenden Bestimmung, inwiefern die Fortsetzung das Vorangegangene aufnimmt, ist die ursprüngliche Tendenz der Lehrjahre von der gegenwärtigen Constellation des Verfassers wohl zu unterscheiden und nach beiden Seiten das Urtheil zu fällen. Im Allgemeinen können dichterische Producte zu einem strengbeabsichtigten Ganzen gehören, ohne daß nothwendig die neue Folge den Faden an allen den Stellen wieder anknüpft, wo das früher Vollendete ihn fallen ließ; es reicht für die Einheit des Zusammenhangs hin, wenn wesentliche Berührungspuncte vorhanden sind, deren geistige Innigkeit keines ängstlich aufgetragenen Wortleims bedarf. Wenn das Hinzukommende vollends, ungeachtet des verwandtschaftlichen Inhalts, in einem gewissen Sinne, und zwar planmäßig, abbiegt, so fordert die Natur der Verbindung unstreitig in demselben Verhältnisse einen bequemern Spielraum, als der Moment der Veränderung beträchtlicher eingreift. Daß dieser Fall zwischen den Lehr- und Wanderjahren eintritt, unterliegt nach so vielen Beweisen keinem Zweifel mehr; mithin kommt auch dem getroffenen Uebergange das Recht einer anständigen Freiheit zu, die Kritik darf daher nicht mit den lauernden Luchsaugen eines Zollbedienten den Schlagbaum der Grenze bewachen. Diese Zwanglosigkeit leitet sich schicklich durch die Abschiedsworte des Romans ein, in denen Wilhelm sein Gefühl über den künftigen Besitz Nataliens folgendermaßen ausdrückt: „Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene und das ich mit nichts vertauschen möchte." Damit ist ein Ruhepunct gegeben, der die Lehrjahre befriedigend zu einem selbstständigen Daseyn abschließt, welches auch den Wanderjahren, ungeachtet der abhängigen Verbindung, gleichen Vortheil verspricht. Es liegen jedoch in der Organisation der letztern noch besondere Gründe, warum der Dichter gleich in den ersten Linien über das Vermächtniß der Lehrjahre hinausgehen mußte. Denn hätte er sich ihnen von vorn herein genau angeschmiegt, so fehlte es ihm für die Zukunft an Raum zu der fessellosen Bewegung, der er sich nun einmal überlassen wollte, sey es zum Besten des Werks, oder aus persönlichen Rücksichten. Es ist also ganz in der Ordnung und verdient unsern Beifall, daß Wilhelm beim Antritt seiner Wande-

rung keinen Paß vorzeigt mit Bemerkung seiner Absicht und seines Weges, sondern im Vertrauen auf den innern Führer und das gute Geschick, seine romantische Ritterfahrt nach dem gepriesenen Festlande lenkt, das er bis jetzt noch immer nicht finden konnte. Die Lage desselben und seine Grenzen beschreibt uns Natalie so sorgfältig, als eine poetische Specialcharte vermag, indem sie Wilhelmen aufgibt: nicht über drei Tage unter einem Dache zu bleiben, keine Herberge zu verlassen, ohne daß er sich wenigstens eine Meile von ihr entferne, und keinen Dritten auf die Länge als Gesellschafter zu dulden. Diese Vorschriften, die sich unmittelbar auf das Reiseleben beziehen, sind nicht die einzigen, wie aus dem Zusammenhang erhellt; selbst jene wollen nicht einzig und allein die gegenwärtige Neigung des Geliebten unter den lockenden Gefahren festhalten, sondern sie dringen außerdem mit großem Nachdruck auf die Dauer eines sittlichen Gehalts, sie wollen die Schule der Prüfung noch einmal an allen Ecken und Enden gleichsam im Fluge öffnen vor dem bestimmten Eintritt in den Haushalt der allgemeinen Ordnung, denn dem Gedanken einer reinen Ehe entsprießt die Vorstellung eines harmonischen Weltbundes von selbst. Nataliens Seyn und Handeln bezeugt klar die Gewißheit der ausgesprochenen Tendenz. Zwar entwickelt sich ihr Charakterbild vor unsern Augen nicht in lebhaften Zügen, der stechende Glanz weicht vor der milden Wärme, aber dafür werfen die Bekenntnisse der schönen Seele einen Reflex auf sie, in dem sich ihre ganze Natur verklärt. Die Tugenden der Tante leben in der Nichte fort, auf dem Wege der natürlichsten Entwickelung, ohne gewaltsame Uebergänge und Kämpfe, oder vielmehr, was sie ist, war sie eigentlich von jeher durch die Eingebung des Herzens, dem die Macht des frommen Beispiels nur zu einer äußern Bestätigung diente. So zeigt sie sich ohne alle Kunstmittel der Darstellung in einer wahrhaft englischen Güte, welche selbst die Leidenschaft der Liebe zu einer himmlischen Flamme reinigt. In einer wunderbar rettenden Gestalt ist sie Wilhelmen zuerst erschienen, so daß er in ihr Chlorinden zu sehen meinte; untröstlich über das blitzähnliche Verschwinden, entdeckt er sie plötzlich nach vielen verwickelten Umwegen, als umschwebte ihn ein Traumgesicht, im Schlosse Lothario's; aus Liebe, Verehrung, Hoffnungslosigkeit schlägt er das Auge vor dem hohen Wesen nieder, bis endlich, mannichfaltigen Irrungen zum Trotz, sein seligstes Gefühl dicht am täuschenden Rande der Unmöglichkeit erwiedert wird. Der Gang so außerordentlicher Ereignisse ist die geschickteste Einleitung zu den Wanderjahren; stand Natalie schon früher nicht im hellen Vordergrunde, so tritt sie jetzt noch mehr in die Ferne zurück; aber selbst aus der Verborgenheit wirkt sie wohlthätig ein und gleicht dadurch einem Schutzgeist, dessen hülfreiche Nähe sich auch auf den dunkelsten Wegen kund gibt.

Ihre Entsagung ist der Geist der uneigennützigsten Sittlichkeit; in dieser einen Pflicht erfüllt sie gewissermaßen alle; zugleich weiht sie Wilhelmen, indem sie von ihm dasselbe Opfer fordert, dem reinen Dienste der Menschheit. Besteht dieser nun siegreich den Wechsel der Versuchungen, gewinnt er durch ihn höhern Werth, so sind die Wanderjahre vollendet und die Liebe reicht dem glücklichen Paare ihren Preis. Es fällt in die Augen, welchen umfassenden Codex der Sittenlehre die Entsagung, besonders für Wilhelm, aufstellt, dessen reizbare, bewegliche, aufglühende Natur am meisten der Krone aller Tugenden, einer vernünftigen Stetigkeit, widerstrebt.

Nach der hier mitgetheilten Ansicht widerlegen sich die Angriffe des Prof. Schütz auf den mangelhaften Zusammenhang zwischen den Lehr- und Wanderjahren von selbst. So wird es (S. 6.) dem Dichter verübelt, daß er Wilhelmen nicht spornstreichs dem Markese nachsendet und daß dieser überhaupt nicht weiter zum Vorschein kommt. Mag der Kunstrichter bei demselben auf seinem Schlosse in Italien einkehren, er kann dort noch von Mignon her etwas erben, wenn er sagt, daß Wilhelm darauf verzichtet. Göthe gibt vielleicht auch noch ein Empfehlungsschreiben mit auf den Weg und übersendet es durch seinen Liebling, den Hund des Aubry. Zum Glück versteht sich dieser besser auf Menschenblut, als auf die Druckerschwärze, sonst würde er gewiß bei der nachfolgenden Stelle bellen und beißen. Wilhelm begegnet nämlich bei seinem ersten Ausfluge einer wundersam gekleideten und daherkommenden Familie, wechselt mit ihr verschiedene Worte und gibt ihr darauf seinen Felix ohne weitere Nachfrage mit auf den Weg. Erst als der Zug um die Felsenwand zu verschwinden droht, ruft er den Fremden nach: „Wie soll ich euch aber erfragen?" und — „fragt nur nach St. Joseph!" ist die ganze Antwort. Die Trennung von Felix, meint Schütz, streite mit der frühern Erklärung am Ende der Lehrjahre, der zufolge Wilhelm sich bereit gezeigt habe, überall hinzugehen, wenn er nur den Knaben nicht von sich zu lassen brauche. Außerdem sey dieser einer unbekannten Gesellschaft in dem Augenblick anvertraut worden, als der leichtsinnige Vater noch nicht einmal ihre Wohnung wußte. Ist denn aber eine flüchtige Abwesenheit eine ernsthafte Entfernung? Soll Felix Wilhelmen nach der Strenge des Buchstabens immer auf dem Nacken sitzen? Dann kann der letztere, mag er unterwegs noch so untadelhaft gewesen seyn, bei der Rückkehr Natalien nicht einmal ungezwungen einen Kuß geben, und mit den Hochzeitfreuden ist es ganz aus.

Das kurze Gespräch zwischen Wilhelm und der so bedeutsam erscheinenden Familie liefert seinem Inhalte nach die triftigste Vertheidigung gegen den platten Vorwurf, der Vater habe seinen Sohn

mit einer unverantwortlichen Sorglosigkeit den ersten besten abenteuerlichen Zugvögeln überlassen. Die ganze Vorbereitung zu der anmuthigen Abschiedsscene ist musterhaft bis auf die kleinsten Züge. Zuerst kommen zwei Knaben heran, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte. Um des ältesten Haupt ringelten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine klaren blauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweite, mehr einen Freund als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen und wovon der Wiederschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien. Mitten in der wilden abgesonderten Gegend erschallt um eine Felsecke herum die männliche Stimme eines Unsichtbaren: Warum steht ihr still? Versperrt uns den Weg nicht! Bald darauf tritt ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führt, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigt, dann aber die schöne Last sehen läßt, welche er trägt. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib sitzt auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgibt, hält sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückt und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtet. Wilhelm will eben neugierig ihnen zu einem Gruß entgegensteigen, als Felix mit den Worten herauskommt — er war in der Nähe herumgeklettert —: „Vater, darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt. Komm, dort unten halten sie!“ Wilhelm erwiedert, daß er mit ihnen reden wolle. Die weitere Ausmalung der sonderbaren Familie ist das täuschendste Bild der Flucht nach Aegypten. Nach der Begrüßung sagt der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblick schon Freundschaft gemacht. Wollt ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?“ Wilhelm versetzt nach kurzem Bedenken: „Der Anblick eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung, und daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen, euch vorher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man sich die Frage aufwerfen: ob ihr wirkliche Wanderer, oder ob ihr nur Geister seyd, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirge durch angenehme Erscheinungen zu beleben.“ „So kommt mit in unsere Wohnung,“ sagte jener. „Kommt mit!“ riefen die Kinder, indem sie Felix schon mit sich fortziehen. „Kommt mit!“ sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freund-

lichkeit ab von dem Säugling auf den Fremdling wendet. Wilhelm folgt nicht selbst der Einladung, weil er sein Reisegepäck in einem nahen Grenzhause zurückgelassen hat, gibt aber dafür der kleinen Caravane seinen Felix zum Pfande des Versprechens mit, daß er morgen bei ihnen seyn werde, indem er nach der Entfernung ihrer Wohnung fragt. Es sey von ihr bis zum Grenzhause nur anderthalb Stunden, lautet die Antwort. Mit väterlichem Behagen sieht Wilhelm seinen Felix den unbegreiflichen Fremden folgen; schon will der Zug um eine Felswand verschwinden, da erwacht Wilhelm von seinem Staunen zu dem Nachrufe: „Wie soll ich euch aber erfragen?" „Fragt nur nach St. Joseph!" erschallt es aus der Tiefe, und unter einem mehrstimmigen, verhallenden Gesange aus der Ferne verliert sich die letzte Spur der räthselhaften Erscheinung.

Wer sieht nicht, daß der Dichter die Antwort: „Fragt nur nach St. Joseph!" absichtlich zum Schluß aufgespart hat, damit sie durch das Echo ihrer bedeutungsvollen Töne noch lange die geisterhafte Nähe belebe und über dem Abgrunde des Wunderbaren schwankend emporhalte? Der mehrstimmige Gesang in der Ferne wiederholt nur verstärkend den Eindruck des zweifelhaften Sinnens, ein ahnender Chor unbekannter Brüder gibt ringsum der Wildniß die Flügel der Mitempfindung. Nichts stört die erhabene Ruhe, ein feierliches Schweigen breitet sich allmälig aus über den idyllischen Schauplatz der reizendsten Unschuldswelt; da brummt es auf einmal mit der Stimme des großen Christoph und dem Vorwitz des kleinen Zaches aus einer tiefen Spalte: „Fragt nur nach der Bauernschenke, genannt zur Kritik!" und sogleich dröhnt die unruhige Nachbarschaft wieder von dem Geschrei der Dorfmusikanten, die ihren Vorgeiger unversehens durch einen Bergsturz verloren haben. Felix läßt dem verschütteten Fiedler den Lohn seiner zärtlichen Besorgniß in dem Katzengold auszahlen, das er unterwegs gefunden hat, mit dem Bedeuten, der Verunglückte solle in dem falschen Mineral das Bild seiner Pfuscherei erkennen. Die beiden Brüder kommen gar bis an den Rand der Schlucht herangesprungen und werfen lachend dem Gefangenen ihre erst nach Hause getragenen und von dort zurückgebrachten Schilfbüschel hinab, damit er sich handgreiflich überzeuge durch die Schnelligkeit ihrer Wiederkunft bei so schwerer Ladung von der Nähe ihrer Wohnung, die der utopische Zweifler auf dem Schiffe des Capitain Parry vermuthet hatte. Selbst der kleine Säugling schlägt seine allerliebsten Händchen schadenfroh zusammen, als wolle er den bösen Feind zurückdrücken, der ihn noch vor Sonnenuntergang auf dem Schooße der Mutter in die weite Welt zu schicken gedachte. Dafür liegt er nun auch in dem wohlverdienten Felsenloche, ein Spott der vorübergehenden Kindermuhmen,

die wechselsweise fragen, ob ihm bei dem jähen Sturze die Milchzähne nicht ausgefallen sind. Endlich versichert noch der Esel auf Ehre, hoch über dem Haupte des Versunkenen, daß er kein Freund großer Tagemärsche sey, weshalb denn jedermann schon an dem Halten seiner Ohren die nahe Herberge hinlänglich erkennt. Ganz zuletzt schiebt sich über die unterirdische Oeffnung, worin der verwünschte Prinz der Wanderjahre seufzt, ein Transparentgemälde, welches die Quasiflucht nach Aegypten mit der rührendsten Treue darstellt und in jedem Busen Vertrauen, Liebe, Annäherung und Neugierde weckt, wie sie in der überraschenden Gegenwart der gütigsten Menschen entstehen; und dann ruft Wilhelm zum Abschiede für die lange Nacht in das Bergverließ hinab: „Durfte ich meinen Felix nicht für einige Stunden einer Familie anvertrauen, die mir in ihrer unaussprechlichen Ruhe von Engeln umgeben schien?" Es gibt einen schreienden Unsinn, gegen den man sich entweder so laut als möglich oder gar nicht erheben muß. Schütz hat diese Alternative durch seinen Skepticismus trefflich aufgeklärt. Von gleichem Schlage ist die Behauptung, Wilhelm habe, im Widerspruche mit Nataliens Vorschriften, Fitz, einen abenteuerlichen, des Gebirgs kundigen Knaben, zum Begleiter mitgenommen, weil nämlich die Gesellschaft nur aus drei Personen bestehen solle. Wilhelm hat diesen Einwurf im voraus abgeschnitten durch die Erklärung (S. 55): „Nun soll auf meiner Wanderschaft kein Dritter uns ein beständiger Geselle werden." Ist aber ein gelegentlicher Wegweiser, wie Fitz, ein beständiger Geselle? Mit demselben Rechte läßt sich das Fragen nach dem Wege verbieten, ja Schütz confiscirt vielleicht noch, nach den Grundsätzen seiner Consequenz, den Mantelsack als eine dritte Person. Uebrigens hat selbst Wilhelm unnöthige Bedenklichkeiten wegen des mitgenommenen Felix; sie sollten nicht sowohl seine Gewissenhaftigkeit zeigen, als der Frage ein wahres Gewicht geben.

Die Charakterhaltung des Wilhelm Meister in dem neuen Roman dürfte mehrern, auch verständigen und wohlgesinnten, Lesern mißbehagen; deshalb folge denn theilweise hier das Stärkste gegen ihn, an welches sich die Berichtigung unmittelbar anschließen soll, damit wenigstens ein Hauptpunct von den verschiedensten Seiten erwogen werde und ein reines Urtheil über das Andere um so leichter entstehe. „Was aber den Helden dieses Romans, unsern alten Freund Wilhelm Meister, betrifft, so nehmen wir keinen Anstand, ihn, wie er sich bisher in seinen Wanderjahren producirt hat, für nichts weiter als einen sentimentalen Gilblas zu erklären. Ja, wir haben gefunden, daß er, anstatt in der Bildung seines Charakters, Gemüthes und Geistes immer besser vorwärts zu kommen, im geraden Gegentheil auf seinen bisherigen Wanderungen dergestalt zurückgewandert ist, daß man den Wilhelm Meister, der in den Lehrjahren so poetisch

fühlt, so verständig denkt, ja (im Anfang) sogar so selbstthätig handelt, in demjenigen, der in den Wanderjahren sich wie ein Spielball aus einer Hand in die andere werfen, von einem Orte zum andern schicken läßt und die Welt, um nur sie anzugaffen, gleich dem gestiefelten Kater, in Siebenmeilenstiefeln durchrennt, fürwahr kaum wieder zu erkennen vermag. Die Beine setzt er genug in Thätigkeit, aber von der seines Kopfes erfahren wir so viel als nichts, und dem warnenden Rathe seines Lehrers und Freundes Jarno, in den Lehrjahren: „„in ein thätiges Leben überzugehen und die guten Jahre, die ihm gegönnt sind, wacker zu nutzen,““ zum Trotz, spielt er, obschon Werner selbst ihm in den Lehrjahren geschrieben, „„daß ein gescheidter Mensch die beste Bildung auf Reisen fände,““ noch immer, und jetzt mehr als jemals, „„mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse.““

Es muß gegen den recensirenden Schrittzähler wiederholt werden, daß die Wanderjahre, nach der mehrmaligen Erklärung des Verfassers, womit ihr Inhalt im Ganzen zusammenstimmt, kein gleichmäßig ausgeführtes Kunstwerk darstellen sollen, am wenigsten in der Form der Lehrjahre, sondern eine hingeworfene Skizze, in der Verschiedenes stärker, Anderes schwächer angedeutet ist, dies eine objective Gegenwart ausdrückt, jenes eine subjective Deutung erfordert, alles aber einem wirklichen oder idealen Zusammenhange zustreben will. Jedes tiefere Verständniß irgend einer literarischen Erscheinung gründet sich auf die Annäherung zwischen dem Verfasser und Leser, beide müssen, in der höchsten Wechselwirkung gedacht, Eine geistige Person ausmachen. Die Wanderjahre erschweren diese Identität mehr als jede andere Schöpfung des Dichters, das ist keine Frage; auch darüber bedarf es keiner Erklärung, daß ein Roman, dessen Bestandtheile durchgängig in wohlabgewogenen, klaren, vollständigen Verhältnissen sich ausbreiten, in Absicht auf die Vollendung der Composition über einem Product steht, welches die Nachhülfe der ergänzenden Einbildungskraft in Anspruch nimmt, wiewohl es durch diese Erregung der Selbstthätigkeit von einer andern Seite ein eigenthümliches Wohlbehagen hervorbringt. Wo ferner die besondern Umstände, so wie hier, keine zudringliche Untersuchung gegen den Dichter erlauben, beschränkt sich die Prüfung auf die Frage, ob unter den gegenwärtigen, nun einmal beliebten Bedingungen das Rechte und Hinlängliche für die weitere Charakteristik Wilhelm Meisters geschehen sey. Im Grunde ist sein Bild durch die Lehrjahre so gut als erschöpft, insofern sie die unterscheidenden Grundbeziehungen seiner Natur in der umständlichsten Mannichfaltigkeit beleuchten; wir können über ihn füglich nichts Neues mehr erfahren, jeder Zusatz ergibt sich als nothwendige Folgerung aus dem Bekannten von selbst und unmittelbar. Früher hatte sich

Wilhelm an den Ereignissen, an der Gesellschaft, an den Aeußerungen seiner Thätigkeit in einem sichtbaren Continuum mit absichtsvoller Zögerung entwickelt; dazu gehörte die epische Breite der Lehrjahre und ihre zusammengehaltene Welt. Jetzt eröffnet sich für das frisch hinausgerückte Ziel auch ein veränderter Schauplatz; der alte, so herrlich an und für sich, so unvergeßlich für unsere Wünsche, taugt nicht für die ergiebige Darstellung der realen Institute, in denen die Sache der Menschheit ernsthafter als je betrieben werden soll und in die auch Wilhelm nächstens eintreten will; es muß vorher zu einer Recapitulation kommen, bei der einzelne schnelle Durchflüge unvermeidlich sind. Die Methode eines sokratischen Dialogs ist unausführbar in einem Werke von der Art der Wanderjahre, auch schließt sie in ihrer Dialektik zu wenig ab, und doch wäre sie die einzig statthafte, wenn einmal hin und her gesprochen werden sollte. Das einsame, fortgesetzte Durchdenken und Behandeln dieses oder jenes hochwichtigen Gegenstandes verleitet entweder zum encyklopädischen Skepticismus, oder zur breiten Afterweisheit, oder zu lyrischen Ausleerungen, wie etwa in Youngs Nachtgedanken. Es blieb also kaum eine andere Form der Mittheilung übrig, als die der Dichter gewählt hat. Sobald nämlich Wilhelm Meister in zarteren Umrissen hervortreten sollte, mußte auch seine Umgebung an der feinern Bestimmtheit Theil nehmen, und diese Art der Zeichnung bedurfte folglich einer ganz andern Organisation der verschiedenen Theile. So lösen sich alle Vorwürfe gegen den Charakter Wilhelm Meisters, insoweit sie mit einigem Schein des Rechts gemacht werden können, in der eigenthümlichen Gestalt des Romans auf, worüber schon früher das Nöthigste gesagt wurde. Widersprüche, wie Schütz sie sehen will, finden sich nirgends. Wilhelm wandert nicht zurück, dafür wandert aber sein Tadler aus in das Land, wo die Windmühlen des Don Quixote stehen. Wir machen uns die Absicht des Dichters deutlich, wenn wir das Umherziehen Wilhelms in didaktischer Beziehung mit den Wanderungen der alten Philosophen vergleichen: hier wie dort tritt das innere Leben nicht äußerlich hervor, die mitgetheilte Kunde gibt höchstens einzelne Lichtpuncte schärfer an, uns kommt es zu, das Uebrige durch begleitende Reflexion zu ergänzen oder so gut als möglich zu errathen, kurz, den zurückgelegten, aber nicht verzeichneten Weg in Gedanken wieder aufzufinden. Schütz nennt Wilhelm Meister einen Spielball, und seine Kritik ist selbst ein Schneeball, der jeden Augenblick im Feuer der Kritik zu Wasser wird. Die Siebenmeilenstiefeln des tieck'schen Katers, die er zur eigenen Strafe citirt, mahnen an das Beispiel eines Affen, der sie leer stehen sah, das inwendige Pech nicht bemerkte und jämmerlich darin stecken blieb.

Unter allen Charakteren, die aus den Lehrjahren in der Fortsetzung wieder erscheinen, ist Montan der köstlichste, ein dichterisches Meisterstück durch Consequenz, Tiefe, Bestimmtheit und Kürze. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so hat Göthe darin mit Vorliebe verschiedene Seiten der eigenen Persönlichkeit ausgesprochen. In den Lehrjahren zeigt Jarno den gründlichsten Verstand, ausgebildet durch eine umfassende Welterfahrung, die von der Höhe ihres Standpuncts auch das Schöne einschließt, jedoch mit einer gewissen durchblickenden Sattheit, hinter welcher sich der Abgrund einer erhabenen Sehnsucht ahnungsvoll hindurchzieht. Darum bleibt auch die Liebe zu Lydien ein Fragment, die Neigung zu einem Individuum macht dem höhern Sinne für das Allgemeine Platz, das Gefühl der Unzulänglichkeit trübt selbst die flüchtigen Augenblicke des aufkeimenden Glücks; es findet jenes merkwürdige, schwer zu bezeichnende Verhältniß statt, wo ein durchaus tüchtiger Mann nahe am Ziele wieder irre an sich und dem Gegenstande seines lebhaften Wunsches wird; nicht aus leichtsinniger Veränderungslust, sondern aus gewissenhaftem Ernst, weil ihm überhaupt jedes einzelne, außerordentlich begehrte Gut gegen die Summe des begriffenen Ganzen kein Verhältniß zu haben scheint. Mit dieser obsiegenden Stimmung verbindet sich in starken Charakteren ein eigenthümlicher Humor, der selten richtig beurtheilt wird, da er aus der Collision zwischen einem tiefen Gemüth und einem kräftigen Geist hervorgeht und deshalb, nach Maßgabe des jedesmaligen Uebergewichts, oft befremdliche Formen annimmt. Vorzüglich werden die schlagenden Selbstrecensionen eines solchen Zustandes mit ihren vorüberzuckenden Spitzen häufig gemißdeutet. Es ist demnach kein Wunder, daß Schütz, mit seinem kritischen Hammer taubes Gestein klopft, indem er ihn gegen Montan erhebt, welchen veränderten Namen Jarno in den Wanderjahren als Bergmann trägt. Schon früher hat derselbe mannichfaltig nach verborgenen Schätzen umhergewühlt, sein Sinn lenkt sichtbar je länger je mehr von den Menschen ab, er ist bereit, sich jeden Augenblick durch einen entscheidenden Sprung aus allem geselligen Nichts loszureißen. Dieser lange vorher gedeutete Uebergang liegt zwischen den Lehr= und Wanderjahren: im Anfange der letzten ist die Verwandlung bereits vollendet, Montan hat sich aus Jarno zu einem Geist der Gebirge entbunden, seine Wanderungen bezeugen laut das immer lebendiger werdende Bündniß mit der Natur, der Mutter aller Dinge, Entsagung und Gewinn verschränken sich in ihm zu einer fortgesetzten stillen Unterhandlung, aus der von Zeit zu Zeit einige stärkere Laute wie aus einem unerschöpflichen Schacht hervordringen. Nach den ersten Worten der Begrüßung bemerkt Wilhelm gegen seinen erfahrnen Freund: „Die meisten Menschen

erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Faßliche gemein und albern vorkommt." Darauf erwiedert Jarno mit dem erschütternden Nachdruck des geistreichsten Skepticismus: „Man kann sie wohl herrlich nennen, denn es ist ein Mittelzustand zwischen Verzweiflung und Vergötterung." Auf die Frage Wilhelms: warum er denn gerade auf das Allerseltsamste, auf die einsamste aller Neigungen verfallen sey, erklärt er: „Eben deshalb, weil sie einsiedlerisch ist. Die Menschen wollt' ich meiden. Ihnen ist nicht zu helfen und sie hindern uns, daß man sich selbst hilft. Sind sie glücklich, so soll man sie in ihren Albernheiten gewähren lassen; sind sie unglücklich, so soll man sie retten, ohne diese Albernheiten anzutasten, und niemand fragt jemals, ob du glücklich oder unglücklich bist." „Es steht noch nicht ganz so schlimm mit ihnen," versetzte Wilhelm lächelnd. — „Ich will dir dein Glück nicht absprechen," sagte Jarno. „Wandre nur hin, du zweiter Diogenes! Laß dein Lämpchen am hellen Tage nicht verlöschen! Dort hinab liegt eine neue Welt vor dir; aber ich will wetten, es geht darin zu, wie in der alten hinter uns. Wenn du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannst, so bist du unter ihnen nichts nütze." — „Unterhaltender scheinen sie mir doch," versetzte Wilhelm, „als deine starren Felsen." — „Keineswegs!" versetzte Jarno: „denn diese sind wenigstens nicht zu begreifen." Mit diesem Schlagworte schließt das Capitel; die Abgeschiedenheit des Gebirgs wiederholt es im sinnigen Schweigen, der wahre Anfang und das rechte Ende aller Forschung senkt und erhebt sich in unabsehlichen Fernen, zwischen ihnen schwebt und verschwindet der Geist der aufgeklärtesten Menschheit wie ein nächtliches Gestirn vor dem Tage, der in Gott ist. Unvergleichlich schön beschreibt Montan diese Gemüthsverfassung in seinem neuen zarten Verhältniß zu Wilhelm mit den Worten: „Es ist nichts schrecklicher, als einen alten, wahren Freund wiederzufinden, dem man sich ganz vertrauen darf. So lange wir allein sind, bilden wir uns ein, das Betrachtungswerthe sey unendlich; hat man aber eine Weile gesprochen, und zwar recht von Herzen, so sieht man, wie geschwind sich das alles erschöpft. Nichts ist unendlich, als die Albernheit. Gescheide Leute verständigen sich leicht und sind dann fertig. Nun will ich mich aber in die Felsklüfte versenken, um mit ihnen ein stummes, unergründliches Gespräch zu führen." So vereinigt sich in dem herrlichen Mannscharakter sokratische Ironie mit shakspearschem Humor und zwar in jener verwandten Art, wie ihn der grübelnde Ernst des Hamlet darstellt.

Der blonde Friedrich, Philinens Gatte, tritt bei einer Versammlung des wandernden Bundes mit ziemlicher Festigkeit auf; er selbst will die Ursache der erstaunlichen Verwandlung in seiner gesegneten Ehe finden. Von seinen Lehrjahren während der Zwischen-

zeit erfahren wir nichts, auch bedürfen wir keines nähern Aufschlusses zu einem richtigen Urtheil über seine gegenwärtige Natur. Friedrich Schlegel nannte ihn in der frühern Gestalt den Repräsentanten der gesunden Ungezogenheit. Diese Charakteristik ist überaus glücklich und erklärt den allmähligen Uebergang völlig befriedigend. Ein sehr fühlbarer Verlust bleibt es immer, daß der Dichter die übrigen Personen der Lehrjahre, die er uns später in den Wanderjahren nochmals vorführt, so äußerst flüchtig berührt, eigentlich nur von fern mit dem Flaum seiner Feder anweht. Er konnte in einzelnen feinen Zügen Manches andeuten, was uns der alten theuern Bekanntschaft wegen hoch erfreut und ihn durchaus zu keiner weitern Ausführung des Ganzen verbunden hätte. Aber auch Homer schlummert zuweilen, meinte schon Horaz, Alexander lag sogar einst nahe vor der Schlacht im tiefsten Schlaf, als hätte er sie bereits gewonnen: ein Dichter wie Göthe mag nach so vielen Siegen auch einmal der Bequemlichkeit pflegen; wir müßten auf jeden Fall seines Gleichen seyn, wollten wir ihn ungestüm wecken.

Der oben versprochene Versuch, im Sinne und nach dem Wunsche des Dichters die einzelnen Gruppen, wo es nöthig ist, näher zu rücken, damit die Absicht des Ganzen möglichst hervorgehe, muß an mehrern Orten, der schwankenden Verhältnisse wegen, problematisch bleiben, wie denn auch der Ton der Sicherheit neben dem erklärten Rückhalt des Romans nicht passen und die Ergänzungslust geistreicher Leser anmaßend beschränken würde.

Die vier ersten Capitel, überschrieben die Flucht nach Aegypten, Sanct Joseph der Zweite, die Heimsuchung, der Lilienstengel, eröffnen das Buch mit einer solchen bewunderungswürdigen Zweckmäßigkeit, daß diese selbst von der Anmuth der außerordentlichen Erfindung nicht überboten wird. Im sanften Fortschritt steigt das Wunderbare, und eben so angemessen ruhig löst es sich auf; die Bewegung des reizenden Familienlebens zeigt von Anfang bis zu Ende auf den Flug einer Biene hin, die aus den glücklich verpflanzten Blumen der entfernteren Gegenden ihre süße Beute wählt und sie nachher in der engen Zelle mit geselliger Thätigkeit zum allgemeinen Besten verarbeitet. Der Reiz der vergleichenden Phantasie spielt auf diese Art vortrefflich in das reine Verhältniß zwischen Wilhelm und Natalien ein; durch die sinnreiche Gunst des schönsten Zufalls ist es im Lichte eines ariostischen Zaubergemäldes entstanden, aus weiter Ferne gelangt es nach sonderbaren Umwegen in eine heitere Nähe, worauf bald an der Schwelle des gehofften Glücks eine prüfende Trennung das Schiff des Lebens mit seiner köstlichsten Ladung noch einmal den Wellen der Zukunft anvertraut. Damit aber zu der fortgesetzten, vor der Hand nicht abzusehenden

Bewegung sich gleichfalls eine würdige Ruhe geselle, erscheinen Sanct Joseph der Zweite und Maria in einer besänftigenden Aussicht; auch zwischen Wilhelm und Natalien sproßt der Lilienstengel, die Flucht nach Aegypten verwandelt sich dadurch für unsern Wanderer in den Gedanken der süßesten Heimkehr. Wie die Uebereinstimmung zwischen den liebenden Paaren das Gemüth zu ungemessenen Hoffnungen einladet, so verwebt dagegen der Contrast den Geist in das stete Getriebe der Wünsche und Hindernisse. Diesen doppelten Zustand spricht Wilhelm in seinem Briefe an Natalien offen aus und schildert damit zugleich die Mitempfindung des Lesers.

Im fünften bis siebenten Capitel schließt sich Montan im erwünschtesten Zusammenhange an, das Spätere mit innerer Nothwendigkeit vorbereitend. Indem er dem Scheine nach mehr ein Element als ein Mensch mit den undurchdringlichen Kräften der Natur in den Höhen und Tiefen des Gebirgs kämpft, winkt er lockend aus seinem mächtigen Dunkel den nachbarlichen Regionen zu, die ihn selbst an ein pädagogisches Utopien erinnern, wodurch er mit einem Zusatz von Ironie die ideale Welt der Erziehung von den gangbaren Bildungszwingern hinlänglich unterscheidet. Wenn wir ihn, den Bergmann, klopfen hören, so vernehmen wir insofern zugleich das Geräusch der geheimnißvollen Pforten, in die wir nächstens eintreten sollen. Seine einzelnen Aeußerungen liefern, richtig verstanden, die wahren Prolegomena zur vollendeten Lebensweisheit; sie sind so gewichtig, als das Losungswort über dem Eingange des delphischen Tempels: Kenne dich selbst! und schneiden die Ein- und Ausreden der pädagogischen Schwätzer mit einem Zuge ab. Er ist noch gegenwärtig, als der herumsteigende Knabe Fitz in einem großen eisernen Behältniß ein kleines Prachtkästchen auffindet, zu dem ein sehr complicirter Schlüssel gehört, der aber fehlt. Die Entdeckung dieser seltsamen Kostbarkeit, welche auch Montan vor gewaltsamem Aufbrechen geschont wissen will, greift vielfach ein in den Gang des Romans. Denken wir bei dieser Veranlassung daran, wie früher der Kreuzstein von St. Jacob in Compostella einen natürlichen Weg nach der verfallenen Kirche in St. Joseph hat nehmen können, so steht uns ein weites Feld von Vermuthungen offen, worunter eine bis auf den abgehenden Schlüssel mit der durchzuführenden Entzifferung des Romans merkwürdig übereinstimmt.

Die weitere Wanderung bringt Vater und Sohn für eine kurze Zeit in Gefangenschaft; Fitz entwischt noch im rechten Augenblick, bald klärt sich das gewaltsame Abenteuer auf, reichlich belohnt durch eine genußreiche Bekanntschaft mit einer interessanten Familie. Diese kleine Episode zeichnet sich aus durch die Geschick-

lichkeit, mit welcher einfache Mittel zu einer wachsenden Wirksamkeit gesteigert werden. Bis hieher ist der Zusammenhang des Romans vollkommen streng und aus sich selbst erklärbar.

Das achte Capitel beginnt mit einem Briefe Wilhelms an Natalien; der Inhalt schmeckt größtentheils nach einer fast statistischen Trockenheit, man sieht ihm außerdem Zwang an, er ist mehr eine herbeigezogene Einleitung für den folgenden Briefwechsel, als eine freie Herzensergießung gegen die Geliebte. Mag Wilhelm die Entsagung so weit treiben, als er will, auf Innigkeit des Gefühls darf er nicht verzichten.

Von hier bis zum neunten Capitel fügt sich unter der Ueberschrift: das nußbraune Mädchen, ein scheinbares Fragment an, das aber dem Ganzen, genau betrachtet, einen sichtbaren Halt gibt und gewissermaßen zur Unterlage dient, weil Lenardo, die handelnde Hauptfigur des geschilderten Familienvereins, gleichsam ein zweiter Lothario, an der Spitze des wandernden Bundes steht und dadurch auch der pädagogischen Provinz, der höchsten Triebfeder des Romans, nahe angehört. Darum mußte das nußbraune Mädchen gerade an der Stelle, wo wir sie finden, ihren Platz einnehmen: im Vordergrunde hätte sie Wilhelmen und Natalien verdrängt; wäre sie hingegen nicht sogleich nach den unmittelbaren Vorbereitungen erschienen, so fehlte Lenardo'n die richtige Stellung, und das beabsichtigte Verhältniß der Theile war mit ihm unheilbar verschoben. Auf Lenardo fällt, wie gesagt, der volle Accent der Erzählung, das nußbraune Mädchen kann nach der augenfälligen Anlage nicht aus der Dämmerung ans freie Licht treten, sie soll die Angel einer fortgehenden Bewegung seyn, dazu bedarf es eines beharrlichen Zustandes, und eben dieser wird erzielt durch die Ruhe eines undurchdringlichen Dunkels. Welchen eingreifenden Lebenssinn drückt nun Lenardo im Kreise der Entsagenden unserer Unbekannten gegenüber mit sprechender Deutlichkeit aus? Er wollte, wie er selbst sagt, die Welt sehen und sich ihr hingeben und für diese Zeit seine Heimath vergessen, von der er kam und zu der er wieder zurückzukehren hoffte. Auf dem Wege der Rückkehr erhellt sich ihm in der Nähe der Heimath durch die aufsteigende Erinnerung an das nußbraune Mädchen und ihr hartes, unverschuldetes Schicksal, das er nicht nach Kräften abgewendet zu haben glaubt, die ganze Vergangenheit, wie auf ein gegebenes Losungswort; er fühlt sich plötzlich gehemmt, er will das Versäumte auf irgend eine Art gut machen, nachholen, so sagt ihm sein Gewissen, und deshalb die Spur der Verschwundenen so eifrig als möglich verfolgen, um wenigstens den Schmerz über seinen Unterlassungsfehler bis auf den Grund auszukosten; dahinter versteckt sich sein Gefühl der Liebe. Fassen wir das Einzelne in einem allgemeinen Ueberblick zusammen, so erkennen wir

in den zerstreuten Zügen die Geschichte aller derjenigen, die, auf längere Zeit losgerissen von dem vaterländischen Boden, ergriffen von dem raschen Weltgewühl, beim letzten Schritt des Wiederkommens alle Bande der Pflicht und Neigung in ein und dasselbe Netz verflochten, unversehens von neuem wirksam fühlen und nun ihre Kraft daran setzen, die Umstrickung auf jedem erlaubten Wege zu lösen. Bald lehrt der Versuch die Nothwendigkeit der Entsagung, Lenardo's fortgesetztes Wandern entwickelt die mannichfaltigen Schwierigkeiten, die sich dem befriedigenden Ausgleichen getrennter Zustände entgegensetzten; sein Suchen nach dem nußbraunen Mädchen, in deren Gestalt ihn die verlornen, verscherzten Güter des frühern Lebens locken, greift tief in jeden Busen; und wollen wir aufrichtig seyn, so befinden wir uns alle theilweise mit ihm auf gleichem Wege, mögen wir die uns entrückte Schönheit mit diesem oder jenem Namen belegen. Die Verwechslung zwischen Nachodinen und Valerinen hat indessen ihren guten psychologischen Grund, wie sehr auch Hersilie als Repräsentantin ihres Geschlechts darüber spottet. Jede tiefere, plötzlich hervordringende Neigung sieht ihren Gegenstand als einzig an, sie vergleicht ihn nicht, er hat für sie keinen Namen, diese Handhabe des gewöhnlichen Verkehrs, schlechthin und über alles andere durch seinen innern Werth erkennbar. Man sieht, wie die stattfindende Namensverwechslung, sey sie auch eine anmuthige Gunst des Zufalls, den Lesern jede willkommene Substitution offen läßt.

Das neunte Capitel, es wird vielen unbedeutend vorkommen, ist unschätzbar durch das vollendete Original des Alterthumsfreundes; man sieht und fühlt Göthe in dem leisesten Hauche. Dabei setzt es die Verbindung mit dem Vorhergehenden aufs gründlichste fort, der fehlende Schlüssel zu dem Prachtkästchen scheint hier neben so manchem Pfande mitverwahrt zu seyn, die beiläufigen Erklärungen des rückwärts gewandten Propheten rechtfertigen kühne Hoffnungen. Die Hauptsache aber besteht darin, daß Wilhelm kurz vor dem Eintritte in die pädagogische Provinz von allem Wust der Zeitlichkeit abgewaschen und durch das Bad im Strome der Vergangenheit zu einem tüchtigen Schwimmer für Gegenwart und Zukunft vorbereitet wird; kurz, das Haus des würdigen Greises ist mit seinen tiefsinnigen Vermächtnissen der passendste Vortempel zu dem eigentlichen Heiligthum.

Das zehnte Capitel schildert die Einrichtung der pädagogischen Provinz; hier ist entweder dem rechten Leser alles klar, oder dem dumpfen Wortknecht alles unverständlich. Für jenen ist die Erklärung überflüßig und für diesen auch die beste unzulänglich.

Das elfte Capitel mit der Anzeige: der Mann von funfzig Jahren, hebt einige der bedeutsamsten Momente aus den Verhält-

nissen der beiden Geschlechter lehrreich, warnend, besänftigend hervor, es ist ein Präliminarartikel über die Ehe, der aber bei genauer Untersuchung die nothwendige Trennung begründet; denn unter dem Scheine der Wahlverwandtschaft verbirgt sich in der Tiefe die abstoßende Kraft der Natur und ladet dadurch zur prüfenden Umsicht, zur reifen Selbsterkenntniß ein. Von dieser Seite gleitet der Blick bequem aus dem ideellpraktischen Zustande unsers Geschlechts, wie ihn die pädagogische Provinz darstellt, auf die engere Häuslichkeit, den Träger der allgemeinen Cultur, wobei für Wilhelms Lage und die große Lehre der Entsagung manches goldne Wort vorkommt. Wie die schnell entschiedene Neigung zwischen dem Major und der Nichte durch den Abstand der Jahre gehemmt wird, so stellt sich zwischen der jungen Wittwe und dem Lieutenant in der Verschiedenheit des ursprünglichen Sinnes ein Hinderniß in den Weg; die Geliebte scheint den idealischen Naturen anzugehören, die leicht anziehen, schwer angezogen und noch schwerer, wie sie es verdienen, festgehalten werden. Der Verjüngungsproceß des Majors geißelt auf die sanfteste Weise sein unangemessenes Wagestück, man sieht darin klar den ausgestreckten Zeigefinger der weisen Mahnung; die Enderklärung der jungen Wittwe läßt dagegen der Ungewißheit einen bequemen Spielraum. Beide Frauenzimmer finden auf ihrer bevorstehenden Wanderung unter den Entsagenden zahlreiche Nachfolger, sie begreifen durch ihren Gegensatz von gutmüthiger Selbstbeschränkung und großartiger Erhebung alle die Zwischenstufen in sich, auf denen der Familienmensch seine verschiedenen Opfer freiwillig oder gezwungen, mit getheiltem oder vollständigem Bewußtseyn niederlegt.

Im zwölften Capitel treffen wir die beiden Gefährtinnen bereits auf der Reise in Mignons Geburtsland. Wilhelm ist von freundlicher Hand durch den kleinen Ausschnitt einer Landcharte auf den richtigen Weg der Zusammenkunft hingewiesen; wenn er diesen nämlich auf die größere legt, so deutet die darauf gezeichnete Magnetnadel mit der Pfeilspitze nach der Gegend, wo die Suchenswerthen hinziehen. Schon diese poetisch scharfsinnige Andeutung versetzt uns aus dem Gebiet der täglichen Erfahrung in die Gegend wundersamer Anschauungen, aus welcher die frühere, feenartige Umgebung Mignons als der classische, gewissermaßen heilige Bezirk unaussprechlicher Entsagung hervorragt. Die feine Ausflucht, durch welche Wilhelm eine von Nataliens Vorschriften übertritt, indem er sie bloß gültig für das feste Land, aber nicht für den Aufenthalt überm Wasser erklärt, verräth genugsam das flüssige Element, in dem Hilarie und die schöne Wittwe nebst Wilhelmen und seinem Begleiter auf- und niederschweben. Was ihnen begegnet, was sie darstellen, mündlich oder durch Kunst, ist nicht

sowohl ein äußerlich Gegebenes, als eine Anspielung auf den verborgenen Geist des frühern Lebens, der sich in den glänzendsten Strahlen bricht und von dem reinsten Crystall ringsum blendend zurückgeworfen wird. Darauf deutet die Landschaftsmalerei, das Fahren auf dem Prachtschiff, das seltsame Annähern und Trennen, das innige Versinken in den Schooß der Vergangenheit, die völlige Auflösung bei dem Klange der Saiten: Kennst du das Land, wo die Citronen blühen u. s. w., indem die nachfolgenden Worte hinzusetzen: „Hilarie stand erschüttert auf und entfernte sich, die Stirn verschleiernd; unsre schöne Wittwe bewegte ablehnend eine Hand gegen den Sänger, indem sie mit der andern Wilhelms Arm ergriff. Hilarien folgte der wirklich verworrene Jüngling, Wilhelm zog die mehr besonnene Freundin hinter beiden drein. Und als sie nun alle vier im hohen Mondschein sich gegenüberstanden, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen sich einander in die Arme, die Männer umhalsten sich und Luna ward Zeuge der edelsten, keuschesten Thränen. Einige Besinnung kehrte langsam erst zurück, man zog sich aus einander, schweigend, unter seltsamen Gefühlen und Wünschen, denen doch die Hoffnung schon abgeschnitten war." Mit andern Worten: Der fromme Kreuzzug nach Mignons Geburtsland ist ein ideales Erinnerungsfest, bei dem die hochfliegenden Aussichten unsrer besten Stunden an dem Verklärungsschimmer der Entsagung wie Engel mit zerknickten Palmenzweigen vorüberziehen. An eine aufkeimende Neigung Wilhelms zu der schönen Wittwe im gewöhnlichen Sinne, wie Schütz dieselbe mit dem Knotenstock seiner Spürkraft bezeichnet, ist auch nicht von fern zu denken; sind doch ihre Gemüther gerade nur einig durch das, was jeden Einzelnen so schmerzhaft mit sich selbst entzweit. Bei den außerordentlichen Hülfsquellen, aus denen der Dichter schöpfen konnte, entspricht dieses Intermezzo der Phantasie nicht ganz seinem hohen Zweck; es herrscht zu viel locale Schilderung auf Kosten des Geschichtlichen vor, worin sich Göthe überhaupt oft mehr als billig gefällt.

Das dreizehnte Capitel versetzt uns wieder zurück in die pädagogische Provinz, die als Seele des Romans sich hinreichend ausspricht. Das Verwerfungsurtheil über das Theater, so sehr es das traurige Machtwort der Erfahrung für sich hat, was jedoch nicht unbedingt entscheiden würde, findet darin volle Bestätigung, daß auf dem Gipfel des Lebens, nach dem hier entworfenen Bilde, die Bühne als eine künstliche Anstalt nothwendig wegfällt, weil das unmittelbare Anschauen und Hervorbringen des Höchsten jedes Surrogat ausschließt, zumal ein solches, das flüchtige Schatten dem wesentlichen Seyn nothdürftig unterzuschieben sucht.

Mit dem vierzehnten Capitel nahen wir uns dem wandernden

Bunde, dieser rein praktischen, zerstreuten Propaganda der pädagogischen Provinz; sie hat, wie diese, ihr reines Verständniß in sich selbst.

Das Mährchen des funfzehnten Capitels erzählt ziemlich vollständig, bescheidene Nutzanwendungen austheilend, die verführerischen Hauptgefahren alles Wanderns; gelegentlich wird der alte Wurm des Menschen, der am liebsten zum Verbotenen schleicht, witzig verspottet. Die Erzählung der wunderbaren Uebergänge von Freude zu Leid und von diesem zu jener, ohne ersprießliche Folgen für ein vernünftigeres Verhalten, indem das abenteuerliche Feld des Zaubers nach den seltsamsten Umwandelungen zuletzt wieder auf den Punct zurückkommt, von dem er ausgegangen war, beschreibt unter dem Vorrechte eines phantastischen Aushängeschildes das erfolglose Umhertreiben, die gaukelnde Irrfahrt unsers Lebens.

Im sechszehnten Capitel treffen mehrere Mitglieder der beweglichen Gesellschaft zusammen, ihre nähern Bezüge, Maximen und Zwecke leicht berührend. Wenn drei sich vereinigen, gelten sie für eine Einheit, die sich selbst regiert; nahet sich ein vierter, so wählen drei zugleich das Band. Dieses darf immer nur eine neugewählte Person seyn, weil im Großen wie im Kleinen Vielherrschaft schädlich wirkt. In wenigen Zügen ist damit die durchlaufende Gliederung des freien Vereins angegeben. Beiläufig sehen wir, daß Göthe, ein souverainer Geist, die freie Monarchie liebt. Die folgende Erzählung, genannt: Die pilgernde Thörin, soll angeblich den Unterschied zwischen einer verrückten Pilgerschaft und einem zweckmäßigen Weiterschreiten auseinandersetzen. Indessen steckt wohl ein tieferes Thema dahinter, vielleicht das erschütterndste in der Lehre des nothwendigen Entsagens; denn der befremdende Humor der unsteten, überaus anziehenden, aber noch unbegreiflichen Schönheit sprüht in einzelnen zündenden Funken das verzehrende Mißtrauen gegen das menschliche Geschlecht aus, das auf irgend ein ungeheures, ihr zugefügtes Unrecht schließen läßt. Ihr Wahnwitz ist von jener furchtbaren Art, der die tiefsten Wahrheiten mit leichtfertiger Zunge unwillkürlich ausspricht und durch seinen dunkeln Lakonismus an die Stimme eines verborgenen Gerichts mahnt. Ein solches durchdringendes Wort ist z. B. jenes, womit sie die Zudringlichkeit einer eifersüchtigen Liebe abfertigt: Die Katze weiß wohl, wem sie den Bart leckt. Auf diese Art wäre die theilweise Geistesabwesenheit der Unglücklichen vielleicht aus ihrer ursprünglichen Erhebung über die Gemeinheit zu erklären, sie hätte den Verstand verloren, weil er unter den wachsenden Forderungen eines reinen Gemüths dem grausamen Egoismus der Menschen nicht auf die Länge widerstehen konnte. Das Beispiel ihrer Wan-

derjahre wiederholt sich nur im geringsten Maße, bei den edelsten Menschen, die meisten irren in einem heimlichen Exil umher.

Das siebzehnte Capitel skizzirt die fortgesetzte Thätigkeit mancher alten Freunde aus den Lehrjahren im Bunde mit Lenardo und seinen Freunden; dann erzählt es, daß dieser endlich nach langem Suchen das nußbraune Mädchen mit eignen Augen entdeckt hat, und meldet dabei den Fund des Schlüssels zu dem Prachtkästchen. Was besagt die nachdrücklich wiederholte Erwähnung der seltsamen Kostbarkeit? Wenn es Schütz erlaubte, so dürften wir am Ende noch aus dem aufgeschlossenen Prachtkästchen ein Archiv von Nachrichten hervornehmen, die alle Lücken des Romans füllten; denn was ist einem Tausendkünstler wie Göthe nicht möglich? Vor der Hand begnügen wir uns, den aufgefundenen Schlüssel für ein Symbol des Verständnisses zu halten, das uns künftig geöffnet werden soll. Die angefügte Erzählung: Wo steckt der Verräther? ist in mehrfacher Hinsicht eine der schwächsten; das wird vorzüglich gegen das Ende sichtbar, wo eine Steigerung des Gehalts stattfinden sollte. Im letzten Capitel führt Lenardo das mannichfaltige Interesse der Wandernden noch einmal vor; seine Darstellung ist kein Meisterstück, hier und da gleicht sie einer gewaltsam und kleinlich zusammengesetzten Mosaik. In allgemeinen Zusammenstellungen solcher Art, die zugleich ein bestimmtes Idealisiren erfordern, hat Göthe nie eine besondere Stärke gezeigt, Novalis steht in dieser Hinsicht über ihm.

Was die pädagogische Provinz betrifft, so gehört zu einer vollständigen Widerlegung aller schützischen Mißverständnisse ein eignes Buch; hier muß die flüchtige Betrachtung der Hauptsache, nämlich der religiösen Basis, genügen. „Eins bringt niemand mit auf die Welt, sagen die drei zu Wilhelmen (S. 168), und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sey. Könnt ihr es selbst finden, so sprecht es aus. Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf. Jene nach einem anständigen Zaudern riefen: Ehrfurcht! Wilhelm stutzte. Ehrfurcht! hieß es wiederholt. Allen fehlt sie, vielleicht euch selbst. — Der Natur ist wohl die Furcht, aber nicht die Ehrfurcht gemäß. — Sich zu fürchten, ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht zu hegen, ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß und der sich immer bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller echten Religionen, deren es auch nur drei gibt nach den Objecten, gegen welche sie ihre Andacht wenden. — Keine Reli-

gion, die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, seine Ehre behalten, er ist nicht mit sich selbst veruneint, wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische, es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht; alle sogenannte heidnische Religionen sind von der Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische, denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich hinaufziehen, und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen eines Weisen. Indem er nun das Verhältniß zu seines Gleichen und also zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchschaut, lebt er, im cosmischen Sinne, allein in der Wahrheit. Nun ist aber vor der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht von dem, was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leben und Tod als göttlich anzunehmen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen. Hiervon finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag. Zu welcher von diesen Religionen bekennt ihr Euch denn insbesondre? sagte Wilhelm. Zu allen dreien, erwiederten jene: denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

Gegen Schütz wird die aphoristische Form die beste seyn. Das größte Lob verdient Göthe, daß er den Ursprung der Religion unmittelbar im Gemüth sucht, daß er ihre Wahrheiten nicht auf dem

Wege der Demonstration erhärten will. Ehrfurcht, eins der trefflichsten Worte unsrer Sprache, drückt ungefähr dasselbe aus, was Schleiermacher für die Grundlegung seiner christlichen Glaubenslehre Abhängigkeitsgefühl nennt. Die Uebereinstimmung mit diesem scharfsinnigen, streng methodischen Denker ist für die pädagogische Provinz ein mächtiges Schutzwort. — Göthe unterscheidet für das Gefühl, wenn auch nicht überall genau in den Worten, die ursprüngliche Anlage zur Ehrfurcht von ihrer spätern durchgeführten Entwickelung; in Beziehung auf diese sagt er mit Recht: Ehrfurcht bringt niemand mit auf die Welt; worauf auch der Vorzug zielt, den er den besonders Begünstigten beilegt, insofern sie nämlich durch die Mitgift der Natur vorzugsweise zu Virtuosen gestempelt werden. Wie kann man einem Dichter zutrauen, er werde das angeborne Talent gerade in der religiösen Erziehung verkennen, da er nicht müde wird, überall und immer für alle menschliche Kraftäußerungen auf ein Ursprüngliches zurückzugehen? — „Sich zu fürchten, ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht hegen, ist schwer, aber bequem." Der letzte Zusatz steht hier mit der vorher erwähnten Furcht in einer antithetischen Bedeutung und will sagen: Ehrfurcht stimmt zur menschlichen Natur als ein ihr Gemäßes, sie ist uns, obschon nicht ohne Anstrengung, im tiefsten Grunde unsers Wesens gerecht. — Die ethnische, die philosophische, die christliche Religion geht dem Begriff der Gattung als einer gemeinschaftlichen Vielheit, dem Begriff des Individuums als einer in sich abgeschlossenen Einzelnheit, dem Begriff der Totalität als einer unendlich fortwachsenden Gesammtheit gleichlaufend. Die mosaische Religion darf ein Dichter unbedenklich zu den ethnischen zählen; auch in diesem Puncte hat Göthe Schleiermacher auf seiner Seite. Bei der Annahme eines strengen Offenbarungsglaubens verhält sich die Sache freilich anders. Jene drei Gebiete stehen in einer natürlichen Verwandtschaft, ihre vollkommene Sonderung wäre ein klarer Widerspruch, man muß sie in beständiger Wechselwirkung denken; ein Fall, der überall eintritt, wo mehrere organische Lebenskeime, wie z. B. im Staate, sich neben und zugleich durch einander bilden. Ohne die Grundanschauung dieses systematischen Verhältnisses aller Kräfte gibt es vernünftigerweise weder Menschheit, noch Welt. In diesem Sinne ist die oberste Ehrfurcht als Culmination der drei andern ganz an ihrer Stelle, sie bezeichnet ebenso wenig eine vierte neue, als sie jeder einzelnen für sich gleich ist; sie verknüpft mit einem Worte das Gemeinschaftliche zu einer höhern Einheit. Die Gradation der christlichen Religion muß für absolut gelten, weil sie das Höchste selbst mit dem Niedrigsten in Verbindung bringt und somit ein viertes Ziel unmöglich macht. Das sinnreiche Zusammentreffen der drei Religionsweisen mit dem Credo ist ein

dichterischer Versuch, das Eigenthümlichste mit der Würde des Ueberlieferten zweckmäßig zu vereinigen. Die drei Obern haben wie die abwechselnden Gebährden und sämmtlichen Formen in der Einrichtung der pädagogischen Provinz keineswegs eine mystische, sondern bloß eine symbolische und zwar eine höchst einfache und glückliche Beziehung. Diesen Ansichten gemäß erklärt sich das Ganze vollkommen und beweist die Meisterschaft Göthe's auf dem Felde der philosophischen Dichtung in einem Grade, der selbst seine wärmsten Verehrer noch überrascht.

Friedrich Wähner.

Bei dem Verleger des Hermes sind auch folgende Schriften erschienen, die zu den beigesetzten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Antiromanus oder die Kirchengeschichte; eine Warnungstafel für Fürsten und Völker vor Begünstigung des römischen Katholicismus; nachdenkenden Katholiken und Protestanten gewidmet von Christianus Sincerus. gr. 8. 1 Thlr.

Behr (Dr. W. J.), die Lehre von der Wirthschaft des Staats oder pragmatische Theorie der Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung. Mit Rücksicht auf den Gebrauch bei academischen Vorlesungen. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Büsching (D. u. Prof. J. G.), Vorlesungen über Ritterzeit und Ritterwesen. Zwei Bände. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Constitutionen, die, der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. In 3 Theilen. gr. 8. Erster Theil. 2 Thlr. Zweiter Theil. 2 Thlr. 12 Gr. Dritter Theil. 2 Thlr. 12 Gr.

Coxe (W.), Geschichte des Hauses Oesterreich seit der Gründung dieser Monarchie von Rudolph von Habsburg bis zum Tode Leopolds des Zweiten. (1213.—1792.) Aus dem Englischen von Dippold und Wagner. Mit berichtigenden Anmerkungen der Uebersetzer. 4 Bände. gr. 8. 10 Thlr.

Encyclopädie der gesammten Freimaurerei nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen. In alphabetischer Ordnung. Von Lenning. Durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Erster Theil: A — G. gr. 8. Auf ord. Druckpapier 2 Thlr. 12 Gr.; auf feinem französischen Druckpapier 2 Thlr. 20 Gr.

Europa oder Uebersicht der Lage der europäischen Hauptmächte im Jahre 1821. Von einem amerikanischen Diplomaten (A. H. Everett.) Aus dem Englischen mit (im Sinne der monarchischen Grundsätze) erläuternden und berichtigenden Anmerkungen des Uebersetzers. 2 Bände. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Friedländer (Dr. Hermann), Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren von 1815 u. 1816. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Gellert (Christian Fürchtegott), Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhange, enthaltend: 1) Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten (Sr. Majestät dem jetzigen König) in Leipzig. 2) Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten (Sr. Majestät dem jetzigen König). 3) Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort. 4) Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II. 5) Ein Brief Gellert's an Cramer. Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgegeben von Friedrich Adolf Ebert. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Gervais (Ludw.), kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zur Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des innern Staatslebens. 2 Theile. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Original-Quellen, aus den militairischen Operations-Planen, so wie aus den Papieren

Hofer's, des Freiherrn von Hormayr, Speckbacher's, Wörndle's, Eisenstecken's, der Gebrüder Thalguter, des Capuziners Joachim Haspinger und vieler Andern. (Vom Freiherrn von Hormayr.) gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Henke (Adolf), Abhandlungen aus dem Gebiete der eigentlichen Medicin. Zweite verbesserte Auflage. 4 Bände. gr. 8. 6 Thlr. 12 Gr.

John (Prof. Dr. J. F.), Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. In alphabetischer Ordnung. 4 Bände in 5 Theilen, mit Kupfern. 8. 11 Thlr.

Die kirchlichen Dinge, d. i. die Kirche mit ihren Hirten und Lehrern, deren Art, Lage, Stand und Wirksamkeit. Nebst Gedanken, wie in Vielem zu helfen, und die geistig-sittliche Cultur des Volks zu heben stehe. Von Philadelphus Alethes. (J. A. L. Löhr.) 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kreyssig (Dr. Friedrich Ludwig), System der praktischen Heilkunde, aus Erfahrung und daraus hergeleitete Gesetze der thierischen Natur gegründet. Erster Band, Heilgrundsätze. Erster und zweiter Theil, angewandte oder praktische Krankheitslehre. gr. 8. Erster Theil. 2 Thlr. Zweiter Theil. 2 Thlr. 16 Gr.

Krug (Wilh. Traug.), Handbuch der Philosophie und der philosophischen Literatur. In 2 Bänden. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Lowe (J.), England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen und Excursen versehen vom Staatsrath Dr. L. H. von Jakob. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Murhard (Dr. Carl), Theorie des Geldes und der Münze. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Neigebaur, Dr. und Oberlandesgerichtsrath, die angewandte Cameralwissenschaft, dargestellt in der Verwaltung des Generalgouverneurs von Sack am Mittel- und Niederrhein. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Puchelt (Dr. F. A. B.), Beiträge zur Medicin als Wissenschaft und Kunst. Erstes Bändchen. gr. 8. 20 Gr.

— — Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen. gr. 8. 2 Thlr.

Rosenmüller (Dr. J. G.), Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Bänden. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr. Erster Band: Christliche Glaubenslehre. Zweiter Band: Christliche Sittenlehre.

Sarsena oder der vollkommene Baumeister, enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten seyn könnte, was eine Loge ist, die Art der Aufnahme, Oeffnung und Schließung derselben in dem ersten, und die Beförderung in dem zweiten und dritten der St. Johannes-Grade; so auch die höhern Schotten-Grade und Andreas-Ritter. Treu und wahr niedergeschrieben von einem Freimaurer. Vierte Auflage. 1 Thlr. 12 Gr.

Vico (Giambattista), Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen von Dr. W. Weber. gr. 8. 4 Thlr.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XI. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Kaiser Franzensbad in Böhmen.

Im literarischen Conversations-Blatte Nr. 198 vom 28sten August 1822 befindet sich ein von einem dankbaren Badegaste über Marienbad eingerückter Aufsatz, der Einsender bestimmte, der Wahrheit getreu, und so manchen Leidensgenossen zu Liebe den seit Jahrhunderten berühmten Heilkräften des Kaiser Franzensbades, welche an ihm höchst wohlthätig wiederkehrten, öffentlich zu huldigen.

Ehre dem Ehre gebühret! der Einsender ehrt neuerlich nach dem Staatsrathe Hufeland das bewährte Alte, nachdem er fruchtlos, ja wohl mit Nachtheil, der Mode geopfert hatte, und er empfiehlt die Heilquellen des alten Freundes Kaiser Franzensbad vor Allem den Damen und den Gelehrten. Sie finden dort sicher in den meisten Krankheitsfällen Linderung, in sehr vielen gänzliche Heilung. Die nach ihren Mischungsverhältnissen und Bestandtheilen verschiedenen Trinkquellen, als: der altersgraue ehrwürdige Eger- jetzt Franzensbrunn genannt, der kalte Sprudel und die Salzquellen, die Bade- oder Luisensquelle, das Gasbad und die hier lagernde Moorerde unterstützen sich zum Wohle der Leidenden auf das Innigste, und gewähren nach der Individualität der Kranken die willkommensten Abstufungen.

So wie der äußerst geistige, eisenhaltige, an salinischen Bestandtheilen reichere (als ein anderes Stahlwasser) flüchtige, durchdringende, leicht verdauliche, kräftige, reizende, belebend-stärkende, nicht sehr erhitzende, eröffnende und auflösende, aber doch nicht schwächende Franzbrunn in den meisten chronischen Krankheiten höchst heilsam wirket; so bewähret er sich auch ausgezeichnet gegen Hypochondrie, Magenkrampf, Schwerverdaulichkeit, Schleimsucht des Magens, Magensäure, Blähsucht, Hämorhoidalbeschwerden, Bleichsucht, gestörte Menstruation, Schleimsucht der Lunge, Nieren-Blasenkrankheiten, Steinbeschwerden, und gegen ein Heer von Uebeln, welche der Staatsrath Hufeland in seinem Werke: Praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands; Seite 101, Berlin 1820 bei G. Reimer, Bergrath Reuß in seinem Werke über Franzensbad (Chemisch-medicinische Beschreibung des Kaisers Franzenbades oder des Egerbrunns zweite Auflage, Eger 1816 bei Joseph Kobrtsch), und Professor Osann zu Berlin in seiner 1822 bei Dümmler erschienenen gehaltvollen Schrift — (die Mineralquellen zu Franzensbad bei Eger) bezeichnet.

In dieser letzteren dem Arzte und Layen willkommenen Schrift ist auch der für schwächere zu Blutwallungen geneigte, vollblütige Personen, von der Natur bestimmten Salzquelle, dann des zwischen diesen nach dem Mischungsverhältnisse, nach den Bestandtheilen und Wirkungen in de

Mitte stehenden kalten Sprudels, nach Verdienst gedacht. Weder Besorgniß noch Neid schufen in Franzensbad nach der geistvollen Bemerkung des Dr. Ziegler in Regensberg diese beiden Quellen; deren Fassung, die für alle Bäder gleich besorgte böhmische Landesregierung ihres erprobten Werthes wegen geboten hat; und dem Marienbade wird in der That, durch diese blos aus Unkenntniß mit den Localverhältnissen zu Tage geförderte Schmähung, welche den Verbot der Zieglerschen Schrift, und eine Zurechtweisung derjenigen, zur Folge hatte, unter dessen Augen sie mit äußerster Geschäftigkeit unen geldlich verbreitet wurde, zu viele Ehre erzeigt, indem man mit Recht andere Quellen ihrer Verschiedenheit wegen für gefährliche Nebenbuhler des Franzenbades hält, zu aufgeklärt ist, als daß man von Wunderwirken einen dauernden Erfolg hoffen wollte. So wenig als kluge Menschen andern Bädern die Fassung und Benutzung ihrer verschiedenen Heilquellen ausstellen, eben so wenig sollte man die Benutzung der verschiedenen Trinkquellen im Franzensbade für eine bloße Sucht nach Quellen halten; denn bestünde diese hier, so wie an andern Plätzen, so könnten binnen Jahresfrist wohl noch zwanzig gefaßte Gesundbrunnen aufgewiesen werden, deren bisherige gänzliche Außerachtlassung wohl mehr zu tadeln, als zu loben seyn dürfte. — Die gute Sache selbst muß sich loben, und kann wohl den Heilkräften des Kaiser Franzensbades eine schönere Genugthuung werden, als durch die Schriften eines Hufelands, Osann und Trommsdorfs? Mit keiner Sylbe wird in den Schriften dieser parteilos ohne Uebertreibung sprechenden Ausländer einem anderen Kurorte zu nahe getreten; jedem werden seine Eigenthümlichkeiten, seine Grenzen angewiesen, vor deren Ueberschreitung der Kluge sich hütet; und eben daher selbst neben dem Prahler geachtet werden wird.

Noch manches bleibt in Franzensbad zu wünschen übrig, doch was geschieht, entspricht dem Bedürfnisse der Zeit; und da bereits im Sommer 1822 die Vorbereitungen zum Ueberbaue der Luisens- dann Sprudelquelle geschehen sind, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß im Jahre 1823 dieser Bau vollendet, und im Jahre 1824 einem anderen Bedürfnisse entsprochen werden wird.

Die Trink-Quellen, die Gas-Wasser und Schlammbäder sind vortrefflich; welche beide letzteren in den Privathäusern unverfälscht mit Beobachtung der ärztlichen Vorschrift bereitet werden; während man diese in einem andern böhmischen Bade, zwar in einem Badehause, doch ohne die Ueberzeugung erhält, daß der gasreiche mit Brettern gedeckte Brunnen die zur jetzigen bedeutenden Bäderzahl nöthige Wassermenge darbiete.

In der Eleganz kann sich das mit offenem Antlitze im fruchtbaren Egerlande liegende Kaiser Franzensbad gewiß mit vielen Bädern messen; da jedoch die Begriffe von Schönheit sehr verschieden sind, so findet auch jedes seine Verehrer und es wird jedes noch manchem Leidenden seine Gesundheit schenken; nur wolle man nicht ungerecht gegen das rühmlich alt gewordene Franzensbad werden, und versichert seyn, daß die Badegesellschaft nicht minder als im benachbarten Marienbade sey, indem das mit einer Hauptstraße durchzogene Franzensbad, während der Kurmonate über 1000 Partieen in seiner Badeliste zählen könnte, würden in selbe alle Partieen aufgenommen werden. 2c

N. N.

Anzeige.

Vom 17ten Juni 1823 an wird aus dem Nachlasse des k. k. geh. Rathes und Gen. Kommiss. St. Fr. von Stengel zu Bamberg eine schätzbare Sammlung von Büchern, welche gut erhalten und meistens in Franzbände gebunden sind, Landcharten, optische und mathematische Instrumente von den berühmtesten englischen (Dollond, Ramsden) und andern Mei-

stern, dann Kunstgegenstände einzeln versteigert. Kataloge sind in folgenden Handlungen zu haben: Berlin bei Reimer; Bonn, Büschler; Breslau, W. G. Korn; Darmstadt, Heyer; Dresden, Arnold; Düsseldorf, Schreiner; Frankfurt, Herrmannsche Handlung; Freiburg, Herder; Göttingen, Vandenhöck u. Ruprecht; Halle, Gebauer; Hamburg, Perthes u. Besser; Heidelberg, Mohr; Hannover, Gebr. Hahn; Jena, Expedition der allgemeinen Literatur-Zeitung; Carlsruhe, Macklot; Kassel, Krieger; Koburg, Meusel; Leipzig, Brockhaus; Procl. Weigel; Mannheim, Artaria, Schwan u. Götz; Prag, Calve; Stuttgart, Cotta; Weimar, Industrie-Compt. Wien, Grunds Wtte u. Kuppitsch; in allen ansehnl. Buchhandlungen Baierns; zu Bamberg sind Commissionaire: Dederich, Drausnick, Göbhard, Heller, Bibl. Jaeck, Antiquar Klen, Kunz, Ruprecht, Scheifele, und Auskunft gibt Martin von Reider.

Neuigkeiten
von J. F. Hammerich in Altona
zur Oster-Messe. 1823.

Abhandlungen, astronomische. Herausgegeben von dem Prof. u. Ritter H. C. Schumacher. 1stes Heft. Gr. 4. 1 Thlr.

— Derselben 2tes Heft mit 9 Kupfern in einem besondern Heft. Gr. 4. 2 Thlr. 12 Gr.

Cicero, M. T., neue Sammlung auserlesener Reden. Uebersetzt mit Anmerkungen von F. C. Wolff. 1ster Band. Gr. 8. 2 Thlr.

Funk, N. (Compaster und Ritter), Geschichte der neuesten Altonaer Bibelausgabe, nebst Beleuchtung der vorzüglichsten wider sie erhobenen Beschuldigungen. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Hefte, landwirthschaftliche, herausgegeben von der Central-Administration der Schlw. Holst. patriotischen Gesellschaft. Siebentes Heft. Gr. 8.

Heiberg, D. J. L., Formenlehre der dänischen Sprache. 8. 8 Gr.

Ideenmagazin, homiletisches, herausgegeben von D. B. Klefeker. Ersten Bandes erstes, zweites, drittes Stück. Zweite abgekürzte und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Erstes einzeln 12 Gr. Zweites 14 Gr. Drittes 14 Gr.

Diesen so wie den zweiten und dritten Band habe ich von den Herren Hoffmann und Campe in Hamburg käuflich erstanden und sind künftig nur bei mir zu haben.

Des 2ten Bandes 1tes Heft kostet 20 Gr.
— 2ten Bandes 2tes Heft — 14 Gr.
— 2ten Bandes 3tes Heft — 14 Gr.
— 3ten Bandes 1ste Hälfte — 18 Gr.
— 3ten Bandes 2te Hälfte — 20 Gr.

Die folgenden fünfter bis achter Band, jeder von zwei Stücken, kosten 8 Thlr. 8 Gr. oder jedes Stück 20 Gr. Das ganze Werk von acht Bänden 13 Thlr. 14 Gr.

Johannsen, D. J. C. G., Ueber die Grundsätze der Abfassung eines populären, allgemein brauchbaren Lehrbuches der christlichen Religion für die protestantische Jugend. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Klefekers, D. B., ausführliche Predigt-Entwürfe über die im Jahre 1822 gehaltenen Vormittags-Predigten. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— Derselben dritter Band, den Jahrgang 1817 enthaltend. Zweite verbesserte und wohlfeilere Ausgabe. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Kruse, Dr. E. Ch., St. Anshar. Biographie. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Magazin, zoologisches, herausgegeben von D. C. R. W. Wiedemann. Zweiten Bandes erstes Stück. Gr. 8. 20 Gr.

Müllers, J. H., Lehrbuch der Katechetik, mit besonderer Hinsicht auf den katechetischen Religionsunterricht. Zweite Ausgabe. Gr. 8. 14 Gr.
Sophoclis Philoctetes. Recognovit et Commentaris in usum juventutis liter. graec. studiosae conscriptis illustravit *I. P. Mathaei*. 8. maj. 1 Thlr. 16 Gr. —
— Dasselbe auf Schreibpapier 1 Thlr. 20 Gr.
Webel, G. W. U., Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, aus 40jährigen Forschungen dargestellt. 8. 2 Thlr.

Romane von der Verfasserin der Marie Müller, der Erna u. s. w.

Der Bote aus Jerusalem. Ein Ritterroman. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
Friedchen, eine wahre Geschichte. 8. 1 Thlr.

Bald nach der Messe erscheinen:

Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, fortgesetzt von D. C. Venturini. 17ter Band, das Jahr 1820 enthaltend. Gr. 8.
Carstensens, C., Handbuch der Katechetik. Ein Commentar über H. Müllers Lehrbuch der Katechetik. Zweiter und letzter Band. Gr. 8.
Dahlmann, Prof. F. L., Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte. Zweiter Band. Gr. 8.
Dreesen, J. J., Versuch einer Darstellung der Grundsätze der deutschen Rechtschreibung und der Schrift und Schreibezeichenlehre. 8.
Jacobsens, F. J., handelsrechtliche Abhandlungen, nach seinem Tode herausgegeben mit einer biographischen Vorrede. Gr. 8.
Müllers, D. W. C., neue Reise durch Italien in den Jahren 1820 und 1821. In Briefen an Freunde in Deutschland. Zwei Theile mit Kupfern. 8.
Rieman, A. Ritter, über Milchwirthschaft. 8.
Plutarchs Timoleon, Philopömen die beiden Gracchen und Brutus. Uebersetzt von G. G. Bredow. Zweite aus der Handschrift des Uebersetzers verbesserte Ausgabe. Gr. 8.

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot ist seit Anfang dieses Jahres neu erschienen:

Becker (K. Fr.) die Weltgeschichte. Dritter Theil. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von J. G. Woltmann, herausgegeben von G. G. S. Köpke. 8. 2 Thlr.
(Das ganze Werk, letzte Ausgabe, in 10 Bänden, 1817 — 23. 20 Thlr.)
Bericht über den Ausspruch der Kommission zur Vertheilung der Preise für die öffentliche Nationalausstellung vaterländischer Fabrikate, welche im Jahre 1822 statt gehabt hat. Von dem Vorsitzenden dieser Kommission, Geheimen Ober-Finanzrath Beuth erstattet. Gr. 4. Geh. 6 Gr.
(Aus den Verhandlungen des Gewerbe-Vereins, 1823 besonders abgedruckt.)
Büsching (J. G.) das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg. Gr. 4. Mit sieben Kupfern in Aquatinta, in Folio. 4 Thlr.
Dasselbe, erste Kupferabdrücke, auf großem Papier; der Text cartonnirt, die Kupfer in Mappe 6 Thlr.
Heinsius (Theod.) Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen, bis auf die neuesten Zeiten. (Teut, Band 4.) Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
— — Stoff zu Ausarbeitungen und Reden, in einer Menge wissenschaftlich geordneter Aufgaben, Abhandlungen und Dispositionen. Ein Handbuch für Lehrer. (Teut, Band 5.) Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 16 Gr.
(Sämmtliche fünf Bände des „Teut" zusammen. 5 Thlr.)

Irwing (Washington) Bracebrigde = Hall, oder die Charaktere. Aus dem Englischen übersetzt von S. H. Spiker. Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Mächler (K.) Vergißmeinnicht. Sammlung auserlesener Stellen aus deutschen, griechischen, römischen, englischen, italienischen und französischen Schriftstellern, in der Originalsprache mit deutscher Uebersetzung. Ein Taschenbuch, vorzüglich zum Gebrauch für Stammbücher. Erstes Bändchen. Dritte verbesserte Auflage. 18. Mit einem Kupfer. Geh. 1 Thlr.

(Alle drei Bände zusammen, sauber gebunden, 8 Thlr.)

Palaeophron und Neoterpe. Eine Schrift in zwanglosen Heften, ästhetisch = kritischen Inhalts, bezüglich auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft. Herausgegeben von K. E. Schubarth. Erstes Stück. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Romanzen (Spanische.) Uebersetzt von Beauregard Pandin. 12. Geh. 16 Gr.

Sachs (S.) der verbesserte Pisé = Bau, ein Beitrag zur Vervollkommnung des Staatshaushalts, nebst Bemerkungen über ein, auf Befehl des Kriegsministerii, vom Vf. in Berlin in dieser Bauart ausgeführtes Militair = Oekonomie = Gebäude von 400 Fuß Länge. 8. Geh. 12 Gr.

Theremin (Franz) die Lehre vom göttlichen Reiche, dargestellt 2c. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

— — Predigten. Dritter Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

(Vom ersten Band erschien 1819 eine neue Auflage. Preis aller drei Bände, 4 Thlr.)

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. Zweiter Jahrgang. 1823. Erstes und zweites Heft. Mit Kupfern. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von sechs Heften, in Berlin 2 Thlr. 16 Gr., außerhalb 3 Thlr.

Wolf (P. A.) dramatische Spiele. Erster Band. Enthaltend: Pflicht um Pflicht; Preciosa; Cäsario; Adele von Budoy. Gr. 12. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jahrbücher für den Lebensmagnetismus oder neues Asklapicion. — Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus herausgegeben von Dr. K. Chr. Wolfart. V. Bdes. zweites Heft. (Der ganzen Folge Nr. X.) Gr. 8. 200 S. Geh. Preis jedes Heftes 1 Thlr.

Inhalt dieses Heftes:

I. Regeln für die magnetische Praxis. Gesammelt und mitgetheilt von Dr. J. C. L. Ziermann.

II. Beiträge zur Psychiatrie; über Beurtheilung und Behandlung der Geisteszerütteten im Allgemeinen. Vom Herausgeber.

III. Gedanken über einige Hindernisse, welche zur Vervollkommnung der Medicin im Wege stehen. Vom H.

IV. Kritische und antikritische Anzeigen und Bemerkungen.

a) System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus; von Dr. Kieser.

b) Zur Antwort auf jene, in dem Journal der praktischen Heilkunde, 6tes Stück Juni 1822, aufgeworfene Frage: „Bewirkt der

Magnetismus eine Erhöhung oder Erniedrigung der menschlichen Natur?" „oder Betrachtung des Somnambulismus von seiner moralischen und religiösen Seite." Vom H.

Zeitgenossen. Neue Reihe Nr. XI. (Der gesammten Folge Nr. XXXV.) Redacteur: F. A. Brockhaus. Preis dieses Hefts auf Druckpap. 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr. Gr. 8. Geh. 186 S.

Inhalt dieses Heftes:

Johann Georg Jacobi. — Der Armenier Artemi, von Bosse. — Xavier und Francisco Espoz y Mina. — Graf Rapp. — Wilhelm Ludwig von Eschwege. — Joseph von Hazzi. — Paul Johann Anselm von Feuerbach. — Johann August Sack. —

Beer, Michael, Die Bräute von Arragonien. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Kl. 8. Geh. 182 S. 20 Gr.

— — Klytemnestra. Trauerspiel in vier Abtheilungen. Kl. 8. Geh. 132 S. 16 Gr.

Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Viertes Bändchen. Auserlesene Gedichte von Rudolph Weckherlin. Kl. 8. Geh. XXVI. und 214 S. 1 Thlr. 12 Gr.

(Die drei frühern Bändchen dieser Sammlung, die in acht vollendet seyn wird, und deren jedes 1 Thlr. 12 Gr. kostet, enthalten Gedichte von M. Opitz, Flemming und Gryphius.)

Büsching, Ritterzeit und Ritterwesen. Vorlesungen gehalten und herausgegeben von. Zwei Bde. Gr. 8. Erster Bd. XVI. u. 432 S. Zweiter Bd. 297 S., zusammen 3 Thlr. 12 Gr.

Don Pedro Calderon de la Barca, Schauspiele, übersetzt von E. Fr. G. O. von der Malsburg. Fünfter Band, enthaltend: Der Schultheiß von Zalamea; und Weiße Hände kränken nicht. Gr. 12. Geh. XXV und 432 Seiten. 2 Thlr.

(Die frühern Bände kosten ebenfalls jeder 2 Thlr.)

Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Vierter Band. Kl. 8. Geh. XVIII und 549 Seiten. 2 Thlr. 16 Gr.

(Die frühern Bände kosten jeder 2 Thlr. 12 Gr.)

Ebert, F. A., Allgemeines bibliographisches Lexikon. Zweiten Bandes dritte Lieferung. Von *Phaedrus–Racan.*

Krug, Professor, Schriftstellerei, Buchhandel und Nachdruck rechtlich, sittlich und klüglich betrachtet. Eine wissenschaftliche Prüfung des Wangenheim'schen Vortrags darüber beim Bundestage. Gr. 8. Geh. VIII und 123 S. 12 Gr.

Puchelt, Dr. Fr. A. B., die individuelle Konstitution und ihr Einfluß auf die Entstehung und den Charakter der Krankheiten systematisch erläutert.
Auch unter dem Titel:
Beiträge zur Medicin als Wissenschaft und als Kunst. Erstes Bändchen. Gr. 8. XXX und 180 Seiten. 20 Gr.

Quarch, M. J. W., Lehrbuch der Waaren-Rechnung. Gr. 8. VIII und 295 S. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, den 15. Mai 1823.

F. A. Brockhaus.

Bei W. Lauffer in Leipzig sind erschienen:

Churfürst Friedrich der Fünfte von der Pfalz, König von Böhmen, und seine Getreuen. Romantisches Gemälde der Vorzeit von W. v. Gersdorf. 8. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Circe von Glas-Llyn.
Ein Roman nach Walter Scott bearbeitet von K. H. L. Reinhardt. Dritter u. vierter Bd. 8. 1823. 2 Thlr. (vier Bände compl. 3 Thlr. 12 Gr.)

Verirrungen oder die Macht der Verhältnisse. Ein Roman herausgegeben von Luise Brachmann. 8. 1823. 1 Thlr. 8 Gr.

Irner, oder die Widersprüche der Liebe.
Ein Roman von dem Lord Byron bearbeitet von G. Jördens. Zwei Bände. 8. 1823. 1 Thlr. 16 Gr.

Ipsiboe.
Ein Roman von d'Arlincourt bearb. von Dr. Heinr. Döring. Zwei Bände 8. 1823. (wird in vier Wochen fertig.)

Erläuterungen einiger Hauptpuncte in Dr. Fr. Schleiermacher's christlichem Glauben, nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von J. G. Rätze. Gr. 8. 1823.

Ueber die Verwaltung der Landgüter,
ein Umriß der wesentlichen Grundsätze hierzu. Mit einem Anhange einer praktischen Bibliothek für Güterbeamte von J. M. Freiherrn von Liechtenstern. Dritte veränderte Auflage. Gr. 8. 1821. 9 Gr.

Was hat die Diplomatie als Wissenschaft zu umfassen, und der Diplomat zu leisten?
Ein Umriß der Hauptmomente der erstren und der Pflichten des letztern. Gr. 8. 12 Gr.

Aphorismen und Notizen über wichtige Zweige des Finanzwesens von J. M. Freiherrn von Liechtenstern. Gr. 8. 12 Gr.

Die Kenntniß von dem Pferde, in Hinsicht auf dessen Natur, Körperschönheit, Eigenschaften rc., für die Liebhaber dieses Thieres bearbeitet und nebst einem Unterricht zur Behandlung der Drehe, der Druse und der Kolik, als die bei Liebhaberpferden am meisten vorkommenden Krankheiten, so wie auch einer Tabelle über die körperlichen Verhältnisse eines idealisch schönen Pferdes. Von J. E. Ribbe, Prof. der veterin. Wissenschaften zu Leipzig. Mit Abbild. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 3 Gr.

Dieses Werk enthält in 12 Hauptabschnitten Alles, was den Liebhabern von Pferden zu wissen nöthig und nützlich ist, daher dasselbe als ein sicherer Rathgeber bei dem Einkauf und der Behandlung dieser Thiere empfohlen werden kann.

Der Zeichenschüler, oder Vorübungen im Zeichnen mit Hinsicht auf Landschaftszeichnenkunst von F. A. Fricke in 32 lithographischen Vorlegeblättern. Zweite verb. Aufl. 1823. 14 Gr.

Die Zeichnenkunst bietet eines der größten Hülfsmittel dar, Kinder angenehm und nützlich zu beschäftigen, daher wird die Erscheinung dieser neuen Auflage des Zeichnenschülers Eltern und Kinderfreunden erwünscht, der Jugend selbst aber gewiß sehr erfreulich seyn.

Die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Bearbeitet vom Prof. Dr. Carl Fr. Mosch. In zwei Theilen mit 50 landschaftlichen Ansichten und einer Charte. Preis 5 Thlr. 8 Gr. und ohne Kupfer 3 Thlr.

Diese Schrift hilft einem Mangel ab, welcher von der deutschen Badewelt zeither gar sehr gefühlt und oft bitter genug getadelt wurde, da England in seinem Guide to all the Watering and Sea-Bathing Places etc., welches Werk fast alle Jahre neu aufgelegt werden mußte, längst eine ähnliche Schrift besaß. — Der Verfasser beginnt die Einleitung mit dem Geschichtlichen über die Bäder, von den ältesten Zeiten bis zu unsern Tagen, geht hierauf zu den verschiedenen Arten derselben über, und berührt dann die Heilbrunnen nach ihrer Entstehung, ihrer Verbreitung und Eintheilung. Nachdem er sodann von den Vorbereitungen zur Cur gesprochen, geht er zu den verschiedenen Arten der Cur und dem Verhalten dabei, endlich zu dem Gebrauch der Bäder und zur Diät, und zuletzt zu der Dauer der Cur, zur Jahreszeit, in welcher dieselbe am zweckmäßigsten unternommen wird, und zu dem über, was man bei der Reise zu berücksichtigen hat. Bei der speciellen Beschreibung der einzelnen Badeorte sind angegeben: das äußere Ansehen der Gegend, die Geschichte des Orts, die Topographie nebst der Einrichtung der Bäder, die Geschichte der Quelle, die Eigenschaften und Bestandtheile des Heilwassers, die Krankheiten, in welchen es heilsam, und die, bei denen es schädlich ist, die Diät und das besondere Verhalten bei der Cur, die besten Gelegenheiten zur Befriedigung der unentbehrlichsten Bedürfnisse nebst den Preisen der Zimmer, des Tisches, der Bäder rc., die Lustbarkeiten und Zerstreuungen, die Anlagen und Spaziergänge, und die entferntern schönen Puncte, nach welchen man Excursionen zu machen pflegt. Funfzig schön gearbeitete Kupfer, welche zugleich die schönsten Gegenden Deutschlands und der Schweiz darstellen, verschönern das Ganze und werden oft im häuslichen Kreise die Erinnerung einer schön verlebten Badezeit wieder hervorrufen; auch ist eine Charte mit beigegeben, welche die an Mineralquellen so reiche Rheingegend darstellt.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Die neue Folge des Conversations-Lexicons betreffend.

Die dritte Lieferung derselben, die Buchstaben D. E. und F. enthaltend, ist erschienen und wird jetzt an die zahlreichen Pränumeranten (bereits über 20,000 an Zahl) versandt.

Den reichhaltigen Inhalt derselben wird das Publicum aus nachstehendem Inhalts-Verzeichniß entnehmen können.

Es ist bestimmt darauf zu rechnen, daß noch in diesem Jahre auch die vierte Lieferung, die Buchstaben G—L. enthaltend, erscheinen werde, womit denn die Hälfte des Werks vollendet ist.

Der zweite Pränumerationspreis für das Ganze (200 Bogen) dieser neuen Folge ist:

für Nr. 1. auf Druckpapier . . .	4	Thlr.	16	Gr. od.	8	Fl.	24	Kr.
— — 2. auf Schreibpap. . . .	6	-	8	-	11	-	24	-
— — 3. auf fein Median-Druckp. mit extendirten Stegen. .	7	-	12	-	13	-	30	-
— — 4. auf fein franz. Med-Pap. mit extendirten Stegen .	9	-	—	-	16	-	12	-
— — 5. auf franz. Med. Velinp. mit extendirten Stegen .	12	-	—	-	21	-	36	-
— — 6. in 4. auf Schrbp. . .	12	-	—	-	21	-	36	-

Die Lieferungen besonders genommen und bezahlt hat jede derselben folgenden Preis:

Nr. 1. . . .	1	Thlr.	—	Gr. oder	1	Fl.	48	Kr.
2. . . .	1	-	12	-	2	-	42	-
3. . . .	1	-	18	-	3	-	9	-
4. . . .	2	-	6	-	4	-	3	-
5. . . .	3	-	—	-	5	-	24	-
6. . . .	3	-	—	-	5	-	24	-

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist sowohl das Hauptwerk in zehn Bänden, als diese neue

Folge in vier Abtheilungen oder acht Lieferungen zu erhalten.

Leipzig, Berlin und Cöln, d. 31. Mai 1823.

Die Verleger F. A. Brockhaus in Leipzig.
F. A. Herbig in Berlin.
J. P. Bachem in Cöln.

Verzeichniß der vorzüglichsten Artikel.

D.

Dahl (J. Chr.) — Dahomé — Dalberg (E. J., Herzog von) — Dampfböte und Dampfmaschinen. — Dampfkochen, Dampfkochmethode — Daniels (H. G. W.) — Dannecker (J. H. von) — Dänische Sprache und Literatur. — Darcet (J. P. J.) — Darmstädter Handelscongreß. — Daunou (P. C. F.) — Decandolle (A. P.) — *Decazes — Deken (A.) — Delavigne (J. F. C.) — Delolme (J. L.) — Demme (H. Ch. G.) — *Demokratie. — Denderah (Thierkreis von) — Depping (G. B.) — Derschawin (G. R.) — Desatir. — Desaugiers (M. A.) — Desault (P. J.) — Deserre (H.) — Desnoyers (A. B.) — Dessolles (J. P. A.) — Destutt de Tracy (Graf A. L. C.) — Deutscher Bund und Bundesversammlung. — Deutsche Geschichtkunde (Gesellschaft für ältere). — Deutsche Kirche. — Deutsche Kritik. — *Deutsche Kunst. — Deutscher Handel. — *Deutsche Literatur. — *Deutsche Malerei. — Deutsche Medicin und Chirurgie — *Deutsche Musik. — *Deutsche Philosophie. — *Deutsche Poesie. — Deutsche Manufactur- und Fabrik-Industrie. — Deutsche Sänger. — Deutsche Schauspieler. — Deutsche Sprache, Gesellschaften für deutsche Sprache. — Deutsche Virtuosen. — Deutsche dramatische Dichter. — Deutsche Theater. — Diastimeter. — Dietrichsteine, die. — Dietsch (B. R.) — Dillis (G.) — Dinter (G. F.) — *Diplomatie. — Diterich (J. S.) — Djezzar (Achmet) — Dobree (P. P.) — Dobschütz. — Doctrinairs. — Döderlein (J. Chr.) — Dogmengeschichte. — Dolz (J. Chr.) — Donau-Schiffahrt und Handel. — Donnadieu (G.) — Dreis (C. W. von) — Dräsecke (J. H. B.) — *Ducaten. — Dupetit Thouars (Ar.) — Dupin (A. M. u. C.) — Dupuis (C. F.) — Dutens (L.) — Duttlinger (J. G.) — Duval (A.) —

E.

Ebel (J. G.) — Eben (Fr. von) — Eberhard (A. G.) — Ebert (Fr. A.) — Eckstein (von) — Egerton (Fr.) — Ehrenberg (Fr.) — Ehrenström — Ehrenswärd (K. Fr. von) — Eichhorn (Fr. K.) — Eichhorn (J. G.) — Eichstädt (H. K. A.) — Einquartierung. — Elbe-Schiffahrt. — Eldon (Lord) — *Elemente (physische) — Elio (F. Don) — Ellenborough (E.) — Emser Punktation. — Enclaven. — Engerström (L. von) — England. I. Allgemeine Ansicht. II. Volksverfassung, Adel. III. Staatsverfassung. IV. Regierungsverfassung. V. Bürgerliche und peinliche Gesetzgebung; Gerichtsverfassung und Rechtswissenschaft. — Englische Literatur in der neuesten Zeit. Einleitung: I. Philologie. II. Alterthumskunde. III. Geschichte. IV. Geographie und Statistik. V. Mathematik. VI. Naturwissenschaften. VII. Arzneiwissenschaft. VIII. Philosophie. IX. Staatswissenschaften. X. Rechtsgelehrsamkeit. XI. Theologie. XII. Dichtkunst. — Englische Medi-

cin und Chirurgie. — Erbverbrüderungen. — Erhard (J. B.) — Erlangen. — Ersch (J. S.) — Erskine (Th. Lord) — Essen (J. H. von) — Esmenard (J. A.) — Etienne (K. W.) — Eylert (R. F.) — Ewald (J. L.) —

F.

Faber (Th. von) — Fahnenberg (A. J. K. von) — Falck (A. K.) — Fantucci — Farril (Don G. O') — Fauche Borel (L.) — Faujas de Saint Fond (B.) — Feith (R.) — Fellenberg (Ph. E. von) — Fedor Jeranowitsch. — Ferdinand (K. A. J., Erzherzog von Oesterr.) — Ferdinand II. von Toskana. — Ferraris (J. von) — Feuerbach (P. J. A. von) — Fievée (J.) — Findlater (Lord) — Fischer (G.) — Fischer (Chr. A.) — Fleury de Chaboulon. — Flinders (M.) — Fonk (P. A.) — Fontanes (L. von) — Forbin (Graf von) — Formey (J. B.) — Forster (Georg) — Foy (General Max. Seb.) — François von Neufchateau. — Frankreichs Staatsgeschichte seit 1819. — Frankreich vor der Revolution. I. Allgemeine Ansichten. II. Volksverfassung. III. Staatsverfassung. IV. Regierungsverfassung und Staatsverwaltung. V. Die Revolution und ihre Folgen. — Franquemont (Fr. von) — Französische Literatur in der neuesten Zeit. — Französische Medicin und Chirurgie. — Französische Philosophie nach ihrem neuesten Zustande. — Frayssinous (Denis de) — Frederiksoord — Frediani (E.) — Freiburg im Breisgau. — Fremde. — Freycinet (L. de) — Freygang (W. von) — Freyre (D. Man.) — Friedensgericht. — Friedländer (Dav.) — Friedländer (Mich.) — Fries (J. Fr.) — Frimont (J. von) — Fry. — Fumagalli (Ang.) — Funk (G. B.). —

Anhang.

Artikel enthaltend, welche die Glaubenslehre und Verfassung der römisch-katholischen Kirche betreffen. — Von einem Katholiken bearbeitet.

F—K. nebst einer Nachschrift der Redaction.

Fegfeuer. — Feste. — Firmung. — Fischerring. — Freiheit im kirchlichen Sinn. — Gelübde. — Glaubenseid. — Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche. — Häresie. — Heilige. — Jesuiten. — Inspiration. — Kirche, deutsche. —

---

die Güte obigen Werks und bei dem Mangel eines andern zweckmässigen Hülfsbuchs dieser Art die erste beträchtliche Auflage vergriffen und eine neue dringend nöthig geworden.

Zu allgemein hat sich der Beifall des Publicums, die Stimme der gründlichen und unparteiischen Kritik; die Billigung der höchsten Behörden (z. B. ordnete das Königl. Preuss. Ministerium die Einführung an;) über die Vorzüge dieses Werks, durch welche es in Ausarbeitung, Classicität und Umfang alle seine Vorgänger weit übertrifft, ausgesprochen, als dass es nöthig wäre, diese Vorzüge noch weiter zu rühmen.

Bei einem Werke, das in der Literatur einmal diesen Standpunkt erreicht hat, ist es nur nöthig, dass es denselben durch Verbesserung der etwanigen Mängel und durch fortwährende grösstmöglichste Vollendung behaupte, den gesteigerten Ansprüchen der fortschreitenden Wissenschaft genüge, und allen etwanigen Nebenbuhlern voraus eile. Dass dies dem würdigen, unermüdlichen Verfasser, welcher jede Stunde Zeit, jede gründliche Kritik und jeden Beitrag schätzbarer Gelehrten weislich benutzt hat, gelungen ist, bezeugen die competentesten Richter, welche das neue Manuscript eingesehen haben.

Es erscheint also nicht blos eine verbesserte, sondern eine gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Ausgabe. Die Beweise liefern die beigefügten, zufällig ergriffenen diversen Probeblätter. Die deutschen Artikel (deren schon die erste Ausgabe 4000 mehr als Schellers und Bauers d. lat. Wörterbücher enthielt) sind allein in A—D um 1000 vermehrt, ihre Bedeutungen genauer geordnet und erklärt. Auch durch ansehnliche Bereicherung der lateinischen Phraseologie, mit sorgfältigerer Rücksicht auf lat. Synonymik, vorzüglich aber durch vollständige Angabe der Autorität werden die Wünsche aller Philologen hinlänglich befriedigt werden.

Es wächst also die Stärke des Werks, ungeachtet möglichster Ersparung im Satz und zweckmässiger Abkürzungen, über 136 Bogen, und zwar von 136 auf 160 bis 170 Bogen an, diese werden im grösten Lexikons-Format auf gleicherem, besserem und weisserem Papier als die erste Auflage, in schönem Druck mit ganz neuen deutlichen Lettern und mit der grösstmöglichsten Correctheit geliefert.

Demungeachtet und obschon mein Gewinn an der ersten Auflage bei den so sehr billigen Pränumerationspreisen höchst unbedeutend war, werde ich doch, um mich des von höhern Behörden und Kritikern ertheilten Lobes der Uneigennützigkeit und Billigkeit würdig zu machen, die Anschaffung durch die billigsten Bedingungen erleichtern. Ich offerire daher nur bis zum Erscheinen des ersten Theils:
den höchst billigen Pränumerationspreis von 4 Thlr. sächs. oder 7 Fl. 12 Kr. Rhein., auf Schreibpapier zu 6 Thlr. sächs., auf Velinpap. in 4to zu 10 Thaler sächs. und behalte mir nur im Nothfall, bei bedeutender Vermehrung der oben angegebenen Stärke, einen Nachschuss von 12—16 Gr. vor. (Dieser Preis ist 1 Thlr. billiger als der Ladenpreis der ersten Auflage; der Ladenpreis dieser Ausgabe wird 6 Thlr. sein.). Dass ich die Pränumerationstermine nicht verlängere, jedoch auch meine Verpflichtungen mehr als gewissenhaft erfülle, hoffe ich namentlich bei diesem Lexikon bewiesen zu haben, wo ich so-

gar dem vorbehaltenen Nachschuss, wozu ich wegen sehr beträchtlicher Vermehrung der Bogenzahl doppelt berechtigt war, entsagte.

Wer sich mit baarer und portofreier Einsendung direct an mich wendet, erhält auf 5 Exempl. das 6te frei, auf 12 bezahlte 3 Frei-Exemplare, also bei dieser und stärkerer Anzahl je das 5te frei, auch bei starken Partieen eines der Exemplare auf Schreibpapier. (Durch andere Buchhandlungen wird man diese Frei-Exemplare nicht erhalten können, oder muss ihnen Porto etc. vergüten.)

Um überdies die Einführung in Gymnasien noch möglichst zu erleichtern, nehme ich bei Partieen (also, zur Vermeidung vielfältiger mühsamer Berechnungen, weder bei einzelnen Exemplaren noch durch andre Buchhandlungen;) die Hälfte des Betrags, also 2 Thlr. pr. Exempl., an. Jedoch muss die 2te Hälfte bis zur Michaelis-Messe d. J. und vor Beendigung und Ablieferung des 1sten Theils eingesandt werden, ausserdem denjenigen, welche dies bis spätestens Ende d. J. nicht gethan hätten, die Freiexemplare gestrichen werden.

Der 1ste Theil erscheint, je nach der anwachsenden Stärke, zur Michaelis-Messe oder doch bis Ende d. J., der zweite Theil zur Oster-Messe oder im Sommer k. J.

Ausführliche Anzeigen und Proben sind bei dem Verleger und in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig. *Ernst Klein*,
Buch- und Kunsthändler.

Bei Hölscher in Coblenz ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die trierischen Münzen, chronologisch geordnet und beschrieben durch J. J. Bohl. 1 Thlr. 16 Gr.

Beispiele zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische nach der lat. Grammatik von Zumpt, gesammelt von E. Dronke. 8 Gr.

Mit dem Motto:

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs mal-intentionnés;

ist bei A. Rücker in Berlin erschienen und für 3 Thlr. 12 Gr. cartonnirt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Eros oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Zwei Bände. Gr. 8.

Von der so eben in Paris erschienenen Schrift Ludwig XVIII:

Relation d'un Voyage à Bruxelles et à Coblentz en 1791.
Ouvrage de LOUIS XVIII, *Roi de France.*
(8. Broschirt. Preis 12 Gr.)

ist in Leipzig (bei Ernst Fleischer) eine korrecte Ausgabe veranstaltet worden, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Das Interesse, welches diese Erscheinung in Paris erweckte, war so lebhaft, daß sich binnen zwei Tagen 4000 Exemplare davon verbreiteten.

Unterhaltungs-Schriften,
welche in der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Laun, Fr., Der große Mann in Liebesnöthen. Ein Roman in zwei Bänden. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Stein, Hofr. und Prof. Carl, Robert der Wildfang. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Voß, Julius von, Die Schildbürger. Ein komischer Roman. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

— — Derselbe, Sphinx, oder dreißig kleine Räthsel-Lustspiele. Zur leichten Darstellung in frohen Zirkeln. Mit einem Kupfer. 8. Geheftet. 1 Thlr. 18 Gr.

Weisser, Fr. Poetische Satyren und scherzhafte Gedichte. In einer Auswahl. 8. 20 Gr.

— — Derselbe, Romanzen und erzählende Gesänge, Fabeln und Anekdoten. In einer Auswahl. 8. 20 Gr.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Fußreisende, oder was hat man zu thun, um angenehm, nützlich, bequem und sicher reisen zu können? Aus vielen Erfahrungen zusammengetragen. Zweite verbesserte Auflage. Mit einem Kupfer. 12. Broch. 12 Gr.

In der Fleckeisen'schen Buchhandlung in Helmstedt erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedrich Raßmann Pantheon deutscher jetzt lebender Dichter und in die Belletristik eingreifender Schriftsteller; begleitet mit kurzen biographischen Notizen und der wichtigsten Literatur. 8. 1823. Preis: 1 Thlr. 16 Gr. roh., 1 Thlr. 18 Gr. gebunden.

Für den Literatur-Freund wird dies mit so vielem Fleiß zusammengetragene Werk eine willkommene Erscheinung seyn. — Durch die möglichst genaue Angabe aller Belletristen mit Hinweisung auf jeden Pseudonymen, so wie durch die Angabe ihrer Literatur bis auf die neueste Zeit, kann man sich nicht allein die interessantesten Aufschlüsse verschaffen, sondern man erhält auch eine Uebersicht im großen Felde der schönen Literatur.

In Ernst Klein's liter. Compt. in Leipzig ist so eben erschienen:

Einleitung in das Naturrecht als eine volksthümliche Rechtsphilosophie, besonders für Deutschlands bürgerliches Recht. Nebst einem Grundriß dieser Wissenschaft zum Behuf von Vorlesungen.

Von Prof. Dr. C. J. A. Baumbach.

Auch unter dem Titel: Lehrbuch des Naturrechts als einer volksthümlichen Rechtsphilosophie, besonders für Deutschlands bürgerliches Recht. Ausführliche Einleitung in diese Wissenschaft und Grundriß derselben. Gr. 8. 1 Thlr.

Der dem Publicum bereits im Fache des Civilrechts rühmlichst bekannte und noch neulich vom Hr. Geh. Hofr. Eichstädt als ein gründlicher Ken-

ner des Alterthums empfohlene Hr. Verfasser trägt in obiger Schrift, welche sich durch reichhaltige literair-historische Notizen auszeichnet, seine Ansichten über die Methode des Naturrechts vor, und wendet solche in einem für seine Vorlesungen ausgearbeiteten Grundrisse weiter an. Allein in Verbindung mit der vorausgehenden Einleitung, wo besonders der vierte Abschnitt über die Geschichte des Naturrechs sich auszeichnet, darf auch der Grundriß schon dadurch auf ein grösseres Publicum rechnen, da die Schrift die, in unsern Tagen vielfach verkannte Würde des Naturrechts überhaupt in Schutz nimmt, auch zeigt, wie dasselbe für das bürgerliche oder Privatrecht Deutschlands fruchtbarer als bisher werden könnte. Die Freunde auf die Schrift selbst verweisend und insonderheit auf die Vorrede, ist sehr zu wünschen, daß man der wohlmeinenden Absicht des Hrn. Verfassers entgegenkommen und in der von ihm geschilderten Idee des Naturrechts gemeinsam zu wirken bemüht seyn möge.

Neue Darstellung der philosophischen Religionslehre,

versucht von M. A. Ch. Kretschmar.
Privatdocenten ꝛc. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Zur Empfehlung dieses Werks möge wohl hinreichen, daß ein Philosoph, der allgemein als einer der ersten Deutschlands anerkannt ist, den Verfasser und sein Werk dem Verleger empfahl. Daher kann Letzterer Lobpreisungen ersparen und nur auf das Werk verweisen, wo man Gründlichkeit und neue Darstellung dessen, was für den Menschen am wichtigsten ist, vereint finden wird.

Almanach der Universität Leipzig

für das Jahr 1823. Mit vier Portraits. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Die erste und gewiß willkommene Erscheinung dieser Art. Sie dient, sowohl die Universität, ihre Glieder, alles Geschehene und Einrichtungen (wie z. B. die Stipendien,) kennen zu lernen, als auch als Gedenkbuch einer schönen Zeit.

Auf schönem Velinpapier gedruckt sind jedes für 6 Gr. zu haben, die sehr ähnlichen von Brückner gestochenen Portraits stellen dar den Hofrath M. C. D. Beck; Domherr Dr. C. G. Biener; Professor Dr. C. F. Ludwig; Domherr Dr. J. A. H. Tittmann.

Für Aerzte.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lorinser, Dr. C. J., königl. pr. Mediz. Rath ꝛc. Die Lehre von den Lungenkrankheiten. Nach ihrem gegenwärtigen Zustande und mit vorzüglicher Hinsicht auf die pathologische Anatomie dargestellt. Mit einem Kupfer. Gr. 8. Engl. Druckpapier. 2 Thlr. 16 Gr.

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Reisegesellschafter durch Rügen

von K. S—r. mit einer Musikbeilage. Sauber gebunden Preis: 1 Thlr. mit einer schönen Karte von Rügen 1 Thlr. 18 Gr.

Bei dem gänzlichen Mangel einer neuern Beschreibung der Insel Rügen — einem Lande, welches jährlich von so vielen Fremden besucht wird — kann es diesem Werkchen an einer guten Aufnahme nicht fehlen

— Der Verfasser lebt an Ort und Stelle, hat jeden Punct der Insel selbst besucht, und weiß daher den Reisenden die genaueste Anweisung zur zweckmäßigen Einrichtung ihres Reiseplanes zu geben. Auch denen, welche diese Reise schon gemacht haben, wird es eine angenehme Erinnerung gewähren.

Esper's Pflanzenthiere; fortgesetzt vom Prof. Dr. Goldfuß in Bonn, und Prof. Dr. Lamouroux in Caen.

Von diesem allgemein geschätzten Werke sind bereits 15 Lieferungen für die ersten drei Theile, und 10 Lieferungen für die beiden Theile der Fortsetzung erschienen. — Die Fortsetzung desselben haben nunmehr die genannten Naturforscher übernommen, welches wir den bisherigen Abnehmern hiedurch bekannt machen. — Zur nächsten Michaelismesse soll von der neuen Fortsetzung schon ein Heft erscheinen, welches 12—15 Textbogen und zwei ausgemalte Kupfertafeln enthalten wird.

Das ganze Werk, nämlich die bisher erschienenen 25 Hefte, kostet im Ladenpreis 71 Thlr. 20 Gr. sächs. oder 107 Fl. 30 Kr. rhein. Um aber die Anschaffung desselben soviel wie möglich zu erleichtern, haben wir es auf ein Jahr zu 53 Thlr. 21 Gr. sächs. oder 80 Fl. 38 Kr. rhein. im Preis herunter gesetzt.

Nürnberg, d. 24. Mai 1823.

Bauer und Raspe.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unterricht über die chemischen Prüfungsmittel oder Reagentien, ihre Bereitung, ihren besondern Gebrauch, und ihre Anwendung auf die chemische Analyse. Für Aerzte, Apotheker, Fabrikanten, Droguisten und Gewerbetreibende. Aus dem Französischen des Herrn Payen und Chevalier, Chemiker in Paris. Herausgegeben von Dr. und Prof. L. Cerutti. Mit drei Kupfern. Gr. 8. Broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Anzeige für Gymnasien und ihre Lehrer.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien so eben die zweite Auflage von folgendem ausgezeichneten Lesebuche, unter dem Titel:

Dr. J. H. P. Seidenstücker's Elementarbuch zur Erlernung der griechischen Sprache. Erste Abtheilung oder Nr. I. 8. Ladenpreis 12 Gr.

Diese zweite Auflage ist von dem würdigen Sohne des unvergeßlichen Herrn Verfassers, nach dem Wunsche vieler, durchweg mit Accenten versehen und mit vielen grammatischen Zusätzen vermehrt worden, um dadurch, besonders durch erstere, dem Buche mehr Einführung in den Schulen zu verschaffen. Wir schließen mit dem Wunsche, daß diese neue Ausgabe ebendieselbe beifällige Aufnahme finden möge, welche der ersteren zu Theil geworden ist.

Hamm und Leipzig, im Mai 1823.

Schulz und Wundermann.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XIII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Kraushaar, H. W., Lehrbuch der reinen Mathematik, mit Anwendungen. — Für Lyceen, Gymnasien und andere Lehranstalten, auch zum Selbstunterricht. Erste Abtheilung, welche so viel enthält, als in den mittleren und unteren Classen der Gymnasien, und in wohl eingerichteten Bürgerschulen vorgetragen werden soll. Mit zwei Tafeln in Steindruck. Größtes Octav-Format. 224 Seiten. 1 Thlr.

Reden aus altrömischen Geschichtschreibern, lateinisch und deutsch. Erstes Bändchen, Reden im Salustius. Nebst Vorträgen über das Geschichtstudium von Dr. Fr. Erd. Petri. 8. 320 S. 1 Thlr.

Aus diesem besonders abgedruckt:

de Studio historiarum, orationes aliquot, praefationes, fragmenta et epigrammata, conquisivit, advationem temporis digessit et notis quibusdam instruxit Dr. Fr. Erd. Petri. 8. 200 S. 16 Gr.

Th. G. F. Varnhagensche Buchhandl.

In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin erschien so eben folgendes wichtige Werk, welches daselbst so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben ist:

Chemische Grundsätze der Kunst Branntwein zu brennen; nach den neuesten Entdeckungen und Vervollkommnungen derselben theoretisch und praktisch dargestellt.

Nebst einer Anweisung zur Fabrikation der wichtigsten Liqueure.

Von Dr. Sigismund Friedrich Hermbstädt.

Königlichem Geheimen und Ober-Medizinal-Rathe rc. rc.

Erster Theil. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Mit 7 Kupfertafeln. 3 Thlr. 8 Gr.

Zweiter (neu hinzugefügter) Theil mit 24 Kupfertafeln in Quer-Folio. 3 Thlr.

Mithin complett 6 Thlr. 8 Gr.

Die erste Auflage dieses unstreitig besten Werkes über obigen Gegenstand erschien im Jahre 1817. Der allgemeine Beifall, mit welchem solche aufgenommen und in wenigen Jahren ganz vergriffen wurde, ist der sprechendste Beweis ihres gestifteten Nutzens. Ein Zeitraum von fünf Jahren, welcher jedoch während der ersten Ausgabe verstrichen ist, mußte hinreichend seyn, die im ungehinderten Vorschreiten begriffene Kunst der Branntweinbrennerei mit einer Menge neuer Entdeckungen und Erfindungen zu bereichern, welche sowohl in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht dazu dienen, sie ihrer Vollkommenheit immer näher zu bringen.

Der berühmte Herr Verf. ist demnach bemühet gewesen, Alles zu sammeln und gehörigen Orts einzuschalten, was ihm in dieser Hinsicht neu und praktisch brauchbar schien, und ist überzeugt, daß man das Buch nicht aus der Hand legen wird, ohne den wesentlichen Unterschied zwischen seiner gegenwärtigen und der früheren Ausgabe wohlthätig zu bemerken.

Der erste Theil, welcher besonders der Geschichte der Erfindung und der Theorie der Branntweinbrennerei gewidmet ist, zerfällt in folgende Hauptabschnitte (deren vielfache Unterabtheilungen hier anzuführen, der Raum jedoch verbietet): Einlei-

tung. — Von dem Wasser, als Hülfsmittel bei der Branntweinbrennerei betrachtet. — Von den natürlichen Erzeugnissen, aus welchen Branntwein gezogen werden kann. — Von der Wärme, dem Thermometer und dem Gebrauche des letztern in der Branntweinbrennerei. — Von dem Proceß des Malzens, welchem das Getreide unterworfen wird. — Von den Meischgefäßen, von der besten Konstruktion derselben und von dem Einflusse ihrer Gestaltung auf den Gang der Fermentation. — Von der besten Art, den Proceß des Einmeischens zu veranstalten. — Von der Hefe oder Bärme, und der künstlichen Darstellung derselben. — Von der Stellung der Meische mit Hefe, den Erfolgen der Gährung und der Bildung des Alkohols. — Von dem Alkoholimeter im Allgemeinen und seinem Gebrauche. — Von der Lutter- und der Weinblase, so wie der besten Form von beiden. — Von dem Blasenofen und der Feuerung unter demselben. — Von dem Meischwärmer oder Vorwärmer und dem Nutzen desselben in der Branntweinbrennerei. — Von den Kühlanstalten in der Branntweinbrennerei, von deren besten Konstruktion, so wie von deren Nutzen. — Von der Wahl des Materials zu den Destillirgeräthen, so wie von der Destillation des Branntweins durch Dämpfe. — Von dem Geschäfte des Lutterns oder Läuterns. — Von dem Geschäfte des Weinens oder Klärens. — Fabrikation des Branntweins aus verschiedenen Substanzen. — Reinigung des Branntweins von fremdartigen Beimengungen. — Veredelung des Branntweins zu Franzbranntwein, zu Rum und Arak. — Benutzung des Nachlaufs von Branntwein auf Essig. — Benutzung der Schlämpe als nährendes Mittel für Vieh. — Zubereitung der einfachen und zusammengesetzten Branntw., so wie der wichtigsten Liqueure.

Der zweite Theil enthält dagegen die neuen Apparate, welche im In- und Auslande bekannt gemacht worden sind, nebst einer Vergleichung dessen, was sie zu leisten vermögen, verbunden mit andern dahin gehörigen theoretischen Erörterungen. Die Angabe folgender Hauptabschnitte mögen dessen hohes Interesse für jeden Sachverständigen bezeugen: Einleitung. — Nothwendigkeit, die Fermentation in verschlossenen Räumen zu veranlassen. Schlachters, Dr. Sauters, Dlle. Gervais Versuche; Deurbroucy's Gährungsapparat; des Verf. Prüfung, in wie fern die Ausbeute an Branntwein durch die Fermentation der Meische in verschlossenen Gefäßen vermehrt wird; des Verfassers verbesserter Meischbottich. — Einfachste und wenig kostspielige Abänderung der gewöhnlichen Destillirgeräthe, um den Erfolg der Destillation dadurch zu beschleunigen und ein geistreiches Destillat zu gewinnen; Storch's Klärmaschine; Funke's Destillirapparat; des Verfs. neuer Destillirapparat für kleine Branntwbr. — Die in Deutschland erfundenen, zur Branntweinbrennerei bestimmten Apparate für große Anstalten, um gleich aus der Meische ohne Luttern und Weinen Spiritus zu gewinnen. Beschreibung und Bemerkungen über die Apparate der Herren Pistorius, Dorn, Reitz, Ernst Strauß und Marechaux. — Die in Frankreich erfundenen Apparate für größere Anstalten, insbesondere die der Herren Ed. Adam, Düportal, Solimani, Isaac Berard, Chaptal, Aug. Menard, Lenormand, Fournier, Couraudau und Lebon. — Der in Rußland erfundene Apparat des Grafen Subow; die englischen der Hrn. Smithson, Tennant und Tritton. — Die in Schweden erfundenen Apparate von Norberg, Elglund: der schwedische Helm. — Bemerkungen über die in England übliche Verfahrungsart, den Branntwein aus gegohrner Würze zu produciren. — Vervollkommnung der

Branntweinbrennereien aus Kartoffeln; Siemens Verbesserung desselben; dieselbe nach des Verfs. Methode. — Fabrikation des echten holländischen Genievers. — Ueber die mit der Branntweinbrennerei aus Roggen zu verbindende Fabrikation der Preßhefe. — Fabrikation des Essigs aus dem Nachlauf des Branntweins. — Beschreibung und Abbildung des großen Dampfdestillationsapparats in der landwirthschaftlichen Gewerbsanstalt des Hrn. Nathusius zu Althaldensleben, nach einer vortrefflichen Zeichnung des Hern Ackermann aus London.

Die den beiden Theilen hinzugefügten 19 sehr fleißig ausgeführten Kupfertafeln bieten sogleich den interessantesten Ueberblick und Vergleich der genannten Apparate dar, und ein vollständiges Register über das ganze Werk, erleichtert das Nachschlagen bei vorkommenden Fällen.

Bei dieser Gelegenheit erlaubt sich der Verleger vorstehenden Werkes noch auf folgende bei ihm erschienene technologische Schriften aufmerksam zu machen:

Hermbstädt, (Dr. Sigm. Fr.), Chemische Grundsätze der Kunst Bier zu brauen. Zweite Auflage. Gr. 8. Mit drei Kupfertafeln. 2 Thlr.

— — Chemische Grundsätze der Destillirkunst und Liqueurfabrikation. Mit vier Kupfertafeln. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

— — Anleitung zur Kultur und Fabrikation des Rauch- und Schnupftabacks; nach agronomischen, technischen und chemischen Grundsätzen. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

— — Anleitung zu der Kunst wollene, seidene, baumwollene und leinene Zeuge echt und dauerhaft selber zu färben rc. Gr. 8. 12 Gr.

— — Gemeinnützlicher Rathgeber für den Bürger und Landmann, oder Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorschriften zur Darstellung mehrerer der wichtigsten Bedürfnisse der Haushaltung, so wie der städtischen und ländlichen Gewerbe. Gr. 8. Fünf Bände. (Von den ersten dreien erschien bereits die zweite Auflage.) à 18 Gr. 3 Thlr. 18 Gr.

Kölle, (Dr. Aug. Finanzrath), System der Technik. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

May, J. G. (Königl. Fabriken-Inspector), Anleitung zur rationellen Ausübung der Webekunst. Gr. 8. Mit zwei Kupfertafeln. 18 Gr.

Wuttig, (Hofr.) Die Kunst aus Bronze collossale Statuen zu giessen. Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. Geheftet. 12 Gr.

Fréd. Ancillon

Tableau des revolutions du système politique de l'Europe, depuis le fin du quinzième siècle. Nouvelle édition, revue et corrigée par l'auteur. 4 Vol. in 8. Paris. 10 Thlr.

Diese, längst erwartete, neue Ausgabe, die mit größter Sauberkeit in Paris gedruckt ist, ist nun erschienen, und es können alle deutsche Buchhandlungen ihre Bestellungen darauf an uns richten.

Berlin, im Mai 1823.

Duncker und Humblot.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Allgemeine medizinische Annalen für 1823. Herausgegeben von Dr. *J. Fr. Pierer.* und Dr. *L. Choulant.* 4. Viertes Heft. April.

(Preis des ganzen Jahrgangs in 12 Monatsheften. 6 Thlr. 16 Gr.)

Isis von Oken. Fünftes Heft. 1823. 4.

(Preis des ganzen Jahrgangs in 12 Monatsheften mit vielen Kupfern. 8 Thlr. sächs.)

Schütz, Wilhelm von, zur intellectuellen und substantiellen Morphologie mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde. Drittes Heft. Geh. Gr. 8. 164 S. Preis 1 Thlr.

(Die beiden frühern Hefte kosten ebenfalls jedes 1 Thlr.)

Inhalt dieses Heftes:

1) Kern und Schaale.
2) Sprachbetrachtungen: Veränderlichkeit, Pantheismus, Reinheit.
3) Veränderung, als Verflüchtigung, Verkörperung, Verwandlung und Gährung.
4) Die Genesis und die Zendschriften.

Leipzig, den 6. Juni 1823.

F. A. Brockhaus.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Praktischer Unterricht, im Nivelliren oder Messen der Höhen, mit einer leicht und wohlfeil zu verfertigenden neuen Kanalwage oder mit Stangen nach der Fläche eines stehenden Wassers. Selbst ohne mathematische Vorkenntnisse leicht ausführbar bei Wasserbauen, Wasserleitungen aller Art, Ent- und Bewässerungen und in allen andern nöthigen Fällen. Für Oekonomen, Guts-, Garten- und Hausbesitzer, Müller und Inhaber von Wasserwerken, Ortsvorgesetzte, Bauleute, und alle diejenigen, welche irgend bei einem Wasserbaue interessirt und beauftragt sind. Mit drei Kupfern. Gr. 8. Broch. 12 Gr.

Pränumerations Anzeige.

Friedrich Wilhelm Riemer's griechisch-deutsches Wörterbuch für Anfänger und Freunde der griechischen Sprache.

Vierte rechtmäßige vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände, groß Lexicons-Octav.

Der abermalige schnelle Absatz der dritten Auflage, machte diese Vierte sobald nöthig, welcher Verfasser und Verleger im Innern und Aeußern alle die Vorzüge zu geben strebten, die Zeit und Umstände nur erlaubten. Es ist daher keine Seite ohne, zum Theil sehr bedeutende, Vermehrungen und Verbesserungen geblieben, so daß die Stärke dieser Auflage ge-

gen die dritte um 13 bis 16 Bogen mehr betragen möchte; sie ist mit ganz neuen Lettern, sogar mit neu erfundenen Zeichen für die Quantität, auf gutes weißes Papier, gut und besonders correkt gedruckt, demohngeachtet ist für jetzt der Ladenpreis nur zu 7 Thlr. bestimmt. Um indeß allgemeinen Wünschen zu entsprechen, will ich wieder bis Ende dieses Jahres folgende Bedingungen festsetzen.

1) Die Pränumeranten zahlen an mich wie in jeder Buchhandlung voraus, für:

1 Exemplar	Druckpapier	sächs.	5 Thlr.	— Gr.
13	—	—	— 62	8
21	—	—	— 100	—

und können dabei keine weitern Frei-Exemplare statt finden.

2) Sie erhalten dagegen den schon ausgedruckten ersten Theil sogleich und den Zweiten im Januar oder Februar 1824 frei ohne allen Nachschuß nachgeliefert.

3) Sie erhalten ihre Exemplare auf vorzüglichem weißen Druckpap., so weit dieses ausreicht, zahlen aber andern Buchhandlungen nach Maaßgabe der Entfernung billigen Erfolg für die Fracht-Ausgaben.

4) Der Ladenpreis tritt unwiderruflich mit dem 1. Januar 1824 ein.

Eine umständlichere Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Jena, im April 1823.

Friedrich Frommann.

Bei Enslin ist so eben erschienen:

Bibliotheca Autorum classicorum et Graecorum et Latinorum;

oder: Verzeichniß derjenigen Ausgaben und Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller, welche vom Jahre 1700 bis zu Ende des Jahres 1822 in Deutschland erschienen sind.

Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis 8 Gr.

Literarische Anzeige.

Vollständige und äußerst wohlfeile Ausgabe von Walter Scotts sämmtlichen Werken.

Leipzig, bei J. F. Gleditsch.

Die ersten vier Theile dieser Hand-Ausgabe der Walter Scottschen Werke (vorerst der prosaischen Schriften) in einer neuen, unverkürzten und correkten, mit historischen Anmerkungen versehenen Uebersetzung, sind in allen Buchhandlungen zu haben und mit verdientem Beifall aufgenommen worden.

Der 1ste u. 2te Band enthält:	Waverley, oder so war's vor sechzig Jahren, nach der achten Original-Ausgabe von W. J. F. v. Halem.
Der 3. u. 4.	Nigels Schicksale.
Der 5., 6. u. 7.	Peveril vom Gipfel. (erscheint im Juli.)
Der 8. u. 9.	Kenilworth (erscheint im Juli.)
Der 10., 11. u. 12.	Tales of my Landlord, first Series. (erscheint Mich.-Messe.)

Welche Vorzüge diese Ausgabe vor vielen der seitherigen Uebersetzungen hat, welche oft von der Sprache völlig Unkundigen mit der größten Eil-

fertigkeit und verstümmelt gegeben wurden, dieses wird man bei einer flüchtigen Vergleichung leicht finden. Die beigefügten historischen Bemerkungen sind oft unentbehrlich, und wurden dabei die umfassendsten Englischen Werke benutzt. — Der Preis jeden Theils auf gutem weißem Papier in kl. 8. gedruckt, und sauber cartonnirt, ist 1 Thlr. — Es steht indeß Jedermann frei, einen billigern zu verlangen, wenn man mit 9 Thlr. auf die ersten 12 Theile pränumerirt und ist dieser Pränumerationspreis von 9 Thlr. für 12 Theile gewiß einer der allermäßigsten.

Alle Buchhandlungen nehmen hierauf Bestellungen an.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unterweisung, wie auf eine leichte und sichere Art Kalksteine, Mergel, Gyps, Torf, Stein- und Braunkohlen aufzufinden und zu gewinnen sind. Nach vielen Erfahrungen entworfen. Mit drei illum. Kupfern. Gr. 8. Broch. 12 Gr.

Bei Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Bibliotheca theologica,

oder Verzeichniß

aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit in Deutschland erschienenen Werke über alle Theile der wissenschaftlichen und praktischen, besonders der protestantischen, Theologie; nach Winers Handbuch, mit Zuziehung anderer zuverlässiger literarischer Hülfsmittel, und mit einem Materienregister versehen. Gr. 8. Preis 16 Gr.

Bücher-Auction.

In der Michaelis-Woche d. J. wird zu Elbing in Preußen die Büchersammlung des seligen Superintendenten Dr. Weber, R. d. r. A. O., in 5006 Bänden aus allen Fächern, besonders der Theologie und Geschichte, worunter viele alte und seltene Werke, versteigert werden. Kataloge findet man

in Berlin bei Hrn. Buchhändler Enslin;
in Frankfurt a. M. bei Hrn. Buchhändler Varrentrapp;
in Bremen bei Hrn. Buchhändler Heyse;
in Leipzig bei Hrn. Universitätsproclamator Weigel;

welche auch ersucht worden sind, die Bestellungen gütigst anzunehmen und zu befördern.

Allgemeine Encyclopädie der Künste und Wissenschaften von Ersch und Gruber.

Gr. 4. Mit Kupfern und Charten.

Leipzig, bei J. Fr. Gleditsch.

Hiervon ist der 10. Theil an alle resp. Pränumeranten versendet worden, wogegen die Vorausbezahlung für den 11. und 12. Theil fällig wurde. Sämmtliche resp. Subscribenten werden daher ersucht, solche aufs baldigste zu leisten.

Der Preis eines compl. Exemplars ist 1.—12. Theil
Velinpapier 60 Thlr.
Weiß Druckpapier 46 Thlr.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

No. XIV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

DE
FLORA SVECICA NOVA EDENDA

Septuaginta ferme sunt anni, ex quo Linnaeus alteram editionem Florae Svecicae suae publicavit. Neque tanto temporis intervallo ullum opus comparuit universale, quod idem habuerit propositum, ut non tantum definitionibus synonymisque et accuratis et ad temporum rationem accommodatis plantae svecanae determinarentur, verum etiam, ut bene ac copiose proponeretur, quibus locis, quam late quamque diverse habitent, vel, si quid de his rebus uberius, quam in universali opere fieri potest, in aliis scriptis fuerit expositum, ut citationibus commonstraretur, quo quidque loco possit inveniri. Sic minus plenâ certâque plantarum svecicarum notitiâ factum est, ut multa perperam de iis apud exteros existimata sint, quorum judicia ad nos etiam immigrarunt. Immutata autem volventibus annis plantarum nomina multum Scientiae officere, haud in ambiguo positum judicamus, praesertim cum praestare nemo possit, an ea mutatio non sit ulterius progressura; ideoque plerisque Botanicis haud ingratum fore credimus, si plantis svecanis, utpote omnium Linnaeanarum certissimis, pristina et originalia sua vel vindicentur vel conserventur nomina, nisi vera detecta accomodationem aliquam necessario postulent. Ad nomina autem firmanda nascendi loca et regiones plurimum valere, jam diu nobis persuasum fuit idque semper spectavimus, tum in superioribus scriptis nostris, tum in itineribus intra patriam factis nulloque fere anno intermissis. Neque enim quisquam vestigia Linnaei (ut proprie dicitur) diligentius quam nos lustraverit, ob eamque causam nemo fere magis ab experientia sit instructus, ut ex nativo plantarum loco soloque certius judicare queat, quae vis subjecta verbis Linnaei sit. Haec autem, in opere plantas svecanas universalius tractanti, et facilius et evidentius indicari possunt, quam ântea in Floris specialioribus nostris factum est; heic enim sufficiens rerum ipsarum expositio, quales eae repertae sunt et animadversae, fundamentum argumentationis necesse erit.

Id intuentes, nos novam Floram Svecicam confecimus, Linnaeana, ut fundamento, substructa. Novam tantum editionem Florae Linnaei adornari mutata Scientiae facies vetare videtur; Illius autem Viri immortalis persequi rationem id in omnes par-

tes convenientissimum duximus. Sit certe in hac materia peregrinorum Botanicorum studia excitare atque retinere melius nos posse putavimus, neque minus aliis quoque in rebus Nostratibus plurimum prodesse. Ceterum apud omnes naturae scrutatores eo etiam labor noster aliquid commentationis habiturus videtur, quod vegetationem semper respeximus, quantum indoles habitusque ejus rationi geographicae diversisque terrae formationibus pareat: quo in genere, quum in Svecia imprimis formatio illa transitionis et admodum explanata sit et a ceteris saepius sejuncta, observationes nostrae aliquando clarius rem forsan explicabunt, quam quae in aliis terris ineuntur. Quamvis enim hac in re, ut alias semper, patriae praecipue consulere studuerimus, tamen exteris haud infructuosam nos suscepisse operam arbitramur, nam singularum indagare terrarum proprietates, et diversum inter ipsas habitum disquirere, utilissimum sine dubio est ad universarum explicandam naturam. Quae res specialius ad patriae usum referuntur, cum omni ratione inopiae subvenire conati sumus nostratium Botanicorum, manuale aliquod plenius et solidius desiderantium, eas commemorare non opus est. Satis sit monuisse, opus hoc majus fore Enchiridion, medium fere tenens inter Floras Smithii vel Decandollii majores et minora eorundem Auctorum Compendia. Illud tamen interest, quod nos, Linnaeum secuti, plantas maximas notabilissimasque fusius tractavimus, minus vero perfectas contractius, non paucas demum minutissimas parumque alias notabiles Algas Fungosque exclusimus, idque ideo etiam, quia plerisque terrarum plagis sunt communes. Ita in volumen octonarium XL:ta plagularum, majuscula forma, totam rem coarctari posse speramus. Quae ad criticam maxime pertinent explicationem earum rerum; de quibus praesenti tempore disceptari solet, separatim, commentationum nomine, fini totius opere subjicere in animo est. Sed de his parum ausimus promittere, priusquam compertum habebimus quantam emtorum frequentiam in peregrinis terris opera nostra possit sperare, de quo, ut quam primum simus certiores, optatissimum nobis erit.

Upsaliae, d. 3. Junii 1823.

GEORG WAHLENBERG.

Nos infra scripti, hujus operis redemtores, id curabimus, ut et chartae typorumque nitore satisfiat lectoribus, et pretio, quam fieri possit levissimo, emtorum facultatibus consulatur, quod quidem in 3 Thaler. circiter consistere pollicemur. — Ad initium usque mensis Decembris hujus anni b. Subscriptoribus copia erit nomina dandi, idque

In ANGLIA:

apud *Treuttel*, *Würtz* & *Richter*. Londinis.

In DANIA:

apud *Gyldendal*. Hafniae.

In FRANCIA:

apud *Treuttel* & *Würtz*. Parisiis et Argentoratis.

In GERMANIA:

apud *G. Reimer*. Berolini;
apud *F. A. Brockhaus*. Lipsiae.

In HELVETIA;

apud *Orell*, *Füssli* & *C.* Tiguri (Zürich).

In NORVEGIA:

apud *Hartmann*. Christianiae.

Iidem illi Bibliopolae, quos modo nominavimus, iis etiam se adfuturos spondent, qui *Floram Upsaliensem, auct. G. Wahlenberg; cum mappa Geographica. Ups.* 1820. Ea prostat 2 Thlr. 12 Gr.

PALMBLAD & C.

R. Academiae Typographi et Bibliopolae.

Im deutschen Museum ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt:

Essai d'une description géognosique-botanique de la Flore du monde primitif, par G. Comte de Sternberg, traduit par son Excellence Mr. le Comte de Bray. *Cahier II.* avec 12 planches enluminés. Fol. prix 8 écus.

Versuch einer geognostisch-botanischen Vorstellung der Flora der Vorwelt vom Grafen Kaspar von Sternberg. Drittes Heft, mit 12 illuminirten Kupfern, holländisches Papier. Fol. 8 Thlr.

Bei Adolph Marcus in Bonn sind folgende neue Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Delbrück Ferd., Lehrsätze, Rathschläge und Fragen über Erziehung und Unterweisung der Jugend. 8. Preis 12 Gr.

Dessen Magdeburg. Eine Rede zur Beehrung seiner Vaterstadt. Gr. 8. Geh. Preis 12 Gr.

Linde, Dr. J. T. B., Abhandlungen aus dem deutschen, allgemeinen Civilprozesse mit Berücksichtigung der preußischen, allgemeinen Gerichtsordnung. Erstes Bändchen. Gr. 8. Preis 22 Gr.

Locmani fabulae et plura loca ex codicibus maximam partem historicis selecta in usum scholarum arabicarum edid. *G. W. Freitag* Dr. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Mittermaier, Dr. C. J. A., der gemeine deutsche, bürgerliche Prozeß in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Prozeßgesetzgebung. Dritter Beitrag. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 3 Gr.

Der erste Beitrag zweite Auflage kostet 1 Thlr., der zweite Beitrag 21 Gr., alle drei Bändchen also zusammen 3 Thlr.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lady Morgan, Glorwina, ein Roman aus dem Englischen von W. A. Lindau. Drei Theile. Geh. 2 Thlr.

Allan Cunningham, Schottische Erzählungen. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Erster Theil. 21 Gr.
(Der zweite Theil erscheint in 14 Tagen.)

Helmina von Chezy, geb. von Klencke, Erzählungen und Novellen. Zwei Theile. 3 Thlr.

Fanny Tarnow, Sydoniens Witwenjahre. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Zwei Theile. 3 Thlr.

— — Lilien (Erzählungen) erster u. zweiter Theil. 3 Thlr.

— — dessen dritter und vierter Theil. 3 Thlr.

Die genialischen Frauen, oder Geheimnisse liebender Herzen. Ein Roman in zwei Theilen. Nach dem Englischen frei bearbeitet von C. von S. 2 Thlr. 16 Gr.

Zaubergaben. Ein Kranz romantischer Dichtungen vom Verfasser des Markulf der Schauermann. Mit einem Titelkupfer. 1 Thlr. 16 Gr.

Diezel, C. E., Fragmente für Jagdliebhaber. Mit Kupfern. Zwei Theile. 2 Thlr. 16 Gr.

Peter Anton Fonk, der Ermordung Wilh. Cönens angeklagt. Versuch eines Beitrages zur Beleuchtung dieses Processes, von Dr. Ascher in Hamburg. Geh. 16 Gr.

Noth- und Hülfsbüchlein für Landwirthe, Gewerbtreibende und Künstler, oder auserlesene Sammlung von bewährt befundenen, nützlichen sowohl als auch Vergnügen gewährenden Erfindungen, in Hinsicht auf Künste, Gewerbe, Landbau und Viehzucht. Geh. 12 Gr.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Echo,
aus den Sälen europäischer Höfe und vornehmer Zirkel,
oder
merkwürdige Erzählungen und unbekannte Anekdoten von den Ereignissen der neuesten Zeit.
Erstes, zweites Stück für 1823.
Mit einem Kupfer. 8. Broch. à 12 Gr.

Das erste Stück schildert die ersten Heldenthaten der griechischen Flotte, und theilt wichtige Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand von Spanien mit rc., und das zweite Stück liefert in einer gedrängten Uebersicht das Wichtigste der spanischen Revolution.

Neue Bücher, welche bei J. Sühring in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und in Warschau bei Brzezina zu haben sind:

Capuron, J. Dr. und Professor. Abhandlung über die Krankheiten der Kinder von der Geburt bis zum Eintritt der Pubertät. Nach der zweiten Auflage des französischen Originals. Mit einer Vorrede begleitet vom Dr. und Professor F. A. B. Puchelt, Gr. 8. 1821. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Eckenberg, Dr. *Ferd. Theoph.*, de publiciana in rem actione ac de juris romani sententia unde bonae fidei possessor fructus consumptos suos faciat. 8. maj. 1821. Brochirt. Preis 10 Gr.

Gelegenheits-Dichter, neuester allgemeiner. Eine Sammlung von Geburtstags-, Hochzeits-, Jubelhochzeits-, und Abschieds-Gedichten, Amtsjubelfeiern und Neujahrwünschen. Aus klassischen, deutschen Dichtern gesammelt und herausgegeben von C. H. Weiß. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1823. Geh. 15 Gr.

Köhler, L. F., allgemeinfaßliche Darstellung der Kettenrechnung für Schulen in kleinern Städten und auf dem Lande, und für Freunde des Rechnens, die sich über die Rees'sche Regel selbst belehren wollen. 8. 1822. Preis 12 Gr.

Pfotenhauer, Dr. und Prof. C. F., Handbuch der vor dem Jahr 1770 an bis auf die neueste Zeit in dem Königreiche Sachsen erschienenen Criminalgesetze. 8. 1811. Preis 1 Thlr.

Gesellschafts-Liederbuch, neuestes allgemeines sächsisches, für fröhliche Zirkel. Eine Auswahl der besten Lieder von Schiller, Bürger, Langbein, Göthe, Voß, Hölty, Jakobi, Tiedge, Blumauer, Matthison, und andern deutschen Classikern. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1822. Elegant geheftet. Preis 9 Gr.

Hodgkins english mercantile Letters. Carefully revised and corrected after the latest English edition with explanatory notes for the use of Germans by J. G. Flügel, teacher of the english Language at Leipzic. 8. 1822. Cartonnirt 20 Gr.

Kalkreuth, *H. W. A.* Graf von, die Legitimität. Eine Abhandlung. Gr. 8. 1823. Preis 1 Thlr.

Kemper, *J. M.*, Staatsrath und Professor. Versuch über den Einfluss der politischen Ereignisse und der religiösen und philosophischen Meinungen seit ungefähr 30 Jahren auf die wahre Aufklärung in dem Religiösen und Sittlichen bei den Völkern Europas. Nach der zweiten Ausgabe aus dem Holländischen übersetzt von A. Dietrich. Gr. 8. 1823. Preis 20 Gr.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Allgemeine medizinische Annalen, herausgegeben von Dr. *J. F. Pierer* und Dr. *L. Choulant*. 1823. Fünftes Heft. Mai. 4. Geh.

(Der Jahrgang aus 12 Monatsheften bestehend kostet 6 Thlr. 16 Gr.)

Isis. 1823. Sechstes Heft. 4. Geh.

(Der Preis des ganzen Jahrgangs, aus 12 Monatsheften mit vielen Kupfern, beträgt 8 Thlr. sächs.)

Leipzig, den 20. Juni 1823.

F. A. Brockhaus.

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fromme Gesänge
nach
bekannten Kirchenmelodien.
Von
G. C. G. Küster,
K. Superintendenten ꝛc. in Berlin.
Zweite wohlfeilere Ausgabe.
1823. Preis broch. 8 Gr.

Den vielfachen Nachfragen zu begegnen zeigen wir an, daß in diesem Monat

Pölitz, K. H. L., die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit dargestellt,

erster und zweiter Theil, das Natur- und Völkerrecht, das Staats- und Staatenrecht, die Staatskunst (Politik), die Volkswirthschaft, Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, und die Polizeiwissenschaft

enthaltend, 61 Bogen à 3 Thlr. 16 Gr. fertig geworden und versandt sind. Der dritte und vierte Band folgen baldmöglichst.

Leipzig, den 31. Mai 1823.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Ankündigung
und Einladung zur Unterzeichnung
auf L. Th. Kosegartens Dichtungen.

Herausgegeben von dessen Sohne, Herrn Prof. Kosegarten in Jena.
Neue vollständige, und äußerst wohlfeile Ausgabe in 12 Bden.
8. Pränumerationspreis 4 Thlr. 12 Gr.

Der Inhalt der einzelnen Bände wird folgender seyn:

1. Kurze Lebensgeschichte; und einige Gedichte aus den früheren Jahren.
2. bis 8. Lyrische Gedichte.
9. Sagen der Vorwelt; Rügische und Ersische Sagen.
10. Legenden oder Sagen der kirchlichen Vorzeit.
11. Die Inselfahrt; ländliche Dichtung in sechs Eklogen.
12. Jukunde, ländliche Dichtung in sechs Eklogen.

Greifswald, im April 1823.

C. A. Koch.

An alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben versandt:

Der Gartenfreund.

Oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im

Küchen-, Obst- und Blumengarten,

in Verbindung mit dem

Zimmer- und Fenstergarten.

Nebst einem Anhange

über den Hopfenbau.

Von J. C. L. Wredow,

Prediger in Parum bei Wittenberg in Mecklenb. Schwerin.

Gr. 8. Mit einem allegorischen Titelkupfer und Vignette.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Sauber geheftet. 2 Thlr.

(Berlin bei Carl Friedrich Amelang.)

Schon bei der Erscheinung der ersten Auflage dieser nützlichen und treuunterrichtenden Schrift empfahl der Rec. dieselbe aus wahrer Ueberzeugung allen Liebhabern der Gärtnerei als einen wahren Gartenfreund, mit der Versicherung, daß sie in allen Fällen einen erfahrnen und treuen Rathgeber an ihm finden würden. Mit Vergnügen ersieht er nun aus dieser, binnen wenigen Jahren nöthig gewordenen, zweiten Auflage, die mit Recht eine verbesserte und vermehrte genannt werden kann, daß seine Empfehlung gefruchtet hat, und ist überzeugt, daß Niemanden der Ankauf gereuet, und daß vielmehr Jeder seinen Zweck nach dieser Anweisung erreicht hat. Gewiß wird daher auch diese zweite Auflage eine eben so freundliche Aufnahme finden, als die erste. Der würdige Hr. Verf. hat hie und da Manches hinzugesetzt, was er nach gemachten Versuchen brauchbar gefunden, und auch

hier und da Manches berichtigt, was er nach gemachten Erfahrungen für nöthig gehalten hat. So hat er unter Andern auch das Ringeln der Bäume, um sie zum Fruchttragen und größere und früher reifende Früchte hervorzubringen, zu zwingen, wovon auch Rec. im vorigen Jahre die wunderbarsten und auffallendsten Wirkungen in seinem Garten gesehen hat, nach eigen gemachter Erfahrung empfohlen, und auch in der Behandlung des Weinstocks manche Verbesserungen angegeben. Daß diese neue Auflage wirklich eine vermehrte zu nennen sey, ergibt sich schon aus der stärkern Bogenzahl derselben gegen die erste. Die Brauchbarkeit dieser Schrift ist noch durch Hinzufügung eines Registers der deutschen Namen, sehr erhöhet worden.

---

mit größerer, schönerer Schrift gedruckt. Dem wackern Bürger, Soldaten und Landmanne, dem Greis, so wie dem Jünglinge und der Jungfrau, dem Glücklichen und Unglücklichen wird dasselbe ein nützliches, herzstärkendes Erbauungsbuch von bleibendem Werth seyn. Es bildet mit des Hrn. Verfs., schon zum vierten Male neu aufgelegten Andachtsbuche für gebildete Familien ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, so wie mit seinem Beicht- und Communionbuche und seiner Haus-Postille für religiös gesinnte Familien und seinem vor kurzem in einer dritten Auflage erschienenen Trostbuche für Leidende eine kleine Haus-Bibliothek von moralisch-religiösen Schriften, die ganz dazu geeignet ist, jeder wahre Erbauung liebenden Familie in reichem Maaße Belehrung, Ermunterung, Trost und Stärkung zu gewähren.

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. B. C. und Lesetafeln
zum
ersten Unterricht der Kinder,

bestehend aus 145 Buchstaben und Zahlen, welche auf ein Zoll großen Papptäfelchen aufgeklebt sind in ein Kästchen, Preis 8 Gr.

Diese kleinen Tafeln sind bestimmt: den Kindern leicht und spielend die Buchstaben, das Buchstabiren, Syllabiren und Lesen zu lehren. Man gebraucht die Tafeln, indem man dem Kinde einen einzelnen Buchstaben gibt und ihn sich ins Gedächtniß einprägen läßt, dann denselben unter die andern mischt und von dem Kinde wieder heraussuchen läßt. Kennt das Kind sämmtliche Buchstaben, so setzt man durch einzelne Buchstaben Sylben und kleine Wörter zusammen und läßt diese von dem Kinde lesen. Hat das Kind einige Uebung darin, so läßt man es selbst Sylben und Wörter, die man ihm aufgibt, durch die Buchstaben zusammensetzen. Eben dieses mit den Ziffern geübt, kann auch als Vorübung zur Nummeration dienen.

Das Kind erhält hierdurch einen angenehmen und nützlichen Zeitvertreib, und sind diese Tafeln nicht nur den Schullehrern, sondern auch besonders Eltern zu empfehlen, welche sich gern mit ihren Kindern beschäftigen und ihnen die Buchstaben und das Lesen selbst beibringen wollen.

So eben hat die Presse verlassen:

Dr. F. W. von Schubert, (Prof. zu Greifswald.)
Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und Ingermannland

in den Jahren 1817, 1818 u. 1820. Erster Band unter dem Titel: Reise durch das südliche und östliche Schweden oder durch Schonen, Blekingen, Schmaland, Ostgothland und Södermannland nach Stockholm und Upsala. Mit einem Kupfer und einer Charte. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Subscriptionspreis zu 4 Thlr. sächs. für das ganze Werk in drei Bänden bleibt noch bis zur Erscheinung des dritten Bandes offen.

Leipzig, am 15 Mai 1823.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandl.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XV. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Neue Verlagswerke der Schweighauser'schen Buchhandl. in Basel.

Wissenschaftliche Zeitschrift, herausgegeben von Lehrern der baseler Hochschule. Erster Jahrgang in vier Heften. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt des ersten Heftes:

Ueber den Begriff und Umfang der Sittenlehre von Prof. Dr. de Wette.

Einige Bemerkungen über die Bildung der Thäler von Peter Merian, Prof.

Ueber die Bestimmung des Menschen von Dr. K. Haller. Basels Bildungsanstalten, literarische Hülfsmittel und wissenschaftliche Vereine von Prof. Dr. Hanhart.

Vorlesungen auf der Universität Basel im Sommerhalbenjahre 1823.

Lateinisches Lehrbuch, nach den Theilen der Formenlehre geordnet zur Einübung der Declinationen und Conjugationen von Rud. Hanhart, Prof. und Rector des Gymnasiums zu Basel. Ersten Theiles erster Cursus. 8. 12 Gr.

Nova theoria de parallelarum rectarum proprietatibus, auctore *Daniele Hubero*, Prof. & Bibl. 8. maj. 8 Gr.

Ueber die Wärme der Erde in Basel. Von Peter Merian, Prof. der Physik. 4. Geh. 4 Gr.

Der Renegat. Aus dem Französischen des Vicomte d'Arlincourt von K. v. K. Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Opferblumen (Gedichte) von Sophie Richard-Schilling. 8. Geh. 20 Gr.

Der Erlös für diese Schrift ist als Beitrag zur Unterstützung der Griechen bestimmt.

C. Cr. Salustii quae exstant, recognovit, varias lectiones e codicibus Basil., Bern., Turicens., Paris., Erlang., Tegerns. ceterisque, quos Wassius. Havercamp. Cort. aliique Editores contulerunt collectas, commentarios atque indices completissimos adjecit F. D. Gerlach, Ph. Doct. et Lit. Lat. Prof. Tom. I. 4. 5 Fl.

Auch unter dem Titel:

G. C. Salustii quae exstant, recognovit notisque criticis instruxit F. D. Gerlach.

Welcher Plan dem Verfasser bei dieser neuen Bearbeitung des römischen Historikers vorschwebte, hat er selber in der Vorrede bezeichnet. Es sollte der Versuch einer neuen Recension des Textes gemacht, und die Kritik auf die geschichtliche Basis zurückgeführt werden, damit der durch willkürliche Aenderungen vielfach verdorbene Schriftsteller in seiner ursprünglichen Gestalt wieder erscheine. Die Bemühungen des Hrn. Herausgebers wurden durch treffliche Handschriften mehrerer schweizerischer und ausländischer Bibliotheken, so wie durch die Mittheilungen einzelner Gelehrten unterstützt. Wir dürfen die Hoffnung aussprechen, daß diese neue Ausgabe dem literarischen Publicum keine unwillkommene Erscheinung seyn wird.

C. Crispi Salustii Catilina, Jugurtha, Orationes et epistolae ex historiarum libris, accedunt duae Epistolae ad C. Caesarem de Republica ordinanda. Ex recensione Gerlachi. 8. 48 Kr.

Diese kleinere Ausgabe ist ein sorgfältig durchgesehener Abdruck der größern und für Schulen bestimmt. Daher die Weglassung der kritischen Noten und der kleinern Fragmente, welche für eine Schulausgabe nicht zweckmäßig sind. Wir haben uns bemüht, durch ein gefälliges Aeußeres, schöne Lettern, weißes Papier und reinlichen Druck den Werth beider Ausgaben zu erhöhen.

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Blumensprache,
oder Bedeutung der Blumen
nach orientalischer Art.

Ein Toilettengeschenk, mit einem illum. Kupfer.

Siebente vermehrte Auflage.
Preis brochirt 8 Gr.

Ungeachtet aller Nachahmungen ist dieses Werkchen immer das beliebteste geblieben, und hat nun in wenigen Jahren sieben starke Auflagen erlebt; ohne Zweifel ein Beweis, daß es seiner Bestimmung entspricht. —

So eben ist erschienen:

Magdeburg.

Eine Rede zur Beehrung seiner Vaterstadt verfasset
von Ferdinand Delbrück.

Bonn bei A. Marcus. Gr. 8. Geh. Preis 12 Gr.

Der durch seine Schriften rühmlichst bekannte Verfasser übergibt in diesem seinem neuesten Werkchen seinen zahlreichen Freunden, namentlich aber den Einwohnern der Stadt Magdeburg und denen, welche diese mit ihm als Vaterstadt verehren, einen gewiß allen höchst erfreulichen Beweis seines patriotischen Sinnes und seiner warmen Anhänglichkeit an die ehrwürdige, in der Geschichte so bedeutsam hervortretende Stadt.

In demselben Verlage ist zu gleicher Zeit erschienen:

Lehrsätze, Rathschläge und Fragen über Erziehung und Unterweisung der Jugend aufgestellt von Ferdinand Delbrück.

Preis 12 Gr.

Auch dieses Werkchen wird allen denen willkommen seyn, welchen der Gegenstand von Interesse ist.

Bei Enslin in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der christliche Hausaltar
oder Betrachtungen andächtiger Christen
in den Morgen- und Abendstunden
auf alle Tage im Jahre;
Aus den Werken der vorzüglichsten Gottesgelehrten
sorgfältig ausgewählt und
herausgegeben
von Sam. Chr. Gottfr. Küster,
Königl. Superintendenten u. s. w. in Berlin.

Zwei Bände, Gr. 8.; mit dem Bildniß des Herausgebers.
Dritte Auflage, Preis: 3 Thlr. 16 Gr.

Wenn ein Erbauungsbuch in einem Jahre drei Auflagen erlebt, so muß es ohne Zweifel seine Verdienste haben, und seinem Zwecke entsprechen; der äußerst billige Preis — es ist fast 100 Bogen stark — der auch bei dieser Auflage nicht erhöht worden ist, begünstigt die Anschaffung gewiß sehr, und überdieß sollen Sammler auf sechs Exemplare das siebente frei haben. Möge es ferner segenreich wirken.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ehrmann und Waller über die Erinnerung nach dem Tode von Streicher. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
Grävell, der Werth der Mystik. Nachtrag zu Ewalds Briefen über die alte Mystik und den neuen Mysticismus. 8. 1 Thlr.
Möller, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des deutschen Adels. Geh. 1 Thlr.

Die Gräfin von Fargy. Nach dem Französischen der Frau von Souza von K. L. Methus. Müller. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Die Verfasserin, welche sich schon seit Jahren der Lesewelt durch ihre von Huber verdeutschte Adele von Senange so vortheilhaft empfohlen hat, stellt hier ein ähnliches Gemälde auf, das durch den sanften Reiz der Darstellung sowohl, als durch den bessern innern Gehalt diejenigen anziehen und aufs angenehmste unterhalten dürfte, welche für etwas Höheres Sinn haben, als für das unruhige Drängen und Treiben eines gemeinbewegten Lebens. Auch hier ist Anregung, Leben, aber jenes höhere, welches sich dem feinem Blicke in die Tiefe des menschlichen Herzens aufschließt. Mit Recht hat der deutsche Bearbeiter dieses Werk den edlern Bildern verglichen, die in großen Gallerien oft über-

sehen werden, aber den gemüthvollen Beschauer nur desto inniger erfreuen und desto länger fesseln.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandl. in Leipzig.

Zur Nachricht.

Da der Subscriptions-Termin auf die

Sechs Supplementbände zur Taschen-Ausgabe von Schillers sämmtlichen Werken

nur noch bis Ende August dauert, und solche in der Mich.-Woche an die resp. Subscribenten abgeliefert werden, so ersuche ich diejenigen, welche die Vortheile des Subscriptions-Preises à 1 Thlr. 16 Gr. sächs. oder 1 Thlr. 18 Gr. Pr. Ct. noch genießen wollen, ihre desfallsigen Bestellungen während dieser Zeit zu machen, zu deren Besorgung jede solide Buchhandlung erbötig ist.

Leipzig, im Juni 1823.

Fr. Chr. W. Vogel.

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bilder-Geographie des Preußischen Staates oder Reise eines Vaters mit seinen Kindern durch sämmtliche Provinzen dieses Landes; nach Art der Campeschen Reisebeschreibungen bearbeitet und herausgegeben von H. Hermann.

Erster Theil, mit 12 Kupfern und einer großen Charte.

Gebunden 1 Thlr. 20 Gr.

Der zweite Theil, welcher noch in diesem Jahre erscheint, wird das Werk beschließen.

Calker's Logik und Dialektik.

Die Göttingischen gelehrten Anzeigen vom 1. Januar 1823 Nr. 18 enthalten nachstehende Beurtheilung dieses trefflichen Werkes:

„Bonn, bei Eduard Weber: Denklehre oder Logik „und Dialektik, nebst einem Abriß der Geschichte „und Literatur derselben von Dr. Fr. Calker, „außerordentl. Professor der Philosophie an der K. Preuß. „Rhein-Universität." 1822. S. 554. Gr. 8.

„Dieses zur Grundlage für seine Vorlesungen über die Logik von „dem Verf. bestimmte Werk zeichnet sich nicht nur durch Deutlichkeit und „Bestimmtheit des Vortrages auf das rühmlichste aus, sondern enthält „auch die Geschichte der Logik auf eine für das Studium dieser Wissen„schaft belehrende Art dargestellt, ferner eine Hinweisung in jedem „Lehrstücke auf das, was davon beim Plato und Aristoteles vorkommt, „und endlich weitere Ausbildungen einiger vorzüglich wichtigen Puncte „in den Aufgaben dieser Lehrstücke. Selbst der mit der Logik vertraute „Leser wird in dem Werke manche Anregungen zum Nachdenken über die „Lehre derselben antreffen und es mit der Ueberzeugung aus der Hand „legen, daß dasselbe für die Beförderung des rechten Gebrauchs des „Verstandes in den Wissenschaften sehr zweckmäßig abgefaßt sey."

Es ist in allen Buchhandlungen für 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr. Rhein.) zu erhalten.

Herabgesetzte Preise der ältern Jahrgänge der „Allgemeinen Medicinischen Annalen," der „Isis," des „Hermes," der „Zeitgenossen," des „Kotzebueschen literarischen Wochenblatts," des „literarischen Conversationsblatts", von „Wolfarts Jahrbücher" und der „Urania."

Um den Freunden der Literatur den Ankauf der ältern Jahrgänge nachstehender periodischen Schriften zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, solche auf die dabei bemerkten Preise herabzusetzen, zu welchen sie, jedoch nur in den ganzen Folgen und nicht in den einzelnen Jahrgängen, bei denen dann die gewöhnlichen Preise Statt finden, durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen sind.

Annalen (allgemeine medicinische) für die Jahre 1798 bis 1815. 18 Jahrgänge, nebst acht Heften Supplemente. 4. Ladenpreis 96 Thlr. 16 Gr. Jetzt 30 Thlr.

— — Die Folge von 1806—1815. 10 Jahrgänge nebst acht Heften Supplemente. 4. Ladenpreis 62 Thlr. Jetzt 18 Thlr. 16 Gr.

— — Die Folge von 1811—1815. Fünf Jahrgänge. 4. Ladenpreis 37 Thlr. 8 Gr. Jetzt 12 Thlr.

— — Die neueste Folge von 1816—1820. Fünf Jahrgänge. 4. Ladenpreis 33 Thlr. 8 Gr. Jetzt 12 Thlr.

(Einzeln kosten: Jahrg. 1798—1810 à 4 Thlr. 8 Gr. Die Supplemente zu 1801—1810 3 Thlr. Jahrg. 1811 und 1812, à 8 Thlr. 16 Gr. 1813—1820 à 6 Thlr. 16 Gr.)

[Die neuen Jahrgänge für 1821, 22, 23 kosten jeder 6 Thlr. 16 Gr.]

Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur, für die Jahre 1819—1822 mit alphabetischen Repertorien zu jedem Jahrgange. Vier Jahrgänge in 16 Bänden. Gr. 8. Ladenpreis 39 Thlr. Jetzt 20 Thlr.

(Einzeln kosten: 1819, 9 Thlr. 1820, 8 Thlr. 16 Gr. 1821 und 1822 à 10 Thlr. 16 Gr.)

[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 10 Thlr.]

Isis, oder encyclopädische Zeitung. Herausgegeben von Oken, für die Jahre 1817 bis 1822. Mit vielen Kupfern. Sechs Jahrgänge. 4. Ladenpr. 46 Thlr. Jetzt 24 Thlr.

(Einzeln: 1817, 6 Thlr. 1818—1822 à 8 Thlr.)

[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 8 Thlr.]

Urania. Taschenbuch für die Jahre 1815, 1817 bis 1822. Mit vielen Kupfern. Sieben Jahrgänge. 12. Ladenpreis 14 Thlr. 18 Gr. Jetzt zusammen genommen 7 Thlr. und einzelne Jahrgänge à 1 Thlr. 8 Gr.

[Der Jahrgang 1823 kostet 2 Thlr. 6 Gr.]

— — In größerm Formate mit Kupfern vor der Schrift. Sieben Jahrgänge. 8. Ladenpr. 24 Thlr. 12 Gr. Jetzt zusammen genommen 12 Thlr. und einzelne Jahrg. à 2 Thlr.

[Der Jahrgang 1823 kostet in diesem Format 3 Thlr. 12 Gr.]

Wochenblatt (literarisches). Herausgegeben von A. von **Kotzebue**. Sechs Bände oder Jahrgang 1818—1820. 4. Ladenpreis 25 Thlr. Jetzt 12 Thlr.
(Einzelne Bände à 4 Thlr.)

Conversationsblatt (literarisches) 4 Bde. oder Jahrg. 1821 u. 1822 (Forts. des Vorstehenden) 20 Thlr. Jetzt 10 Thlr.
(Werden beide Folgen „Wochenblatt" und „Conversationsblatt" zusammen genommen, so erlasse ich sie für 20 Thlr).
[Der neueste Jahrgang für 1823 kostet 10 Thlr.]

Wolfart's (Dr. und Prof. K. Chr.), Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, oder neues Asklepieion. Vier Bände oder acht Hefte. 8. 1818 bis 1822. Ladenpreis 8 Thlr. Jetzt 4 Thlr.
(Einzeln das Heft 1 Thlr.)

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Erste Reihe in 6 Bänden oder 24 Heften. Gr. 8. Ladenpreis auf Druckp. 24 Thlr. Jetzt 16 Thlr. Auf Schreibp. 36 Thlr. Jetzt 24 Thlr.
(Einzelne Hefte auf Druckp. à 1 Thlr., auf Schreibp. à 1 Thlr. 12 Gr.)
[Von der neuen Reihe sind bis jetzt 12 Hefte erschienen, von welchen jedes auf Druckpap. 1 Thlr. und auf Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr. kostet.]

Leipzig, den 1sten Januar 1823.

F. A. Brockhaus.

Bei Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Gesänge der Religion
von Joh. Fr. Schink.
Dritte verbesserte Auflage.
Preis, sauber brochirt 1 Thlr.

Der Recensent in der „Leipziger Literatur-Zeitung" sagt von der zweiten Auflage folgendes: „diese Gesänge, voll wahrhaft-religiöser Empfindung, Klarheit des Begriffs und Kraft des Ausdrucks, „ganz im Geiste des Protestantismus, faßlich für jeden gesunden Sinn „und Verstand, sich verbreitend über alle Hauptmomente des religiösen „Lebens, verdienen ganz den Beifall, den sie erhalten. Ein Beweis „jenes Beifalls ist diese zweite (jetzt dritte) Auflage, welche der Vollendung näher zu bringen, der Verf. nach Kräften gestrebt hat."

Ein mehreres hinzuzufügen hält der Verleger für überflüssig. — Das Buch ist in allen Buchhandlungen zu bekommen. —

Bei H. Ph. Petri in Berlin erschienen so eben und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

1. Unterhaltungsschriften.

Burgach, H., Lebensgemälde, der Wirklichkeit nachgebildet in Sagen und Erzählungen aus der alten und neuen Zeit. 8. 20 Gr.

Hoffmann, Dr. L., das Pfarrhaus. Ein Gemälde des menschlichen Herzens. Mit einem von L. Wolf gezeichneten und von Meno Haas gestochenen Kupfer und einer Titelvignette. 8. Schreibp. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Museum, neues, des Witzes, der Laune und der Satyre. Mit Beiträgen von M. Cunow, Döring, Jokosus Fatalis, Lehwe, K. Lokosa, K. Müchler, A. Roland. J. D. Symanski und Andern. Herausgegeben von H. Ph. Petri. Zweiter Band (bestehend aus vier Heften) erstes und zweites Heft mit Karrikatur-Kupfern. 8. Geh. für jeden Band 2 Thlr. 12 Gr.

Voß, Julius von, Trauerspiele. 1) Mustapha Bairaktar. 2) Die Grabrosen. 8. Geh. 1 Thlr.

2. Für Schulen.

Schenk, K. G. F., Entwurf einer kleinen lateinischen Grammatik für höhere Bürgerschulen und zum Selbstunterricht. 8. 4 Gr.

Heidelberg, bei August Oswald ist erschienen und auch unter dem besondern Titel versandt:

Sophronizon
oder unparteiisch-freimüthige Beiträge
zur neuen Geschichte, Gesetzgebung und Statistik
der Staaten und Kirchen.
Herausgegeben von Dr. H. F. G. Paulus.
Fünfter Jahrgang, erstes bis drittes Heft.

Warnung vor möglichen Justizmorden durch rechtliche und allgemein verständliche Beleuchtung der Fonkisch-Hamacherschen Cause celèbre. Um eine staatsoberaufsichtliche Super-Revision des Verkehrten in den Vorbereitungen der beiden Urtheile, auch zugleich wesentliche Verbesserungen im Untersuchungsproceß und dem Geschwornengericht selbst, zu desto gewisserer Erhaltung des die Verkehrtheiten allein entdeckenden Schutzmittels der gerichtlichen Öffentlichkeit dringend zu motiviren.

Diese psychologisch-juridische Darstellung ist, weil sie vielseitig interessiren muß, auch durch einen besondern Abdruck aus dem fünften Jahrgang des Sophronizon ausgehoben. Ihr Zweck ist für den Menschenfreund, einen Unschuldigen gegen eine grundlos verbreitete Verdächtigungssucht zu vertheidigen, einem andern Unglücklichen, durch sehr schlechte Mittel in eine Nothlüge verwickelten doch das Mitleid der Menschheit zu gewinnen. Für den Juristen wird sie zum Beleg praktischer Vorlesungen, wie nicht, und wie richtiger untersucht werden müsse, wie eine verkehrte Proceßleitung aus vermeintlicher, von Vorurtheilen und leidenschaftlichen Schwächen umnebelter Menschenkenntniß sich von echter Erforschung der Criminal-Wahrheit unterscheide. Für das Staats- und Gesetzgebungsbuch wird die Grundidee der Jury und ihre napoleonisch-französirte, die Beamtenwillkür äusserst begünstigende Entstellung ins Licht gestellt. Alle theilnehmende Gemüther kann das tragisch-romantische der Geschichte anziehen, deren Knoten ohne Zweifel durch die staatsoberaufsichtliche Gerechtigkeit des Königs und der höhern Behörden erfreulich gelöst wird. Die Pflicht, eine von so vielen verkannte Sache ganz überweisend zu beleuchten,

wird die Vollständigkeit der Ausführung rechtfertigen, welche nie in leere Weitschweifigkeit ausartet.

Bereits hat die Universität Freiburg dem würdigen Herrn Verfasser ihre Anerkennung durch Verleihung des juridischen Doctorgrades in einem höchst ehrenvollen Diplom an den Tag gelegt.

Brandes, Dr. R. Bericht vom Felde der pharmaceutischen Literatur. Erster Jahres-Bericht vom Jahre 1822 nebst dem Tagebuch der meteorologischen Beobachtungen des Observatoriums zu Salzuflen von 1822. 8. 1 Thlr. 12 Gr. Schmalkalden bei Varnhagen 1823.

Dieses den fünften Band des Archivs des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland bildende Werk, wird eben so dem Pharmaceuten, dem Arzt, dem Droguisten und Technologen, eine willkommene Erscheinung seyn, da dasselbe eine Uebersicht von dem gibt, was wissenschaftlich wie in vervollkommneter Anwendung, im vergangenem Jahre im Gebiete der pharmaceutischen Literatur in ihren weitesten Verzweigungen geleistet worden ist. Um so willkommener und nützlicher wird dasselbe deshalb seyn, weil einen Theils nicht jedem immer alle pharmaceutischen Zeitschriften zu Gebote stehen, und andern Theils, besonders dem Arzt das Lesen der Original-Abhandlungen wohl oft zu zeitraubend seyn dürfte. In nuce hat der Hr. Verf., ohne dabei der Gründlichkeit Eintracht zu thun, alles übersichtlich zusammengestellt, wovon uns nicht nur die deutschen sondern auch die französischen, englischen und italienischen Gelehrten in ihren verschiedenen Zeitschriften Nachricht geben, und wir behaupten zuversichtlich, es werde dies Werk ganz der Absicht entsprechen, die sich der würdige Hr. Verf. bei dessen Bearbeitung zum Ziele setzte. Es wird dieser Bericht jetzt wie für die Folge jedem Apotheker und Arzt unentbehrlich seyn.

Aus demselben ist besonders abgedruckt:

Tagebuch der meteorologischen Beobachtungen des Observatoriums zu Salzuflen von 1822. Quer-Quart 4. 8 Gr.

Berlin im Verlage der Unterzeichneten erscheint:

Quintin Durward. Aus dem Englischen des Walter Scott übersetzt (mit historischen Anmerkungen) von S. H. Spiker. Drei Bände in 8. Geh. 3 Thlr.

Der erste Band ist bereits fertig und die beiden andern werden ebenfalls in kurzem versandt. Diese Uebersetzung, die sich durch den Namen des Verfassers hinlänglich empfiehlt, schließt sich den früher in unserm Verlage erschienenen Uebersetzungen Walter Scottscher Romane *) an, mit denen sie im Aeußern eine gleichförmige Reihe bildet, welche sich schon durch größeres Format und den weniger spärlichen Druck von andern Sammlungen derselben unterscheidet.

Duncker und Humblot.

---

*) Robin der Rothe, der Alterthümler, das Kloster, der Pirat; übersetzt von Lindau, Meth. Müller und Spiker.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XVI. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Die kirchlichen Dinge, d. i. die Kirche mit ihren Hirten und Lehrern, deren Art, Lage, Stand und Wirksamkeit. Nebst Gedanken, wie in Vielem zu helfen, und die geistig=sittliche Kultur des Volks zu heben stehe. Von Philadelphus Alethes. kl. 8. geh. xxxx und 279 S.

Reisen der Lady Morgan. II. Italien. Vierter Theil. kl. 8. geh. 376 S.
(Die erste Abtheilung in zwei Bänden: Frankreich, kostet 3 Thlr. 12 Gr.; die zweite Abtheilung in vier Bänden: Italien, kostet 8 Thlr. 16 Gr.)

Napoleana, oder Napoleon und seine Zeit. Eine Sammlung von Actenstücken, Anekdoten, Urtheilen und theilweise noch ungedruckten Memoiren. Erstes Heft, mit dem Motto:

— „Und hast du auch als Held dich aufgerafft
Und riesenstark mit wilder Fluth gerungen,
Was frommt dein Sieg? die Fluth hat dich bezwungen. —
— Du warbst zur langen Nacht hinabgezogen,
Und deine Spur verwirbeln trübe Wogen."

kl. 8. geh. x und 152 S. 16 Gr.

Inhalt dieses Heftes:

I. Napoleon, Menou und Destaing in Aegypten. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage über Bonapartes Religionswechsel. (Aus dem ungedruckten handschriftlichen Nachlaß eines italienischen Arztes.)
II. Napoleons politisches System während der hundert Tage.
III. Die Vorfälle in Jaffa. Bonaparte vor St. Jean d'Acre. Sir Sidney Smith. Kleber 2c.
IV. Einzelne charakteristische Züge aus Bonapartes Leben.

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von J. C. L. Haken. Drittes Bändchen. Mit einem Plane der Gegend um Colberg. kl. 8. x u. 220 S. auf Druckpap. 1 Thlr., auf Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr.
(Alle drei Theile kosten auf Druckp. 3 Thlr. und auf Schreibp. 4 Thlr. 12 Gr.)

Der Paria. Trauerspiel in fünf Aufzügen mit Chören, aus dem Französischen des Herrn Casimir Delavigne von J. F. von Mosel. kl. 8. geh. 168 S. 18 Gr.

Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben. Zweite Hälfte. 8. geh. 1 Thlr. 12 Gr.
(Das Ganze vollständig 2 Thlr. 12 Gr.)

Das Ganze der Thierheilkunde nebst allen damit verbundenen Wissenschaften, oder Bücher der Thierarzneiwissenschaft für Landwirthe, Cavalleristen, Pferdezüchter, Thierärzte und Pferdeliebhaber. Von Johann Nikolaus Rohlwes, königl. Preußischem Thierarzt und der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam ordentlichem Mitgliede.

Zweiter Theil. Mit einem Kupfer. gr. 8. xvi und 430 S. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt dieses Bandes:

I. Die wissenswürdigsten Theile eines Pferdes, anatomisch und vorzüglich physiologisch dargestellt.
II. Die Erkenntniß und Heilung der innerlichen Krankheiten der Pferde, mit Bezug auf die äußerlichen, welche von innerlichen Ursachen veranlaßt werden.
(Der erste Theil, der die Pferdezucht enthält, kostet ebenfalls 1 Thlr. 12 Gr.)

Dieser zweite Theil ist auch unter dem besondern Titel erschienen: Pferde-Heilkunde und Kriegs-Pferdekunde nebst einer Anleitung zum Beschlagen der Pferde und Behandlung der Hufe, für Cavallerie-, Artillerie- und Train-Officiere, wie auch für diejenigen, welche Pferde zu halten genöthigt sind, oder sie zum Vergnügen halten, zum Selbstunterricht bearbeitet von Johann Nikolaus Rohlwes, königl. Preußischem Thierarzt und der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam ordentlichem Mitgliede. Erster Theil.

Medicin.

Bei Hartmann in Leipzig ist neu erschienen:

Dr. C. Caspari, die Kopfverletzungen und deren Behandlung, nebst einer Abhandlung über Entzündungen. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Das vorstehende Werk enthält ein systematisches Arrangement der verschiedenen Arten dieser Verletzungen, und eine genaue Angabe der dabei nöthigen Operationen, der ältesten und neuesten Methoden und Instrumente, so wie die historisch-literarische Angabe der Vervollkommnungen, welche letzteren bis auf die neuesten Zeiten zu Theil ward. In der Abhandlung von den Entzündungen hat der Verfasser ebenfalls eine Würdigung der ältesten und neuesten Ansichten über das Wesen derselben niedergelegt, sie aufs neue classificirt, und über die Behandlung derselben, vorzüglich der nervösen, viele neue Ideen gegeben.

Dr. Koch über die Abzehrungen.

Bei Hartmann in Leipzig ist so eben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. A. Koch, faßliche Darstellung des Verlaufs, der Ursachen und der Behandlung der Abzehrungen; vorzüglich zur Selbstbelehrung für das nichtärztliche gebildete Publicum. Nebst Anweisung zum Gebrauch der Molkenkuren. 8. Preis: 16 Gr.

Je größer von Jahr zu Jahr die Zahl derjenigen wird, welche an auszehrenden Krankheiten leiden, je dringender wurde das Bedürfniß, eine Schrift sowohl für angehende Aerzte, als auch für Diejenigen, welche sich genau von den Symptomen und Ursachen der auszehrenden Krankheiten unterrichten wollen. Möchten doch alle Kranken den rechten Zeitpunct wahrnehmen und beherzigen, wo sie, durch bei Zeiten angewendete zweckmäßige Diät, sich von den tödtlichen Folgen derselben noch retten können.

So eben ist erschienen:

Isis von Oken. 1823. Siebentes Heft. Gr. 4. Geh.

(Preis des Jahrgangs von 12 Monatsheften mit vielen Kupfern 8 Thlr. sächs.)

Leipzig, den 18. Juli 1823.

F. A. Brockhaus.

Bei Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Diesterweg, Dr. F. A. W., (Director des Schullehrer-Seminariums zu Mörs) **Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen und praktischen Arithmetik, so wie in der algebraischen Schrift- und Kopfrechnung, nebst Beispielen, Formeln und Aufgaben für höhere Bürgerschulen, Gymnasien und Seminarien.** Drei Theile mit vier Steintafeln. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.; jeder Theil einzeln 8 Gr. oder 36 Kr.

Erster Theil: Theorie der Arithmetik.
Zweiter Theil: Praxis der Arithmetik, mit drei Steintafeln.
Dritter Theil: Algebra, mit einer Steintafel.

Follenius, W. (K. Preuß. Divisionsprediger und Studien-Director der Divisionsschule zu Trier) **Grundriß der allgemeinen Geschichte, als Leitfaden des geschichtlichen Unterrichts für Divisionsschulen, Gymnasien, Seminarien und andere höhere Bildungsanstalten.** In drei Bänden. Erster Band, welcher die Einleitung, die alte Geographie und die alte Geschichte enthält. Gr. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Der zweite Band, welcher die mittlere Geschichte enthält und der dritte die neuere Geschichte bis auf unsere Zeiten enthaltende Band, werden gleichfalls im Laufe dieses Jahres erscheinen. Ueber die Trefflichkeit dieser beiden Lehrbücher, die bereits in mehreren bedeutenden Schulanstalten beim Unterricht zum Grunde gelegt sind, wird nur eine Stimme seyn; so wie sich dieselben zugleich durch sehr wohlfeile, die allgemeine Einführung möglichst erleichternde Preise auszeichnen. Schulen, die sich mit directer Bestellung größerer Quantitäten an den Verleger selbst wenden, erhalten solche zu noch billigern Bedingungen.

Eine ausführliche Ankündigung beider Bücher ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Schlegel, Aug. Wilh. von, Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift. I. Bandes viertes Heft. Gr. 8. 21 Gr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Inhalt dieses Heftes, womit der erste Band geschlossen ist: X. Neueste Mittheilungen der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta. Geographie. Das Himalaya-Gebirge und die Quellen des Ganges. Botanik, Zoologie. Der asiatische Tapir, von Herrn d'Alton. Ethnographie und Alterthumskunde. §. 1. Java und Bali. §. 2. Die Phansigars. §. 3. Die Königsweihe. XI. Ueber die in der Sanskrit-Sprache durch die Suffixa tvâ und ya gebildeten Verbalformen, von Hrn. Staatsminister Freiherrn von Humboldt. Das erste Heft des zweiten Bandes wird gleichfalls noch im Laufe dieses Sommers erscheinen.

Burchardi, Dr. G. Ch. (ord. Prof. d. R. zu Kiel) **System des römischen Rechts im Grundrisse zum Behuf civilistisch-dogmatischer Vorlesungen.** Gr. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Amrulkeisi Moallakah cum scholiis Zuzenii e codd. Paris. ed. lat. vert. et illustr. *E. G. Wengstenberg*. 4 maj. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Pander, Dr. Ch. und E. d'Alton, die Skelete der Raubthiere abgebildet und verglichen. Mit acht Kupfern in quer Royal-Folio. 6 Thlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

— — die Skelete der Wiederkäuer, abgebildet und verglichen. Mit acht Kupfern in quer Royal-Folio. 6 Thlr. oder 10 Fl. 48 Kr.

Bei J. G. Heubner in Wien ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Meinungen von der Handelsfreiheit und dem Prohibitivsysteme, in Beziehung auf die Industrie in den deutschen Bundesstaaten. Zur endlichen Entscheidung dargestellt von Heinrich Friedrich Hopf.

Gr. 8. Wien 1823. Broch. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rhein.

Die auf obigem Titel benannten Gegenstände gaben seit Jahrhunderten Veranlassung zu Erörterungen und Gutachten unter Staatsmännern und Gelehrten der gebildetsten Nationen Europens, ohne sich jedoch bis jetzt, weder über die denselben zum Grunde liegenden Wahrheiten, noch über die aus denselben hervorgehenden Maximen vereinigen zu können, so daß in unserer Zeit noch immer neue Zweifel sich erhoben, und die Meinungen darüber getheilt sind.

Es ist daher gewiß ein, dem vielseitigen Interesse sehr angemessenes Unternehmen, wenn der Verfasser durch die vorliegende Darstellung aller über diese Materien im Umlaufe befindlichen Meinungen, diesen Streit seinem Ende näher zu führen sucht.

Denn da diese Gegenstände nicht nur in das Staats-, sondern auch in das Volks- und Gewerbleben tief eingreifen, und es zum dringenden Bedürfnisse wird, daß in Beziehung auf administrative Maßregeln die öffentliche Meinung mit den Ansichten der Regierung immer besser in Einklang kommen, so ist eine Berichtigung der Vorstellungen, die man sich von der Handelsfreiheit und dem Prohibitivsysteme gewöhnlich zu machen pflegt, um so mehr zu wünschen, als es für die deutsche Industrie besonders nothwendig ist, daß dieser Streit zur endlichen Entscheidung gebracht werde.

In einigen Tagen erscheint eine deutsche Uebersetzung von:

Galerie espagnole ou notices biographiques sur les membres des cortès etc. etc.

Leipzig, den 11. July 1823.

Magazin für Industrie und Literatur.

Neue Verlags-Bücher der Dieterichschen Buchhandlung in Göttingen.

Oster-Messe 1823.

C. Val. Catulli carmina ad optimorum librorum fidem recens. C. J. Sillig. 8 maj. 1 Thlr. 16 Gr.

Gauss, C. F., theoria combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae etc. 4 maj. 12 Gr.

Heeren, A. H. L., de fontibus geographicorum Strabonis commentationes duae. 4 maj. 12 Gr.

Koch, F., Beiträge zur Kenntniß krystallinischer Hüttenproducte. Mit zwei Kupfern. 8. 9 Gr.

Langenbeck, J. C. M., Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten in Verbindung mit der Beschreibung der chirurgischen Operationen. Oder gesammte ausführliche Chirurgie für practische Aerzte und Wundärzte. Zweiter Band. Gr. 8. 4 Thlr.

N. Testamentum graece, perpetua annotatione illustratum a J. B. Koppe. Vol. VI. complectens epistolas Pauli ad Galatas, Ephesios, Thessalonicenses. cur. T. C. Tychsen. Edit. III. emend. 8 maj. 1 Thlr. 8 Gr.

Tychsen, T. C., arabische Grammatik, mit einer Chrestomathie aus dem Koran. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Zur Michaelis-Messe 1822 waren neu:

Fischer, J. C., physikalisches Wörterbuch. Achter Theil als zweiter Supplement-Band. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Lachmann, J., de fontibus historiarum T. Livii, commentatio prior. 4 maj. 20 Gr.

N. Testamentum graece, perpetua annotatione illustrata a J. B. Koppe. Vol. VIII. complectens epistolam Pauli ad Hebraeos contin. J. H. Heinrichs. Edit. II. emend. 8 maj. 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die wichtigsten neuern Land- und Seereisen, für die Jugend und andere Leser bearbeitet von Dr. Wilhelm Harnisch.

Erster bis vierter Theil mit sechs Charten und neun Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer. 1821—23.

Jeder Theil 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk ist auf etwa 12 bis 16 Bände berechnet, und wird eine Beschreibung der ganzen Erde in Reisen enthalten, also eine lebendige Geographie. Die schöne und doch treue Darstellung erhebt es zu einem Panorama von der Erde, und erzeugt Länderbilder in dem Leser, während die ausführlichsten Geographien nur mathematische Grundstriche darbieten. Das Werk ist für die Jugend, und für alle die Leser berechnet, die gerne sich auf der Erde umschauen und denen Zeit, Lust und Gelegenheit abgeht, die oft trockenen größeren Werke zu lesen. Der Verfasser, den Lehrern und der Jugend Deutschlands durch mehrere Schriften hinlänglich bekannt, legt bei der Bearbeitung jedes einzelnen Landes die wichtigste Reisebeschreibung zum Grunde, sondert daraus das wenige Merkwürdige, und webt darin das Anziehendste und Belehrendste aus andern Reisebeschreibungen und Nachrichten, um Vollständigkeit mit Anmuth zu verbinden. Die den einzeln Theilen beigefügten Charten werden einen zusammenhängenden Atlas bilden, und die Kupfer eine kleine

Bildergallerie von sehr merkwürdigen Gegenständen auf der Erde liefern, wodurch dieses Werk zu einem wahren Orbis pictus wird.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben versendet:

Ganymeda.

Fabeln, Erzählungen und Romanzen zu Gedächtniß- und Rede-Uebungen der Jugend.

Gewählt und herausgegeben

von

A. F. E. Langbein.

Zwei Bände in Octav, auf dem besten englischen Druckpapier.
Sauber geheftet à 20 Gr. 1 Thlr. 16 Gr.

Berlin, Druck und Verlag von Carl Fr. Amelang.

Der Zweck dieses nett gedruckten Buches ist, der Jugend und ihren Lehrern einen ansehnlichen Vorrath ausgezeichnet guter Poesie zur Deklamation anzubieten. Der erste Band enthält 62 Fabeln, 38 erzählende Gedichte, 19 Parabeln, 25 Balladen und Romanzen; der zweite Band: 75 Fabeln, 23 Erzählungen, und 29 Balladen und Romanzen. — Der Inhalt derselben ist durchaus sittlich, und sie stammen insgesammt von berühmten Verfassern her, deren Schriften als Meisterwerke anerkannt sind. Der Herr Herausgeber selbst ist als Dichter bekannt genug, daß man seiner Auswahl vertrauen kann. Der Preis äußerst billig.

So eben ist erschienen und wurde an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versandt:

Schul- und Hausbedarf aus der neuesten Geographie und Statistik.

Zum Gebrauche bei öffentlichen Lehranstalten, beim Selbstunterrichte, und für Zeitungsleser

bearbeitet

von A. H. Petiscus, Professor.

49 compresse Bogen in groß 8. 2 Thlr.
Berlin, 1823. Druck und Verlag der Buchhandlung
Carl Friedrich Amelang.

Das nützliche Lehrbuch der Geographie von J. G. Fr. Cannabich erschien zu einer Zeit, wo die neuesten Friedensbestimmungen den Stand der politischen Geographie bedeutend verändert hatten; und acht hinter einander folgende Auflagen haben bewiesen, wie brauchbar und willkommen es war. An dasselbe schließt sich nun vorbezeichnetes Werk dergestalt an, daß es für obere Classen öffentlicher Lehr-Institute, für einen umfassendern Privatunterricht, für eine auch Erwachsenen noch wünschenswerthe Belehrung, und zum Nachschlagen für Zeitungsleser eingerichtet, und deshalb vorzüglich geeignet ist, da es, neben allen erforderlichen geographischen und topographischen Angaben die statistischen Verhältnisse der Staaten und Länder bis auf die neueste gegenwärtige Zeit in bündiger Darstellung und klarer Entwickelung enthält. Geübte Lehrer werden in dieser sehr passend der

Schule und dem Hause gewidmete Schrift ein reiches Material für verschiedene Abstufungen des Unterrichts in den beiden eng verwandten Wissenschaften, der Geographie und Statistik, — Freunde derselben auch lehrreiche Beiträge zur Kenntniß der Literatur Beider, und Zeitungsleser überall eine genügende Auskunft über die innern Verhältnisse der Staaten und Länder finden.

Die Verlagshandlung hat, um die Ausbreitung dieses, ein immer gefühltes Bedürfniß gründlich befriedigenden, Werkes zu befördern, einen sehr billigen Preis gestellt, und sieht sich veranlaßt, auf die Erscheinung desselben Jugendlehrer, Hausväter und Zeitungsleser besonders aufmerksam zu machen.

Von demselben Verfasser erschienen 1822 in dem nämlichen Verlage:

Der Olymp,
oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer.

Zum Selbstunterricht für die erwachsene Jugend und angehende Künstler.

8. Mit 40 Kupfern von L. Meyer. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Geh. 1 Thlr.

Die allgemeine Weltgeschichte.
Zur leichtern Uebersicht ihrer Begebenheiten so wie zum Selbstunterrichte faßlich dargestellt.

Zwei Theile. Gr. 8. Mit 18 Kupfern, gezeichnet und gestochen von L. Meyer, und zwei illum. Landcharten, gestochen von F. Jättnig. Beide Bände unzertrennlich. 4 Thlr. 12 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Vollständige Wort- und Sachregister zu Friedrich Thiersch griechischer Grammatik,

vorzüglich des Homerischen Dialekts, von M. Carl Ernst Richter, Conrector an der Schule zu Zwickau. Nebst einer Vorrede des Verfassers der Grammatik. 168 Seiten.

Gr. 8. 1823. Leipzig, bei Gerhard Fleischer.

Preis 12 Gr.

Ueberzeugt von der Unentbehrlichkeit eines solchen Hülfsmittels bei dem Gebrauche der so reichen und anerkannt trefflichen Grammatik des Herrn Prof. Thiersch, unterzog sich der Herausgeber der genannten Register der mühsamen Ausarbeitung derselben, in der Hoffnung, daß sie sowohl Schulmänner wie Schüler, welche sich dieses Handbuchs bedienen, als eine willkommene Zugabe zu demselben ansehen dürften, eine Hoffnung, die ihm durch die schmeichelhafte Anerkennung des Herrn Verfassers der Grammatik schon vor der Bekanntmachung zur Gewißheit werden mußte. Die Verlagshandlung hat nichts unterlassen, durch Papier, Druck und sorgfältige Correktur die Brauchbarkeit dieser Register zu erhöhen, und wünscht auch hierdurch den Beifall der immer zahlreicher werdenden Freunde dieser Grammatik zu verdienen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XVII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. — Im Vereine mit mehreren Gelehrten und Kunstfreunden bearbeitet und herausgegeben durch Joseph Freiherrn von Hormayr. — I. Jahrgang, Geschichte Wiens — Zwölf Hefte. — II. Jahrgang, Wiens Denkmale und Denkwürdigkeiten — Zwölf Hefte. (Bisher erschienen fünf.)

Mit jenen Zeiten, wo der in Liedern vielfach gefeierte Held des griechischen Alterthums, Jason mit seinem Raube, dem goldenen Vließe und der geliebten und gescheuten Medea die Donau beschiffte, um die Rückkehr ins Vaterland zu finden, beginnt diese Geschichte und versetzt Leserinnen und Leser, denen die Schönheit griechischer Kunst nicht fremd ist, da, wo sie bei allen uralten Anfängen, vielleicht Unfruchtbares erwarten, in einen bekannten und geliebten Kreis. Die Völker, die sich in der Nähe der Donau bunt durcheinander trieben und sich in den Besitz dieser schönen Länder getheilt hatten, verdienen es, daß ihre Originalität und ihre einfachen und tiefen Züge genauer erkannt werden, und ihre Sitten, ihre Religion, ihre Barden, ihre Häupter und Gesetze, ihre Lust am Kriege und an der Jagd, das ganze markige innere und äußere Volksleben ist hier in lebendigen Zügen nachgebildet. Dadurch ist der Uebergang zu den oft besprochenen Römern gemacht worden. Der Cimbern schreckhafte Gestalt und des Marius nie rastende Seele, die im Würgen der Schlacht sich nur behaglich fühlte, des großen und guten Cäsars Thaten, mit dessen Namen bei uns sich Städte, Berge und Thäler schmücken, und die Heldenzüge, welche die Söhne des Augustus, Drusus und Tiber, in unsern Gegenden unternahmen, folgen sich wie die Bilder eines Ahnensaals, unter welche die Helden selbst die körnige Summe ihres Wirkens geschrieben. Die Veränderungen, welche die Römer mit erwägendem Sinne und fester Hand in unserm Lande vornahmen, und die in manchen Denkmälern mit unsern Augen gleichsam noch erschaut, mit unsern Händen noch begriffen werden können, sind eben so viele Stimmen, die im Posaunentone der Vorwelt gesprochen, jedem zu Gemüthe dringen, und auf der Brücke des Gefühls, indem der ganze Mensch und nicht ausgebröckelte Fähigkeiten angesprochen werden, uns hineinleben machen in ferne Zeiten, und uns durchempfinden lassen die sich fortbildende Entwickelung des Geschlechts, von dem wir ein vorüberflimmerndes Theilchen sind. Dies ist der große Gewinn, daß an die Geschichte einer einzigen (aber welcher!) Stadt die allgemeine Weltgeschichte so geknüpft werden kann, und geknüpft worden ist, daß man von den frühesten Zeiten an, aus ihren

heimischen Angelegenheiten in die erhabenen jener mit Leichtigkeit den-
kend und fühlend hinüber und herüber sich bewegen kann (wie man etwa
in einer geschmackvollen Villa die Bequemlichkeit der Stadt und zugleich
den Eindruck der großen Natur genießen kann, die in ihrer höheren Ein-
falt die Brust ausweitet und beschwichtigende epische Ruhe einführt), und
geistreichen Frauen wie Künstlern, welche beide den ganzen Menschen zu
erfassen, durch Liebreiz zu fesseln und nach ihrem Wunsche zu bewegen
die Weihe erhielten, ist damit ein anmuthiger Weg erschlossen worden,
den wie er sonst bereitet wurde, vorwiegendes Gemüth, oder vorwiegen-
der Geist zu betreten scheute. Es scheint nöthig, diese Bemerkungen
hier bei der ersten Gelegenheit anzuknüpfen, weil sie sich bisher im ganzen
Werke bestätigen, und weil vielleicht dadurch der richtige Gesichtspunct
angedeutet wird, aus dem das Ganze zu erfassen ist. Am Ende des er-
sten Heftes werden die Sagen und Fabeln über Wien angeführt, die
Stellen der alten Schriftsteller, gefundene Särge und Inschriften, die
Aeußerungen früherer Forscher geprüft und die Ausbeute aus Allem angegeben.

II. Die Römerzeit und ihre Einrichtungen verdienen genauere Unter-
suchung. — Reichhaltige Erörterungen dieser Art und über die Geogra-
phie jener Zeit bilden den Eingang in das zweite Heft. Den Ueberblick
erleichtert eine Tafel, die einen Auszug aus dem antoninischen Reisebuche,
der peutingerischen Tafel und der notitia utriusque imperii enthält.
Das alte Vindobona ist identisch mit Wien, und auch die jüngern castra
Fabiana; ist nun nicht der Schluß einleuchtend, daß beide, Vindobona
und Fabiana unter sich identisch seyn müssen? und doch waren die Mei-
nungen getheilt, namentlich hegte der vielwissende Lambecius abweichende
Ansichten. Fabiana war Vidobonas Burg, Citadelle. Die Stadt war
in den Verwüstungen der Barbaren bereits gemindert und gesunken, als
der feste Punct noch, wie aus der Fluth hervorragte und das Andenken
erhielt. Ein willkommenes Geschenk für den Archäologen ist es, hier
alle, Vindobona und Fabiana und dessen Umgegend betreffende, noch
vorhandene, oder dem Zahn der Zeit unterlegene Monumente zusammen-
gestellt und erläutert zu finden, ja sogar die wichtigsten auf der ganzen
Route von Steinamanger (Sabavia) bis Salzburg (Juvavia) um so er-
wünschter, je mehrere bedeutende Ueberreste jener Zeit für immer verlo-
ren sind und leider noch täglich zu Grunde gehen. — Zwei Männer
hatte um Augusts Zeiten Deutschland geboren, deren jeder allein geist-
und thatkräftig war, die deutschen Völkerschaften zur Einheit zu bringen
und dem Auslande entgegen zu stellen: der eine, Hermann lebt noch
heute durch die Varus-Schlacht im ganzen Volke, der andere Marbod
ist vergessen, weil er sein Volk vergaß. Beide finden gerechte Würdigung.
Der edle Kaiser Marcus Aurelius bemüht sich an den Ufern unsrer Do-
nau das Geschick Roms abzuwenden durch die wundervolle Schlacht auf
dem gefrornen Flusse, vielleicht auf Puncten, die im Sommer lebens-
freudige Kähne beschiffen, oder die im Winter vom muntern Schrittlauf
belebt sind. Er starb zu Vindobona, das seine Sorge gehoben und das
unter ihm zu einer Stadt des zweiten Ranges geworden war. Unter
ihm und nach ihm breitete sich die beseligende Lehre des Christenthums
aus. Der heil. Maximilian zu Cilly geboren und Bischof zu Lorch, ist
der erste Blutzeuge, und der römische Tribun Florian findet in den Flu-
then der Enns seines Lebens Ende in seiner Verherrlichung Anfang.
Constantin begründete den Sieg der Lehre, und führte eine neue Ordnung
der Dinge ein; konnte Vindobona davon ausgenommen seyn?

III. Durch die Eintheilung Constantins wurde Wien wahrscheinlich
statt Carnuntum der Sitz des Präses von Oberpannonien, und es ver-
lohnt sich wohl von diesem Puncte aus, auf den, zur Hauptstadt gewor-
den, jetzt acht Königreiche herumgelagert ihre Blicke heften, jene Zeit zu

betrachten und die Schlachtfelder zu beschauen, wo über Kaiserkronen und das Leben der Fürsten entschieden wurde. Große Kämpfe mußte das Constantinische Haus gegen die drängenden Sarmaten bestehen, und bei der zwistigen Gesinnung der kaiserlichen Familie schifft Julianus kühn und verschwiegen die Mauern Vindobonas vorüber, als er den Purpur genommen hatte, und ihn gegen seinen Vetter Constantius zu vertheidigen eilte. Carnuntum und wahrscheinlich auch Vindobona mußten Verwüstung leiden, als der Quadenkönig Gabin von dem römischen Feldherrn gemeuchelmordet wurde und die Seinigen diese Schande grausam rächten. Ein urkräftiges, rohes Leben tritt mit Attila und seinen Schaaren auf den Schauplatz, und die Geißel Gottes, die ganz Europa zittern machte, erschüttert noch in der Darstellung. Auf die Gräuel dieses Reichs folgt der himmlische Friede, den der heil. Severin den Gegenden um Fabiana brachte, die Gewaltigen zur Milde neigend, die Unterdrückten tröstend, den Unwissenden lehrend, den Zweifelnden rathend. Das Kloster zu S. Johann am Als wurde gebaut; seine Schüler bewohnten eins zu Heiligenstadt; er selbst hatte ein Bethaus auf Weinhügeln, in welchem der gewaltige Odoaker Weissagungen erhält, ehe er auszieht, das oströmische Reich über den Haufen zu werfen.

2. I. Mit diesem friedlichen Gefühle schließt sich das III. Heft und enthält außerdem wie das ganze erste des zweiten Bandes einen Kranz von 125 Urkunden, die wie eine Gemäldegallerie größere und kleinere Abbildungen geben von der Zeit, in der sie geschrieben wurden, ihrem Wesen und ihrer Colorirung nach. Blos zu sagen, daß manche Irrthümer früherer Forscher berichtigt worden, hieße ein Interesse für bloße Gelehrte anschlagen, was, so sehr es im ganzen Werke berücksichtigt wird, doch nur eine einseitige Auffassung verrathen würde. Der Gegenstände sind so viele von Staatsverträgen an, bis in die häuslichen Angelegenheiten einfacher Bürger, und das eigentliche Leben von vielen Jahrhunderten wird in seiner Entwickelung geführt. Diese redenden Denkmäler mit etwas Aufmerksamkeit, Geist und Gemüth aufgefaßt, und es entwickelt sich von selbst eine Geschichte, die an Colorit viele gelesene übertrifft, weil wir sie von innen herausbildeten. Unter vielen andern wird es hinreichen, aufmerksam zu machen auf die Urkunde, welche Friedrich d. II. in dem Feldlager von Brescia ausstellte den Juden zum Schutze, und welche Grundsätze enthält, wie erst ein aufgeklärtes Zeitalter sie ihnen bleibend zu sichern vermochte; und eben desselben Kaisers Majestätsbrief für die Stadt Wien; Urkunden über den Templer-Orden; über die Hussiten-Unruhen; wie die Stadt Breslau von Wien Nachricht verlangt über den Tod der Königin Elisabeth und die Lage der Dinge ihres Sohnes Ladislaus; wie Wien Nachricht erhält aus Hermannstadt über den Fall Constantinopels und wie die Türkengefahr heranrücke; wie Kaiser Friedrich d. III. einem Patriarchen ähnlich in einem Idyll, sich bei der Stadt Wien um einfache Bürgersleute verwendet. . . . . Aus neu eröffneten Archiven sind sie umsichtig gewählt und bilden einen gediegenen, abgeschlossenen Grund, auf dem die Geschichte sich ungestört erheben wird.

2. II. Unter dem großen Ostgothenkönig Theodorich, der Alles begünstigte, was das Fortschreiten der Menschheit förderte, mag sich Fabiana, wie viele andere Städte gehoben haben. Aus dieser altergrauen Zeit wird sie als der Sitz eines Bischofs genannt. Franken und Longobarden behaupten eine kurze Herrschaft, bis das Land den Hunnen oder Avaren heimfällt. Unter den zwei Jahrhunderten ihrer Herrschaft — oder besser Zerstörung scheint unsere Stadt wie ins Meer versunken, und die Sage, welche immer den Geist der Zeit ergreift, erzählt, daß Wald und Wild den classischen Boden bedeckt habe. Der kühne und gewandte

Samo brach die schreckliche Abhängigkeit der Slaven von den Avaren. Friedliche Missionäre erschienen wieder auf den Auen, bis der große Kaiser Carl einen nicht kleinen Edelstein in die Krone seines Ruhms flocht, daß er die rohen Horden der Avaren aus ihren Ringen vertrieb, dem Lande weitherziehende Colonisten gab, eine neue Ordnung setzte, das Christenthum herrschend machte. Welche Kaiser, Marcus Aurelius und der große Carl, schenkten dieser Stadt ihre Sorgfalt! — Der gewaltige und listige Swatopluk gründet sich das großmährische Reich in Böhmen, Mähren, Nordöstreich und Ungern zwischen der Donau und Theiß, in welches Cyrillus und Methudius von Constantinopel in slavischer Zunge das Evangelium bringen. Gegen seine Feindseligkeiten werden die Magyaren gerufen, die blitzschnell und roh die Gräuel der Verwüstung in deutsche Auen tragen. Das Lied, oft übergehend die punctuelle Wirklichkeit, setzt in diese Zeit und diesen Ort den Helden Rüdiger von Pechlarn, hoch erhaben in den Niebelungen. Die Schlacht auf dem Augsburger Lechfelde vernichtet 100,000 Ungern, von denen nur sieben entkommen, und Melk wird ihr äußerster Platz, aus dem sie der durch Rittertugend erlauchte Leopold, der Gründer des Babenbergischen Herrscherhauses vertreibt. — Der h. Stephan gibt den Ungern mit dem Christenthume strenge Ordnung, und die Verbindung der Babenberger mit seinen Nachfolgern führen dem deutschen Reiche und der Ostmark, die bis an die Leitha vergrößert wird, häufige Kriege zu, in deren einem, ein Rath zu Wien gehalten wird: ein Beweis, daß sich Etwas von dieser Stadt durch alle Zerstörung erhalten, und der Platz, wie von höherer Anordnung zu bleibender Wichtigkeit bestimmt zu seyn scheint. Als eine heilige Sehnsucht die abendländische Christenheit zum Grabe des Herren zog, schifften viele die Donau hinunter, und der bereichernde Handel zwischen dem Morgen und dem Abend fand in Wien eine gastliche Stätte. Mit dem ersten Steine, den der erste österreichische Herzog zum Bau seines Hofes tragen ließ, fangen die Tage des Ruhms an dauernd zu scheinen. Es ist einleuchtend, daß an die Geschichte der Stadt, die Geschichte des Landes geknüpft ist, und daß die Geschichte der benachbarten Reiche, die in mannichfaltigen bald friedlichen, bald feindlichen Berührungen sich ihr zu- oder abwandten, wenigstens vorübergehende, andeutende Würdigung finden mußte. Um sich im Detail wie im Großen der Weltbegebenheiten gleich heimatlich zu fühlen, sind chronologische und genealogische Tafeln und die Verzeichnisse der Herrscher beigefügt worden. Die Kupfer stellen getreue Abbildungen aus der Römerwelt und fortschreitend aus dem Mittelalter dar, oder haben zur kräftigern Versinnlichung ideale Momente ergriffen, woran diese Blätter reich sind. Zeichnung und Ausführung ist meist von denjenigen Wiener Künstlern, welche auch für die Reisen Dibdins und Labordes gearbeitet haben. Vorzüglich dürfte unter diesen bemerkt werden, der Historienmaler Peter Fendi, Zeichner des k. k. Münz- und Antikenkabinets, dessen Gabe die Ueberreste der Römerwelt sowohl als des Mittelalters und die Hervorbringungen unserer Tage, mit charakteristischem Scharfsinn aufzufassen und mit der geschmackvollsten Treue wiederzugeben, unstreitig höchst ausgezeichnet ist. — Im zweiten Jahrgange, als welcher die Denkmale und Denkwürdigkeiten enthält, sind die Kupfer noch reicher und bedeutender, insonderheit die der alten Baukunst und alten Kunst überhaupt angehören, welcher in Wien eben so reichhaltigen als wichtigen Abtheilung Herr Primisser, der rühmlichst bekannte Custos der Ambraser Sammlung und des k. k. Münz- und Antikenkabinets, seit einer Reihe von Jahren, so viele glückliche Sorgfalt gewendet hat. Also nicht in dem regen Bestande, wo der Erzählende mit dem Maulwurfsauge der Beschränktheit in seiner Darstellung nur bis zu den Ringmauern der Stadt und nicht weiter kommt; in je-

nem höhern, in dem ein feiner Sinn sich zu ihrer Geburtsconstellation erhebt, und allseitig und umsichtig Welt und Reiche und Völker und ihren Einfluß auf sie, und gegenseitig ihre Rückwirkung auf jene zu prüfen versucht; wie man Leben erforschend, vom Herzen aus, den impulsgebenden Schlagadern bis ans Ende folgt, und mit den friedlichen Blutadern wieder zum Herzen zurückkehrt: so ist die Geschichte dieser Stadt dargestellt, und jeder für das Ideale der Vergangenheit empfängliche Mensch wird die Worte des Dichters verstehen lernen, der von einem andern Orte sagt:

Froh empfind ich mich hier auf classischer Erde begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu haben:

Wilson Philip, Alex. P., Abhandlung über die Verdauungsschwäche und ihre Folgen, die sogenannten nervösen und gallichten Beschwerden; nebst Bemerkungen über die organischen Krankheiten, in welche sie zuweilen übergehen.
Nach der zweiten vermehrten englischen Auflage übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Elias Wolf. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Außerdem was der Titel schon anzeigt, enthält dieses wichtige Werk auch Vieles über die originellen physiologischen Versuche des Verf., über die Anwendung des Galvanei im habituellen Asthma und die dyspeptische Schwindsucht.

Frankfurt am Main, im Juli 1823.

P. H. Guilhauman.

Mit dem Motto:

Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs malintentionnés;

ist bei A. Rücker in Berlin erschienen und für 3 Thlr. 12 Gr. cartonnirt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Eros

oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Zwei Bände. Gr. 8.

Bei Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lesebuch für Bürgerschulen.

Nach einer zweckmäßigen Stufenfolge gesammelt und bearbeitet von Dr. Th. Tetzner.

Dieses Lesebuch, welches sogleich bei seinem ersten Erscheinen die Blicke vorzüglicher Pädagogen auf sich lenkte, so daß es für werth erachtet wurde in den untern Classen der höhern Gewerbe- und Handlungsschule eingeführt zu werden, füllt eine recht fühlbare Lücke in der Literatur aus. Die große Menge der Lesebücher, welche wir besitzen, sind theils zu hoch, theils zu tief berechnet, gewöhnlich ohne Plan und zu

theuer; dieses hingegen geht vom Leichtern zum Schwereren über, eignet sich durch Zweckmäßigkeit in der Auswahl, Anordnung, gleichmäßig durchgeführte Grammatik, (nach Heyse's Lehrbüchern) Correktheit und ganze Bearbeitung, besonders für Bürgerschulen, und wird sich einem Jeden durch seine Brauchbarkeit hinlänglich empfehlen. — Preis 16¾ Bogen 8 Gr. Courant.

Schulvorschriften.

Zweites Heft. Für Geübtere. Preis 9 Gr.

Von dem ersten Hefte dieser Schulvorschriften sind an 8000 Exemplare abgesetzt worden; ohnstreitig die beste Empfehlung für diese Blätter! — Vielfach wurde ein zweites Heft für Geübtere gewünscht; und in derselben Gestalt wie das frühere, erscheint es jetzt zum erstenmale, durch die geschickte Hand des Kalligraphen wo möglich noch das erste Heft übertreffend — so daß es auch als selbstständiges Werk sich nicht bloß Bürger- und Landschulen, sondern auch jedem Liebhaber der Kalligraphie empfiehlt. Die Aussicht auf einen großen Absatz allein, machte es möglich den Preis von 16 Folioblättern eben so billig wie beim ersten Heft (9 Gr.) zu stellen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Jugendfreuden
in Liedern mit Melodien
und einer Begleitung des Klaviers oder Fortepiano
von M. C. G. Hering.

Erstes u. zweites Heft.
Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Eine Sammlung fröhlicher Lieder, in ihrem Inhalte wie in ihren gefälligen Melodien für das junge Gemüth ansprechend, wird Eltern und Erziehern gewiß sehr willkommen seyn. Der Verfasser hat bei diesen Gesängen sowohl auf die Jugend überhaupt, als auch auf jedes Geschlecht besonders Rücksicht genommen, und die Mannichfaltigkeit des Inhalts wird in jugendlichen Leben Veranlassung genug geben, Frohsinn zu wecken, zu beleben und zu erhöhen. Ueberdies hat der Verfasser selbst über den Zweck und die Einrichtung dieser Liedersammlung in der Vorrede sich näher erklärt.

Für Schachspieler.

J. P. C. Preußlers
deutliche und ausführliche
Auseinandersetzung der Schachspielergeheimnisse
des Arabers Stamma,

mit vielen Anmerkungen und Verbesserungen mehrerer Spiele für Anfänger, nebst einem Anhange: in welcher Folge und wie man am nützlichsten die vorhandenen Meisterschriften über das Schach studire. 8. Berlin, bei Enslin.

Zweite Auflage. 1823.

15 Bogen auf Schreibpapier, brochirt 20 Gr.

Dieses rühmlichst bekannte Werkchen ist nun wieder in einer neuen Auflage in allen Buchhandlungen zu haben, und der Preis fast um die

Hälfte billiger gestellt als bei der ersten Auflage, um den Ankauf auch jedem unbemittelten Schachspieler möglich zu machen; Papier und Druck sind sehr gut. —

Herabgesetzter Preis.

C. F. Liweh.

Neues System der doppelten Buchhaltung. Zweite durchaus verbesserte und umgearbeitete Auflage. 4. Fein Schreibp. 2 Thlr. 12 Gr. Für 1 Thlr.

Der Recensent in dem Beck'schen Repertorium der Literatur, Leipzig 1820 sagt darüber: „Schon die vor drei Jahren erschienene erste Auflage „fand vielen Beifall, weil dies System den Gang der Buchhaltung ab„kürzte und erleichterte. Jetzt ist in beiden Rücksichten noch mehr gelei„stet worden, und um so mehr verdient das Werk empfohlen zu werden."

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

K. S. Zachariäs
Handbuch
des Königlich-Sächsischen Lehnrechts.

Zweite vermehrte Ausgabe, herausgegeben von Dr. Christian Ernst Weiße und Friedrich Albert v. Laugenn.

Gr. 8. Leipzig bei Gerhard Fleischer. 1823.
Preis 2 Thlr.

Ernst Tiersch,
Königlich-Sächsischer Ober-Förster,
Ueber den Waldbau,

mit vorzüglicher Rücksicht auf die Gebirgs-Forste von Deutschland, in Notizen und Bemerkungen auf seiner praktischen Laufbahn gesammelt.

Gr. 8. Leipzig bei Gerhard Fleischer. 1823.
Preis 20 Gr.

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleiner Katechismus der Größenlehre
von W. Wetzel.

Preis 4 Gr.

Dieses Werkchen besteht blos aus Fragen, und ist zunächst zum Gebrauch der Königl. Realschule zu Berlin bestimmt, wo es bereits mit Erfolg gebraucht wird.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist neu erschienen:

Leone

oder Beispielsammlung für eine höhere Bildung des declamatorischen Vortrags, im öffentlichen und Privat-Unterrichte von Dr. H. A. Kerndörfer. Gr. 8. (20½ B.) 21 Gr.

Die hier aufgestellten Uebungsstücke unserer echten Klassiker sind für einen höhern Cursus bestimmt, wobei schon ein gewisser Grad von hö-

herer Geistes- und Geschmacksbildung vorauszusetzen ist. Die dem Texte beigefügten Andeutungen beziehen sich zum Theil auf Erläuterungen des Inhalts, zum Theil auf die beim Vortrage anzuwendenden declamatorischen Regeln.

Neue Romane von 1823,

welche zur Ostermesse im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig erschienen, und an alle solide Buchhandlungen versandt worden sind:

Fouque, Caroline Baronin de la Motte, die Vertriebene. Eine Novelle aus der Zeit der Königin Elisabeth von England. Drei Theile. 8. Preis 3 Thlr.

— — Baron de la Motte, wilde Liebe. Ein Ritterroman in zwei Theilen. 8. Preis 2 Thlr.

Hildebrandt, C., Iwan und Fedora, oder die Entführte. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege. Zwei Theile. Preis 2 Thlr.

Laun, Fr., neue Kleinigkeiten. 1. Die Schlittenfahrt zur Hochzeit. 2. Die Zwillingsschwestern ꝛc. Preis 1 Thlr.

— — Die schwache Stunde. Ein Roman. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Scott, W., Die Schwärmer. Ein Roman in drei Theilen, übertragen von W. A. Lindau. Zweite verbesserte, vollständige und unverkürzte Auflage. 3 Thlr. 8 Gr.

Körner, T., Die beiden Bräute, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Preis 16 Gr.

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Blumensprache oder Bedeutung der Blumen nach orientalischer Art.

Ein Toilettengeschenk, mit einem illum. Kupfer.

Siebente vermehrte Auflage.

Preis broch. 8 Gr.

Ungeachtet aller Nachahmungen ist dieses Werkchen noch immer das beliebteste geblieben, und hat nun in wenigen Jahren sieben starke Auflagen erlebt; ohne Zweifel ein Beweis, daß es seiner Bestimmung entspricht. —

Deutschlands Giftpflanzen.

Mit illum. Abbildungen. 8.

Magdeburg bei Rubach.

Preis broch. 9 Gr.

Es ist ohnstreitig Pflicht eines Lehrers, seinen Schülern und Schülerinnen von den gewöhnlichen Giftpflanzen, mittelst Anschauung, deutliche und richtige Kenntniß beizubringen, und zu diesem Behufe lieber einige andere, minder wichtige Lehrgegenstände im Laufe der Schulzeit kürzer zu behandeln. Die schon vorhandenen Hülfsmittel zu diesem Zwecke werden durch das vorliegende Büchlein um eins vermehrt. Vorzugsweise ist dasselbe aber durch eine faßliche Kürze und gut gezeichnete und passend illum. Kupfer allen Volksschulen zu empfehlen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XVIII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

An die deutschen Naturforscher und Aerzte.

Zur nächsten Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Halle am 18. September laden die Unterzeichneten, Geschäftsführer und Secretair, hiermit ein. Es würde gut seyn, wenn schon vorläufig wenigstens einige Vorträge von Naturforschern, welche hierher zu reisen gesonnen sind, öffentlich angekündigt werden könnten, in welcher Beziehung vielleicht einige die Güte haben werden, uns möglichst bald die nöthigen Mittheilungen zu machen. Die Unterzeichneten werden auch gerne bereit seyn, den auswärtigen Gelehrten, welche auf kurze Zeit eine Privatwohnung hier in Halle zu beziehen gedenken, hierbei förderlich zu werden, wenn sie diesen Wunsch ihnen vorläufig bekannt machen wollen. Uebrigens bitten dieselben die Herausgeber allgemeiner wissenschaftlicher und namentlich naturwissenschaftlicher Zeitschriften, diesen Gegenstand in ihrem Kreise zur Sprache zu bringen.

Halle, den 3. Junius 1823.

Sprengel und Schweigger.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. Zweites Stück für das Jahr 1823. Nr. XVIII der ganzen Folge. Gr. 8. Geh. 391 S.

(Preis des Jahrgangs von vier Stücken 10 Thlr. und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.)

Inhalt von Nr. XVIII.

I. Valentini, Abhandlung über den Krieg, in Beziehung auf große Operationen, mit Rücksicht auf die neuern Kriege.

II. v. Hoff's, Cuvier's, Link's und Krüger's Schriften über die Urwelt. Erste Abtheilung.

III. Friedrich Schlegel's Werke. Erster und zweiter Theil: Geschichte der alten und neuen Literatur.

IV. Neue Criminalgesetzgebung in dem nordamerikanischen Staate Louisiana.

V. Aedes Althorpianae; or an account of the mansion, books and pictures at Althorp, the residence of George John Earl Spencer, K. G. To which is added a supplement to the bibliotheca Spenceriana. By the rev. Thomas Frognall *Dibdin*.

VI. Gries und Streckfuß Uebersetzungen von Tasso's befreitem Jerusalem. Von Wilhem Müller.

VII. Englische Colonial-Politik, besonders in Ansehung der westindischen Zucker-Inseln.

VIII. Neueste Schriften über Nachdruck und Verlagsrecht. Von J. F. Fries.

IX. Ueber die französische Tragödie. Mit besonderer Rücksicht auf das „Classische Theater der Franzosen;" übersetzt von Peucer.

X. Quintessenz über die Wunderversuche des Fürsten von Hohenlohe.

XI. Politische Herzensergießungen eines Laien, veranlaßt durch des Freiherrn H. C. C. Gagern:

1. Die Resultate der Sittengeschichte: 1) Die Fürsten. 1808. 2) Die Fürnehmen oder Aristokratie. 1812. 3) Demokratie. 1816. 4) Politik oder der Staaten Verfassungen. 5 und 6) Freundschaft und Liebe. 1822.
2. Der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. 1 und 2. 1822.

Practische Erörterungen auserlesener Rechtsfälle, vom Dr. C. F. von Dalwigk, Präsidenten des Herzogl. Nassauischen Ober-Appellationsgerichts. Hannover 1823, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung, VIII und 336 Seiten in Quart. (Preis 2 Thlr. 16 Gr.)

Unter der Anzahl der seit dem letzten Decennium erschienenen Bearbeitungen wirklicher Rechtsfälle, nimmt das ebenbezeichnete Werk einen sehr ehrenvollen Platz ein. Es empfiehlt sich nicht allein durch die strenge Auswahl des Mitgetheilten, sondern auch durch Klarheit der Darstellung und Gründlichkeit der Behandlung; dem juristischen Geschäftsmanne wird es daher von größtem Nutzen seyn; aber auch der wissenschaftliche Forscher wird es mit großem Interesse lesen, da namentlich die Erörterung über die Grenzen der Freidings- und Meierdings-Gerichtsbarkeit, als ein sehr willkommener Beitrag zur Geschichte der deutschen Gerichtsbarkeit im Mittelalter zu betrachten ist.

Das Recht der Kriegseroberung in Beziehung auf Staatscapitalien. Nach den Grundsätzen des Privat- und Völker-Rechts dargestellt vom Dr. B. W. Pfeiffer, Kurf. Hessischem Ober-Appellationsrathe. Hannover 1823, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XIV und 362 Seiten in Octav. (Preis 1 Thlr. 16 Gr.)

Veranlassung zu diesem Werke gab die bekanntlich von Napoleon geschehene Einziehung ausstehender Capitalien, die den von ihm verdrängten Landesfürsten oder eroberten fremden Staaten, ursprünglich eigenthümlich gehörten, und die jetzt so häufig streitig gewordene Frage über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der von den ursprünglichen Schuldnern an die Französischen Cassen geschehene Zahlungen jener Capitalien.

Mit strengster Unpartheilichkeit und genauer Berücksichtigung der privatrechtlichen und völkerrechtlichen Principien hat der Verf. den Begriff und die Wirkungen in Beziehung auf ausstehende Capitalien, und endlich in specieller Berücksichtigung der solchergestalt in den Hessischen Landen geschehenen Einziehung derselben erörtert, und jene Frage von allen Seiten erwogen, auch mit Rücksicht auf die verschieden vorkommenden Umstände entschieden. Unbefangenheit in der Behandlung dieser Aufgabe, Gründlichkeit in deren Erörterung, und Scharfsinn in Erwägung der möglichen concurrirenden Umstände und in Entscheidung der Hauptfrage und Nebenfragen, zeichnen dieses Werk vor allen frühern, die über diesen Gegenstand abgefaßt sind, so vortheilhaft aus, daß es ohne Zweifel als ein wahrhaft classisches zu betrachten ist.

---

statistisch-historischer Atlas der Staaten von Südamerica gebildet, der keiner weitern Empfehlung zu bedürfen scheint.

Preis jeder einzeln Charte auf gewöhnlichem Landcharten-Papier 8 Gr., auf Velin-Papier 12 Gr.

Auch zeigen wir hiermit an, daß von unserer Charte von Spanien in sechs Blättern das zweite Blatt versendet worden ist und das dritte nächstens folgen werde.

Weimar, den 12. Juli 1823.

Geographisches Institut.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet von Joseph Lowe, Esq. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen vom Staatsrathe und Ritter Dr. L. H. von Jakob, Professor der Staatswissenschaften in Halle. 8. XVI und 576 S. 2 Thlr. 18 Gr.

Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Erster Band. I. Die wunderbare Sage vom Pater Baco, Schauspiel von Robert Green. II. Arden von Feversham, eine Tragödie. III. Die Hexen in Lancashire, von Thomas Heywood. gr. 8. XLII u. 420 S. auf Velinpap. 2 Thlr. 18 Gr.

Napoleana, oder Napoleon und seine Zeit. Eine Sammlung von Actenstücken, Anekdoten, Urtheilen und theilweise noch ungedruckten Memoiren. Zweites Heft. Mit dem Motto:

„Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. — Wer möchte
Mein Leben wohl nach Menschenweise deuten."

Inhalt dieses zweiten Heftes:

I. Napoleon und der General Rapp. (Aus des letztern eigenhändigen Memoiren.)

II. Verschwörungen gegen Napoleon. (Nach Salgues Memoiren.)

III. Napoleon auf Elba und auf dem Wege nach Paris. (Nach den Schilderungen von Augenzeugen, und nach des Kaisers eigenen Mittheilungen.)

kl. 8. geh. 156 S. 16 Gr.

(Das erste Heft kostet ebenfalls 16 Gr.)

Leipzig, 10. August 1823.

F. A. Brockhaus.

Anzeige
für die Pränumeranten auf die wohlfeile Taschenausgabe von Schillers Werken
in 18 Bänden.

Zu dieser Ausgabe erscheint in meinem Verlag eine Sammlung von 18 Kupfern; bearbeitet von guten Künstlern, deren jedes einem Band

derselben angehört, und von denen die erste und zweite Lieferung, welche die Kupfer zum ersten bis achten Bändchen enthalten, bereits fertig und ausgegeben sind.

Der sehr billige Pränumerationspreis für sämmtliche 18 Kupfer von Einem Thaler Acht Groschen Sächs. oder Zwei Gulden Vier und Zwanzig Kreuzer Rhein. dauert noch bis Ende dieses Jahres. Jede Buchhandlung nimmt darauf Bestellung an.

Leipzig, den 1. Juli 1823.

Gerhard Fleischer.

Journal
für Literatur, Kunst, Luxus
und Mode,
redigirt von Edmund Ost und Stephan Schütze,
1823. Nr. 8.

Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs; zu bekommen in allen Buchhandlungen und auf den Postämtern Deutschlands. (Preis des Jahrgangs 8 Thlr. Sächs. oder 14 Fl. 40 Kr. Rheinisch.)

Im Laufe des Monats Junius sind davon 11 Stücke, Nr. 45 bis 55, nebst zwei colorirten Modetafeln und Jagemann's Portrait, erschienen.

Inhalt:

Nr. 45. Französische Literatur. Deutsche Literatur. Correspondenz. Miscellen. — Nr. 46. Sonett. Die Fürstenhöfe, geschildert vom Fürsten von Ligne. Deutsche Literatur. Kleine Theaterrevue. Miscellen. — Nr. 47. Die Heimath. Eßlair's Gastspiel in Dresden. Zum Modebild Tafel 15. — Nr. 48. Sur la mort de Napoléon. Aphorismen über Paris. Wie die Bourbons zur spanischen Krone gelangten. Pianoforte-Musik. Miscellen. — Nr. 49. Des Adlers Flug. Anekdoten. Miscellen. — Nr. 50. Ueber Eßlair's Darstellungsweise, von St. Schütze. Gegenwärtiger Zustand der Musik in England. Miscellen. — Nr. 51. Nachtigallen. Neues über Petrarca. Miscellen. — Nr. 52. Die Zeit, von K. Müchler. Deutsche Literatur. Kleine Theaterrevue. Zum Modebild Tafel 16. Miscellen. — Nr. 53. Naturandacht, von G. Döring. Ein Pariser Urtheil über die Leipziger Musikalische Zeitung. Künstelei. Miscellen. — Nr. 54. Lebensglück. Sylla und Napoleon. Allerlei aus Paris. Correspondenz. Miscellen. — Nr. 55. Anakreon. Luxussteuer auf Luxushunde. Gedanken. Zu Jagemann's Portrait (Tafel 17.) Miscellen.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und als Fortsetzung an alle Buchhandlungen versandt:

Directorium diplomaticum, oder chronol. geordnete Auszüge von sämmtlichen über die Geschichte Obersachsens vorhandenen Urkunden. II. Bds IIs Heft (bis zu Ende der Regierung des Kaisers Friedrich I.) in 4. 31½ Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Rudolstadt, August 1823.

Fürstl. priv. Hofbuchhandlung.

kommen einer Zeitschrift entgegenstellen, gelungen sey, dem vorgesteckten Ziele näher zu kommen. Wir theilen deshalb eine Uebersicht des Inhalts mit.

Der erste halbe Jahrgang der deutschen Blätter enthält:

1) Gedichte von Friedrich Raßmann, Karl Witte d. j., Fr. Haug, Agnes Franz, Karl Immermann, K. W. Halbkart, Th. Hell, Otto Graf v. Haugwitz, Bärmann, Helmina von Chezy, Joh. Gabriel Seidl, Henriette v. Montenglaut, Wilh. Müller, Grünig, Joseph Frhrn. v. Eichendorff, Dr. Nürnberger, Wilibald Alexis, Wilh. v. Studnitz, K. L. Kannegießer, Ludw. Halirsch, Anselmi, Leopold Haupt, Julius Epstein, Hoffmann v. Fallersleben, L. M. Fouqué, J. F. Castelli, Contessa d. ä., Beauregard Pandin, K. Ansorge.
2) Sechzehn Erzählungen, Novellen, Parablen und Proben von Bühnenstücken, zum Theil von vorstehenden Schriftstellern, wie auch von Luise Brachmann und Karl Keller.
3) Biographien, Reisebeschreibungen, Aufsätze über Kunst, Alterthum, Literatur, Philosophie, Religion; außer von einigen schon Genannten auch noch von Franz Horn, Büsching, Dr. Löbell, Karl Panse, Le Brün, Fischer, Kroneisler, Fr. Gr. Kalkreuth, Peter Lelli, Friederike Brun, geb. Münter, u. s. w.
4) Fabeln, Miszellen, Anekdoten und Charaden.
5) Berichterstattungen aus Berlin, Wien, Dresden, Leipzig, Hamburg, u. s. w. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß diesen Berichten der gewöhnliche Vorwurf der Flachheit nicht gemacht werden kann.

Die Redaction ist keinesweges gesonnen bei dem, was bis jetzt geschehen ist, stehen zu bleiben; sie wünscht vielmehr ihrem Institute eine noch größere Ausdehnung zu geben, darnach strebend, daß die deutschen Blätter gelesen werden mögen, wo deutsche Zunge und Sitte herrschend ist. Aber nur dem vereinten Streben ist es möglich, dies schöne Ziel zu erreichen. Deshalb ergeht an die Mitarbeiter und Leser der deutschen Blätter, so wie an Jeden, der Bemühungen um die Literatur zu schätzen weiß, die Bitte, uns in unserm Bestreben förderlich zu seyn. Die Redaction wird das Ihrige thun, das Lob, welches über ihre Zeitschrift, in einigen kritischen Blättern, namentlich im Literarischen Conversations-Blatt, ausgesprochen ist, auch ferner zu verdienen.

Man unterzeichnet in allen deutschen Buchhandlungen (Leipzig, bei Joh. Ambr. Barth) mit 8 Thlr. auf den Jahrgang.

Breslau, im Juni 1823.

Redaction und Verlag der deutschen Blätter.

Sophronizon

oder

unparteiisch-freimüthige Beiträge zur neuern Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen.

Herausgegeben von

Dr. H. E. G. Paulus.

Heidelberg bei August Oswald.

Fünfter Jahrgang fünftes Heft ist erschienen und versandt.

Es enthält: 1) Dr. Gregorius Lamparter, ein würtembergischer Staatscanzler aus dem 16ten Jahrhundert. Mit Bemerkungen von Paulus. 2) Einberufung des würtembergischen Adels zum Landtag 1521 wegen Schuldengewähr. Eine ungedruckte Ur-

kunde des damals schon thätigen landständischen Ausschusses von Prälaten und Landschaft. 3) Die thätigreligiöse Stiftung der Waisenversorgung zu Wiesbaden. Nach einer Rede von K. R. Schellenberg daselbst. 4) Prälat Oetinger und Immanuel Swedenborg. Eine Nachricht von Oetinger selbst, mitgetheilt von M. Immanuel Hoch zu Beilstein. 5) Zur Beurtheilung der von Swedenborgischen Lehre und Wunder, von Paulus. 6) Der Kronprinz von Würtemberg und die falschen Prophetinnen, von Paulus. 7) Leibnitz, kein Römling. Von Professor Neumann und C. R. Mohnicke. 8) Discordia aus Concordaten. Das neueste Beispiel aus Baiern. Von Paulus. 9) Beispiele von Selbstverbesserungsversuchen in der deutschkatholischen Kirche. Dispensation von Gelübden, um zu heirathen. Rettung des Beckerischen Hülfsbüchleins gegen Schwachköpfe. 10) Convertiten-Formular, aus Rom. Vom Februar 1822. 11) Geschichte meines Uebertritts zur protestantischen Kirche. Vom Pfarrer Jais zu Entingen bei Pforzheim. 12) Martini-Laguna und der sächs. Gelehrtenfreund, Staatsminister P. C. Gr. v. Hohenthal. 13) Instruction für den fürstl. speierischen Gesandten zu Regensburg in Betreff d. Nuntiaturen. 14) Zeitbemerkungen und Gedankenspiele.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XIX. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Anzeige.

Ulrich von Hutten, nach seinem Leben, Charakter und Schriften geschildert, von E. J. Wagenseil. Mit Huttens Bildniß nach Cranach von Fleischmann gestochen, gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. Schreibpapier 2 Thlr. Velinpapier 2 Thlr. 12 Gr.

Im Laufe dieses Monats sind gerade drei Jahrhunderte verflossen, seit Ulrich von Hutten, der kühnste und geistreichste Mann einer verhängnißvollen, folgereichen Zeit, auf der kleinen Schweizer-Insel Ufnau starb. Vergebens habe ich mich dort nach einem Denkmale für ihn umgesehen; kaum läßt ein halbverwitterter Stein, an dem jede Inschrift zerstört ist, vor der alten Capelle des heil. Adalricus, den Platz ahnen, wo die Gebeine des herrlichsten Kämpfers für Geisterfreiheit und Recht ruhen. Ein Denkmal von Stein scheint dem großen deutschen Mann versagt; hier also ein anderes: Sein Leben, dem ganzen deutschen Vaterlande geweiht.

Wohl mögte es an der Zeit seyn, den edeln, furchtlosen Mann jetzt wieder in das Leben zu führen, damit man sich an seinem Bilde erwärme, erstärke; unsere Gegenwart ist ja seiner Vergangenheit nicht unähnlich; Männer von Huttens Geist, Kraft und Freimuth fordert der Kampf gegen die Dunkelmänner, den er so siegreich in den Epistolis obscurorum virorum führte.

Hohes Interesse nimmt dieses Buch in Anspruch; unbefriedigt wird es Niemand aus der Hand legen. Auch das Bildniß des Edlen, nach einem Originalgemälde Cranachs, von Fleischmann meisterhaft gestochen, erscheint hier zum erstenmale seiner würdig.

Nürnberg, im August 1823.

Friedrich Campe.

Neuigkeiten der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin.

Oster-Messe 1823.

Bode (Joh. El.), Betrachtung der Gestirne und des Weltgebäudes. Mit einer allgemeinen Himmelscharte. Ein Auszug aus dessen Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Zweite verbesserte Aufl. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Marheineke (Ph.), Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens. Zum Gebrauch in den obern Classen an den Gymnasien und für die reifere Jugend überhaupt. Gr. 8. 16 Gr.

Pfeil (Dr. W.), kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, in Verbindung mit mehrern Forstmännern und Gelehrten herausgegeben. Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ratier (F. S.), Versuch über die physische Erziehung der Kinder. Eine von der medic. Gesellschaft zu Bordeaux gekrönte Schrift. A. d. Franz. 8. Geh. 10 Gr.

Richter (D. A. G.), die specielle Therapie VI. Bd. (der chronischen Krankheiten 4ter Band). Dritte Auflage. Gr. 8. 3 Thlr.

— — die specielle Therapie. Auszug des grossen Werkes in IX Bänden. Besorgt durch Prof. Dr. G. A. Richter, in vier mässigen Bden. III. Band. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Savigny, Eichhorn und Göschen Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. V. Band. Erstes Heft. (zu Michaeli).

Nachstehende Werke haben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen. Für angehende und ausübende Forstmänner, Cameralisten rc., herausgegeben von Bechstein, fortgesetzt von Laurop. Siebenter Band, enthält die Taxation, Regulirung und Werthschätzung der Wälder rc. Mit Kupfern. 1 Thlr. Dessen neunter Band. Forstdirection, vom Oberforstrath Laurop. 1 Thlr. 4 Gr.

In einigen Monaten erscheint die Forst-Mechanik und Physik, bearbeitet vom Hofrath und Professor Hoffmann zu Aschaffenburg; so wie die Grundlehren der Chemie in Anwendung auf das Forstwesen. Für angehende Forstmänner und Cameralisten. Von Herrn Professor Strauße zu Aschaffenburg. Und so wird die Verlagshandlung fortfahren, die Wünsche aller Theilnehmer zu befriedigen und das Ganze bald beendigt seyn.

Ferner machen wir auf die Erscheinung von

Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft nach dem Burgsdorfischen Plane bearbeitet. Zweiter und letzter Bd. Gr. 4. Mit Kupfern. 4 Thlr., aufmerksam.

Die ersten Bände erschienen in Nürnberg und um die Besitzer dieses Werkes zu befriedigen, haben wir die Beendigung, einzig vom sel. Bechstein bearbeitet, geliefert.

Die Kunst, die äußerlichen und chirurgischen Krankheiten der Menschen zu heilen. Nach den neuesten Verbesserungen in der Wundarzneiwissenschaft. Nach Heckers Plan, und bearbeitet von einer Gesellschaft praktischer Aerzte und Wundärzte. Siebenter Band. 2 Thlr., enthält die Krankheiten der Harnblase, der Vorsteherdrüse, der Harnröhre und des Mastdarms.

Die Schule der Wundarzneikunst. Ein Leitfaden zum zweckmäßigen Unterricht der Lehrlinge rc. Dritter und letzter Band. Mit Kupfern 1 Thlr. Alle drei Bde. kosten 3 Thlr. 12 Gr.

Die Brauchbarkeit dieses in seiner Art einzigen Werkes für Anfänger, ist hinlänglich dadurch festgestellt, daß es in mehreren Staaten als Lehrbuch eingeführt und jeder Anfänger der Chirurgie es besitzen muß.

Rost's, Professor zu Gotha, griechisch-deutsches Schulwörterbuch. Zweite vielfach vermehrte und durchaus vervollständigte Ausgabe. Zwei Bände. Ladenpreis 3 Thlr. Wer sechs Exemplare nimmt, erhält das siebente frei, bei 16 Exempl. drei, bei 25 Exempl. fünf; und wir berechnen das Exemplar nur zu 2 Thlr. sächs. Geld. Uebrigens versteht sich dieser Preis von 2 Thlr. nur bei obiger Anzahl, so wie auf Bestellung unter sechs Exemplaren keine Frei-Exemplare Statt haben.

Jede Buchhandlung kann gleiche Bedingungen erfüllen.

Die erste Auflage ist in 18 Monaten abgegangen, ein hinlänglicher Beweis von dessen Brauchbarkeit. Die jetzige ist um die Hälfte vermehrt, und dennoch lassen wir dessen Preis bestehen.

Eichstaedt, H. C. A., Memoria Augusti ducis Saxoniae principis Gothanorum atque Altenburgensium. Editio altera auctior et emendatior. 4. Druckpapier 18 Gr. Velin-Papier, broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Henningsche Buchhandlung
zu Gotha.

Bei W. Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Richter, C. F., historisch-tabellarische Darstellung der in jedem Monat vorkommenden landwirthschaftlichen Arbeiten für Rittergutsbesitzer, Pächter, Verwalter. Gr. Fol. 12 Gr.

Bei aller Sachkenntniß und mehrjähriger Uebung in den landwirthschaftlichen Arbeiten ist es immer von wesentlichem Nutzen, wenn wir eine Art Leitfaden zu unsern Arbeiten zum Grunde legen, weil wir eben dadurch auf so Manches aufmerksam gemacht werden, was uns sonst im Gedränge der untereinander geworfenen Arbeiten leicht entfallen kann. So ist auch jedem schon geübten Landwirth eine tabellarische Uebersicht der gewöhnlichen ökonomischen Arbeiten von wesentlichem Vortheil; vorzüglichen Werth aber hat eine solche Uebersicht für angehende Landwirthe und alle Dilettanten der Landwirthschaft, besonders für diejenigen, die sich erst im Besitz eines Landguts gesetzt haben. Als ein solcher Leitfaden ist daher mit Recht obige angezeigte Darstellung zu empfehlen, da sie den Wünschen jedes gebildeten Landwirths entspricht.

Von der Münchner Sammlung von Uebersetzungen der griechischen Klassiker ist erschienen:

Homer's Ilias, prosaisch übersetzt und erläutert von Dr. E. F. Ch. Oertel. Zweiter Band. Kl. 8. München bei Fleischmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Publicum ist nun durch die Erscheinung dieses zweiten Bandes im Besitze einer so ungemein gelungenen Uebersetzung der Ilias, wie sie schwerlich eine andere Nation aufzuweisen haben wird. Wir möchten behaupten, daß Homer nur prosaisch übersetzt in allen seinen Eigenheiten so getreu wiedergegeben werden konnte. Der Leser wird sich angenehm angezogen fühlen, in dieser meisterhaften Uebersetzung das Original treu und wahr wiederzufinden.

Handbüchlein für Liebhaber der Stuben-Vögel, oder Anleitung der Kenntniß und Pflege derjenigen Vögel, welche in der Stube gehalten werden können, ihre Krankheiten und Heilart derselben. 8. München. 1823, bei Fleischmann. Preis 8 Gr. oder 30 Kr.

Ein ungemein belehrendes, wir möchten sagen unentbehrliches Werkchen für jeden Besitzer von Stubenvögeln. Wer unsere lieblichen Sänger genau nach ihren Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten kennen lernen, sich über ihre Pflege und Fütterung, Krankheiten und Heilung belehren will, findet über Alles genaue Auskunft in diesem Buche, das zur Erleichterung des Nachschlagens alphabetisch eingerichtet ist, und sich durch wohlfeilen Preis empfiehlt.

Neue Schriften.

M. L. S. Jaspis, Unterhaltungen auf dem Krankenlager. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Dr. M. Luthers kleiner Katechismus in behaltbarn Sätzen zum Auswendiglernen rc., vom M. L. S. Jaspis. (7 Bogen) 4 Gr.

A. W. Tappe, vom Göttlichen und Ewigen im Menschen, drei religiöse Reden, dritte verbesserte Aufl. Broch. 10 Gr.

Dr. S. Ficinus Flora der Gegend um Dresden. Zweite und letzte Abtheilung: Kryptogamen mit drei Fol. Kupfern 2 Thlr. 12 Gr. Die erste Abtheilung: Phanerogamen kostet 2 Thlr.

Anweisung, einzig aufrichtige, zum Destilliren aller Breslauer, Danziger und anderer Liqueure, Rosolis und Aquavite, 211 Recepten, mit deutlicher Erklärung, jeder Verfahrungsart, und der Zucker- und Farbenbereitung, nebst einem Anhang für Branntweinbrenner, von einem 16 Jahre praktizirenden Destillateur G. B. K. Sechste wohlfeile und verbesserte Auflage mit einem Kupfer. 8. Broch. 12 Gr.

Die Multiplication in ihrer vollkommensten Gestalt, oder Beschreibung einer neu erfundenen untrüglichen Maschine für die Multiplication mit vielziffrigen Zahlen, vermittelst welcher man das Product aller Zahlen ohne Mühe, ja ohne Kenntniß des Einmal-eins gleich in der ersten Zeile findet u. s. w. 8. 16 Gr.

A. F. M. Richter, Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805 bis 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. Erster Band: Reise von Emden nach Archangel und von da nach Hamburg; mit Rücksicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute. Zweite verbesserte Aufl. 8. Velinpapier. 1 Thlr.

F. J. Richter, die Bergbaukunst nach A. G. Werners Vorlesungen und nach eignen Erfahrungen m. K. Gr. 8. 2 Thlr.

H. v. Trautschen, die bürgerliche Baukunst, für angehende Forstmänner und Landwirthe. 8. Broch. 18 Gr.

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde von Carus, Ficinus, Franke, Kreysig, Raschig, Seiler. Dritten Bandes erstes Heft. Gr. 8. 1 Thlr.

Zeitschrift, dritten Bandes, zweites Heft, m. K., 1 Thlr.
Durch alle Buchhandlungen zu bekommen von der

Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden.

Bei Carl Heymann in Glogau, so wie in allen andern guten Buchhandlungen Deutschlands sind folgende anerkannt gute Werke zu haben:

Für Juristen.

Erläuterung der Rechts-Theorie vom Schaden-Ersatz aus unerlaubten Handlungen, vom Besitz, vom Eigenthum und von einigen Erwerbs-Arten des Eigenthums, besonders durch Erb-Anfall, nach den Grundsätzen des allgemeinen preußischen Landrechts in Verbindung mit dem römischen Rechte. Von C. W. Ludwig (königl. preuß. Ober-Landesgerichts-Rath). Zwei Theile. Gr. 8. Preis: 3 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk bildet auch den dritten und vierten Theil des von demselben Verfasser früher erschienenen

Commentar zum allgemeinen Landrecht. Zwei Theile in vier Abtheilungen. Gr. 8. 4 Thlr. 4 Gr.

welches in eben derselben Handlung noch zu erhalten ist.

Für Mediziner.

Monographie des grauen Staares, von Dr. T. W. G. Benedict (Lehrer der Wundarzneikunst auf der Universität zu Breslau, Director der chirurgischen Klinik ꝛc.). Gr. 8. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Gautier, Comment. medicae de Irritabilitatis notione, natura et morbis. (auctore *Reil*) Gr. 8. Gebunden. 8 Gr.

Bei dem Buchhändler Ferd. Dümmler in Berlin sind in diesem Jahre folgende Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Augustini, Aur., Confessiones additament. Benedict. denuo recusae praefatus est Dr. Neander. 8. 1 Thlr.

Baumgarten, J. C. F., Kopfrechenbuch zum Gebrauch des Lehrers bei den Uebungen der ersten Anfänger. Zweite stark vermehrte Aufl. 8. 12 Gr.

Heine, H., Tragödien (nebst einem lyrischen Intermezzo). 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Hirt, Hofrath, Vertheidigung der griechischen Baukunst gegen Heinrich Hülsch. Gr. 4. 12 Gr.

— — zur Würdigung der neuesten von dem General v. Minutoli eingebrachten Sammlung ägyptischer Alterthümer. Gr. 8. 3 Gr.

Mai, A., Fragmenta inedita juris Romani Antijustinianei; collectio cum appendice additament. ad Cod. Theodos. 8 maj. 8 Gr.

Hoffmann, E. T. W., aus dessen Leben und Nachlaß, herausgegeben von dem Verfasser des Lebensabrisses F. L. Z. Werners. Mit Hoffmanns Bildniß, nach seiner eignen Zeichnung gestochen von Buchhorn, Facsimile, Carrikaturen und Musikblättern. Zwei Bände. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Neander, Dr., Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens. Zweiter Band. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Neithardt, A., Melodieen zu A. Hartungs Liedersammlung für Schulen. Gr. 4. 1 Thlr.

Rudolphi, Dr., Grundriss der Physiologie. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Gr.

Schlechtendahl, Dr., de Flora Berolinensis Pars I. Auch mit dem Titel: Plantae Phanerogamae spontaneae etc. cultae agri Berolinensis nec non hujusque notae totius Mesomarchiae illustr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Steindorff, J. A., Wörterbuch zur Erklärung der in der Gerichtssprache vorkommenden eigenthümlichen Ausdrücke und Wörter in fremden Sprachen. Zweite sehr vermehrte Auflage. 8. 20 Gr.

Wenzell, Cap., Angriff und Vertheidigung fester Plätze und Feldverschanzungen in Bezug der neuern Kriegsführung und der Fortschritte des Belagerungskrieges seit Vauban. Mit sechs Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Zumpt, Prof., lateinische Grammatik. Dritte außerordentlich vermehrte und verbesserte Aufl. Gr. 8. 1 Thlr.

Neue Schriften für Aerzte und Chemiker.

Die zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage von:

J. F. Berzelius Lehrbuch der Chemie a. d. Schwedischen von K. A. Blöde und K. Palmstedt

ist auf Velinpapier in gr. 8. gedruckt und mit vier Folio Kupfern in allen Buchhandlungen zu dem sehr billigen Preise von 4 Thlr. 12 Gr. zu haben.

Der zweite Band erscheint noch im Laufe des Jahres in der Arnoldischen Buchhandlung.

Neue schöngeistige Schriften,

welche im Verlage der Arnoldischen Buchhandlung und durch alle deutschen Buchhandlungen zu bekommen sind:

Fr. de la Motte Fouqué und Caroline Fouqué, Reise-Erinnerungen. Zwei Theile. Velinpap. 2 Thlr. 12 Gr.

W. Scott, das Herz von Mid-Lothian, a. d. Engl. von Lindau, dritter Theil. 1 Thlr. — alle drei Theile 3 Thlr.

C. F. van der Velde, die Patrizier. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Velinpap. 1 Thlr. 15 Gr.

— — — Guido. 21 Gr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

Schriften von van der Velde, 11. und 12. Theil.

Die ersten 10 Bände enthalten Erzstufen (kleinere Erzählungen) drei Bände 2 Thlr. 18 Gr. Prinz Friedrich 1 Thlr. 12 Gr. Die Eroberung von Mexiko drei Theile 1 Thlr. Der Malthefer 1 Thlr. 12 Gr. Die Lichtensteiner 3 Thlr. und die Wiedertäufer 1 Thlr. 3 Gr., zusammen 10 Thlr. 21 Gr. und sind durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Herabgesetzte Bücherpreise.

Bei W. Starke in Chemnitz sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach der Revolutionsopfer, enthaltend: 1) Gustav d. III. König von Schweden; 2) Ludwig d. XVI. König von Frankreich; 3) Karl Stuart, König von Großbritannien ꝛc. Zwei Bändchen mit 17 Kupfern. Ladenpreis 2 Thlr. Jetzt für 14 Gr.

— — der Revolutionscharaktere, herausgegeben von Girtanner, enthaltend: a) Römische Charaktere vom Prof. Heeren; b) holländische Charaktere; c) französische Charaktere; 2) Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution; mit 14 Kupfern. Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr. Jetzt für 20 Gr.

Hezel, W. F., allgemeiner französischer Sprachlehrer für Deutsche. Gr. 8. Ladenpreis 6 Thlr. 12 Gr. Jetzt für 2 Thlr.

Kämpf, Dr. J., Handbuch zur praktischen Arzneikunde, nach der neuesten und vermehrten Ausgabe von Dr. K. G. T. Kortum, aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. F. G. Dürr. 8. Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr. Jetzt für 20 Gr.

Rössig, C. G., die neue Literatur der Polizei und Cameralistik, vorzüglich vom Jahre 1762 bis 1802 nach alphabetischer Ordnung der Gegenstände und nach der Chronologie gesammelt und herausgegeben, zwei Theile. Gr. 8. Ladenpreis 2 Thlr. 16 Gr. Jetzt für 1 Thlr. 16 Gr.

Wieland, E. C., Versuch einer Geschichte des deutschen Staatsinteresse. Drei Thle. 8. Ldenpr. 4 Thlr. 8 Gr. Jetzt für 2 Thlr. 16 Gr.

Meusel, J. G., historisch-literarisch-bibliographisches Magazin. Fünftes bis achtes Stück. Gr. 8. Ladenpreis 2 Thlr. 6 Gr. Jetzt für 1 Thlr. 8 Gr.

Richter, C. F., chemisch-ökonomisches Taschenbuch, oder Darstellung der chemischen Elementargesetze, welche mit der Oekonomie in der engsten Verbindung stehen. Zwei Bändchen mit Kupfern. Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr. Jetzt für 20 Gr.

Eine wichtige Schrift für die Menschheit.

Dr. J. N. Bischoff (K. S. Hofrath) P. A. Fonk und Chr. Hamacher, der Richter und die Riesen-Assisen zu Trier in den Jahren 1820 und 1822, vor dem offnen, redlichen, deutschen Geschwornen Gericht der Vernunft, der Wahrheit und Gerechtigkeit. Erste Abtheilung. Gr. 8.

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen broch. für 1 Thlr. 12 Gr. zu bekommen. Die zweite und letzte Abtheilung erscheint in kurzem, bei der Arnoldischen Buchhandlung.

Las Cases Tagebuch über Napoleons Leben auf St. Helena. Eine treue Uebersetzung. Erstes, zweites und drittes Bändchen. Broch. 2 Thlr. 6 Gr. Viertes und fünftes Bändchen 1 Thlr. 12 Gr.

ist in allen Buchhandlungen zu bekommen von der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XX. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bei Adolph Marcus in Bonn sind folgende Bücher erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

M. T. Ciceronis, de Re Publica librorum sex quae supersunt; ex emendatione *Caroli Friderici Heinrichii.* Editio compendiaria in usum praelectionum academicarum et gymnasiorum. Gr. 8. Geh. Preis 12 Gr. oder 54 Kr.

Die größere Ausgabe dieses Werkes, mit dem kritischen Commentar des Herrn Professor Heinrich, welche bis auf wenige Bogen ebenfalls die Presse schon verlassen hat, wird nächstens versandt werden.

Sturm, Dr. K. Ch. G., Beiträge zur deutschen Landwirthschaft und deren Hülfswissenschaften mit Rücksicht auf die Landwirthschaft benachbarter Staaten, und insbesondere des landwirthschaftlichen Instituts zu Bonn. Drittes Bändchen, mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Walter, Dr. Ferd., Lehrbuch des Kirchenrechts aus den ältern und neuern Quellen bearbeitet. Zweite sehr veränderte Ausgabe. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Literarische Anzeige.

Bei Ludwig Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen:

Die St. Marienburg. Historisch-epische Dichtung in zwei Abtheilungen. 8. Mit einem allegorischen Titel, broschirt. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Zur Empfehlung ist es genügend, hier nur einige Bruchstücke aus den über dieselbe in den gelesensten Zeitblättern erschienenen günstigen Beurtheilungen anzuführen. Der Recensent in dem von Fr. Gleich herausgegebenen literarischen Beobachter, sagt unter andern, mit einem Hinblick auf die Masse verunglückter Versuche im Felde des epischen Gedichts: „Weil dem nun so ist — was allerdings nicht erfreulich ist — so ist es um so angenehmer, einmal auf eine Dichtung zu treffen, die frei von Schwulst und Bombast, und ohne jene beliebte — beim Publicum aber beliebt gewesene — mittelalterthümliche Faselei, einen historischen Stoff aus der allerdings der Dichtkunst sehr günstigen Zeit des Mittelalters behandelt, und in wohlklingenden Versen — auch eine Sache, die

heut zu Tage immer seltner wird — Thaten und Begebenheiten besingt, die in den romantischen Schleier der Vergangenheit gehüllt sind. — Wer die vorzüglichsten Begebenheiten kennen lernen will, von welcher die alte Marienburg, dieses feste Haus des deutschen Ordens, Zeuge war, oder die von hier gleichsam ihren Quell hatten, der durchwandere im Geist an der Hand des Dichters, welcher in den einzelnen Gesängen dies alles darstellt, die ehrwürdigen Mauern, die nun schon manches Jahrhundert Sturm und Sonnenlicht über ihre Scheitel wegziehen sahen, und in denen wohl mancher Freudenton und mancher Seufzer erklungen ist. Reuen wird keinen der Weg; dies sind wir gewiß." — Der geschätzte Hofrath Winkler (Th. Hell) äussert sich unter andern, in dem kritischen Beiblatt zur Abendzeitung über die von dem zwar ungenannten, der literarischen Welt aber bereits hinlänglich bekannten Dichter, gewählten zehnzeiligen Stanzen: „Der Bau derselben ist oft für ein beschreibendes Gedicht nicht unzweckmäßig, und der Verf. handhabt sie leicht, wie denn Gewandtheit, Wärme, Kenntniß des Gegenstandes und reiner Wille überall zu erschauen ist."

So eben ist erschienen:

Vom Glauben der Christen.

Vorlesungen von Joh. Georg Müller. Zwei Bände. Zweite mit nachgelassenen Zusätzen des sel. Verfs. vermehrte und verbesserte Aufl. Gr. 8. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandl. 1823. 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

Daß dieses letzte Werk des sel. Verfassers sich so bald vergriffen, und zu einer neuen Auflage geeignet hat, ist ein sprechender Beweis des Beifalls den es gefunden, und, man darf es getrost sagen, auch seines innern Gehalts. Die seltene Verbindung gelehrter Kenntnisse und einer umfassenden Uebersicht der Religionsgeschichte, mit so schlichtem, zartem Sinn, weiser Prüfung, und feinem, unschwärmerischem Gefühl für das Ueberirdische, die seine Freunde an dem Verfasser schätzten, ist auch in sein Buch übergegangen, und wird dasselbe noch lange jedem, dem es um höhere Wahrheit zu thun ist, schätzbar machen. Bedeutende Zusätze, die sich der Verfasser seit der ersten Ausgabe gesammelt hatte, sind jetzt hinzugekommen.

Geistesreligion und Sinnenglaube im XIX. Jahrhundert.

Mit einem Anhange über die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse. 8. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandlung. 1823. 14 Gr. oder 1 Fl.

Dieses Werkchen kann als ein Wort zu seiner Zeit empfohlen werden. Es verhandelt in einer leidenschaftlosen gemeinfaßlichen Sprache Materien, welche gegenwärtig das Publicum so allgemein beschäftigen. Keinerlei Persönlichkeiten kommen dabei in Anregung; ein Geist der Milde, der Herzlichkeit äussert sich in jedem Theile des Buches, und verbreitet sich insonderheit über Angriffe auf den Protestantismus, so wie noch umständlicher über die nachtheiligen Verhältnisse, durch welche derselbe bald verschuldet, bald unverschuldet gelitten hat. Nirgends kann

der Andersdenkende sich verletzt finden; weil die redliche Gesinnung und Absicht des Verfassers auf jeden Fall den Leser nur wohlthuend ansprechen muß.

Christenthums-Geist und Christen-Sinn, allen Gebildeten, besonders dem weiblichen Geschlechte dargelegt von J. L. Ewald. Zwei Bändchen, in 8. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandlung 1823. 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 Fl. 24 Kr.

Was Müllers Werk vom Glauben der Christen für erwachsene, das ist dasjenige von Ewald für junge Christen, welche eben ihre christliche Laufbahn antreten, und zum erstenmal zu dem heil. Abendmahl admittirt werden. Für diese fehlte es bisher an einem eigends für sie geschriebenen Buche, nicht in der Sprache der Gelehrten, wohl aber in der herzlichen eines Freundes, der, bekannt mit den auf sie wartenden Versuchungen, des Unglaubens und der Pflichtvergessenheit, sie väterlich vor denselben zu verwahren sucht.

Der Verfasser hat diese Aufgabe glücklich gelöset und jene Lücke ausgefüllt; und obgleich das Werk für Töchter gebildeter Stände geschrieben ist, so wird doch auch der Sohn reichliche Nahrung für Geist und Herz darinnen finden. Den Beschluß desselben machen einige Ideen über weibliche Erziehungsanstalten, die um so reifere Beherzigung verdienen, da jetzt so viele unberufen mit solchen sich abzugeben anfangen.

Der Christ in der Bauernhütte. Ein Büchlein für das Landvolk von Joh. Georg Geßner. Dritte vermehrte und verbesserte Aufl. 12. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandlung 1823. 8 Gr. oder 36 Kr.

Dieses Werkchen ist durch den Absatz zweier bedeutenden Auflagen schon ziemlich bekannt, doch noch nicht überall, und nicht so wie es dasselbe verdient. Mit Recht darf es jeder Haushaltung auf dem Lande empfohlen werden, und dessen Verbreitung wird reichen Seegen bringen. Die Herren Landgeistlichen werden besonders aufmerksam darauf gemacht.

Unterhaltungen mit Serena von Johann Georg Müller. Zwei Bändchen. Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. 8. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandlung. 1823. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Die Besorgung dieser neuen Ausgabe war eine der letzten Beschäftigungen des nun vollendeten Verfassers, der er sich mit besonderer Vorliebe hingab. Bedeutende Zusätze und Verbesserungen wird man mit Vergnügen bemerken. Jedes gebildete Frauenzimmer wird in diesem Werke reichen Stoff für Geist und Herz finden, und die Lesung derselben nie bereuen.

CARL MARIA von WEBER.

Nach einer höchst gelungenen Original-Zeichnung des Herrn Prof. Vogel in Dresden, ist von der Meisterhand des Wei-

marischen Hofkupferstechers Hrn. C. A. Schwerdgeburth, ein sprechend ähnliches Brustbild des Königl. Sächsischen Kapellmeisters MARIA VON WEBER so eben vollendet worden, und für den Preis von Einem Thaler Conv. M. oder 1 Gulden 48 Kr. rhein. (Abdrücke avant la lettre kosten das Doppelte) durch alle Kunst- und Buchhandlungen (in Weimar bei Herrn Schwerdgeburth) zu erhalten.

Leipzig, im July 1823.

Ernst Fleischer,
Buch- und Kunsthändler.

Im Verlage des Literatur-Comptoirs zu Altenburg sind so eben erschienen:

1) **Weidenkeller Dr. J. J. Ansichten, Wünsche, gemeinnützige Vorschläge, Ideen und Entwürfe zum Besten der National- und Staatsökonomie aller Staaten Europas 1823. 8. Preis 1 Thlr.**

Ein Werk, das 11 vortreffliche auf Staatswirthschaft, Pädagogik, Armenwesen, und Oekonomie Bezug habende Aufsätze enthält, und daher für alle Stände, besonders aber für den Staatsmann und Landwirth, von hoher Wichtigkeit ist.

2) **G. v. Tennecker, Lehrbuch der Erkenntniß und Heilung der Verwundungen bei den Pferden, oder Handbuch der speciellen Veterinair-Chirurgie. Dritter Band, 1823.**

Auch unter dem Titel:

Pferdeärztliche Praxis. Zweiter Band. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser Band ist die Fortsetzung eines Werks, dessen beide ersten Bände in Prag bei Calve erschienen sind, und das einen Schatz von Erfahrungen enthält, welche der Verf. in seinen zahlreichen Feldzügen machte, und die in diesem Umfange selten wiederkehren dürften.

**Venedig
und dessen Umgebungen,**
beschrieben vom
Bibliothekar Jäck zu Bamberg.
Mit der Ansicht von Venedig.
Gr. 12.
Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Compt. 1823.
Preis 1 Thlr. 18 Gr. S. oder 3 Fl. 9 Kr.
Zu bekommen in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Stadt Venedig ist schon durch ihren Bau auf dem Meere, noch mehr aber durch ihren früheren Einfluß auf die Literatur, Kunst und Politik von ganz Europa so merkwürdig, und allen Kunstfreunden durch die reichen öffentlichen und Privatsammlungen so interessant, daß bei dem bisherigen Mangel einer Beschreibung derselben, die gegenwärtige nicht unwillkommen seyn dürfte. Sie führt auch den Titel:

Reise nach Wien, Triest, Venedig und Innsbruck, im Sommer und Herbst 1821, von Jäck und Heller. Dritter Theil.

Vollständiges
Handbuch der neuesten Erdbeschreibung
von
A. Ch. Gaspari, G. Hassel, J. G. F. Cannabich, J. C. F. Gutsmuths und F. A. Ukert.

Gr. 8. Weimar, im Verlage des Geogr. Instituts.

Davon ist so eben der 17. Band erschienen und versandt worden, welcher auch unter dem Titel:

Vollständige und neueste Erdbeschreibung der vereinigten Staaten von Nordamerica, mit einer Einleitung zur Statistik dieser Länder, bearbeitet von Dr. G. Hassel. (Preis 4 Thlr. 18 Gr. oder 8 Fl. 34 Kr.)

besonders zu haben ist.

Der Hr. Verfasser hat bei der Bearbeitung dieses Bandes die neuesten und besten Hülfsmittel, besonders Carey's geographisch-statistisch-historischen Atlas von America benutzt. Der späte Empfang dieses letztern, in Deutschland noch unbekannten Werkes, veranlaßte Abänderungen und Nachträge dieses schon unter der Presse befindlichen Bandes, wodurch die Ausgabe desselben zwar um einige Wochen verspätet worden ist; dagegen aber nunmehr das Neueste in möglichster Vollkommenheit gibt.

Der 18. Band des Handbuchs ist unter der Presse und wird bald nachfolgen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Leipzig bei Friedrich Fleischer, Köln am Rhein in der Schmitz'schen Buchhandlung zu haben:

Rechtfertigung des Urtheils der Geschwornen in der Fonkischen Sache gegen die Einwendungen der Herren Professoren Zachariä und Paulus in Heidelberg, und die Erklärung des Hrn. Ritters v. Feuerbach für die Unschuld des Fonk; nebst Antwort auf die Frage: Ob die bekannten Gutachten der Aerzte eine rechtliche Wirkung für Fonk und Hamacher haben können? Zugleich auch einige Worte auf die gegen mich in öffentlichen Blättern ausgestoßenen Lästerungen und Verleumdungen, von Dr. Hartmann, Königl. Preuß. Appellationsgerichtsrathe in Köln. Erstes Heft. Broch. 15 Gr.

Von der
Creutz'schen Buchhandlung
in Magdeburg 1823 sind neu verlegt:

Bingham, R., über die Krankheiten der Blase, eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Engl. mit Anmerk., von Dr. G. E. Dohlhof, gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Gedichte, zwanzig, aus dem Spanischen und Portugiesischen, herausgegeben von F. W. Hoffmann. 12. Geh. 6 Gr.

Kote, R., Leitfaden beim Vortrag der practischen Geometrie, zunächst für die höhere Gewerb- und Handlungsschule in Magdeburg bestimmt. 8 Gr.

Märtens, K. A., Eleutheros, oder Untersuchungen über die Freiheit unsers Willens, mit Anwendung auf den gegenwärtigen Streit über die Prädestination, gr. 8. 14 Gr.

Oppermann's fortgesetzte Nachrichten über das Armenwesen und die milden Stiftungen in Magdeburg, Jahr 1821. 8. 16 Gr.

Bunte Reihe. Sammlung kleiner Erzählungen von der Verfasserin von Juliens Briefen, erstes Bändchen. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Plan der Stadt Magdeburg und ihrer Umgebungen, neu aufgenommen von **Lindemann**, gr. Fol. color. 12 Gr.

Bildniß von **G. Nathusius** (Besitzer der berühmten Fabrikorte Hundisburg und Althaldensleben.) Fol. 12 Gr.

Röttger, J. C., Elementarphysik und Physiologie, erster Band. 8. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.

Seneca im Auszuge, mit practischen Bemerkungen, oder Vernunft und Glaube. Ein Buch der Weisheit und Tugend für Gebildete, von A. Grosse. 8. 1822. 1 Thlr. 4 Gr.

Bei **Fried. Aschenfeldt** in Lübeck ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Betrachtungen eines Laien über das evangelisch-lutherische Glaubenssystem und über den Rationalismus, mit besonderer Rücksicht auf Hamburg. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Harm, Claus, einige Aeußerungen und Mittheilungen zu Hrn Compastor Funks Geschichte der neuesten Altonaer Bibelausgabe. 8. Geh. 5 Gr.

So eben ist im **Literatur-Comptoir** zu **Altenburg** erschienen:

Holst, A. P., der Glaube an die göttliche Offenbarung des Christenthums, in seiner sittlichen Nothwendigkeit dargestellt. Ein Versuch zur Union zwischen Supernaturalisten und Rationalisten 1823. 8. Preis broch. 9 Gr.

Eine Schrift, die zu den wichtigsten über diesen Gegenstand gehört.

Journal
für
Literatur, Kunst, Luxus und Mode.
Redigirt von Edmund Ost und Stephan Schütze,
für das Jahr 1823.

Preis des Jahrgangs 8 Thlr. S. oder 14 Fl. 40 Kr. Rh.

Weimar im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs; durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes zu beziehen.

Davon ist der Julius vollendet, bestehend in 12 Stücken (Nr. 56 bis 67), welche bei ihrer Erscheinung einzeln an die Buchhandlungen und die Postämter versendet wurden. — Von dem reichhaltigen Inhalt dieser Stücke führen wir nur folgendes an: Neues über Maria Stuart. — Pianofortemusik. — Grausenvolles Ballfest des Fürsten von Schwarzenberg. — Deutsche Literatur. — Züge aus dem Leben Heinrichs IV., von Amalia Schoppe. — Reiseberichte von St. Schütze. — Ueber Suhr's Panoramen. — Theatralische Schmetterlingsflüge. — Streitigkeiten. — Wichtiges Ereigniß im Leben des Lord Stairs. — Ueber

Benutzung antiker Formen zu modernen Kunst- und Luxusarbeiten, von Riemer. — Zu diesen Stücken gehören zwei colorirte Modebilder in 8. und eine schwarze Tafel in 4.

In unserm Verlage ist erschienen und bereits an alle Buchhandlungen versandt:

Scelte delle Commedie più moderne italiane. Tomo terzo, contenente cinque commedie di A. Nota.

Der Herausgeber konnte wohl keine glücklichere Auswahl aus der neuern italienischen Literatur treffen, als die aus Notas Comedien, da lebendige Darstellung mit Reinheit der Sprache wetteifert und so reiht sich denn dieser Theil würdig an die früher erschienenen beiden ersten, welche eine Auswahl von Federicis Theaterstücken enthalten. Der billige Preis (für jeden Band nur 20 Gr. oder 1 Fl. 21 Kr.) macht die Anschaffung leicht, umsomehr können wir diese Sammlung Lehrern und Lernenden zur Benutzung empfehlen.

Nürnberg, im August 1823.

Riegel und Wiessner.

Schon seit Anfang dieses Jahres erscheint im Verlag des Literatur-Comptoirs zu Altenburg ein

Archiv für Pferdekenntniß, Reitkunst, Viehzucht, Thierarzneikunde und Thierhandel, in Verbindung mit S. v. Tennecker herausgegeben von Dr. Weidenkeller,

von dem jedes Vierteljahr ein Heft heraus kömmt, und das für Oekonomen, Cavaleristen, Officiere, Postmeister, Thierärzte u. s. w. von höchstem Interesse ist. Das zweite Heft enthält, außer andern sehr lesenswerthen Aufsätzen, eine Abhandlung über Wollzucht, Wollhandel, Wollpreise vom Jahre 1823, und über die Aussichten, die dieses Fach Deutschem Gewerbfleiße gewährt, welche für jeden Schaafzüchter und Wollhändler von großer Wichtigkeit seyn muß. Die folgenden Hefte sollen stets die neuesten Notizen über die Wolle aus England und von andern wichtigen Plätzen enthalten.

Zu haben durch alle Buchhandlungen:

Andachtsstunden
für betrübte und frohe Herzen.
Zwölf Predigten
von Friedrich Girardet,
Pastor der evangelisch-reformirten Gemeinde
zu Dresden.
Dresden, 1823. Bei Hilscher.
Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

An betrübten Herzen fehlt es nie und nirgends. Es gibt ja Leiden und Schmerzen zu viel in der Welt, als daß es jemals daran fehlen könnte. Wo ein solches Herz aber schlägt, da sehnt es sich auch nach Trost und Beruhigung.

Was es sucht, wird es in diesen Andachtsstunden finden, die jedem bekümmerten und leidenden Gemüth mit Jean Paul zuzurufen scheinen: „Komm, liebe müde Seele, die du Etwas zu vergessen hast, entweder

„einen trüben Tag oder ein überwölktes Jahr, oder einen Menschen, der „dich kränkt, oder einen, der dich liebt, oder eine entlaubte Jugend, „oder ein ganzes schweres Leben; und du gedrückter Geist, für den die „Gegenwart eine Bürde und die Vergangenheit eine Narbe ist; auch du, „dessen Herz ein verhüllter großer Geist in dem Leichenstaube anderer „zerfallener Menschenherzen heller und reiner schleift, wie man den De„mant mit Staube des Demants polirt, komm und erquicke dich!“

Auch den Glücklichen werden diese Andachtsstunden nicht leer ausgehen lassen, sondern ihm so manchen Wink geben, der seinem Herzen für zukünftige Leidenstage von großem Nutzen und Segen seyn kann.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXI. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bei Friedrich Aschenfeldt in Lübeck ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feierklänge; geistliche Lieder und Gebete auf die Sonn- und Festtage von zweien Süderdithmarschens Predigern Heinrich Schmidt und Carl Julius Aschenfeldt. 8. 18 Gr.

Die Idee, jedem Sonn- und Festtage ein und mehrere geistliche Lieder und Gebete zu widmen, wird gewiß jedem Verehrer der kirchlichen und häuslichen Erbauung sehr wohlgefallen. Aufs neue muß sie den Wunsch erregen, daß die Verfasser eines neuen Gesangbuches sich von ihr möchten leiten lassen. Der Verleger erhielt bereits von einem sehr achtungswerthen Gelehrten über diese Dichtungen die schriftliche Aeußerung: „Die geistlichen Lieder und Gebete der befreundeten Dichter habe ich mit Liebe und Andacht gelesen, und ich werde sie zum Auswendiglernen in Verbindung mit den jedesmaligen Evangelien, und zum Singen in meinen Schulen einführen. Ich habe in meiner Nähe einen wackern Kinderfreund, er will zu Ihnen kommen und mehrere Exemplare rc."

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. J. Baratta,
praktische Beobachtungen über die vorzüglichsten Augenkrankheiten.
Aus dem Italienischen übersetzt von C. W. Günz. Mit illum. Kpfrn. Gr. 8. Erster Thl., 1 Thlr. 4 Gr. Zweiter Thl., 1 Thlr. 8 Gr.

Dr. J. G. Niel,
Untersuchungen und Beobachtungen über die Wirkungen der Goldpräparate
des Dr. Chrestien in der Behandlung mehrerer Krankheiten, besonders der Syphilis. Herausgegeben von Dr. Chrestien und a. d. Franz. übersetzt von Dr. Lg. Cerutti. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Neues Magazin für Industrie,
oder Bekanntmachung neuer Erfindungen, Einrichtungen, Mechanismen, Werkzeuge, Mittel und wissenschaftlicher Erklärungen, für Oekonomie, Künste und Gewerbe, zum Besten der Landwirthschaft, der Fabriken

und Ärzte; nach schriftlichen Aufsätzen und nach den vorzüglichern Werken des In- und Auslandes bearbeitet, und gesammelt von einer Gesellschaft sachkundiger Männer. Mit drei Kupfern. Erster Band. Erste Lieferung. Gr. 4. Broch. 16 Gr.

J. E. Mätzig,
praktische Anleitung

zur Ausmessung und Berechnung verschiedener Räume, so wie zur richtigen Beurtheilung und Ausmittelung der Productionsfähigkeit einer jeden Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Zweite Auflage. 8. Broch. 12 Gr.

Chr. A. L. Kästner,
das Reich Gottes,

ein Leitfaden beim Religionsunterrichte

der Confirmanden.

8. 8 Gr.

Diese Schrift wird besonders den Hrn. Predigern der Preuß. Monarchie, welche jetzt einen ausführlichen Confirmandenunterricht zu ertheilen haben, sehr willkommen seyn, da sie gewiß ihren Forderungen in jeder Hinsicht entsprechen wird.

Bei Tendler und von Manstein in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ceres
Originalien für Zerstreuung und Kunstgenuß

Erster Theil.

von Bernard, Baron Biedenfeld, Budick, Castelli, Deinhardstein, Baron Feuchtersleben, von Gaal, Ritter v. Hammer, Hell, Baron Hormayr, J. Jeitteles, Kuffner, Graf Mailath, Baron Mednyansky, Müchler, Baron Nell, Saphir, Baron Schlechta; Weisser, und dem Herausgeber Gräffer.

Der Freyinn M. A. v. Eyb gewidmet.

8. in Umschlag brochirt. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Der Zweck dieser Unternehmung geht dahin, dem gebildeten Publicum eine anständige und genußbringende Erholung zu verschaffen. Erzählungen und sowohl lyrische als dramatische Gedichte werden demnach mit Darstellungen aus der Geschichte, Ethnographie, mit kleinen Reisebeschreibungen, humoristischen und kritischen Aufsätzen wechseln. Indem dieser erste Theil in die Welt tritt, wird zugleich verbürgt, daß die folgenden (jährlich erscheint wenigstens Einer) in Gehalt und Interesse fort und fort steigen werden, da sich die trefflichsten Köpfe des In- und Auslandes zu Mitarbeitern verbunden haben. Der gegenwärtige enthält von den genannten Herren, Prosa: Die mährischen Lindwürmer; Dichternoth; Charaktere; wie gefährlich es ist, sich mit fremden Federn zu schmücken; die Insel der Ungeheuer; Bitten an das Publicum; der Margittafelsen; der Magister Zikzack oder die Kunst ein Schafsgesicht zu machen; der Todeskelch; Madame Geoffrin; der Mädchenbrunnen zu Pösteny; Beaumarchais. — Metrisches Geschenk und Errungenschaft; der Döbröger Bauermarkt; Blüthen türkischer Dichter; und türkisch-mystischer Gedichte; Erlösung; der Lebensfrohe; die Rache (Schauspiel); Oden des Horaz; aus Thomsons Jahreszeiten; Frühlingsanfang; 50 alte

Sprichwörter; das Veilchen; Sinngedichte; der Himmelsbräutigam; Liebchens Liebe; Epilog für Kunstvereine.

Die Verlagshandlung hat durch schönes Velinpapier, reinen deutlichen Druck und geschmackvollen Umschlag das ihrige beigetragen, das Werk möglichst gut auszustatten, und den Preis so niedrig gestellt, wie es bei Unternehmungen dieser Art nicht gewöhnlich ist.

Bei Joh. Fried. Korn d. ält. in Breslau sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Frosch, J. H. W., kleine Liturgie zum Handgebrauch für Stadt- und Landprediger. Gr. 8. 2 Thlr.

Lipenii, Mart., bibliothecae jurid. realis supplementor. et emendat. Vol. IV. Fascic. I et II. auctore Dr. Lud. God. Madihn. 8. Jedes Alphabet kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Neuere Verlagsbücher von Franz Varrentrapp in Frankfurt am Main.

Abhandlungen des Frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. Drei Stücke. Gr. 8. 1818—21. 5 Thlr. 18 Gr.

D'Arcet, die Kunst der Bronzevergoldung. Eine gekrönte Preisschrift. A. d. Franz. von J. G. L. Blumhof. Mit sechs Steintafeln und zwei Tabellen. Gr. 8. 1823. 20 Gr.

Blumhof, Dr. J. G. L., Lehrbuch der Lithurgik oder der angewandten Mineralogie. Für Kameralisten, Oekonomen, Technologen, Metallurgen und Forstmänner. Zum Gebrauch bei Vorlesungen auf Universitäten, Gymnasien und politischen Lehranstalten. Gr. 8. 1822. 1 Thlr. 22 Gr.

Brentano, D. v., die heilige Schrift des alten Testaments, ersten Theils erster Band 1., welcher das erste und zweite Buch Mosis enthält. Zweite von Dr. Dereser besorgte Ausgabe. Gr. 8. 1820. 2 Thlr. 5 Gr.

Catalogus librorum magnam partem rarissimorum ex omni scientiarum artiumque genere, qui latina, graeca aliisque linguis literatis conscripti, inde ab initiis artis typographicae ad nostra usque tempora in lucem prodierunt et pretiis solito minoribus venales prostant apud Franciscum Varrentrapp, librarium Moeno-Francofurtensem. 8 maj. Francofurti. 1822. Broch. 12 Gr.

Dereser, Dr. Th. A., (Siehe: Brentano.)

Diszek, mathematisch begründetes Bedenken gegen das Kopernikanische Weltsystem, nebst einer Einleitung in die Astronomie. 8. 1823. 18 Gr.

Emmel, Ph. L., Anfangsgründe der Algebra, der Differential- und Integral-Rechnung. Mit einem Kupfer. Gr. 8. 1822. 16 Gr.

— — Lehrbuch der Geometrie. Mit neun Kpfrn. Gr. 8. 1822. 1 Thlr. 8 Gr.

Gmelin, L., Handbuch der theoretischen Chemie; zum Behuf seiner Vorlesungen und für den Selbstunterricht. Erster Band, welcher die Lehre von der Cohäsion und Adhäsion, von den unwägbaren Stoffen und von den unorganischen Verbindungen der wegbaren Stoffe enthält. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1821. 4 Thlr.

Desselben Werkes zweiter und letzter Thl. Zweite verb. Auflage. 1822. 2 Thlr. 7 Gr.

Grotefend, G. F., lateinische Grammatik für Schulen, nach Wenck's Anlage umgearbeitet. Erster Band, welcher die Formenlehre und Syntaxis nebst Vorerinnerungen enthält. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1823. 16 Gr.

— — Zweiter Band, welcher die Verslehre und Orthographie nebst Anhange enthält. Dritte Auflage. Gr. 8. 1820. 16 Gr.

— — Kleine lateinische Grammatik für Schulen. Gr. 8. 1822. 14 Gr.

Hufnagel, W. F., der Cherubhim Anfang und Ende im Paradise, nicht Anfang und Ende des Cherubh. Mit erläuternden Beilagen und einer Steintafel. Gr. 8. 1821. 2 Thlr. 2 Gr.

Klitscher, M. Liedersammlung für Schulen. Dritte Aufl. Gr. 12. 1815. 16 Gr.

Melodien dazu. Quer 8. 1822. 7 Gr.

Kopp, Ulr. Fr., Palaeographia critica. II Tomi. 4maj. 1817, cum Fig. (Commission.) Vorauszahlung 10 Ducaten.

Kopp, Ulr. Fr., Bilder und Schriften der Vorzeit. Zwei Bände. Mit sehr vielen Holzschnitten, illum. und schwarzen Kupfern und Inschriften. Gr. 8. 1819—1821. (Commission.) Vorauszahlung 9 Thlr. 12 Gr.

Lendroy, Prof. Parémiographe Français-allemand, ou Dictionaire des metaphores et de tous les proverbes français adoptés et sanctionnés par l'Academie Française. Gr. in 8. 1822. 20 Gr.

Manhayn, Dr. M., Ueber den Ursprung und die Bedeutung der res mancipi und nec mancipi, im alten römischen Rechte, eine rechtsgeschichtliche Abhandlung. Gr. 8. 1823. 10 Gr.

Meyer, N. Geschichte einer durch den Kaiserschnitt glücklich beendigten Entbindung. Mit Kupferabbildungen. Gr. 8. 1821. 12 Gr.

— — über die Ursache des Ersticknngstodes der Kinder in und gleich nach der Geburt. Gr. 8. 1823. 5 Gr.

Rechtspflege, die öffentliche mündliche, im Baierischen Rheinkreise in Vergleichung mit der Gerichtsverfassung der sieben übrigen Kreise des Königreichs Baiern. Gr. 8. 1822. 16 Gr.

Reinganum, Dr. M., Uebersicht der politischen Geschichte des Mittelalters. Seit dem Untergang des West-Römischen Reiches bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts. Hauptsächlich nach F. C. Schlossers Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung bearbeitet. Gr. 8. 1823. 22 Gr.

Schlosser, Fr. Chr., Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. Ersten bis dritten Bandes erster Theil. Gr. 8. 1817—21. 11 Thlr. 8 Gr.

Dasselbe auf besserem Papier 15 Thlr. 2 Gr.

Schmidt, G. G., Anfangsgründe der Mathematik. Zum Gebrauch auf Schulen und Universitäten. Erster Theil, Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Buchstabenrechenkunst. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit sieben Kupfertafeln. Gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Schmidt, Dr. W. J., über das Zurücklassen des Mutterkuchens. Aus Siebolds Journal für Geburtshülfe etc. dritten Bandes drittem Stücke besonders abgedruckt. Gr. 8. 1822. 8 Gr.

Schüller, Ed., die Freunde, lyrisch-dramatische Dichtung in vier Abtheilungen. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Seume und Münchhausen, Rückerinnerungen. Neue Ausg. Taschenformat. 1823. 12 Gr.

Siebold, Dr. El. v., Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten. Erster Bd., zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Gr. 8. 1821. 3 Thlr. 16 Gr.

— — Zweiter Thl. zweite verb. Auflage. Gr. 8. 1823. 2 Thlr. 20 Gr.

— — Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. Mit Kupfern. Gr. 8. Geh.
Erster bis vierten Bandes erstes Stück. 1813—23. 11 Thlr. 18 Gr.
(Jedes Stück wird auch einzeln verkauft.)

Mein Torso. Bruchstück aus Peter Paul Zwyzke's Leben und Erfahrungen in- und außerhalb Zschikkewitzsch. Von ihm selber beschrieben ꝛc. Vier Bdchen. 8. 1823. Geh. 2 Thlr. 15 Gr.

Ueber Curs Pari. Eine in das Gebiet der Staats-Commerzien-Wissenschaft gehörige Abhandlung vom Geld- und Wechselwesen. 8. 1823. Geh. 8 Gr.

Wenks kleinere lateinische Sprachlehre, oder Grammatik für Schulen. Neunte berichtigte Ausgabe. Gr. 8. 1823. 10 Gr.

In Kurzem erscheint:

Garnier, die Kunst Quellen aufzusuchen und wasseraustheilende Brunnen anzulegen, oder Abhandlung von den verschiedenen Erdschichten, in denen man nach unterirdischen Wassern zu suchen hat, und von den Mitteln einen Theil dieser Letztern mit Hülfe des Erd- oder Brunnenbohrers zu Tage zu fördern. Aus dem Französischen von Dr. J. G. L. Blumhof.

Niebelungen Lied übersetzt und herausgegeben durch Fr. H. von der Hagen. Zweite ergänzte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Gr. 8.

Schlosser, F. C., Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. III. Bandes zweite Abtheilung.

SUBSCRIPTIONS-ANZEIGE.

Neue Ausgabe von SHAKSPEARE's *sämmtlichen dramatischen Werken in Einem Bande.*

The
Dramatic Works
of
SHAKSPEARE
Printed From The Text
of
SAMUEL JOHNSON, GEORGE STEEVENS, AND ISAAC REED.
COMPLETE IN ONE VOLUME.

Zu einer Zeit wie die gegenwärtige, wo englische Sprache und Literatur so allgemein bei uns geworden sind, und sich nach Beispiel der französichen immer weiter durch Europa verbreiten, gehört auch namentlich in Deutschland der Umgang mit *Shakspeare* nicht mehr zu den Seltenheiten, und viele von dessen Freunden und Verehrern, die ihn früher aus Uebersetzungen kannten, wünschen jetzt den genialen Engländer in seiner heimischen Ursprache zu lesen. Der Mangel einer correcten und zweckmässigen Handausgabe wurde folglich häufiger als je empfohlen, und die Veranstaltung der unter obigem Titel hiermit angekündigten Ausgabe, beabsichtigt, allen nur möglichen For-

derungen unbedingt zu entsprechen. Nicht nur dem Minderbemittelten wird die Anschaffung durch unvergleichliche Wohlfeilheit zugänglich, sondern auch solche Käufer, welche weniger die Billigkeit des Preises zu berücksichtigen haben, werden in der höchst eleganten Austattung, welche mit dem englischen Geschmack wetteifert, Veranlassung finden, diese Ausgabe zu wählen. Als Geschenk für angehende Schüler des Englischen dürfte sie sich ebenfalls eignen, indem man hiermit dem Lernenden ein schönes Ziel vorsteckt, welches ihm grossen Genuss verheisst, und zum Fleiss ermuntern wird.

Für den Subscriptionspreis von
Zwei Thaler Sechzehn Groschen Sächs. oder
Vier Gulden Achtundvierzig Kreuzer Rhein.
erhält man auf circa funfzig Bogen Velin-Papier vom grössten Lexiconformat mit neugegossenen Lettern in gespaltenen Kolumnen schön und deutlich gedruckt, „*Shakspeare's sämmtliche dramatische Werke*" welche zusammen nur einen Octav-Band bilden, und geheftet in zwei Lieferungen an die Subscribenten gelangen.

Die erste Hälfte (circa 25 Bogen) erscheint vor dem Schlusse dieses Jahres, und der Subscriptionspreis wird bei Empfang derselben entrichtet; die zweite und letzte Lieferung erfolgt bis zum März 1824 unfehlbar. Der Ladenpreis von 4 Thlr. 16 Gr. oder 8 Gulden 24 Kreuzer rhein. tritt aber schon mit dem nächsten 1. Januar ein.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Subscriptionen an. Sammler, welche sich direct (postfrei) an mich wenden, erhalten bei acht Exemplaren ein neuntes gratis.

Leipzig, am 1. Juli 1823.

Ernst Fleischer.
Buch- und Kunsthändler.

Beobachtungen und Bemerkungen über die jetzige Gehirnhöhlenwassersucht bei den Kindern.

Nach dem Franz. des Mitivie, bearb. von Dr. G. Wendt. Gr. 8. Broch. 8 Gr. oder 36 Kr. Rhein.

Ist so eben bei J. F. Hartknoch in Leipzig erschienen.

Subscriptions-Einladung.

Zu Ende dieses Jahres erscheint im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig:

Reichenbach, M. J. F. J.
griechisch-deutsches Handwöterbuch. Zwei Theile.

Zweite ganz neu bearbeitete, verbesserte und vermehrte Aufl. Gr. 8.
(circa 120 Bogen Lexikonformat.)

und nehmen auf dieses dem jetzigen Standpuncte der griechischen Sprachwissenschaft vollkommen entsprechende Wörterbuch alle Buchhandlungen (die mit einem, das Nähere besagenden ausführlichen Prospectus versehen wurden, auf welchen der Verleger zu verweisen sich erlaubt) Subscription an. Der Subscriptionspreis ist auf 4 Thlr. 8 Gr. netto festgesetzt, bei Parthieen von 24 Exemplaren wird das 25ste gratis gegeben, der mit der Vollendung des Ganzen eintretende Ladenpreis ist um ein Drittheil höher (also 6 Thlr. 12 Gr.)

Gymnasien und ähnlichen Anstalten, Studierenden, so wie allen Freunden und Verehrern des griechischen Sprachstudiums ist diese Anzeige angelegentlich empfohlen und hofft der Verleger bei so äußerst billigen Bedingungen diesem jeden Anspruche genügenden Werke den besten Eingang zu bereiten.

Anzeige.

Der sehr oft von Reisenden geäußerte Wunsch, bei ihrem Aufenthalte in Halle eine kurze Nachricht von den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt, in geschichtlicher und beschreibender Hinsicht, als Führer benutzen zu können, bewog den unterzeichneten Verleger, ein kleines Werk dieser Art zu veranstalten. Herr Diakonus Hesekiel hat seinen Wunsch erfüllt, und sich seit einem Jahre mit der Sammlung und Verarbeitung der Materialien angelegentlich beschäftigt. Der Druck ist bereits angefangen, und da das Ganze nur 13 bis 16 Bogen stark wird, gewiß in zwei Monaten beendigt. Zur Uebersicht der Reichhaltigkeit dieses Buches folgt hier die Angabe des Inhalts der einzelnen Abschnitte desselben:

1. Allgemeinere Bestimmungen. Einleitung: allgemeiner Ueberblick; geschichtliche Bemerkungen.
2. Uebersicht des öffentlichen und Gemeinlebens. Provinzial-Landeskollegien; Oeffentliche Behörden in der Stadt; Gewerbe und Handel; Salzwerke.
3. Kirchliche Angelegenheiten. Geschichtliche Notizen; Kirchenverfassung; Beschreibung der Kirchen.
4. Friedrichsuniversität. Historische Nachrichten von der Stiftung und dem Fortgange; gegenwärtige Einrichtung; akademische Institute.
5. Schulanstalten. Frankens Stiftungen; historische Nachrichten davon; jetzige Einrichtung; andere Schulen.
6. Anstalten und Einrichtungen zur Beförderung des gemeinen Wohls, der Humanität, der allgemeinen Bildung und des edlern Vergnügens; hierbei Angabe der näher oder ferner um Halle liegenden gewöhnlich besuchten Erholungsörter.

Von Seiten des Verlegers ist alles gethan, um auch durch das Aeußere den Werth dieses Werkchens zu erhöhen. In sechzehn Vignetten sind die bemerkenswerthesten Gegenstände zur Erinnerung in Kupfer gestochen, und ein großer, illuminirter Plan der Stadt und nächsten Umgegend ist beigefügt. Es ist auf gutes, weißes Druckpapier gedruckt, und wird in einem verzierten Umschlage kartonirt ausgegeben.

Es ist wohl zu hoffen, daß auch am hiesigen Orte selbst das Unternehmen Beifall finden, und viele den Besitz dieses Buches wünschen werden. Eine baldige Bestellung macht es möglich, die Auflage zu vermehren, und es den Subscribenten für den äußerst geringen Preis von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpap., auf Schreibpap. 1 Thlr. 16 Gr., auf

Schweizerpap. 2 Thlr. zu überlassen, da es nachher, wenn es [illegible] ist, unter 1 Thlr. 16 Gr. u. s. w. nicht gegeben werden kann. Ohne den Plan auf Druckpap. 1 Thlr., Schreibpap. 1 Thlr. 8 Gr., Schweizerpap. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Namen der Subscribenten sollen dem Buche vorgedruckt werden, und wer sich gütigst bemühen will, Pränumeranten zu sammeln, zieht vom Betrag 16 Proc. Provision ab.

Halle, den 1. August 1823.

Karl August Kümmel.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen:

J. Berzelius.

Untersuchung der Mineralwasser von Karlsbad, von Teplitz und Königswart.

Aus den Schriften der Königl. Schwed. Akademie der Wissenschaften übersetzt von Dr. Gust. Rose, herausgegeben mit erläuternden Zusätzen vom Prof. Dr. Gilbert. Gr. 8. Geh. 15 Gr.

Literarische Anzeige.

Unterzeichnete Buchhandlung ist ermächtigt worden, öffentlich bekannt zu machen, daß die vor Kurzem in ihrem Verlage erschienene gehaltvolle Schrift:

An meine evangelischen Mitbürger, in Sachen unseres gottesdienstlichen Lebens und der aufzuhebenden Kirchentrennung. 8. 1823. 16 Gr.

den Consistorial-Rath und Professor der Theologie Hrn. Dr. Gaß, zum Verfasser hat.

Josef Max u. Comp.

Auch ist bei uns so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Steffens, H., Widerlegung der gegen ihn von dem Hrn. Consistorial-Rath Dr. Schulz erhobenen öffentlichen Anklagen. 8. Geh. 2 Gr.

Unterholzner, *C. A. D.*, Conjecturae de supplendis lacunis, quae in *Gaji Institutionum* Commentario quarto occurrunt. 8 maj. 1823. 6 Gr.

Gaupp, *E. T.*, Quatuor Folia antiquissimi alicujus Digestorum codicis rescripta Neapoli nuper reperta nunc primum edita. 4. 1823. 12 Gr.

Breslau, im August 1823. Josef Max u. Comp.

Der Druck von:

Dr. *C. Th. Bretschneider* Lexicon novi Testamenti graeco-latinum manuale. 2 Vol., 8 maj. (circa 80 Bogen.)

ist so weit gediehen, daß an Vollendung des Ganzen nur noch wenige Bogen fehlen. Sämmtlichen Herren Subscribenten halte ich dies mitzutheilen für Pflicht, gedenke ihnen im Lauf des Herbstes die bestellten Exemplare zu expediren, und bemerke, daß bis zum Tage der Versendung des Werkes die Subscription offen bleibt, der Ladenpreis aber um $\frac{1}{3}$ erhöht wird. Bei Unterzeichnungen von Parthieen von 12 Exemplaren wird das 13. gratis gegeben.

Leipzig, im August 1823. Joh. Ambr. Barth.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. XXII. 1823.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

So eben ist erschienen und durch J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, an alle Buchhandlungen versandt worden:

Oesterreichische militärische Zeitschrift.

Das siebente und achte Heft für das Jahr 1823.

Inhalt des siebenten Heftes: Geschichte des Feldzuges 1800 in Italien. Vierter Abschnitt. Operationen beider Armeen seit dem Falle Genuas. Gefechte bei Piacenza, Cipriano und Casteggio. — Schlacht bei Marengo. — Geschichte Gaetas von der dunkeln Vorzeit an bis nach der Eroberung dieser Festung durch die Oesterreicher im Jahre 1815. (Fortsetzung.) — Feldzug des k. k. kroatischen Armeekorps gegen die Türken im Jahre 1788. (Schluß des ersten Abschnittes.) — Literatur. Neueste Militairveränderungen. —

Inhalt des achten Heftes: Geschichte des Feldzuges 1800 in Italien. (Fortsetzung des vierten Abschnittes.) — Nekrolog des k. k. österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn von Reisner. — Feldzug des k. k. kroatischen Armeekorps gegen die Türken im Jahre 1788. (Zweiter Abschnitt.) — Geschichte Gaetas von der dunkeln Vorzeit an bis nach der Eroberung dieser Festung durch die Oesterreicher im J. 1815. (Fortsetzung.) — Die neuen mathematischen Meß-Instrumente des Professors Amici in Modena. — Neueste Militairveränderungen.

Die königliche Freilassung Fonk's und der Sophronizon.

Die echt königliche, nämlich durch evidente Rechtsgründe motivirte Freilassung des unglücklich Angeklagten wird die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Rechtssache und die Möglichkeit ihrer Entstehung eher erhöhen, als beendigen. Selbst unter der Menge der Voreingenommenen werden die Urtheilsfähigern nunmehr mit desto ruhigerem Nachdenken in die Gründe der mit solcher Vorsicht ausgesprochenen allerhöchsten Entscheidung vorzudringen geneigt seyn. Dem Verleger des Sophronizon kann es nicht anders, als sehr angenehm seyn, öffentlich bemerklich zu machen, daß in den vier Heften des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift, welche den gesammten Proceßgang für den Juristen und Psychologen sorgfältigst beleuchten, gerade auch dieses bereits nach Grundsätzen ausgeführt ist, warum die gerechte Freilassung nicht in der Form einer Begnadigung, vielmehr als rechtlich motivirte Nichtbestäti-

gung des Ausspruchs der Geschwornen, so wie sie erfolgt ist, zu erwarten war. Möge das Verdienst des Sophronizons, diese Entscheidungsweise, als die eigentlich rechtliche Lösung des verwickelten Knotens, in der Ferne geahnet, und zum Voraus durch Gründe gerechtfertigt zu haben, die schon weit verbreitete Aufmerksamkeit auf seine ganze Processbeleuchtung um so länger erhalten. Jeder Feind aller Willkür, jeder rechtliebende Vaterlandsfreund wird dieses mit uns wünschen und zu fördern suchen. Weil bei jener durchgreifenden, rechtforschenden Darstellung der unglücklichsten Vorgänge nicht blos um Rettung der Personen, sondern auch vielmehr um die überzeugende Nachweisung zu thun ist, von welchen gefahrvollen Gebrechen eine solche Criminalproceßleitung sowohl als die jetzige Einrichtung des Geschwornengerichts zu reinigen seyn muß, wenn nicht Gut, Ehre und Leben jedes Mitbürgers von den individuellen Ansichten weniger fast unbeschränkter Untersucher und dann von dem für Ueberzeugung angenommenen Meinen vorübergehend hörender oft ungeübter Beurtheiler abhängig bleiben soll! Die Verbesserungsvorschläge, welche vornehmlich zeigen, daß die von einigen Beamten abhängige franzősirte Behandlung solcher Processe, noch mehr als selbst die Jury, die gründlichste Besserung nöthig haben, werden unverweilt im nächsten Hefte des Sophronizon mitgetheilt werden. Nur die mit dem Geschwornengericht verbundene Oeffentlichkeit hat die Entdeckung der vorgefallenen Fehler möglich gemacht. Sie soll, um dieselbe zu heilen, fort wirken. Ebendeswegen erklärt auch die mit den Heften des Sophronizons zu verbindende Schrift von unserm geheimen Hofrath Ritter Zachariä

„Ueber die wegen Cönens Ermordung gegen Peter Anton Fonk gerichtete Anklage." 8. Geh. 1822.

wie sehr der Verlauf des Fonkischen Processes als eine Schutzschrift für das öffentliche Verfahren zu betrachten sey.

Von dem besondern Abdruck aus dem Sophronizon:

Warnung vor möglichen Justizmorden durch rechtliche und allgemein verständliche Beleuchtung der Fonkisch-Hamacherschen *Cause celèbre*. Drei Hefte.

welches, der starken Nachfrage halber, eine Zeitlang fehlte, sind wieder Exemplare durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Heidelberg, den 20. August 1823.

August Oßwald.

Ueber Rationalism, Gefühlsreligion und Christenthum von Joh. Severin Vater. Halle 1823, bei C. A. Kümmel. Geh. Druckpapier 10 Gr. Schreibpap. 12 Gr.

Daß diese Schrift, deren Werth die Göttinger Anzeigen von diesem Jahr Nr. 76 auseinander setzten, interessante psychologische Erörterungen enthält, sind hiermit zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Jene Recension sagt darüber: „Da das Verhältniß der Vernunft und des Gefühls jedem Freunde der Religion bei der jetzigen Gährung theologischer Ansichten näher als jemals liegt, so findet man ihier die verschiedenen Functionen und Thätigkeiten des Geistes und des Gemüths, das Eigenthümliche, wodurch sich jede äußert, die Erzeugung der einen aus der andern, und der Einfluß der einen auf die andern, in einer Sprache beschrieben, die gewiß Jeder versteht, der sich nur einmal selbst

beobachtet, oder nur die Fähigkeit zu der dabei erforderlichen Aufmerksamkeit hat. Man findet sie aber auch zugleich mit einer Wahrheit und Genauigkeit beschrieben, die auch dem wissenschaftlichen Psychologen schwerlich etwas dabei vermissen lassen wird. Das Schätzbarste jedoch dabei ist dies, daß es hier auf eine Art geschehen, und besonders in der Zugabe über Gefühl, Begehrungs-Vermögen auf eine Art geschehen ist, wodurch es auch dem Laien begreiflich wird, was die Kenntniß davon, und die Aufmerksamkeit darauf selbst in Beziehung auf seine Religiosität für ihn austrägt, und wodurch ihm wenigstens die wichtigen Folgen weit anschaulicher und eindringlicher werden müssen, welche hier in Beziehung auf die Beschaffenheit, auf den Gehalt und auf den Werth seines religiösen Denkens, Glaubens und Fühlens daraus gezogen sind." Noch höher rechnet hingegen wenigstens Rec. dem Hrn. Vf. seine Erklärungen über den Rationalismus „wegen ihrer Freimüthigkeit und Offenheit, wegen ihrer Billigkeit und Milde, aber auch wegen ihrer Bestimmtheit an." „Die Vertheidigung eines sich selbst verstehenden, verständigen, christlichen Supernaturalismus ist von ihm mit einer so steten und unverrückten Festhaltung des eigentlichen Streitpunctes, mit einer so richtigen Schätzung und klaren Veranschaulichung seines wahren Moments, mit einer so liberalen Anerkennung aller der Rechte, welche der Rationalismus auf seinem Grunde fordern kann, aber auch mit einem so entschlossenen Bestehen auf den gerechten Ansprüchen des Offenbahrungsglaubens geführt worden, daß auch sie ihre abgezielte Wirkung gewiß nicht verfehlen wird."

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Erben.
Ein Familiengemälde
von Galt.

Nach dem Englischen bearbeitet von C. v. S.
Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Alle englischen Blätter sagen, der Verfasser dieses Romans sey der würdigste Nebenbuhler von Walter Scott, und man darf nur einige Kapitel gelesen haben, um ihnen beizustimmen. Vor den meisten Romanen W. Scott's hat aber dieser noch den großen Vorzug, daß hier ein in Parallele bleibendes Gemälde ächt schottischer und ächt englischer Sitten und Denkungsart vorkommt, und dabei mehr die neuere Zeit zum Grund gelegt ist. So werden wir nun in eine ganz neue von Walter Scott noch nicht geschilderte Welt eingeführt, und unsere Theilnahme wird mit jeder Seite mehr in Anspruch genommen.

Bei Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Bibliotheca medico-chirurgica et pharmaceuticochemica,
oder

Verzeichniß derjenigen medizinischen, chirurgischen, pharmaceutischen und chemischen Bücher, welche vom Jahre 1750 an bis zur Mitte des Jahres 1823 in Deutschland erschienen sind.

Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage.
Preis 16 Gr.

Damit die Besitzer der zweiten Auflage nicht nöthig haben, das ganze Verzeichniß noch einmal zu kaufen, so sind die, in diese dritte

Auflage aufgenommenen Supplemente zu derselben, welche die Literatur der Jahre 1821 bis Mitte 1823 enthalten, einzeln abgedruckt werden; und für 2 Gr. zu haben.

Bei J. F. Hartknoch in Leipzig ist so eben fertig geworden:

M. Tulli Ciceronis de Republica
quae in Codice Vaticano supersunt.

Cum Angeli Maii praefatione integra, scholiis et adnotationibus selectis; it: specimine palimpsesti vaticani. Recens. et compluribus in locis emend, *Ferd. Steinackerus.* Accedit epistola *Godofr. Hermanni.* 8 maj. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr. Rh. Schreibpap. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr. Rh.

Beobachtungen und Bemerkungen über die hitzige Gehirnhöhlenwassersucht bei den Kindern.

Nach dem Franz. des Mitivié, bearbeitet von Dr. G. Wendt. Gr. 8. Broch. 8 Gr. oder 36 Kr. Rh.

Llorente's Geschichte der Inquisition.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 16 Gr. zu haben:

Geschichte
der
Inquisition.
Aus dem Französischen
des Juan Antonio Llorente
und
Leonard Gallois.
Mit einigen Randglossen
von *r.

> Der mißversteht die Himmlischen, der sie
> Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
> Die eignen grausamen Begierden an.
>
> Göthe.

Nebst der Lebensbeschreibung von Llorente und seinem Bildnisse.

Von allen Plagen, die verschiedene Länder der Erde verwüstet haben, hat keine so schwer zu vertilgende Spuren hinterlassen, als die von der heiligen Inquisition sind. Pest, Krieg, Hungersnoth, Erdbeben, Ausbrüche von Vulkanen, leben nur in der Erinnerung durch die Geschichte fort, aber überall, wo sich der tödtliche Hauch des heiligen Gerichts bemerkbar machte, da enthielten die volkreichsten Städte, die bald von ihren fleißigen Einwohnern entvölkert wurden, nur Angeber und Schlachtopfer, Kerkermeister und Henker. Nirgends hat sie solche Verwüstungen angerichtet, als in Spanien. Im Namen des Gottes, der die Güte und Barmherzigkeit ist, in den Staaten der allerkatholischten Könige, standen die Diener einer Religion, die alle Verirrungen zu vergeben gebietet, als Verfolger auf, und bauten abgöttische Scheiterhaufen, welche ganze Bevölkerungen verzehrten! —

Wer das Schrecklichste und Lächerlichste, die größte Einfalt und die fürchterlichste Grausamkeit geschildert lesen will, sagte ein berühmter freisinniger Schriftsteller, der lese Llorente's Geschichte der Inquisition.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen:

Libussa.

Zauberoper in drei Aufzügen.

Geheftet. Preis: 12 Gr.

Bekanntmachung

an Naturforscher, Bibliotheken, gebildete Forstmänner und Oekonomen, die Herausgabe eines großen Werkes der deutschen Vögelkunde betreffend; unter dem Titel:

Johann Andreas Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands,

nach eigenen Erfahrungen entworfen.

Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt, und mit getreu nach der eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihren Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von

dessen Sohne

Johann Friedrich Naumann,

mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Mit vielen colorirten Kupfern.

Lexiconoctav.

Ist ein Werk von so hohem Range und wahrhaft gediegenem Werthe, wie vorbenanntes, erst in die Welt getreten, dann bedarf es nicht mehr einer umständlichen Bekanntmachung, indem schnell durch sich selbst diejenige Aufmerksamkeit erweckt, welche einer ausgezeichneten Erscheinung gebührt, einem Unternehmen, das einzig seiner Art in der deutschen Literatur dasteht, und dem Aehnliches noch keine andere Nation aufzuweisen hat. — Der wackere Herausgeber arbeitete schon an des Vaters hochgeachteter Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands, und die sämmtlichen Abbildungen in derselben waren seine Arbeit. Die gegenwärtige Ausgabe ist aber in der That ein gänzlich neues Werk, das von den Platten der ältern nur die gelungensten aufgenommen hat; alle fehlenden, zum Theil noch unbeschriebenen Arten hingegen, sind neu gezeichnet und gestochen, und ergänzen somit eine Sammlung naturgetreuer Abbildungen aller deutschen Vögel nebst ihren Hauptverschiedenheiten, welche sämmtlich von der Hand des kunstreichen Verfassers nach der Natur entworfen worden, ein Vorzug, den wohl noch kein Werk von diesem Umfange für sich hatte. Die systematische Eintheilung und gründlichen Beschreibungen der Vögel erschöpfen den gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft, und umfassen die Resultate von mehreren Jahrzehnten angestrengten Forschens. Für die Illumination hat der Verleger keinen Aufwand gescheuet, und etwas, dem Zwecke gemäß Vollendetes zu liefern, indem bei wissenschaftlichen Darstellungen auf Treuheit des Kolorits ja alles beruht, und diese ihnen erst den eigentlichen Werth verleiht. Druck und Papier entsprechen dem Ganzen in einer würdigen Gestalt. — Folgendes ist bis jetzt erschienen:

Erster Theil mit 48 colorirten und zwei schwarzen Kupfern, enthält die sämmtlichen Tag- und Nachtraubvögel (Vultur, Cathartes, Gypaëtos, Falco, Strix), Preis: 26 Thlr.

Zweiter Theil, liefert nebst einem Bildniß auf 30 Platten (Tafel 49—78) die Gattungen: Würger, Rabe, Seidenschwanz, Rake, Pirol, Staar, Staaramsel, Fliegenfänger, Drossel, Sänger, (Lanius, Corvus, Bombycilla, Corracias, Oriolus, Sturnus, Merula, Muscicapa, Turdus, Sylvia.) Preis: 16 Thlr.

Dritter Theil mit einem Titelkupfer und 15 Platten (Tafel 79—98) die Gattungen: Sänger, Schlüpfer, Pieper, Bachstelze, Steinschmätzer, Schwätzer, Braunelle, Goldhähnchen (Sylvia, Troglodytes, Anthus, Motacilla, Saxicola, Cinclus, Accentur et Regulus.) Preis: 11 Thlr.

Zur Erleichterung des Ankaufs wird den Liebhabern die heftweise Ausgabe willkommen seyn, indem jeder Käufer ohne merklichen Aufwand (das Heft kostet 2 bis 4 Thlr.) nach und nach zu dem Besitze dieses schönen Werkes gelangt. Keine Bibliothek, kein Forscher und Sammler, Forstmann oder Oekonom, der nach höherer Ausbildung in diesem ansprechenden Zweige der Naturgeschichte trachtet, und sich gründliche Kenntnisse darinnen erwerben will, darf dieses classische Buch entbehren, und Alle werden in demselben einen dauernden Werth besitzen.

Sämmtliche Materialien liegen bereit, und gestatten eine schnelle Beendigung, so wie auch die Fortsetzung noch schneller als seither, von jetzt an erscheinen wird. Des vierten Theiles erstes Heft liegt zur Ablieferung bereit. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellung an.

Leipzig, im Juli 1823.

Ernst Fleischer, als Verleger.

Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Lutheritz, Dr. C. Fr., der Kinderarzt, als freundlicher Rathgeber bei allen Krankheiten der Kinder. Nebst einer Anleitung für Aeltern, ihre Kinder zu gesunden und kräftigen Menschen aufzuziehen. 8. Geh. 12 Gr.

In dieser Schrift stellt der Verf. Theils die Grundsätze einer vernünftigen physischen Erziehung der Kinder auf, Theils gibt er Eltern und Erziehern eine Anleitung, wie sie die, die Kinderwelt bedrohenden Körperleiden zu verhüten, oder durch zweckmäßige Maßregeln zu mindern, zu beseitigen, auch schnell verlaufende, gefährliche Krankheiten an gewissen Vorboten und Merkmalen leicht zu erkennen vermögen, und, wo es noch Zeit ist, nöthige Hülfe zu suchen. Anerkannt ist bereits der Werth seines

Hausarztes

bei Magensäure, Sodbrennen, Magenkrampf, Erbrechen, Schlaflosigkeit, Schleimflüssen, Stuhlverstopfung, Durchfällen, Goldsucht rc. 10 Gr.

Desgleichen bei Kopfschmerzen, Augen-, Gehör- und Zahnübeln, Schlagfluß rc. 10 Gr.

um noch mehr zur Empfehlung beifügen zu dürfen.

Dietrich, Dr. Ewald, des Arztes Lehr- und Wanderjahre auf Reisen und im Felde. Ein historischer Roman aus den Zeiten der Feldzüge 1809, 1812, 13 und 15. 8. 1 Thlr.

Die in diesem Werke enthaltenen Schilderungen und Reminiscenzen werden nicht allein dem Arzte, welcher selbst Theil nahm, sondern auch

jedem andern interessante Erinnerungen an die verhängnißvollen, thatenreichen Kriegsjahre von 1809, 12 bis 15 gewähren.

Trautschold, J. G., Bibelgenuß in dichterischen Darstellungen aus der heiligen Gemüthswelt des alten und neuen Testaments. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Eine Gallerie von Charakterzeichnungen und Lebensscenen. Freunde der Dichtkunst, so wie Freunde der Religion, der Seelenkunde und der Geschichte. Freunde der Erbauung überhaupt, wie der biblischen insbesondere, finden hier eine gehaltvolle Lectüre für Geist und Herz, die bei wiederholtem Lesen festhält und immer noch an Anziehungskraft gewinnt.

Weichert, M. A., Anthologia graeca sive Collectio Epigrammatum ex Anthologia graeca Palatina. In usum scholar. 8. 21 Gr.

Da das schätzbare Werk des griechischen Alterthums, die Anthologia graeca Palatina nicht blos Jünglingen, sondern auch unbemittelten Schulmännern und Freunden der griechischen Sprache, wegen Kostbarkeit der Ausgaben bisher wenig zugänglich war; so war es ein glücklicher Gedanke des Hrn. Rectors Weichert einen Auszug aus jenem umfassenden Werke zu veranstalten und unter der gemischten Menge von trefflichen, aber auch mittelmäßigen und schlechten Epigrammen eine Auswahl der besten und sinnreichsten Gedichte zu treffen, und sie nach gewissen Classen zu ordnen.

Musicalien.

Der fertige Orgelspieler, oder Casualmagazin für alle vorkommende Fälle im Orgelspiele. Ein praktisches Hand- und Hülfsbuch für Cantoren, Organisten, Landschullehrer und alle angehende Orgelspieler, von C. Güntersberg, gr. 4. Erster Band 1 Thlr. 4 Gr. Velinp. 1 Thlr. 20 Gr.

Fleck, M., sieben Festchoräle für die Orgel mit Begleitung von vier Posaunen, zwei Trompeten und Pauken, zum Gebrauche auf alle hohe Festtage. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Camenz, Sup. M. E., Gesänge für drei, vier und mehr Männerstimmen. Scherz und Ernst. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Müller, W. A., Sammlung verschiedener Tänze im neuesten Geschmacke zur angenehmen Unterhaltung am Pianoforte. Quer 4. Geh. 6 Gr.

In unserm Verlage erschienen folgende wichtige Schriften, sie sind bei uns wie durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Bäder, die wichtigsten Europas. Zur Empfehlung der Bäder für Gesunde und Kranke. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bartels, D. E., anthropologische Bemerkungen über das Gehirn und den Schädel des Menschen. Mit beständiger Beziehung auf die Gallschen Entdeckungen. gr. 8. 14 Gr.

Beischlaf, der. Eine physiologische, historische und philosophische Darstellung. Drei Theile. Mit Kupf. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Düben, Dr. C. G. F. von, Belehrungen über das Geheimniß der Zeugung des Menschen, für gebildete ernsthafte Leser. Zweite neue umgearbeitete Original-Ausgabe. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Flittner, Dr. C. G., gemeinfaßliche Anweisung über den Nutzen und rechten Gebrauch der einfachen kalten und warmen Wasserbäder, so wie der Dampfbäder. Zur Belehrung der Badelustigen. 8. 10 Gr.

— — Sammlung bewährter Vorschriften zu Mitteln, welche die Haut, die Zähne und Haare erhalten und deren Fehler verbessern, ingleichen auch Vorschriften zu Bädern für die Schönen. 12. Geb. 16 Gr.

— — de *Mesmerismi* vestigiis apud Veteres. 4 maj. 8 Gr.

— — Unterricht in der Kunst, die weibliche Schönheit zu erhalten und ihr zu Hülfe zu kommen. Eine Toilettenlektüre. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Hayne, Dr. F. G., Dendrologische Flora, oder Beschreibung der in Deutschland im Freyen ausdauernden Holzgewächse. Ein Handbuch für Kameralisten, Forstmänner, Landwirthe, Gartenbesitzer u. s. w. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Jung, Dr. F. W., Aphrodite. Erhaltung der lebenden Geschlechter auf Erden. Oder Begattung und Fortpflanzung organischer Wesen nach der Stufenleiter der Natur. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Meister, J. B. F., Urtheile und Gutachten in peinlichen und andern Straffällen. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Montanus, Dr. Aug., die Reagentien und deren Anwendung zu chemischen Untersuchungen, nebst zwei ausführlichen Abhandlungen über die Untersuchung des Mineralwassers und die Prüfung der Metallgifte. Dritte sehr verm. und verbesserte Ausgabe. Mit 1 Kupf. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Neumann, Dr. K. G., von der Natur des Menschen, oder Belehrung über den innern Organismus des menschlichen Körpers und seines Geistes, für alle gebildete Menschenclassen. Zwei Theile. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

— — Psychologie. Lehre von dem Nervenleben des Menschen. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Sick, G. F., kritische Beleuchtung und Würdigung der europäischen Pestkrankheiten fremden Ursprungs, mit absichtlicher Hinweisung auf eine neue, sichere und rationale Pesttilgungsmethode, nebst einer temperativen Zusammenstellung der orientalischen Rinder- und der occidentalischen Menschenpest. Mit zwei illum. Charten. gr. 8. 3 Thlr.

Weisse, Dr. J. F., Erfahrungen über arzneiverständige Somnambulen, nebst einigen Versuchen mit einer Wasserfühlerin. 8. 6 Gr.

Wildberg, Dr. *C. F. L.*, *Bibliotheca medicinae publicae*, in qua scripta ad medicinam et forensem et politicam facientia, ab illarum scientiarum initiis ad nostra usque tempora digesta sunt. Tom. primus: Bibliotheca medicinae forensis. Tom. secundus: Bibliotheca medicinae politicae. 4. 2 Thlr.

Wildberg, Dr. C. F. L., Hygiastik, oder die Kunst, die Gesundheit der Menschen zu erhalten, zu befördern und die Lebensdauer zu verlängern. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wildberg, Dr. C. F. L., System der medizinischen Gesetzgebung. Zweite sehr vermehrte und verb. Ausgabe. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Winkelmann, Dr. A., Beobachtungen über den Wahnsinn, nebst Prüfung der Gallschen Schädellehre. gr. 8. 18 Gr.

Flittnersche Verlags-Buchhandlung in Berlin.

